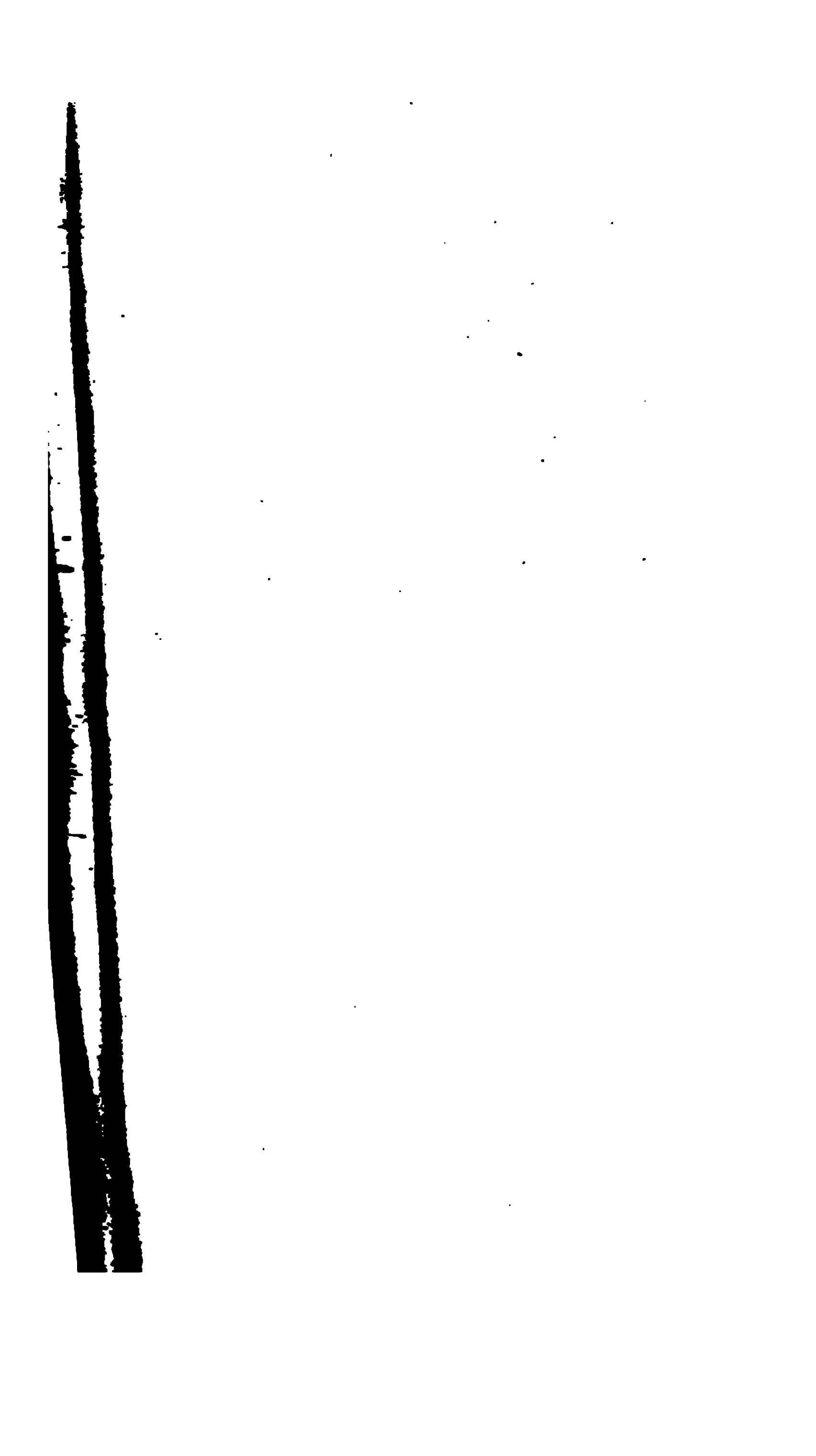
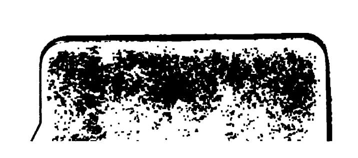
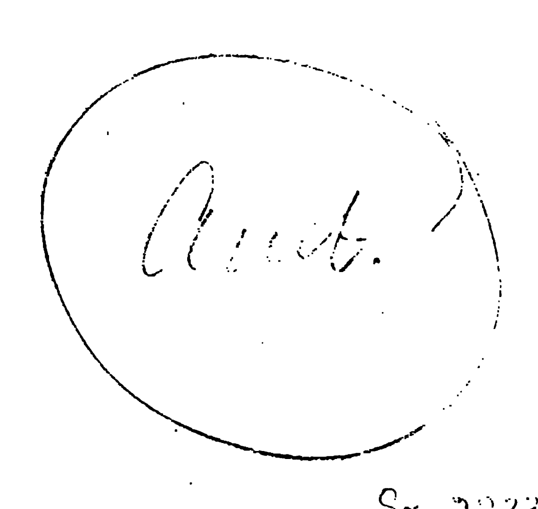

Sammlung
historischer Bildnisse.

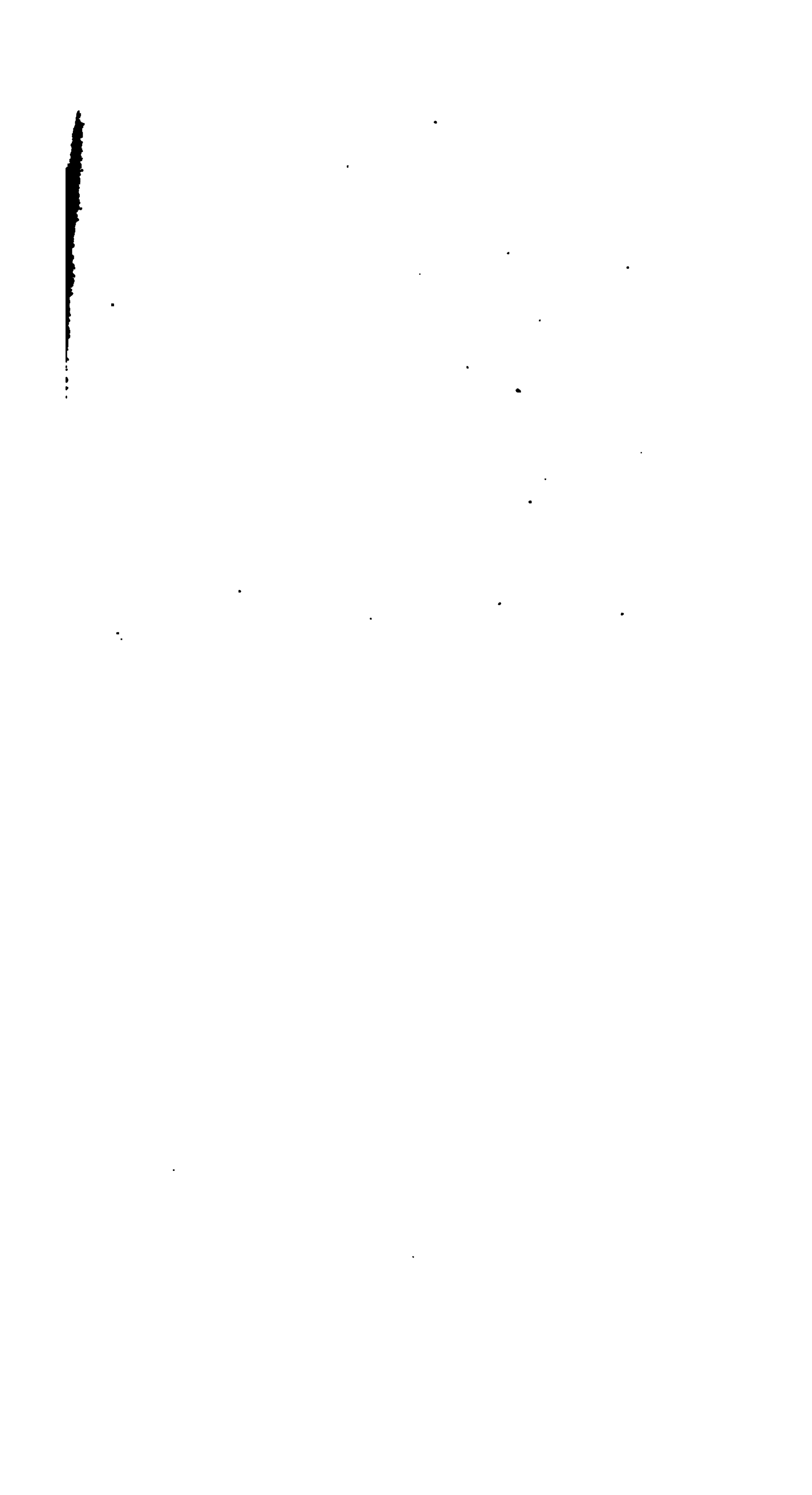


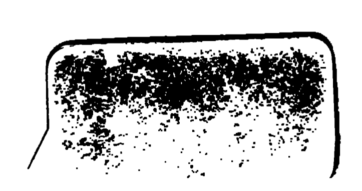


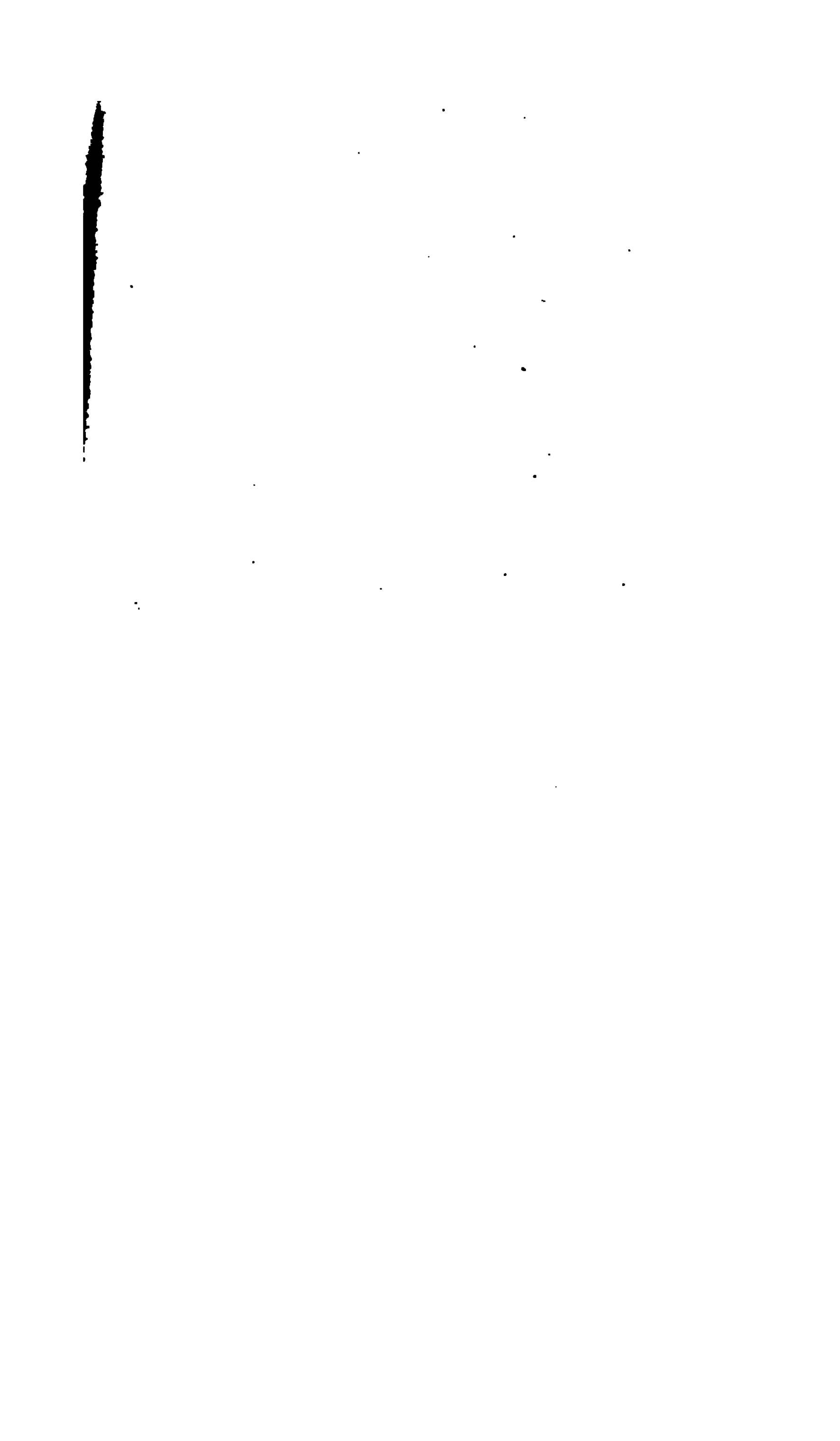




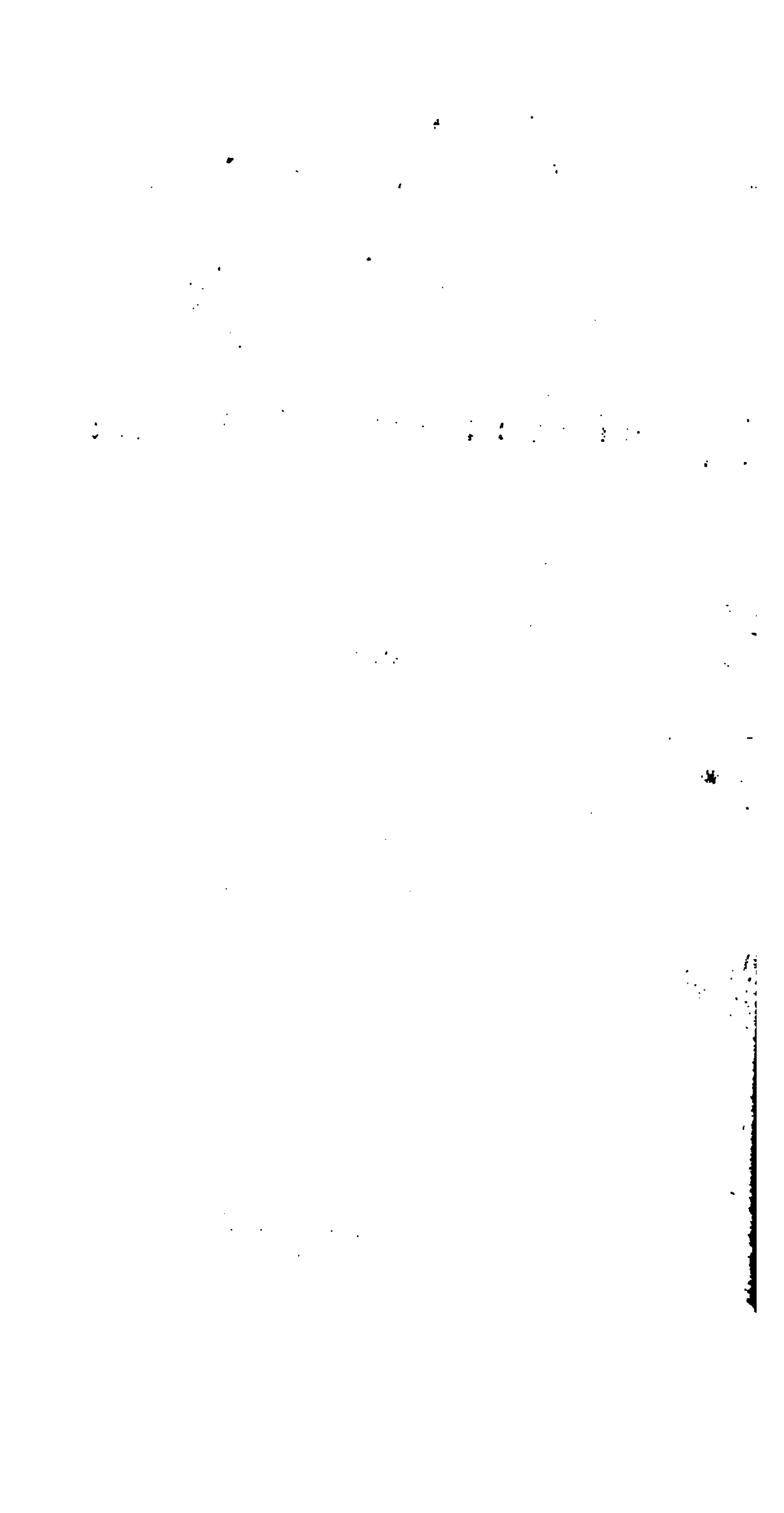












Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VIII



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

Frederick William Faber,

der

Begründer des Londoner Oratoriums.

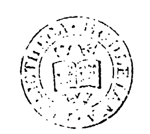
Ein Beitrag

zur

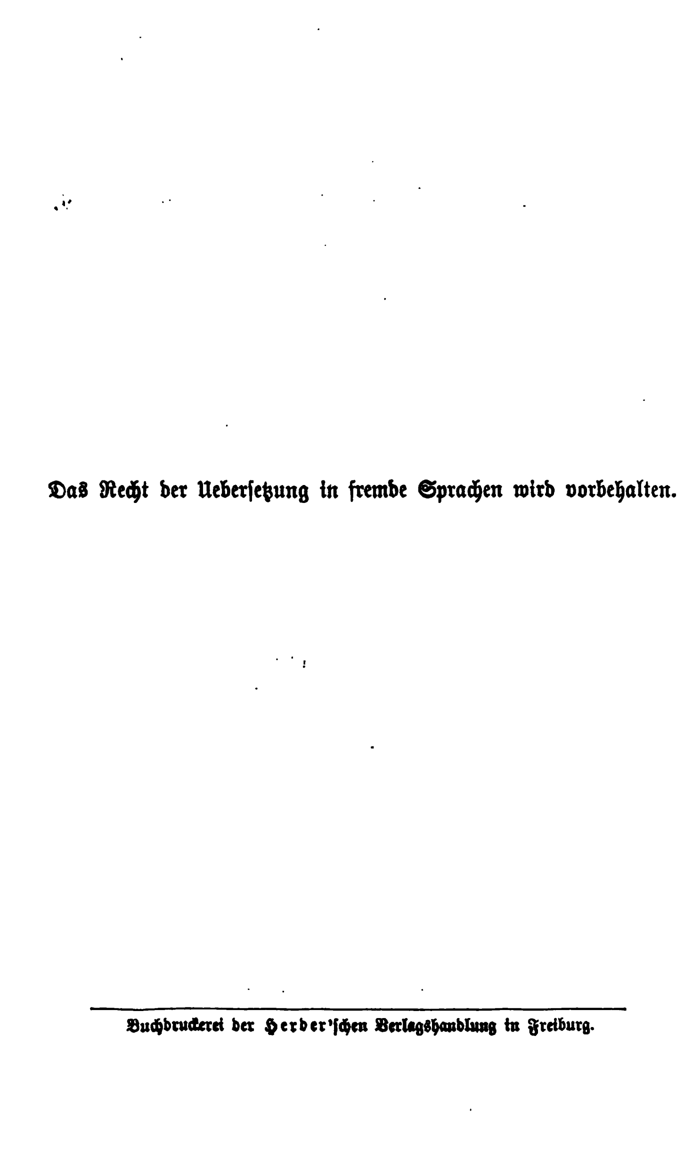
Geschichte der Rückkehr Englands zur katholischen Einheit.

Von

Dr. J. W. Klein.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis*, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Seite



Einleitung.

Frederick W. Faber ist neben den Cardinälen Manning und Newman ohne Zweifel der größte unter den Convertiten, die England der Kirche geschenkt hat; sein Leben darf in mehrfacher Hinsicht das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen. Einmal sind die ascetischen Schriften Fabers unter uns in den weitesten Kreisen verbreitet und erregt ihr literarischer, so ganz von der gewöhnlichen Behandlung der Ascese verschiedener Charakter, je mehr man sich mit ihrem Studium befaßt, das Verlangen, die Persönlichkeit ihres Verfassers genauer kennen zu lernen. Sodann bietet das Leben Fabers an sich ein nicht minder hohes Interesse als einen hellstrahlenden Beweis für die Macht der Gnade in der Führung einer auserwählten Seele aus den tiefen Niederungen des Irrthums bis zu den lichten Höhen der christlichen Vollkommenheit. Endlich ist die Stellung Fabers inmitten der Geschichte der Wiedererstehung der katholischen Kirche in England eine so hervorragende und nach mehreren Seiten hin so bedeutungsvolle gewesen, daß für die tiefere, zumal kirchenhistorische Würdigung der katholischen Bewegung in diesem Lande eine genaue Kenntniß dieses Lebens unerläßlich ist. Man kann sagen, daß Faber der berufene Erzieher der englischen Katholiken für die große Aufgabe der Kirche im zeitgenössischen England gewesen ist.

Um sein Leben nach allen diesen Seiten hin zu verstehen, haben wir einleitend den Leser mit den allgemein historischen Thatsachen bekannt zu machen, welche uns berechtigen, von der Rückkehr Englands zur katholischen Einheit zu sprechen.

Die Rückkehr Englands zur katholischen Einheit ist und bedeutet nichts anderes, als die *Unterwerfung des englischen Volkes* unter die

Wahrheit und Gnade der katholischen Kirche. Diese Rückkehr vollzieht sich heute, wie sie sich immer vollzogen hat, wie sie sich nach dem Gesetze Gottes und der Kirche nicht anders vollziehen kann: durch die freie Unterwerfung Einzelner unter das Gesetz der Kirche. Durch sie wird erst dieses Gesetz das Gesetz der Familie und größeren Volkskreise.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, wenn diese Rückkehr nach dem Willen Gottes in einem Volke anhebt, anhält, immer weitere Kreise umfassend und umschlingend, den Weg des Heiles immer siegreicher verfolgend. Man denke ja nicht, daß der Geist des Widerstandes, des Hasses, der offenen Empörung gegen die Gnade und die sie darbietende Autorität der Kirche in den Seelen, die ihren Frieden mit der Kirche machten, nicht vorhanden, nicht lebendig und wirksam war, daß dieser Geist nicht in den hervorragendsten und besten dieser Seelen einen erschütternden Kampf wachgerufen, daß er nicht lange nach seiner Ueberwindung noch sich geregt hätte. Die Geschichte der Conversion Fabers wird uns auf alle jene Mißverständnisse, Anklagen, Antipathien, Uebertreibungen und Unwahrheiten aufmerksam machen, welche die treibenden Beweggründe jener hundertjährigen, heute noch nicht erstorbenen Feindseligkeit der sächsischen Völker gegen die Kirche gewesen sind, und welche aus den Lehren und dem Leben der Kirche nicht etwa bloß eine Entstellung und Fälschung des Christenthums, sondern oft geradezu etwas Widernatürliches und darum mit dem nationalen Geiste dieser Völker schlechthin Unvereinbares gemacht haben. Wenn nun aber trotz aller dieser Gegenstrebungen in einem Volke von der Zähigkeit und dem festen Beharren bei dem einmal Ueberkommenen, wie es das englische ist, die Rückkehr der Edelsten und Besten aus diesem Volke sich Bahn gebrochen hat und in steigendem Maße sich fortsetzt, dann darf man wahrlich von der Rückkehr dieses Volkes in dem oben angegebenen Sinne sprechen. Wenn die Sonne in früher Morgendämmerung aufsteigt, fällt ihr Licht zuerst auf die höchsten Berggipfel und erst dann erfüllt sie höher und höher steigend die Abhänge der Berge und verscheucht nach und nach, aber unaufhaltsam, Dunkelheit und Nebel auch in den tiefsten Thälern. Ein ähnliches Schauspiel bildet seit mehr denn fünfzig Jahren die Auferstehung der katholischen Kirche in England, wie sie sich in den zahllosen Conversionen darstellt.

Man hat zur Erklärung dieser Conversionen auf mancherlei Be-

weggründe aufmerksam gemacht: auf das erneute Studium des kirchlichen Alterthums, namentlich der Kirchenväter und der ältesten Kirchengeschichte; auf den inneren Verfall der anglicanischen Staatskirche und die durch ihn bedingten Fortschritte des Sectenwesens und des Unglaubens; auf den Gegensatz zwischen dem Ernste des religiösen Lebens bei den Katholiken und dem Indifferentismus der Anglicaner; auf die Sorge des katholischen Klerus für die Kranken, Armen, Hilflosen aller Art; auf den täglichen Verkehr und die Annäherung zwischen den Katholiken und namentlich zwischen dem katholischen Klerus und den Anglicanern; auf die Ueberreste des Katholicismus in der Liturgie, dem Glauben und den Lebensgewohnheiten der Anglicaner; auf die in dem Schoße des Anglicanismus selbst sich regende Abwehr des Unglaubens und des Sectenwesens. Wiegt man alle diese Beweggründe genau ab, so erklären sie zwar die größere, in den Gemüthern vorhandene Geneigtheit einer billigeren Denkweise über die seit Jahrhunderten verfolgte katholische Kirche; sie erklären aber nicht jenen ernsten Schritt einer gänzlichen inneren Umwandlung, welche der Begriff einer Conversion in sich schließt. Letztere setzt einen Entschluß, einen freien Akt des Willens, eine vollendete Bereitschaft des Gehorsams gegen die Gnade voraus, die durch die genannten Beweggründe vorbereitet, aber nicht vollendet werden kann. Wir sehen daher in letzteren nur die allerdings kostbaren Symptome einer durch Gottes providencielle Fügung bewirkten veränderten Anschauungsweise in gewissen Schichten des englischen Volkes, der Dr. Pusey meist mit Bezug auf die von ihm mitinaugurirte „tractarianische Bewegung" folgenden treffenden Ausdruck gab: „Alles," sagte er, „sowohl Gutes als Schlechtes, hat diese Bewegung hervorrufen helfen: Poesie, Künste, Architektur, christliche oder heidnische Moral haben ihren Fortschritt verbreitet oder ihn beschleunigt; unsere (der Anglicaner) erneuerte Verbindung mit auswärtigen Kirchen und noch mehr die Gebrechen unserer Kirche, die gewaltsame Aufhebung unserer Bisthümer, die Angriffe der (von der Staatskirche sich trennenden) Dissidenten, die Kälte der Unsrigen, der Grimm der Feinde, die Lauheit oder Feindseligkeit des Staates, Alles, was gründlich, tief, heilig ist, die Akte der Nächstenliebe, der Güte, der Strenge; jede Gemüths- und Geistesrichtung, selbst die am entferntesten stehende unwahrscheinlichste, feindseligste, der *Liberalismus* oder der Hang zum Unglauben:

Alles das hat dazu beigetragen. Gewiß ist, daß die Bewegung von Demjenigen ausgegangen, der über Alles gebietet und wacht, daß Alles zur Durchführung seines Willens zusammenwirkt. Die Tendenz zum Romanismus selbst ist nichts, als ein Phänomen unter den vielen Thatsachen jener so ereignißreichen Zeit, und Alles in Allem genommen nichts weiter, als das tiefsinnige Sehnen der (anglicanischen) Kirche, der noch immer (durch den Staat) behinderten, so zu werden, wie der Heiland sie zurückgelassen, nämlich einig und einheitlich."

Von dieser in der anglicanischen Kirche neuerwachten Sehnsucht nach der einen und ewigen, nach der wahren Kirche unseres Heilandes und der nur in ihr möglichen Erneuung des christlichen Lebens bis zur wirklichen Conversion, d. h. bis zur vollendeten Unterwerfung des Geistes und des Herzens, des ganzen ungetheilten Lebens unter den Gehorsam des katholischen Glaubens, ist noch ein weiter Schritt. Und zu diesem zu bewegen, vermag nur der endliche Sieg der katholischen Wahrheit und Gnade. Die Geschichte der Conversion Fabers wird uns dieß in besonders hellem Lichte zeigen.

In seinem Leben wie in dem Leben all der gefeierten Personen, die ihren Frieden in der Kirche fanden, hat es einen Augenblick gegeben, wo diese Wahrheit und diese Gnade sich dem Geiste so darstellte, wie sie in Wirklichkeit ist, in ihrer göttlichen Schönheit und Würde, in ihrer ewigen Majestät; und dieser Augenblick war der letzte, wo Vorurtheile, Leidenschaften, menschliche Rücksichten, Zweifel, Schwächen und Bedenken ihre Macht gegen die Gnade des heiligen Geistes geltend machten. Nicht durch die Accommodation der kirchlichen Lehre, nicht durch die Aenderung der kirchlichen Verfassung, nicht durch Abschwächung irgend eines ihrer Gesetze, nicht auf dem Wege des Compromisses und der Concessionen zu irgend etwas, was aus menschlicher Klugheit und Hinfälligkeit ihre absolute Herrschaft über die Menschenseele beeinträchtigen könnte, wird der Sieg der Wahrheit gewonnen, sondern nur durch die Erkenntniß ihrer Göttlichkeit und das innere Zeugniß der Gnade von dieser Göttlichkeit, wodurch allein der Geist überwunden, die Seele gefangen genommen, und in Folge innerer Umwandlung zu jenem Gehorsam des Glaubens stark und frei wird, über den nichts Irdisches mehr Gewalt hat.

An dieser erhabenen Bedeutung der katholischen Bewegung in England müssen wir um so mehr festhalten, als der Gang dieser Bewegung bis zur Stunde zeigt, daß dieselbe auf's Engste mit der der Kirche in England wiedereroberten Freiheit, mit der Wiederherstellung ihrer normalen bischöflichen Selbstverwaltung, mit ihrem wiedergewonnenen socialen Einflusse auf das englische Volk im Zusammenhange steht. Man kann in der Geschichte dieser Bewegung füglich drei Phasen unterscheiden: eine politische, eine religiöse und eine sociale, die, wenn auch unter sich verschieden, sich doch gegenseitig durchdringen.

Am 13. April dieses Jahres waren es fünfzig Jahre, seit König Georg IV. unter dem lebhaftesten Widerstreben und nur in Folge des ernstesten Hinweises George Cannings auf seine Pflichten gegen das Land die schon 1801 verheißene, aber immer wieder vorenthaltene Emancipationsakte unterzeichnete. Durch dieselbe wurde zwar im Princip die politische Gleichstellung der Katholiken mit den übrigen Bewohnern des britischen Reiches ausgesprochen, allein der Ausgang der irischen Repeal-Bewegung zeigte schon deutlich, daß die Katholiken nur in langem harten Kampfe diesem Akte säkularer Gerechtigkeit im socialen Leben volle Anerkennung erringen würden. Es ist ohne allen Zweifel ein Beweis hoher politischer Befähigung für das katholische Element im britischen Volkskörper, daß es diesen Kampf bis zur Stunde inmitten des lebhaftesten Widerstrebens der anfangs noch erbitterten, später mehr und mehr abnehmenden nationalen, religiösen und politischen Vorurtheile durchführte. Die Erkenntniß, daß dazu vor Allem die Neugestaltung der kirchlichen Organisation für die englischen Katholiken nothwendig sei, führte zur Restauration der katholischen Hierarchie in England und Wales.

Als Pius IX. mit der Bulle Universalis ecclesia der Welt diese Wiederherstellung der normalen bischöflichen Regierungsgewalt kund that (29. September 1850), war die religiöse Grundlage für die christlich-sociale Wiedergeburt Englands gelegt. Die Emancipationsakte hatte für diesen großen Akt der pontifikalen Vollgewalt des römischen Stuhles die Wege geebnet, und als der letzte apostolische Vicar von London, Dr. Wiseman, als Cardinal und Erzbischof von Westminster an einem frühen Novembermorgen des Jahres 1850 in England landete, war die apostolische Succession

des seit dem Tode Bischof Watsons († 1584) unterbrochenen, vollberechtigten Episcopates wieder hergestellt.

Es begann unter Wisemans Führung und Leitung, unter der erfolgreichen Mitwirkung der neuernannten Bischöfe in den dreizehn neuerrichteten Diöcesen das große Werk der katholischen Restauration, das Newman auf der ersten Provinzialsynode von Westminster zu Oscott (Juli 1852) als den „zweiten Frühling" des englischen Volksthums ankündigte. Die locale kirchliche Gesetzgebung, welche auf den seit 1852 ununterbrochen gefeierten Provinzialconcilien festgestellt wurde, die kirchliche Disciplin im Klerus und unter den Laien, die Erneuung, Befestigung und Ausbreitung des Ordenslebens, die regelmäßigen bischöflichen Visitationen, die Errichtung der Domkapitel, der Diöcesanseminarien nach den Vorschriften des Trienter Concils, die Ordnung des katholischen Schulwesens in den Elementarschulen und den zahlreichen Collegien herauf bis zur Gründung des katholischen Universitätscollegs zu Kensington (eröffnet den 11. November 1874), waren die Früchte, welche die Kirche bei der ersten Jubelfeier der Neuerrichtung der katholischen Hierarchie am 3. October 1875 begrüßen konnte. „Sie," sagte Cardinal Manning an jenem Tage, „die in den Katakomben der grausamsten Verfolgung dem Anblicke der Menschen verborgene Kirche, ist auferstanden in ihrer ganzen Majestät, weithin sichtbar, wie eine Stadt, die sich auf dem Berge erhebt und den Blicken der Menschen nicht mehr entzogen werden kann."

Daß nur die so wiedererstandene und fest organisirte Kirche sich freier, wirksamer und nachhaltiger ihrer socialen Aufgabe, d. h. der Erziehung des englischen Volkes zu zeitlichem und ewigem Glücke, widmen konnte, liegt auf der Hand. Was hier namentlich seit der Wiedererstehung der katholischen Hierarchie geschehen ist, muß zum innigsten Danke gegen Gott und zur Bewunderung jener Männer hinreißen, die die sociale Aufgabe der Kirche so klar erkannten, ihre Lösung mit so fester Hand grundlegten und förderten. Wir können hier nicht bei den zahllosen Werken christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit weilen; wer das ‚Catholic Directory' durchblättert, wird sich fast auf jeder Seite überzeugen, daß kaum ein Gebrechen, eine sittliche Gefahr, eine Form des socialen Elends existirt, zu deren *Bekämpfung nicht ernste* Anstrengungen gemacht, die verschieden-

artigsten Anstalten in's Leben gerufen wurden. Wir wollen nur vorübergehend auf das unübertrefflich großartige Wirken der Bischöfe und des Klerus gegen die Laster der Trunksucht, der sittlichen Ausschweifung, der Verwilderung der armen Familien aufmerksam machen: weltbekannt, die Bewunderung und Anerkennung der englischen Regierung erzwingend, sind die hier erreichten Resultate. Aber alles das überragt, die Zukunft der katholischen Kirche in England fest und sicher begründend, das Werk der Bischöfe hinsichtlich der Schule und Erziehung, namentlich der Armen. Als im Jahre 1847 das zu diesem Zwecke gegründete ‚Poor School Committee' seine Arbeiten begann, gab es in England nur etwa dreihundert katholische Armenschulen; tausende von Kindern katholischer Eltern gingen Jahr um Jahr der Kirche verloren, weil sich keiner ihrer annahm. Heute sind in England nicht weniger als 1400 solcher Schulen, mit nicht weniger als ungefähr 140 000 täglich sie besuchenden Kindern. Bei solcher anfänglichen Noth der Kirche konnte natürlich an die Organisation des Mittel- und höheren Schulwesens nicht ausreichend gedacht werden. Die Erziehung der socialen Mittelklassen ist die nächste wichtige Aufgabe der englischen Katholiken, eine Aufgabe, die um so schwerer ist, als unter den Katholiken in England wie auch in Irland zwischen Arm und Reich — anders als bei dem in socialen Klassen scharf und traditionell gegliederten englischen Volke — nur Individuen und Familien, aber keine Stände und Klassen mehr vorhanden sind. Erst jetzt, wo die Erziehung der unteren Volksschichten sich vollendet, ist der Boden für die Entfaltung des Mittelschulwesens in einer immer zahlreicher eine vollendetere wissenschaftliche Fortbildung erstrebenden katholischen Jugend bereit. Es erregt unsere Hochachtung, wenn wir die hier gemachten Anstrengungen in einzelnen Diöcesen durch Neugründung von Handels- und Gewerbeschulen, durch der Erweiterung und Verbesserung der bestehenden Collegien, durch Fachschulen aller Art sehen. Erst wenn diese durch tüchtige wissenschaftliche und ernst religiöse Bildung hervorragende Jugend ihre Stellung im öffentlichen Leben wird eingenommen haben, ist die große Brücke für ein katholisches Volkswesen, wie es in den höchsten und niedrigsten Ständen blüht, geschlagen; erst dann kann auch das von den Bischöfen gegründete Universitätscolleg zu Kensington seiner eigentlichen Bestimmung mit *mehr Erfolg als* bisher entgegensehen. Doch

noch weiter geht der Blick der Bischöfe in Betreff der socialen Aufgabe der Kirche.

Ein im Anfange dieses Jahres von Cardinal Manning veröffentlichter Aufsatz in der „Dublin Review“ weist auf die Nothwendigkeit der Erziehung katholischer Laien für die öffentlichen Aemter in England nachdrücklich hin. Während in den englischen Colonien die Katholiken schon längst an den höchsten Staatsämtern Antheil haben, ist das in England selbst weder in der Regierung, noch in den höchsten Gerichten, noch in der Verwaltung, noch im Parlamente der Fall. Nach der Bevölkerungsziffer Englands verhält sich das katholische Element zu dem akatholischen, wie eins zu dreiundzwanzig, und die Katholiken hätten demgemäß auf mindestens zwanzig Sitze im Parlamente Anspruch; allein bis heute sitzt kein Katholik für einen englischen Wahlkreis. Keine Frage, die Kraft des katholischen Charakters und der höhern Bildung wird sich auch hier Bahn brechen, sobald die Stunde dazu da ist.

Doch alles das, woran wir erinnert, gibt uns noch nicht den vollkommen correcten Begriff von dem in England sich erhebenden katholischen Werke: es stellt nur die äußere Seite dieses Werkes, die in Aller Augen fällt, dar; seine vollkommene Würdigung kann nur aus der Erkenntniß des inneren Geistes, der hier sich Bahn bricht, entstehen.

Die innere Erneuung des katholischen Geistes im englischen Volke war, menschlich gesprochen, eine viel größere, entscheidendere Aufgabe für die Kirche; ohne sie war an die sociale Erneuung des englischen Volksthums im Sinne und nach den Gesetzen der Kirche nicht zu denken. In der That, was konnte sich das winzige Häuflein der Katholiken, welches die Emancipationsakte nach einer dreihundertjährigen Verfolgung noch vorfand, für die Zukunft der Kirche versprechen? Dieses Häuflein war zerstreut über das Land, gehörte meist den niedrigsten socialen Ständen an, war weder durch geistige Begabung, noch durch regelrechte katholische Erziehung, noch durch einflußreiche sociale Stellung zum Kampfe für die Kirche befähigt; erfüllt von den Vorurtheilen, in niedriger socialer Stellung, isolirt, darum furchtsam und scheu sich zurückziehend, war das religiöse Leben der Katholiken verkrüppelt, nur noch schwach in gewissen äußeren Religionsübungen von Zeit zu Zeit aufleuchtend. Die Katholiken aus

den höheren socialen Ständen standen unter dem Bann der nationalen Vorurtheile des Nopopery und, was schlimmer war, waren von dem Geiste der gallikanischen und jansenistischen Bevormundung so tief erfüllt, daß sie jeden Versuch der Erneuerung des katholischen Lebens mit Mißtrauen, ja Feindseligkeit betrachteten und behandelten. Wer kann heute ohne Scham und Entrüstung an jenen Repräsentanten dieser Art von Katholiken denken, an Charles Butler und seine Angriffe auf den ehrwürdigen Milner? Was vermochten diese Katholiken für Gott und die Kirche zu thun, inmitten einer Nation, in der schon Macaulay ein ununterbrochenes Sinken aller nationalen Tugend seit den Tagen der Reformation und der höchsten politischen Machtentfaltung constatirt hatte, die „dem Heidenthum mit Ausnahme des Göttercultus“ verfallen war, bei der ernste Reisende auf den ersten Eindruck hin bezweifeln konnten, daß sie überhaupt noch eine Religion hätten? Wahrlich, hier war ein Werk der geistigen Erneuung zu schaffen, vor dessen Inangriffnahme auch die Muthigsten zagten. Und doch die Zeit des „zweiten Frühlings“ für England war nach dem Willen Gottes da; eine neue Aera hatte in diesem Lande für die Kirche begonnen und Gottes Vorsehung hatte zwei Männer sich erweckt, die ihm jenen geistlichen Tempel wieder errichten sollten, den Jahrhunderte der Unterdrückung und der Gewaltsamkeit bis in seine Fundamente hinein erschüttert hatten, dessen Wiederaufrichtung aber keine Macht der Welt nunmehr verhindern konnte.

Am Tage, wo der nachmalige Cardinal Wiseman, vom apostolischen Stuhle zum Coadjutor des frommen Bischofs Walsh ernannt, die Bischofsweihe empfing, band er seine Seele vor Gott an die treue Beobachtung der folgenden vier, für sein bischöfliches Wirken maßgebenden Grundsätze: 1. immer an der Beförderung der Anbetung Jesu im heiligsten Sacramente zu arbeiten; 2. die Andacht zur Mutter Gottes auf's Neue zu beleben; 3. seine ganze Kraft an die Ausbreitung und die Vervielfältigung der religiösen Genossenschaften zu setzen, und 4. in England eine Gesellschaft für die Bekehrung der Heiden zu gründen. Wenn wir diesen Vorsätzen noch den der eifrigen Hingebung an den apostolischen Stuhl hinzufügen, haben wir die Grundzüge seines großen bischöflichen Tagewerkes vor uns. Als er am 15. Februar 1865 starb, war auch diese innere Er-

neuerung des katholischen Geistes in England vollzogen und waren die katholischen Engländer nicht mehr englische, sondern treue römische Katholiken. Freilich legte der Charakter seiner amtlichen Stellung, der Charakter seiner Zeit und der Umgebung dem Cardinale für sein persönliches Wirken manche Zurückhaltung auf, allein er wußte, daß er einen Mann zur Seite hatte, den die Vorsehung sich zu dem besonderen Werke der Vollendung dessen, was er grundgelegt, erzogen, den sie mit allen den großen ungewöhnlichen Gaben der Natur und der Gnade zu seiner wirksamen und erfolgreichen Durchführung ausgestattet hatte. Dieser Mann war Frederick William Faber; er ist, wie wir schon sagten, der Erzieher der englischen Katholiken für die katholische Zukunft Englands geworden.

Wir sind uns recht wohl der hohen Stellung und der kirchenhistorischen Bedeutung bewußt, die wir Faber neben der großen Gestalt Wisemans anweisen. Allein daß diese und keine geringere Stelle ihm gebührt, hoffen wir durch unsere Bearbeitung seines Lebens darzuthun. Was uns berechtigt, Faber diese Stellung anzuweisen, ist das Wort zweier Richter, deren autoritatives Urtheil über seine Werke nicht bestritten werden kann. Als bald nach dem Tode Fabers einer seiner Mitbrüder vom Londoner Oratorium in Rom zu den Füßen Pius' IX. kniete, sagte der Papst: „Du bist einer von Fabers Söhnen. Ach, nun ist er todt. Es war ein großer Verlust nicht bloß für Dich, mein Sohn, sondern für die ganze Kirche. Heute noch setzt er sein großes Werk durch seine Schriften fort." — Mit Bezug auf England schrieb bereits im Jahre 1870 der nachmalige Cardinal Manning: „Der alte Zustand der Dinge, gegen die der Episcopat Cardinal Wisemans und die lebenslangen Arbeiten P. Fabers einen so segensreichen Protest bildeten, ist dahin für immer. ‚Italienische' Andachtsübungen erschrecken jetzt Niemanden mehr; denn wir begegnen ihnen überall. Bilder Unserer Lieben Frau und des hl. Joseph, sonst etwas Unbekanntes in unserer Mitte, werden nun in feierlicher Procession von unsern frommen Congregationen umgetragen. Ueberall ist der Empfang der heiligen Communion ein häufigerer, die Hingebung an die Kirche und ihr apostolisches Haupt eifriger und zarter, Gleichgültigkeit gegen die Welt und ihre Urtheile universaler, als je. Wir sind jetzt alle römisch *in* England, mit Ausnahme so geringer und so wenig sagender

Art, daß das Murren gegen die sogenannte ultramontane Lehre nur noch Mitleid erregt, kein Echo mehr erweckt. Der Gallicanismus ist todt, todt der Jansenismus, und nur noch eine schwache und unter sich uneinige Gruppe, selbst in dem letzten Stadium der Auszehrung, folgt dem verblichenen Zwillingspaar zu Grabe. Ueberall in unserem Lande ist die vielverheißende Auferstehung, deren vorzüglichste Träger Cardinal Wiseman und P. Faber gewesen, vollständig. Es war eine zweifache Auferstehung, sowohl der wahren Lehre wie der wahren Heiligkeit."

Wir haben im Vorstehenden den Leser sowohl mit der Zeit als den allgemeinen Thatsachen hinlänglich bekannt gemacht, die die Würdigung der eminenten Stellung, welche Faber in ihr einnahm, voraussetzen. Es ist nun unsere Aufgabe, das Leben des hervorragenden Mannes selbst zu erzählen. Dasselbe theilt sich von selbst in zwei Hälften, die Zeit bis zu seiner Conversion und die Zeit seines Wirkens in der Kirche. Haben wir für die erstere die Aufgabe, den Gang seiner Erziehung und die Stufen seiner Sinneswandelung bis zum Eintritte in die Kirche genau in allen ihren Phasen darzulegen, dann bleibt uns für letztere die doppelte Charakteristik seines literarischen und seines practischen, im Londoner Oratorium sich concentrirenden Wirkens. Hinsichtlich seiner literarischen Arbeiten, namentlich seiner ascetischen Werke, bleibt unsere Aufgabe auf ihre allgemeine Charakteristik und die Einführung in deren Lectüre beschränkt.

Wir stützen uns in unserer Erzählung hauptsächlich auf die von seinem Ordensgenossen P. J. E. Bowden veröffentlichte Arbeit über sein Leben und seine Briefe[1]. Letztere, 142 an der Zahl, hat P. Bowden in ihrer ursprünglichen Form, so wie sie ihm zur Verfügung gestellt waren, ganz abgedruckt; sie bilden nebst den Notizen seines Freundes P. Antony Hutchison, den Papieren des Londoner Oratoriums, den gelegentlichen Mittheilungen in seinen eigenen Schriften, die Hauptquelle seiner Arbeit. Andere Aufzeichnungen, als die unter dem Eindruck des Augenblicks geschriebenen Briefe, scheint P. Faber

[1] Ihr Titel lautet: The Life and Letters of Frederick William Faber, D. D. Priest of the Oratory of S. Philip Neri. By John Edward Bowden, of the same Congregation. Richardson, Derby 1869.

über seinen Geistesgang und seine religiöse Entwicklung nicht hinterlassen zu haben[1]. Die möglichst sorgsame Bearbeitung der Briefe und die Herstellung des für den deutschen Leser nothwendigen, oft schwer aufzufindenden Zusammenhanges dieser durch das ganze spätere Leben sich hindurchziehenden Aeußerungen war die Hauptaufgabe des Verfassers. Daß hierzu eine Menge von andern historischen Daten und Studien, namentlich hinsichtlich der religiösen Lage Englands, nothwendig war, wird der Leser bald erkennen. Für die Erkenntniß der letzteren leisteten ihm namentlich Rosenthals „Convertitenbilder" (Hurter, Schaffhausen, Band II u. f.), sowie zwei Aufsätze Mannings in der „Dublin Review" treffliche Dienste[2], wie er auch für die Jugend- und Erziehungsjahre die schätzenswerthen „Mittheilungen" eines der protestantischen, Faber überlebenden Brüder benutzt hat. Die bei Manz (Regensburg 1873) erschienene Uebersetzung dieser Mittheilungen, nebst einem Anhange über das fernere Leben und Wirken Fabers — die einzige, uns bekannt gewordene, größere Benützung der Briefe Fabers in Deutschland — müssen nach Form und Inhalt als nicht ausreichend zur Würdigung Fabers bezeichnet werden, namentlich hinsichtlich des elementaren Verständnisses der Briefe und der allerbescheidensten Ansprüche an ihre Uebersetzung.

Im „Anhange" haben wir eine officielle, von Cardinal Manning

[1] Wenigstens legt folgende Stelle aus Fabers Schrift über „das heiligste Sacrament", (II. Buch) eine solche Annahme nahe. „Führe nie," sagt er, „ein geistliches Tagebuch, sammle nicht deine fromme Gedanken, die Spuren irgend einer religiösen Autobiographie. Ich will nicht sagen, daß Heilige dieß nicht gethan; ich sage nur, du mögest das nicht thun. Du wirst in einem Land der Träume und Pläne leben, wenn du es thust; und magst du augenblicklich auch nicht daran glauben, du wirst thatsächlich doch zuletzt dahin kommen, Thörichtes zu sagen oder zu thun, um es dann niederzuschreiben. Wenn du erfahren willst, wie sehr die Selbstgefälligkeit bei Führung eines Tagebuches mit jeder Wurzel der Eigenliebe zusammenhängt, wirf dein Tagebuch in's Feuer und du wirst es alsbald wissen. Vergiß dich selbst und deine inneren Erfahrungen. Gott kennt sie. Das ist wahrlich genug."

[2] 1869, Juli (Nr. 25); 1870, Januar (Nr. 27).

im Januarhefte (1879) der „Dublin Review“ veröffentlichte Statistik über die Fortschritte des Katholicismus in England mitgetheilt, zu deren weitergehenden Beachtung in Deutschland wir beitragen wollten. Sodann glaubten wir nicht besser die Faber'sche Theologie charakteresiren und zu ihrem Studium anregen zu können, als dadurch, daß wir eine möglichst genaue Analyse der Hauptschrift Fabers: „Der Schöpfer und das Geschöpf“, als Beleg für unsere allgemeine Würdigung seiner literarischen Arbeiten, mittheilten.

Zum Schlusse noch die Bitte, der geneigte Leser möge unsere Arbeit nach allen Seiten hin als einen Beitrag zur richtigen Würdigung der katholischen Bewegung in England wohlwollend aufnehmen und beurtheilen.

Frederick William Faber.



I.

Jugend und Erziehung (1814 — 1834). Fabers Eltern. Sein Charakter; seine poetischen Anlagen. Die ersten Schulen zu Bishop=Auckland und Kirby=Steffen. Seine religiöse Richtung. Harrow; calvinistische Ideen und Einflüsse. Oxford; Universitätsleben. Newman und die tractarianische Bewegung. Allgemeine Charakteristik derselben; verwandte Richtungen.

Frederick William Faber wurde am 28. Juni 1814 im Pfarrhause zu Calverley bei Bradford im westlichen Yorkshire, wo sein Großvater Pfarrer war, geboren und am 12. August in der dortigen Pfarrkirche zum hl. Wilfrid getauft. Er entstammte einer jener alten Hugenottenfamilien, welche der Widerruf des Edictes von Nantes durch Ludwig XIV. nach England geführt hatte und in welcher mit dem Stolze ihrer calvinistischen Ahnen das Bewußtsein der erlittenen Verfolgung stets lebendig geblieben war. Sein Vater, Thomas Henry Faber, wurde schon wenige Wochen nach der Geburt Fredericks zum Sekretär des Bischofs von Durham, Dr. Harrington, ernannt und zog schon im December 1814 mit seiner zahlreichen Familie — Fred war das siebente Kind — nach dem lieblichen Bishop=Auckland, der Residenz des Bischofs. An den Ort seiner Geburt und seiner Taufe sollte der Name St. Wilfrid in späteren Jahren Faber in fast allen schweren Seelenkämpfen immer wieder erinnern.

Von den ersten Kindheitsjahren an zeigte Frederick ausgezeichnete Geistesanlagen, welche von Vater wie Mutter, beide von sittlich=ernster und durchgebildet religiöser Charakterrichtung, sorgsam gepflegt und entwickelt wurden. Er wurde

der besondere Liebling seiner Mutter, die ein Jahr vor seiner Geburt drei ihrer älteren Kinder verloren hatte; da die ältesten Brüder früh schon aus dem Hause auf das Colleg kamen, so nahm Fred in der Liebe der Mutter die Stelle des Aeltesten ein, und er verstand es, ihre Liebe durch eine frühreife, ebenso sinnige wie offene und unschuldvolle Richtung seines Wesens zu erwiedern. Das ungemein lebhafte, bisweilen stürmische Kind griff Alles, die Arbeit wie die Spiele, mit demselben Eifer und derselben Entschlossenheit an. „Das Geringste, was er unternahm," sagt P. Bowden, „nahm in seinen Augen alsbald eine außerordentliche Wichtigkeit an, welche sofort in den Uebertreibungen seiner Sprache zu Tage trat. In dem Maße, als das Alter und die Uebung seine ungewöhnlichen Geistesanlagen weckten, gewann sein Auftreten an Sicherheit; der Freimuth seiner offenen, alle falsche Demuth verachtenden Seele gestatteten ihm nicht, die Ueberlegenheit seiner Talente zu verbergen, so daß die Freunde, welche die Entfaltung ihrer Erstlingsblüthen sahen, einem so feurigen und doch so ernsten Knaben eine glänzende Zukunft vorhersagten." „Er hatte," sagte später ein älterer Bruder von ihm, „er hatte großes Vertrauen auf sich selbst und auf seine eigenen Kräfte, als er jung war, und er war in einem Grade heftig und leidenschaftlich, wie es sogar bei Kindern selten ist. Stets blieb indeß seine Aufrichtigkeit und Offenheit eine so rückhaltslose, daß er den Eindruck machte, als lese man in der Seele des Sprechers so leicht, wie man ihm in's Antlitz schaue." Es war für ein so früh entwickeltes Kind das unschätzbarste Glück, in einer vortrefflichen Mutter die erste, verständnißreiche Lehrerin und Lenkerin zu haben.

Die ernste alterthümliche Pracht von Bishop-Auckland, die stolzen historischen Erinnerungen der alten Bischofsstadt Durham mit ihrer prächtigen normannischen Kathedrale und ihrem imponirenden mittelalterlichen Schloßbau, die am Bischofshofe damals noch in letzter Blüthe lebende feudale Herrlichkeit mit

ihren fürstlichen Privilegien, riefen in dem sinnigen Knaben mächtig das poetische Element seiner Seele wach, jene seltene und goldene Schöpfergabe, ohne die nichts in seinem bewegten Leben bis zur Form seiner populär-theologischen Arbeiten, dieser einzigen Schöpfung seiner letzten Lebensjahre, Verständniß findet. Wie lebhaft mußte die jugendlich ungestüme Phantasie angeregt werden, wenn Fred den Bischof von Durham, als gefürsteten Lehensherrn, dem die oberste Gerichtsbarkeit in allem Gebiete zwischen der Tyne und dem Tees zustand, mit einem Theile der königlichen Insignien bekleidet, seine festlichen Aufzüge halten sah, wenn er der feierlichen Abhaltung der pfalzgräflichen Gerichtstage im Schloßhofe anwohnte! Im Jahre 1833, wo Fredericks Vater starb, war Durham zum letzten Male Zeuge dieser prunkvollen Scenen einer stolzen Vergangenheit, deren Andenken Faber später in seinem Gedichte „auf den letzten Pfalzgrafen", Bischof van Milbert, feierte und die 1836 mit dem Uebergange der pfalzgräflichen Privilegien an die Krone England für immer erloschen.

Mächtiger noch und nachhaltiger wirkte auf seine empfängliche Phantasie die großartige Naturschönheit der bischöflichen Domäne von Auckland, wo in dem durch seine Feld-, Wald- und Wasseranlagen so berühmten Bischofsparke im Schatten hundertjähriger Bäume die Gaunleß fließt, der romantische, von Walter Scott in „Harald dem Unverzagten" besungene Waldbach, wo er an den Ufern des Tees und des Wear spielen und von den dicht bewaldeten Höhen von Cumberland und Westmoreland, die sich in der Ferne erhoben, träumen konnte.

Nach den Bergen und Seen des Hochlandes war gleich Anfangs des Kindes Sinn und Auge gerichtet, und man darf eine glückliche Fügung darin sehen, daß Fred nach kurzem Besuche der Lateinschule in Bishop-Auckland nach Kirby-Steffen in Westmoreland zu dem dortigen Pfarrer John Gibson zu weiterer Ausbildung gesandt wurde. Die Befriedigung über die Erfüllung des Verlangens nach einem Aufenthalte im

„Lande der Seen“, verbunden mit dem tiefen Eindruck, den die Romantik des Hochlandes auf seine junge Seele machte, sollte nie in seinem Andenken ersterben. Sein späteres Lied: „Goldene Ferienstunden“ ist dem ersten Zauber seines einsamen Umherwanderns zwischen den Seen und den Hügeln, zwischen den Ruinen der alten Schlösser und Abteien gewidmet, und noch im Jahre 1857, als er in London sein episches Gedicht „Sir Lanzelot“ auf's Neue veröffentlichte, schrieb er: „Verschiedene Umstände haben mich bewogen, meine Dichtung in die Regierungszeit Heinrichs III. zu verlegen. Meine vollkommene Kenntniß der Berge Westmorelands, wo ich meine ersten Jahre als freier Schüler verbrachte, meine Vertrautheit mit dem Formenreichthum ihrer Bildungen, dem Wechsel von Schatten und Licht zu jeder Stunde und zu jeder Tageszeit mußten naturgemäß auf die Wahl des Schauplatzes meines Gedichtes von entscheidender Bedeutung sein. . . . In jenen Jahren der feurig aufstrebenden Jugendkraft habe ich dieses Land der Hügel, der Wasser und der großen Schatten gesehen, ausgebreitet vor mir unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels; ich habe es mit den Augen der Schildwache von der Höhe der Festungszinnen bewacht und mit denen des Alchymisten, des in sein einsames Erkerthürmchen Verbannten, durchforscht. Gleich anfangs war das Land für mich ein ritterliches Land, und dieser sein erster Zauber ist nie gebrochen worden. Als ich später in reiferen Jahren dort meine Residenz und den ersten Schauplatz meines Wirkens fand, hatte sein Licht für mich nur noch einen goldigeren Schein, und jetzt erscheint diese Gegend mir, dem das ganze Jahr über in der Hauptstadt Gefangenen, wie eine Heimath, aus der ich verbannt bin, deren bloßes Andenken aber noch hinreicht, mir Ruhe und Freude in's Herz zu flößen.“ Man sieht, Faber hat Kirby-Steffen und die ersten Wanderungen des „freien Schülers“ nie vergessen können.

Im Jahre 1825 wurde Faber für eine kurze Zeit auf die Schule zu Shrewsbury geschickt, und im Sommer 1827 kam

er nach Harrow, wo er bis zum Abgange nach der Universität Oxford blieb. Der Aufenthalt auf der durch Lord Byron und Sir Robert Peel so berühmt gewordenen Schule zu Harrow on Hill sollte für ihn durch den Einfluß des Rectors Dr. Longley, des späteren Erzbischofs von Canterbury, von Segen werden. In Frederick regten sich damals die ersten religiösen Zweifel, die so mancher jungen Intelligenz schon den frühen Tod gebracht. Welcher Art diese Zweifel waren und wie dieselben entstanden, darüber erfahren wir nichts. Wir wissen nur, daß die Leitung Dr. Longley's ihm gegen die Angriffe des Unglaubens eine Stütze wurde, wie auch, daß besonders der Pfarrer von Harrow, Mr. Cunningham, ihm durch seine Belehrungen und seine Gebetsweise den freilich schwachen, aber für Fredericks Zweifel damals noch wirksamen Halt des hochkirchlichen Pietismus, jenes sogen. Evangelismus bot, den wir bei seinem ersten Auftreten in Oxford so kräftig in ihm werden hervortreten sehen und der für die Entwickelung seiner religiösen Ansichten eine entscheidende Bedeutung gewinnen sollte.

Um ein möglichst klares Bild der in Harrow zuerst sich zeigenden religiösen Kämpfe Fabers zu bekommen, muß man, namentlich für den ersten Theil seines Lebens, die Zustände der anglikanischen Kirche stets im Auge behalten. Die tiefe Zerrissenheit der Staatskirche von England war das unheilvolle Angebinde, mit welchem ihre Urheber sie aus politischen Gründen in der Wiege bedachten: calvinische Glaubensartikel, ein papistischer Gottesdienst und ein verweltlichter Clerus waren, nach dem Ausspruche Lord Chathams, die durch Staatsgesetz aufgestellten und zäh festgehaltenen Grundlagen, auf denen eine englische Nationalkirche, im unlösbaren Widerspruche mit sich selbst, sich auferbauen sollte, um die einer despotischen Politik willen unter ruchlosen Barbareien geopferte römische Kirche zu ersetzen. Daher der alte, aus dem Ursprunge und dem Gange der englischen Reformation sich erklärende Gegensatz zwischen den altkirchlichen katholischen und den neu-

kirchlichen protestantischen Anschauungen der Staatskirche; daher die verschiedenen sich bekämpfenden Lehrströmungen in einer und derselben Kirche, die innerhalb der vom Staatsgesetz gezogenen Grenzen mit größerer oder geringerer Heftigkeit bis zur Stunde um den Sieg streiten. Zwar wurden diese Gegensätze durch die Revolution von 1688 und den in ihrem Gefolge sich einstellenden Sieg des Rationalismus über die Staatskirche und die nun eintretende allgemeine Gleichgültigkeit gegen das religiöse Leben, und mit diesen Gegensätzen auch der Streit der religiösen Parteien anscheinend beseitigt; allein von Religion und Christenthum war bald nichts mehr übrig, als äußere, von der gewaltigen Hand des Staates zusammengehaltene Formen und eine allgemeine, dem Gewissen nicht lästige Moralität nebst einigen christlichen Hauptlehren, kurz eine Religion des äußeren Anstandes, des guten Tones, eine aristokratische Religion für den Gentleman, die ihm den behaglichen Genuß des Reichthums nicht stört und ihm doch in ihrem Episcopate und ihren liturgischen Eigenheiten immerhin eine nationale Religion ist. Verweltlichung wurde und ist bis zur Stunde der Grundtypus der anglikanischen Hochkirche, die von dem ersten Tage ihres Bestehens an nicht aufgehört hat, der Tummelplatz aller weltlichen Leidenschaften zu sein, und die es trotz aller entgegenstehenden Bemühungen einzelner protestantischer Secten nicht hat hindern können, daß tiefe religiöse Unwissenheit und sittliche Verwilderung das Erbtheil großer breiter Bevölkerungsschichten im englischen Volke geworden sind; daß sich, wie Pusey erklärte, eine „zahlreiche Nation von Heiden“ im Lande gebildet hat, um die sich die fanatische Sectirerei der Dissidenten und krasser Unglaube streiten.

Das ist im Allgemeinen noch heute die Lage, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch die innerhalb des Anglikanismus sich anbahnende Reaction gegen den rationalistischen Unglauben und namentlich durch den Kampf der Hochkirche mit dem Methodis-

mus einige Lebenszeichen in der todten Gentleman-Kirche wachgerufen haben.

Zunächst ist hier auf den Evangelismus hinzuweisen, eine Art hochkirchlichen, den Methodisten und andern Dissenters mit aristokratischer Zurückhaltung ferne bleibenden Pietismus, welcher gegenüber dem wenig verhüllten Unglauben in der Staatskirche und dem rein äußerlichen Mechanismus derselben eine Wiedererweckung innerchristlichen Lebens auf Grund der calvinischen Lehre von der Rechtfertigung anbahnte. Abneigung gegen alles äußere Kirchenwesen, namentlich gegen das „papistische" Sakramentenwesen, starrer Glaube an die buchstäbliche Inspiration der Bibel, jüdische Sabbathfeier im Sinne des Puritanismus, chiliastische Träumereien über den Menschen der Sünde und den Untergang der Welt, alles das ausschließlich auf die Pflege innerer Erbauung gerichtet, waren die Zeichen dieser Reaction, die freilich zur Zeit, in die Fabers Jugend fällt, noch den Geist strengerer Anlehnung an die Hochkirche athmete, als heute, wo die Evangelicals mehr den dissentirenden Secten sich zuneigen und durch ihre meist aller theologisch wissenschaftlichen Bildung ermangelnden Prediger der Verachtung anheimfallen. Immerhin blieb diese pietistische Reaction auf enge Kreise beschränkt: die Spitzen des Anglikanismus, der öffentliche Geist, wie er in den vornehmeren Ständen und in den höheren Schulen, auch in Harrow, herrschte, huldigten zu jener Zeit einem ungläubigen Rationalismus, und es erklärt sich leicht, wie in Faber bei der ersten engeren Berührung mit diesem Geiste Versuchungen zum Unglauben entstehen konnten.

In der Familie Fabers hatte der Evangelismus, an die streng hugenottischen Traditionen derselben anknüpfend, ein praktisches, durch Gebet und religiöse Uebungen befruchtetes christliches Familienleben aufrecht erhalten, in welchem die Stellung des Vaters und naher Verwandter zur Staatskirche die Gegensätzlichkeit gegen letztere gemildert hatte. Die Gnade

der heiligen Taufe und die immer mehr sich offenbarende religiöse Richtung Fredericks waren der Same, der unter dem wachsamen, die Kindesseele mit heiliger Scheu betrachtenden Auge und den sittsamen Händen einer guten Mutter sich ungewöhnlich schnell entwickelte. Wenn man die poetischen Ergüsse des gereiften Jünglings aufmerksam prüft, kann man nicht zweifeln, daß Fredericks Mutter, eine Christin durch ihre Taufe, wenn auch durch das Unglück der Zeiten und ihrer Erziehung von den Schatten der Irrlehre umnachtet, in der Seele ihres Lieblings alle jene Keime eines ernsten religiösen Lebens hat pflanzen helfen, die ihn nicht nur auf den Weg zur Wahrheit stellten, sondern auch darauf erhielten. In Fabers Gedichte: „Gott meiner Kindheit" tritt uns diese Kindheit in all' der Schönheit innigen, unschuldsvollen Verkehrs mit Gott, reich an Leben und Einbildungskraft, noch reicher an ernster Beschaulichkeit entgegen. Zweimal geschieht darin der Mutter Erwähnung: wie sie besonders an Sonntagen dem Knaben ihre Stunden voll Weihe und Andacht geschenkt und wie diese Stunden gottinnigen Verkehrs mit seiner Mutter seine seligste Kindeswelt gewesen. Faber war fünfzehn Jahre alt, als er den unersetzlichen Schatz solcher Muttersorge und Mutterliebe verlieren sollte. Unter dem Eindrucke der Auferstehung des Herrn feierte er damals in dem „Ostergast" das Andenken dieser Mutter, die er auferstehen läßt, um mit ihm noch einmal die Feier des hehren Tages zu begehen: „Ich sehe mich noch," ruft er, „als schüchternes Kind an Deiner Seite am Ostertage zur Kirche eilen; ich fühle noch, wie Deine linde Hand mein Haupt entblößt, mich niederknieen heißt, mir die kleinen Handschuhe auszieht, meine Händchen fromm faltet; wie ich dann so ganz glücklich bei Dir, mit Dir . . . . betete und mich vergaß." Und dann seine gegenwärtige Osterandacht schildernd, ruft er die Mutter als verklärte Zeugin der in seinem Herzen von ihr gepflegten Gottesfurcht und Gottesfreude, seiner heiligen Hoffnung und Verdemüthigung auf. In der That,

Frau Faber hat bei ihrem Kinde als die Stellvertreterin Gottes in seiner ersten religiösen Erziehung nichts vom Geiste und von der Sprache sectirerischer Verbitterung gekannt; darum wurde sie für Frederick ein Ideal christlicher Frömmigkeit.

Daß einem so hochbegabten, frühgereiften, christlich ernsten und unschuldsvollen Knaben inmitten der religiös gleichgültigen und spottsüchtigen, oft frivolen Schulwelt zu Harrow, wo ihn die so ganz anders erzogene Jugend der vornehmen Welt umgab, nicht wohl werden konnte; daß bei der ersten längeren Abwesenheit der mütterlichen Leitung und der christlichen Umgebung des Elternhauses eine Reaction gegen seine bisherigen religiösen Anschauungen und sein bisheriges religiöses Leben in dem sinnigen, empfindsamen Knabengemüthe entstehen mußte, war klar. Zum Glück gab es in Harrow einen Mann, der trotz seiner anti-evangelistischen Geistesrichtung für den ersten bitteren Zwiespalt in diesem jungen Seelenleben genug Verständniß besaß, um seine Autorität als Lehrer und als Vorsteher der Schule mit väterlicher Milde und Liebe beruhigend und versöhnend auf ihn geltend zu machen. Mit all' der Liebe, mit der je ein offenes, unverdorbenes Schülerherz an seinem Lehrer gehangen, hing Frederick an Dr. Longley, und ohne sich damals schon vollkommen klare Rechenschaft von dessen wohlthätigen Einfluß geben zu können, ahnte er gleichwohl bei seinem Abgange von Harrow, daß er seiner Leitung und den Einwirkungen des Evangelismus für die Rettung seiner christlichen Ueberzeugungen und Gewohnheiten, besonders des eifrigen Gebetes, eine nie erlöschende Schuld abzutragen habe.

In Harrow wuchs mit dem Jünglinge der Ernst und die Freude an den literarischen Studien, bei denen indeß, wie es scheint, damals schon nicht zum Vortheile seiner klassischen Bildung der nationalen Literatur der entschiedene Vortritt gegönnt war. Fred beobachtete unter der lärmenden Schaar der den besten Familien Englands angehörenden Jugend stets eine gewisse Zurückhaltung. Er hatte niemals jene enthusiastische

Freude an Pferden, Hunden, Wettrennen und dem sonstigen Sport, der das Erbtheil der vornehmen englischen Welt ist. Doch ritt er sehr gut und war ein vortrefflicher Schwimmer. „Männliche Freundschaften, Literatur und in späterer Zeit das Reisen nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch und waren die Vergnügungen, die er suchte; sonst bekümmerte er sich weiter um nichts," sagt sein Bruder.

Das Jahr 1829 brachte Frederick den ersten herben Schmerz; seine Mutter starb, bis zuletzt in rührender Besorgniß ihm zugethan. „Frederick," sagte nach ihrem Tode ein Freund der Familie, „wird ganz gewiß gerathen; denn er ist das Kind der Gebete seiner guten Mutter." Noch vier Jahre lang blieb das elterliche Haus seine Heimath; bis zu dem Tode seines Vaters, der mit gleich inniger Liebe wie die Mutter über die vielversprechende Entwicklung des jungen Mannes gewacht hatte. Von dieser Zeit an wurde das Haus seines ältesten Bruders, des Anwaltes T. H. Faber zu Stockton am Tees, seine zweite Heimath, wo er in der wahrhaft väterlichen Liebe dieses Bruders, in der treuen Anhänglichkeit seiner ganzen Familie, in dem wärmsten Antheile, den sie an seinen Schicksalen nahm, einen seltenen Ersatz für so unersetzliche Verluste fand.

Im Anfange des Studienjahres 1832 wurde Frederick, kaum achtzehn Jahre alt, im Balliol-Colleg zu Oxford als Student immatriculirt, konnte aber erst zum Advent 1833 die durch ein glänzendes Examen erlangte Freistelle im Colleg antreten. Einer seiner Zeitgenossen erinnerte sich nach Fabers Tode noch des ersten Eindrucks, den seine frische blühende Erscheinung an der Universität machte. „Unsere älteste Erinnerung an Frederick Faber," schrieb derselbe 1862 in der „Dublin Review", „zeigt uns ihn schlank, anmuthsvoll, intelligent, fast noch ein Kind, und doch schon an die Hochschule geworfen. Dann erinnern wir uns seiner als eines bewunderten jungen Mannes, der soeben einen der ersten Preise Oxfords errungen. Es ist unmöglich, ihn in jener Epoche gekannt zu haben, ohne von der

Anmuth seiner Person und von seiner seltenen Geisteskraft angezogen worden zu sein."

Mit seinem Eintreffen in Oxford that sich für Faber nach allen Richtungen hin eine neue Welt auf. Oxford ist eine der schönsten Städte Englands, in anmuthiger hügeliger Gegend am Zusammenfluß der Isis und des Cherwell. Die Zier der Stadt ist die Universität, die größte und älteste unter den Hochschulen Englands, mit dem etwas jüngeren Cambridge „die beiden Geistesaugen Englands". Ihre zahlreichen Collegien — deren ältestes, das von Faber so liebgewonnene Universitätscolleg, bis in's Jahr 1249 zurückgeht — gehören zu den interessantesten monumentalen Baudenkmälern Englands und verleihen, meist mitten in großartigen alten Park- und Wasseranlagen liegend, den beiden Hauptstraßen, High- und Broadstreet, einen imponirenden Reiz. Im Inneren derselben, wo von der Kapelle an bis zu den einfachsten Stuben Alles an die große Vergangenheit dieser ächt nationalen Studienhäuser erinnert und dem Jünglinge Ehrfurcht vor dieser Vergangenheit predigt, herrscht alterthümliche, ernste Pracht, besonders in den reich mit den Porträts ihrer berühmtesten Zöglinge geschmückten Speisesälen; dazu denke man sich die ausgedehnten Gartenanlagen mit ihren hundertjährigen Baumgruppen, die schattigen Alleen, die großen Spielplätze für die ein ganzes Colleg in Mitleidenschaft ziehenden Nationalspiele, die auf den beiden Flüssen, die hier zur Themse werden, sich schaukelnden Kähne in den buntesten Farben und der zierlichsten Bauart, das frische Leben der in der alterthümlichen Universitätstracht sich zeigenden Studenten, die rastlosen Uebungen zu der mit den Commilitonen der Schwesteruniversität Cambridge alljährlich gehaltenen, von ganz England mit eifersüchtigem Auge bewachten Wettfahrt auf der Themse, und man wird sich den Reiz erklären, den ein solches Leben für einen poetisch so hochbegabten jungen Mann wie Faber haben mußte.

Um das Oxforder Studienleben zu verstehen, muß man

dessen Einrichtungen sich vergegenwärtigen. Jedes Collegium ist sozusagen eine Universität für sich, mit einem vollständigen, durch reiche Stiftungen dotirten Lehrkörper, einer eigenen Bibliothek und sonstigen wissenschaftlichen Anstalten auf's Beste ausgestattet. Jeder die Universität besuchende Student muß sich nach vorausgehender Prüfung in einem Colleg immatriculiren lassen; der Unterricht wird meist im Colleg selbst von den Fellows ertheilt, die als solche Tutors (Studienlehrer) heißen, und deren jeder eine Anzahl junger Leute auf die Prüfungen vorbereitet, beaufsichtigt und mit Rath unterstützt. Der Unterricht ist eine Art Seminarbildung; doch gibt es auch öffentliche Vorlesungen, die von den Angehörigen mehrerer Collegien zugleich besucht werden. Dem Stoffe nach herrscht in allen Collegien die Lectüre der griechischen und römischen Klassiker vor; doch werden auch andere Fächer, wie Mathematik, Nationalökonomie, Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, je nach den Anforderungen der Prüfungen, studirt. Für besonders fleißige und nach Auszeichnung strebende Studenten sind zahlreiche Preise und Scholarships (Stipendiatenstellen) gestiftet. Für die Erlangung der Universitätsgrade sind eine bestimmte Reihe von Jahren des Aufenthaltes an der Universität und gewisse Examina und sonstige Förmlichkeiten vorgeschrieben, und kein Geistlicher, Schulmann, Richter oder Staatsmann verläßt leicht die Hochschule, ohne einen solchen erlangt zu haben. Der Besuch der Universität, sowie bestimmte, für die einzelnen Stellen verschiedenen Examina sind ferner die unerläßliche Vorbedingung zur Wahl als Mitglied des Lehrkörpers (Fellow) in einem der Collegien. Die Fellowships, deren es in Oxford etwa 400 mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 300 Pfd. Sterl. (6000 Mark) gibt, sind meist alte fromme Stiftungen, bestimmt, besonders tüchtigen jungen Leuten eine treffliche Gelegenheit zu bieten, in Muße und Ruhe ihre Studien zu vertiefen und diese so lange fortzusetzen, bis sie zu einem praktischen Lebensberufe oder zum höheren Lehr- oder Staats-

amte übergehen. Für Theologen ist die Erlangung einer Fellow-stelle noch deßhalb wichtig, weil eine solche ein Anrecht auf eine der vielen Pfründen gibt, die die einzelnen Collegien zu vergeben haben. Diese wenigen Züge aus der althergebrachten Verfassung der Universität werden genügen, um mit Verständniß und Interesse dem Studiengange Fabers zu folgen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine so gewinnende, edle und frische Erscheinung wie die Fabers, verbunden mit seinen hohen Fähigkeiten, seinem offenherzigen Charakter, seinem außergewöhnlichen Unterhaltungstalente bald allgemein beliebt wurde, und aus jener Zeit stammen jene innigen Freundschaftsbeziehungen, von denen seine später veröffentlichten Gedichte beredte Proben ablegten. Unter den dort wiederkehrenden Namen nennen wir an erster Stelle den Namen John Brande Morris', der als einer der treuesten Correspondenten Fabers uns bis an sein Lebensende immer wieder begegnen wird; derselbe war damals Fellow des Exeter-Collegs. Wir stoßen ferner auf die später in der politischen und kirchlichen Welt vielgenannten Namen eines Roundell Palmer, Beresford Hope, Lord John Memmers, Stanley, des späteren Dechanten von Westminster, des Bischofs Claughton von Rochester. Auch an der Universität Cambridge, die Faber oft und gerne besuchte, gewann er manchen Freund. Immerhin, scheint es, erkannte man seinen inneren Werth nicht alsbald. In wieferne die Schuld an ihm und seinem Freimuthe gegenüber den Schwächen seiner Freunde lag, deutet folgende im August 1834 auf die Vorstellungen eines Freundes, seine Fähigkeiten besser zur Geltung zu bringen, gegebene Antwort. „Aller Wahrscheinlichkeit nach,“ schreibt Faber, „werde ich meinen Ruf eitler Selbstgenügsamkeit nicht verlieren; alle möglichen Anstrengungen richten gegen einen schlechten Ruf nichts aus. Ich kann indessen nicht sagen, daß diese Aussicht mich im Geringsten erschreckt. Wenn ich mit der Gnade Gottes meine Eigenheiten in so weit ändern kann, um diesen Ruf in meinen Augen und in den Augen derer

grundlos zu machen, deren Freundschaft ich schätze und achte, so ist das alles, was mir zu thun obliegt. Ich werde also mein Möglichstes thun, um eine so glückliche Aenderung herbeizuführen."

Der Freund, sagt P. Bowden, an den dieser Brief gerichtet war, und der ihm während der ganzen Studiencarrière in Oxford am nächsten stand, stellt der fleckenlosen Unschuld seiner ernsten und doch frohsinnigen Jugend, sowie der Ausdauer seiner damals wenig beachteten umfassenden Studien, die die Quelle seines späteren großen Wissens wurden und denen er trotz eines schrecklichen Kopfleidens sich mit nie geschwächtem Eifer hingab, ein wahrhaft goldenes Zeugniß aus. Sein Verhalten war tadellos; von Anfang bis zu Ende seiner Studienlaufbahn widerstand Faber mit edlem christlichem Stolze den Verlockungen, denen so viele seiner Genossen erlagen, und bewahrte seine Unschuld mit der Gnade Gottes rein und ohne Makel. „Ich glaube," schrieb nach seinem Tode der ihn überlebende Bruder, „er ging mit der Gnade Gottes durch die Versuchungen des Universitätslebens ohne irgend einen Grund zu jener Reue, welche für die Jugendjahre Anderer so oft ein bitteres Vermächtniß bilden. Es ist meine feste Ueberzeugung, und ich habe guten Grund zu sagen, daß die Reinheit seines Lebens ohne Fehl und ganz makellos geblieben ist."

Daß Faber in Oxford bald die reichste Anregung für sein poetisches Talent fand, brauchen wir kaum zu sagen. Die Anmuth des Hügellandes, die Veränderung der Jahreszeiten und ihr Einfluß auf das halb ländliche, halb städtische Leben im Colleg und in den Umgebungen der Stadt fanden in ihm einen ebenso treuen wie glücklichen Maler. Die Erinnerungen der altehrwürdigen Gebäude, die Stille und Schönheit ihrer Lage, besonders wenn die sie umrahmenden Wäldchen und Gärten mit einem grünen blühenden Kranze sie einschlossen, das jugendfrische Leben und Streben in ihnen und um sie herum, die Feste, die Feier des Gottesdienstes in der prächtigen

Universitätskirche zur heiligen Maria, alles das begeisterte ihn oft, in seiner Liebe immer höher steigend, je heimischer und vertrauter er in Oxford wurde. Dem ersten Jahre seines Studentenlebens entstammt eines seiner populärsten Gedichte: „Die Wasserlilie des Cherwell", welches indeß erst im Jahre 1840 veröffentlicht wurde. Auch lange nachher, als vieles Reisen schon Auge und Herz sorgsamer gebildet, erkannte sein Lied dem „geliebten Argos" noch immer die Palme zu; in dem Sonnett: „Alte Städte" prüft er der Reihe nach die stolzen Rheinstädte von dem Ursprunge bis zur Mündung, aber unter ihnen allen hat er keinen Ort gefunden:

„Der so sein Alter trägt, so edel, licht umwoben,
Wie Oxford, wenn man es im Sonnenglanz erblickt."

Und doch alle seine Liebe zu Oxford konnte es nicht hindern, daß in seinem Herzen immer wieder die Sehnsucht nach den wilden Bergen Westmorelands erwachte. In seinem Abschiedsliede auf Harrow bekennt er, seine ungeminderte Liebe gehöre stets den schneeigen Bergen und des erregten Oceans wild sich thürmender Fluth; und im Jahre 1835 schreibt er: „Hier in Oxford lebe ich buchstäblich wie in meinen ersten Schuljahren inmitten meiner Berge; ich athme ihre freie Luft und empfinde ihren Einfluß." Als er später in diesen Bergen zu Ambleside seinen Aufenthalt nahm und seine begeisterte Bewunderung für den Dichter der Berge und Seen, für Wordsworth, diese Jugenderinnerungen auf's Neue weckten und stärkten, war seine poetische Richtung schon so weit befestigt und erstarkt, daß das Bergland mit seinen Seen und all' seiner Romantik für ihn der Inbegriff aller Naturschönheit blieb, deren Zauber ihm von da an, wie wir sahen, bis zum Lebensende nichts mehr streitig machen sollte und konnte.

Was ihm aber Oxford noch unendlich theurer machte, als alle Poesie, war der Einfluß, den die dortige Welt auf die Bildung seiner religiösen Ueberzeugungen gewinnen sollte, freilich in einer Richtung, von der er damals keine

Ahnung hatte. Als Faber die Universität bezog, hatten seine religiösen Ideen, wie wir sahen, schon eine bestimmtere Form angenommen: die calvinistischen Traditionen seiner Familie, welche ihm besonders durch den religiösen Ernst der mütterlichen Einwirkung tiefer, als er sich bald selbst gestehen wollte, waren eingeflößt worden, hatten durch die ersten rationalistischen Zweifel auf der Schule zu Harrow nicht gelitten, sondern in Folge der dortigen Einwirkung nur noch festere Wurzeln gefaßt. Besonders war es die calvinistische Theorie vom Glauben und dem aus ihr gefolgerten directen Wechselverkehr zwischen der Seele und Gott, welche eine so feurige und in sittlicher Unschuld liebende Natur wie die seinige ganz gefangen nehmen mußte. Seine Hymne: „Gott meiner Kindheit" gab dem nie unterbrochenen Bewußtsein der unmittelbaren Gegenwart Gottes in seiner Seele und der Vorsehung Gottes einen so lebhaft empfundenen Ausdruck, daß sein tief bewegtes Herz keiner Worte mehr mächtig ist für den Dank, den er seiner Mutter um dieses süßen und wunderbaren Schatzes seiner ersten Jugend willen fort und fort abtragen muß. Erst in Oxford begann er über diese religiöse Grundrichtung seines Wesens nachzudenken. Dazu regten ihn zunächst die theologischen Fragen an, welche damals, namentlich mit Bezug auf die politischen Maßnahmen hinsichtlich der Stellung der anglikanischen Staatskirche, vorab in Irland, die Geister ernster als je zu beschäftigen anfingen. Das Schicksal dieser Kirche rief seine lebhafteste Theilnahme wach. Trotz seiner entschiedenen Parteinahme für ihre Sache hielt ihn die Wahrhaftigkeit seines Charakters nie ab, die schwachen Seiten derselben bloßzulegen und besonders auf den Mangel eines ächten, innerlich religiösen Lebens hinzuweisen; und oft überraschte er seine Freunde mit der Darlegung aller der Consequenzen, die aus den von ihnen zur Vertheidigung des Anglikanismus angerufenen Principien sich ergäben, deren Tragweite für die Bildung ihrer eigenen religiösen Ueberzeugungen sie indeß damals nimmer sich gestehen mochten. Im Uebrigen

blieb Faber seinen religiösen Uebungen von Herzen treu. Seit seiner Ankunft in Oxford war er ein eifriger Besucher der dortigen Marienkirche und wurde bald ein begeisterter Verehrer, „ein Akolyth“, wie er selbst sagte, des an der Universitätskirche angestellten Pfarrers J. H. Newman, dessen persönliche Bekanntschaft er indeß erst drei oder vier Jahre später machen sollte.

Mit jugendlich warmem Herzen und tief religiösem Ernste, mit der lauteren Aufrichtigkeit und der dem Idealen so ganz zugewandten Natur seines Wesens verfolgte er die von Oxford entstehende und hier und in Cambridge ihren Mittelpunkt findende religiöse Bewegung zur Restauration der altkirchlichen Principien: wir meinen die tractarianische Bewegung, die von der Schule Dr. Pusey's ausgehend, vorzugsweise im Anschluß an die Herausgabe der „zeitgemäßen Abhandlungen“ (tracts for the times) und unter dem Einflusse des Pfarrers von St. Marien sich entwickelnd, über ganz England sich ausdehnte und seit jenen Tagen, unter verschiedenen Formen sich erneuernd, an der Umgestaltung des anglikanischen Kirchenthums arbeitet. „Eine wunderbare Umgestaltung,“ sagt Gladstone, „ging in den Jahren 1831—1840 in dem religiösen Zustande Englands vor sich. Oxford war ihr Ausgangspunkt und blieb ihr Centrum. Ich halte mich in den Grenzen der Mäßigung, wenn ich sage, daß die Blüthe der Universitätsjugend sich dem Priesterthum widmete, und daß bei der Minorität, die im Laienstande blieb, ein großer religiöser Fortschritt sichtbar wurde. Eine ähnliche Lage hatte sich in Cambridge gebildet. — Die Reinheit, die Eintracht und Energie herrschten in der Kirche und schienen wie drei Schwestern sich die Hand zur Eroberung der Seelen gereicht zu haben. Ich gehörte zu jenen, die aus diesem Schauspiel ganz falsche Folgerungen zogen. Ich glaubte, daß die Kirche mit ihrer wiedergeborenen Geistlichkeit, daß die Hingebung der Laienwelt nicht nur Stand halten, sondern auch *die Liebe der irreligiösen Massen und der Dissidenten nach sich ziehen werde.* Gewiß, man hätte ein

Seher oder ein ganz vorzüglicher Prophet sein müssen, wenn man dazumal hätte voraussehen wollen, daß in zehn oder zwölf Jahren diese treffliche Generation junger Talente zerstreut, daß die Hälfte unserer ausgezeichneten Geister unter dem Banner Roms versammelt sein, während die anderen die Reihen des flachsten Rationalismus vergrößert haben würden."

In der That, von den heute immer größere Kreise in England in ihren Bereich ziehenden Resultaten der tractarianischen Bewegung ahnte damals keiner ihrer Urheber und ersten Zuschauer etwas. Der Gedanke, durch die Vertheidigung der altkirchlichen Principien die anglikanische Hochkirche als die einzig wahre und echt katholische Kirche zu erneuern, war und blieb der einzig maßgebende für die Tractarianer. Einen wie ernsten Antheil Faber an den in den einzelnen Tracts erörterten theologischen Fragen nahm, zeigen uns einige gelegentliche Aeußerungen aus jener Zeit. „Die Lehre von der Transsubstantiation," heißt es in einem Briefe vom 1. Januar 1834, „hat mich tief beunruhigt, nicht als ob ich mich zu diesem Dogma hingezogen fühlte, aber ich finde kein Mittel, dasselbe zu widerlegen. Wie kann denn darum das Dogma ungereimt sein, weil es dem Zeugnisse unserer Sinne widerspricht, da wir doch gar kein Mittel haben, von jenem unbekannten Dinge, der Substanz, die doch ausschließlich als der Gegenstand jener Verwandlung anzusehen ist, Kenntniß zu erlangen?" — Ueber die Frage des Gehorsams gegen die hierarchische Gewalt in der Kirche machte Faber in einem anderen Briefe desselben Jahres folgende Bemerkung: „Ich finde den hl. Ignatius (von Antiochien) ebenso stark, wie es nur der entschlossenste Anhänger der Staatskirche wünschen kann. ‚Folget euren Bischöfen, euren Priestern und Diakonen', sagt derselbe; ‚ohne sie gibt es keine Kirche', und dann: ‚wer sich vor seinem Bischofe verbirgt, sucht den Teufel auf'".

Die Consequenz der hier betonten altkirchlichen Lehren mochte dem hellen Geiste Faber's bald zeigen, wohin die tractarianische

Bewegung führte. Sei es nun, daß er entschlossen war, ihr nicht bis dahin zu folgen, oder daß ihre Grundlagen ihm keine Zuversicht hinsichtlich seines inneren religiösen Lebens einflößten, gleichviel, gegen das Ende des zweiten Jahres in Oxford brach sich in ihm eine erneute Reaction seines pietistischen Geistes von Harrow Bahn, der sich besser mit seinen calvinischen Jugenderinnerungen, als mit seinem Eifer für den hochkirchlichen Tractarianismus vertrug. Es entstand in ihm ein Kampf zwischen diesen beiden theologischen Richtungen, dessen Ausgang für seine Stellung zur tractarianischen Bewegung sowie für die Wahl seines Lebensberufes von entscheidender Bedeutung wurde. Versuchen wir vorab die einzelnen Phasen dieses Kampfes aus den einzelnen über denselben vorliegenden Briefen darzulegen.

In den Briefen an den Fellow des Exetercollegs in Oxford, John Brande Morris, tritt zunächst gegen Ende des Jahres 1834 die erneute Liebe zur ernsten Einkehr in sich selbst mehrfach zu Tage. Fern von Oxford in dem stillen Hause seines Bruders zu Stockton am Tees will ihm scheinen, als sei das Oxforder *Leben* ein viel zu *äußerliches, verweltlichendes*. „Mein Ideal," schreibt er (11. September), „wäre ein Leben zu drei im Colleg, alle drei im geistlichen Stande, in vollkommener Harmonie unserer Ansichten über die wichtigsten Fragen." Alsdann erwähnt er vorübergehend seines „Lieblingsstudiums, der religiösen Biographie", der er während seiner bisherigen Studienzeit alle freien Stunden außerhalb der Schulzeit gewidmet, und findet in ihm „einen ehrwürdigen Codex des praktischen, erfahrungsmäßigen Christenthums", von dem er später den Freund unterhalten will; für jetzt möchte er dem Freunde nur den ihm so bitteren Mangel des innerlichen Lebens klagen. Er sieht in dem zu großen Eifer für das Aeußere der Religion, der sich an die Stelle des inneren Geistes des Glaubens und der Liebe gedrängt, ein Uebel. „Wie leicht ist es," schreibt er, „die Liebe zu unserer (hochkirchlichen) Partei für die Liebe zu Gott selbst auszugeben,

die Kirche von England an die Stelle der Kirche Christi selbst zu setzen und sich unendlich mehr um die Außenbauten zu kümmern, als um das Heiligthum der Lehre, auf die sie (die Kirche Christi) so eifersüchtig ist. In Betreff dieses Punktes bekenne ich mich als Zögling Oxfords schuldig. Von solchem Geiste lebt viel in unserer theuren Universität, ohne daß man ihr daraus schon ein großes Unrecht machen dürfte. Es gibt Dinge, die wir thun müssen, ohne andere deßwegen zu unterlassen. Meine Liebe gehört der Kirche von England, und diese Liebe wird in dem Grade inniger, als ich in ihre Lehre und in ihre Uebungen tiefer eindringe; aber, um es frei herauszusagen, ich bin voll Mißtrauen gegen jene Art von Religion, in der die Worte ‚Apostolicität', ‚Kirche', ‚Episcopat' und andere der Art mehr in Gebrauch sind, als die Worte ‚Sündenfall', ‚Buße', ‚Rechtfertigung' ꝛc. Ich habe kein Vertrauen auf eine Religion, in der man die Kirche als eine Corporation im Gegensatze zu Dissidenten definirt und nicht als ein mystisches Ganze, eine Incorporation, Einverleibung aller ihrer Glieder untereinander in Christus, im Gegensatz zur fleischlich gesinnten Welt. Meine Idee ist, das beste Mittel, unserer ehrwürdigen Kirche zu dienen, sei nicht, beständig ihre Anordnungen zu loben, sondern ihre Lehren, die wahrhaft die der heiligen Schrift sind, in der ganzen ursprünglichen Reinheit zu befolgen."

Deutlicher spricht sich Faber in einem Briefe vom 28. September über die innere Berechtigung dieser Kritik von seinem Standpunkte aus. „Von dem Augenblicke an," sagt er, „wo calvinistische Tendenzen, die mit jedem Tage an Kraft zunahmen, sich in mir offenbarten, ist es mein inständigstes Gebet gewesen, Gott wolle mich doch zur vollen Wahrheit führen. Ich war gewohnt, mich ohne Rückhalt meinen Freunden gegenüber in Oxford in Betreff meiner religiösen Ansichten auszusprechen; ich hatte einen wahren Abscheu vor jeder Art von Verheimlichung: ich kannte recht gut Ihren Widerwillen gegen

Calvinisten und wußte wohl, daß Sie ungewöhnlich fest, vor Allem als ich selbst in der Bibel waren...." In= er sodann dem Freunde eingehend seine calvinistischen Ten= n darlegt, will er durchaus nicht von ihm als ein rück= loser Anhänger des Calvinismus angesehen sein und er= nicht reif zu sein zum Verständniß und zur selbständigen endgültigen Beurtheilung der calvinistischen Controversen. r die allgemeine Toleranz und die Suprematie des Pri= ırtheils halte ich auf das Vollständigste und im weite= Sinne aufrecht. Aber ich sehe hierin nur die Freiheit des ıgeliums und nicht die Ausgelassenheit eines zügellosen muthes. Wie? Ein großes Kind von zwanzig Jahren das phantastische Recht haben, die Schrift nach seiner ıe auszulegen, sein Glaubensbekenntniß sich selbst zu fa= ren, für dessen Unfehlbarkeit einzustehen, die Fragen zu jeiden, deren Betrachtung die Weisesten und Besten mit n und Zaudern erfüllt, Fragen, in die dieses Kind ohne rchtsvolle Scheu hineinstürzen soll und in denen doch die l selbst nicht einen Schritt zu thun wagen; das soll die ıbung des Privaturtheils sein? Ist es nicht eher das ınige Unterfangen eines diabolischen Hochmuthes, einer ısfordernden Gottlosigkeit? Ich bitte also, nicht so schlimm mir zu denken, als könnten drei Monate hinreichen, mich vollendeten Calvinisten zu machen. Es bedürfte selbst nal so vieler Jahre, um mich für einen Glauben zu ge= en, der im Widerspruch steht mit dem, in welchem ich en worden bin." Wie wohlbegründet diese Bedenken in so religiös angelegten Natur wie die seinige waren, wie g Boden die evangelistische Geringschätzung des äußeren jenthums gewonnen hatte, zeigt ein Brief aus dem Januar , in welchem er sich u. A. über den Beruf zum geist= en Stande ausspricht. Er gesteht dem Freunde, die n Masten seines Ehrgeizes, die in Harrow aufgerichtet en, seien in Oxford sehr schnell in Folge ernsterer Ein=

kehr in sich selbst niedergelegt worden; nur ein Ehrgeiz bleibe ihm, in seinem (geistlichen) Stande so nützlich als möglich zu werden. „Die Kirche," sagt er, „stellt sich heute, dem Himmel sei Dank, denen, die eine Standeswahl zu treffen haben, unter einem wenig verführerischen Anblicke dar; und ich denke, unter den Anzeichen, welche uns mit tröstlicher Ruhe auf ihre Zukunft hinschauen lassen, ist keines, das an läuternder Kraft mit der Armseligkeit dessen verglichen werden könnte, was sie jenen Leuten, die sich gewöhnlich zu den Weihen drängen, noch zu bieten hat. Anderseits ist es schmerzlich, die große Majorität der jungen Leute von gediegener Bildung und höheren Principien jenen Ständen sich widmen zu sehen, die auf einem breiteren und weniger gefahrvollen Wege zu Reichthum und Ansehen führen, während man der Kirche die liebenswürdigen und frommen, aber schwachen Seelen überläßt. Mit ihren Bergen von guten Absichten werden die letzteren sie in dem Getriebe jener süßlichen Philosophie lassen, die das Gemeingut und das Erbstück unserer Tage ist und die darin besteht, der Strömung des Jahrhunderts zu folgen und in Allem sich zu accommodiren. . . . Die Pflichten eines Mannes der Kirche sind immer, und heute mehr als je, derart, daß sie alle unsere Fähigkeiten in Mitleidenschaft setzen müssen. „Aber, bester Freund, Sie haben schlecht verstanden, was ich über den Besitz unserer Seelen in der Ruhe schrieb. Ich verstand darunter nicht jenen unbestimmten Quietismus eines Brahma, der nach der Anschauung seiner Anbeter die Ruhe eines wellenlosen Oceans, die Ruhe eines Schlummers ohne Traum ist; ich klagte nur darüber, daß es mir nicht gelungen, meine Begeisterung in einen einzigen Kanal hineinzulenken, meine Anstrengungen auf einen einzigen Punkt hinzurichten. Es lebt in mir eine Beweglichkeit, eine Unbeständigkeit, die man bei einem Geistlichen nicht finden soll; aber ich denke, ich werde sie ablegen können. Daß ich meinen Beruf wechsle, ist nicht zu befürchten; ich fühle, lebhafter vielleicht als ich sollte, daß

ich in einem andern Stande nie zufrieden und glücklich sein würde. Dieser Stand ist, so scheint mir, ein Theil meines Geschickes; er hat seinen rosigen Schein über meine ganze Kindheit geworfen; er ist der Traum meines jungen Lebens gewesen, und zwar so sehr, daß ich mir bisweilen als der Gegenstand eines ganz deutlichen Rufes vorkomme. Dazu habe ich eine so hohe Vorstellung von demselben und fühle mich dennoch so tief unter derselben stehend, daß ich mich bisweilen frage, ob ich auch die nothwendigen Eigenschaften zu diesem Stande habe.... Die Liebe, etwas zu sein oder wenigstens etwas zu scheinen, so gemein und verächtlich sie ist, ist schrecklich meinem Wesen eingewurzelt, während die stummen Feindseligkeiten, die im finstern schleichenden Verfolgungen, die ein Pfarrgeistlicher heute zu ertragen hat, von ihm etwas von jener übermenschlichen Energie fordert, welche ihre Kraft nach dem kühnen Worte des Isaias nur in der Ruhe und in dem Vertrauen findet."

Als Faber dieß schrieb, war er kaum zwanzig Jahre alt. Wie sehr ihn bei solchen Anschauungen von dem Wesen der Religion und von der Würde ihrer Diener die Oxforder religiöse Bewegung wenigstens in ihrem Eifern für die Hierarchie ergreifen mußte, ist ebenso klar, wie daß sie ihn bei seinem frühreifen überlegenen Urtheile über die Aeußerlichkeit dieses Eiferns weniger befriedigen konnte. So blieb denn sein Herz getheilt zwischen der Herzensreligion seiner Jugend mit ihrem sein poetisches Denken und Fühlen befriedigenden Mysticismus und der Religion seiner späteren Jahre mit ihrem das theologische Denken mehr befriedigenden äußeren Kirchenthume. Es darf nicht Wunder nehmen, daß dieser Zwiespalt auch durch die fortdauernde Theilnahme an der Oxforder Bewegung nicht geheilt, nicht einmal überbrückt werden konnte. Jede andere Natur als die seinige hätte unter diesem immer mehr in den Vordergrund sich drängenden Gegensatze unheilvollen Schaden nehmen müssen; ihm half der Alles beherrschende, ächt religiöse Grundzug seines

Charakters über alle Schwierigkeiten hinweg. Wir sehen ihn, in immer größeren inneren Kämpfen der Oxforder Bewegung vorauseilend, rastlos und fast athemlos die große Rennbahn seines Lebens nach einem ihm jetzt noch dunklen Ziele durchlaufend, wie angetrieben und befeuert von einer inneren Stimme, die für ihn nicht wie für so Manche seiner Oxforder Genossen ein Abirren von dem einmal betretenen Wege oder einen Stillstand geduldet hätte. Für eine so großartig angelegte, dabei so sittlich ernste und lautere Natur, wie die seinige, gab es keine Ruhe, keinen Stillstand, als allein in der katholischen Kirche, in dem Besitze ihrer absoluten Wahrheit.

Man hat behaupten wollen, bei Faber habe es sich in Oxford vorzugsweise um einen Kampf zwischen dem Newmanismus und dem calvinistischen Anglikanismus gehandelt; genauer würde man sagen: um einen Kampf zwischen dem Anglikanismus, wie er in den Augen Newmans und wie er nach dem eigenen subjectiven Ermessen Fabers hätte sein sollen. Bereits im Anfange des Jahres 1835 hatte Faber zu dem Newmanismus eine ablehnende Stellung eingenommen. „Ich habe," schrieb er damals, „viel über die Tendenzen und die Verdienste des Newmanismus nachgedacht: ich bin jetzt mehr als je von seiner Falschheit überzeugt. Zu jeder Zeit hat es im menschlichen Geiste starke Neigungen zum Mysticismus gegeben; wenn sich mit dieser natürlichen Neigung noch andere Umstände verbinden, wie die Tiefe des Gedankens, besondere Studien, eine fast mönchische Zurückgezogenheit, so wundere ich mich nicht, wenn ein Geist wie der Newmans in dem vertrauten Umgange mit den mystischen Allegorien des Origenes und der alexandrinischen Schule eine besondere Färbung annimmt. An mir selbst habe ich es erfahren und kann es bezeugen, wie mächtig das Alles zusammenwirkt, einen auch noch so wenig zu überzeugenden Geist gefangen zu nehmen." Dann die günstige Stellung Newmans im Kampfe gegen die damals überwiegend rationalistische Theologie des Anglikanismus betonend, sagt

Faber, sich an sein eigenes Ankämpfen gegen den Rationalismus erinnernd: „Der Seemann, der eben erst seine noch von den Wassern des Schiffbruchs triefenden Kleider aufgehangen neben seiner Votivtafel zum Danke gegen die Meergötter, hat natürlich ein lebhafteres Bewußtsein von den Gefahren des Oceans; und vielleicht ist es nur ein Gefühl ähnlicher Art, welches mich mit tieferem Schmerze auf den liebenswürdigen und frommen Oxforder Mysticismus und seine ansteckende Kraft hinblicken läßt. Dieser Mysticismus führt mit durchaus berechtigter und unvermeidlicher Consequenz zu jener Unterscheidung zwischen der ‚Religion der Philosophen‘ und dem ‚Aberglauben des Volkes‘, der, natürlich zu sprechen, die Hauptursache für den furchtbaren Zusammensturz des großen heidnischen Weltgebäudes gewesen ist. Freilich ist Aehnliches für das Christenthum nicht zu befürchten; aber wer kann für die Schläge Verantwortung stehen, die auf unsere Kirche fallen werden, wenn einmal jüngere Leute als Pfarrgeistliche über das ganze Land sich zerstreuen werden, mit ihren mysteriösen, rein innerlichen Lehranschauungen, die man besser dem gewöhnlichen Volke nicht enthüllt, oder die, um mich eines der Lieblingsworte Newmans selbst zu bedienen, ‚in einer gemischten Versammlung sehr wenig angebracht sind‘.“ Wie scharf, wie einschneidend ist damit dem aristokratischen Kirchenthume der Hochkirche, dem die gleiche Richtung innehaltenden Tractarianismus, dem heute noch dieselbe fortsetzenden Ritualismus der Charakter einer Volkskirche abgesprochen!

Aber auch über sein Verhältniß zu Newman selbst war Faber damals sich schon vollkommen klar; sein Urtheil über den seltenen Mann (gleichfalls aus dem Januar 1835) hat ein besonderes Interesse. „Ist es etwa eine Chimäre,“ fragt er, „wenn ich mich vor den Mysterien Newmans ebenso sehr fürchte, wie vor denen der Rationalisten? Ich kann in aller Aufrichtigkeit sagen, daß ich ein vorurtheilsfreier Anhänger Newmans war, so lange ich seine Schriften aufmerksam las

und seinem Gottesdienste beiwohnte; aber ich fand mich nur von ihnen ermüdet angesichts der imposanten Einfalt des Schriftwortes: alle meine stillen Tröstungen waren unbarmherzig zerstört, ein unbestimmter Platonismus, Träumereien ohne festen Gehalt waren die Nahrung, nach der meine Seele gierig haschte. Wohlbemerkt, ich sage nicht, daß dieß bei Newman selbst der Fall war; ich weiß das Gegentheil. Ich halte ihn für einen ausnehmend frommen und von demüthigem Geiste durchdrungenen Christen; aber ich meine, er hat zu lange vor den Füßen der beschaulichen Philosophen der ersten Jahrhunderte mit einer Demuth gesessen, von der die Schrift nichts weiß; er hat ihre Ideen in sich aufgenommen und seine Schüler werden wahrscheinlich eine Art von christlichen Essenern werden. Es wäre natürlich unsinnig, wollte ich Newman für das anklagen, was mir in großem Maße vorgeworfen werden kann; immerhin ist es mir unmöglich, zu Gunsten der Richtung seines Systems mich zu entscheiden. Ob nun anders geartete Geister dieses System schlecht verstehen, oder ob zügellose Einbildungskraft es entstellt, gleichviel, ich halte dafür, daß dasselbe wenig Werth hat, und auf seine Fortschritte sehe ich nur mit Furcht und Mißtrauen. Je mehr Newman selbst in seinen Ansichten vorbringt, desto mehr stehe ich auf dem Standpunkte des Abwartens. Visionen, die anfangs verschwommen waren, haben jetzt eine bestimmtere Gestalt angenommen. Die erste Schlußfolgerung aus einer Annahme ist die Grundlage einer zweiten und dritten geworden; heute haben wir schon eine endlose Kette. Wir sind noch lange nicht am Ende, aber so weit ich zu urtheilen vermag, ist dieß eher der blinde Lauf des Irrthums, als der feste und einförmig gleichmäßige Schritt der Wahrheit. Wo dieß stehen bleiben wird, weiß Gott . . .“

Wie hat der ganze Verlauf der tractarianischen Bewegung diese Sätze bestätigt; wie bewahrheiten sie sich noch heute in der ritualistischen Bewegung! Wie lange hat Newman selbst gebraucht, wie lange Faber trotz seines von erster Stunde an

selbständigen und klaren Urtheils, um aus diesem Zauberkreise eines neuen, selbstgemachten Anglicanismus hinauszukommen! Was die Keble, die Pusey und viele andere Tractarianer nie erkannt haben im Laufe langer Kämpfe, langen Ringens um die Wahrheit, erkannte damals schon der junge Faber, freilich einstweilen nur, um sich inmitten der aufstrebenden Wege der Oxforder Bewegung desto einsamer zu fühlen. Er hatte seinen eigenen Weg zu gehen durch Kämpfe ganz eigener, seltsam die letzten Fibern seines Wesens bewegender Art.

In der That, Fabers Stellung war und blieb in der tractarianischen Bewegung eine eigenartige, nach mehreren Seiten hin ganz isolirte. Um den Einfluß zu verstehen, den diese später in erhöhtem Maße auf ihn gewann, und um namentlich den Antheil genau zu bemessen, den er selbst an ihr nahm, muß man dieselbe tiefer aus dem Zusammenhange mit der Zeitgeschichte, namentlich mit der englischen Romantik, zu erfassen suchen.

Die Oxforder Bewegung war keineswegs, wie man irrthümlich oft annimmt, eine bloß theologische Reaction zur Wiederbelebung der anglokatholischen Theologie und der kirchlichen Principien des sogen. Karolinischen Zeitalters (1625 bis 1680), an die Newman und die Schule Pusey's anknüpften. Wäre sie nicht mehr als das gewesen, sie wäre, wie so manche Reaction der im Anglicanismus sich fortpflanzenden katholisirenden Strömung, bald dem Alles überwuchernden sectirerischen Geiste in der Hochkirche erlegen, um so mehr, als dieser jetzt im Bunde mit dem rationalistischen Unglauben stärker als je dastand. Was die Oxforder Bewegung so stark und nachhaltig in ihren Wirkungen gemacht hat, waren geistige Bewegungen ähnlicher Art, die dieselbe in weiten, allen hochkirchlichen Einflüssen sonst entzogenen Kreisen fortpflanzten.

Auch England hatte seinen Antheil an jener allgemeinen Rückwendung Europa's zum Christenthum, die den Greueln der ersten französischen Revolution und den Schrecken der Na-

poleonischen Kriege gefolgt waren. Die Wiedererweckung historischer und archäologischer Studien, die wahrhaft freiheitliche Entwickelung der [illegible]gen Politik, die zur Katholiken-Emancipation führte, jener schon erwähnte religiöse Aufschwung des älteren Evangelismus, dem die Engländer die Aufhebung der Sklaverei und die Stiftung so mancher, noch heute blühender philanthropischer Anstalten und Gesellschaften verdanken, neue, die moralistisch hohle und materialistisch verflachende Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bekämpfende literarische und poetische Tendenzen hatten unbemerkt den Boden geschaffen, auf dem die Wiedererweckung altkirchlicher Lehren und Anschauungen einen wirksamen Einfluß auf die Intelligenzen, namentlich auf so reich begabte, so hoch aufstrebende wie die des jungen Faber, gewinnen konnten. Man war der trostlosen Oede rationalistischer Wohlanständigkeit und blasirter Selbstgenügsamkeit satt, die sich mit einer Natur ohne Gott, einer Moral ohne innere Wahrheit, einer Liebe ohne Herz, eines Glückes ohne Ewigkeit, eines Heidenthums ohne Illusion zufrieden stellte. Man dachte wieder an die christliche Vergangenheit, ihre Größe, ihr Glück, ihre Poesie. Aber diese Rückwendung war weit entfernt, eine entschlossene, andauernde, vollständige zu sein. Man sprach wieder mit Vorliebe vom Christenthum, von christlicher Andacht; man philosophirte über Bethlehem, über Calvaria, und träumte gern von einsamen Waldkapellen; man begeisterte sich für Ritterthum und Turniere, studirte die alten nationalen Lieder, freute sich der funkelnden Pracht der Fenster in den alten Kathedralen und nahm sich wieder der großen Denkmäler der Vorfahren in Liebe an. Aber weiter ging man nicht; es blieb bei der Poesie und der Romantik; den Muth innerer Wahrheit und Wahrhaftigkeit, den Weg zur Rückkehr in die alte Kirche fand man nicht. So mußten denn die Zauberkreise der Romantik bald verschwinden; im Kampfe mit den kühnen Angriffen der Skepsis und des Unglaubens helfen keine Halbheiten.

Aber was in dem schnellen Ende der romantischen Schulen in den katholischen Ländern vielfach eine Entwürdigung, eine ehrlose, weil doppelt untreue Inconsequenz und Halbheit sowohl gegen das Licht des aufstrebenden Genie's wie gegen das der Gnade war, das zeigte sich in dem protestantischen England als ein nützliches Ferment für die Reste der noch im Schooße des Protestantismus lebenden Wahrheit. Treu dem auf das Praktische gerichteten, energischen und nach Wahrhaftigkeit strebenden englischen Volkscharakter, dem die verdummenden Schlagworte des antichristlichen Zeitgeistes das redliche Forschen nach der Wahrheit nicht verleiden, zeigte sich die Romantik hier von ganz anderen Wirkungen. Das mystische Studium der Natur versöhnte mit den katholischen Ideen des noch bestehenden äußeren Kirchenwesens und das Streben nach einer religiösen Wiedergeburt des Landes führte naturgemäß zu tieferem Forschen nach den Geheimnissen des übernatürlichen Lebens. Selbst jene ernsten Anglikaner, welche in diesen religiös-praktischen Aeußerlichkeiten nur eine Profanation des wahren inneren Christenthums sahen und ihm mißtrauisch gegenüberstanden, wie anfänglich Faber selbst, konnten sich der ernsteren Prüfung ihrer religiösen Anschauungen je länger je weniger entziehen.

Zudem darf nicht übersehen werden, daß die religiöse Romantik in England nicht wie auf dem Continente etwas Neues war; sie war wie die katholisirende Theologie nur das Wiedererwachen einer im Volksgeiste fortlebenden antiprotestantischen Tradition. Georg Herbert, Rector in Bemerton, hatte schon zur Zeit Jakobs I. die heilige Jungfrau und die Heiligen in vielen tiefsinnigen Poesien gefeiert. Wir werden sehen, wie der junge Faber ihn mit Geist und Herz studirte. Sollen wir ferner an Walter Scott erinnern, der, dem Anfange des Jahrhunderts angehörend, so tiefe Blicke in die Welt gönnt, in der Faber aufwuchs? Das Studium der Geschichte und der Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Thaten des alten England und seiner Nationalitäten, die Freude an der Poesie der

Vergangenheit und ihrer Schöpfungen führten den schottischen und protestantischen Romancier ganz anders, als seinen katholischen und irischen Zeitgenossen Thomas Moore, dem es nur in der sinnlichen Gluthhitze des Orients wohl wurde, in eine genauere Kenntniß und Werthschätzung der katholischen Jahrhunderte und ihrer Lehren ein. Bei Walter Scott halten sich die Helden der verschiedenen religiösen Gemeinschaften so ziemlich die Stange; er hat selten den Priester oder den Mönch beschimpft und verspottet; öfter sieht man seine Achtung vor dem Gewissen, seine Bewunderung vor den Dogmen und dem Leben der katholischen Vergangenheit, wenigstens soweit diese eine nie versagende Quelle der Poesie sind.

Wie mußte nicht das an diesen Quellen schöpfende, immer mehr erwachende poetische Talent Fabers mit den reiferen Jahren an den romantischen Poesien der sogen. „Seeschule" Antheil nehmen, die gerade die reizenden Seen, Landschaften und Berge von Cumberland und Westmoreland, in deren Bewunderung Fabers reinste, nie vergessene Poesie der frühesten Jugend sich entfaltet hatte, zum bevorzugten Gegenstande ihrer schönsten Dichtungen gemacht? Erziehung und religiöse Richtung ließen ihn aus den zu der Dichtergruppe der Seeschule gehörenden Namen Wordsworth, Coleridge, Southey und Wilson, besonders den ersteren hochschätzen. Seine scharfen Urtheile über den Atheisten Southey und den ihm geistesverwandten überreizten Byron werden wir kennen lernen. Sein Dichterideal war, lange schon bevor er in nähere freundschaftliche Beziehungen zu ihm trat, Wordsworth (1770—1850). Er war unter den Seedichtern die am meisten englische Natur, ein Mann des Maßes und der verständigen Mitte, gleich reservirt und abwehrend gegen die Leidenschaftlichkeiten Southey's wie gegen die Gänseblümelei Coleridge's, kein leidenschaftlicher, aber ein aufrichtiger und treuer Freund der romantischen Natur. Er hatte das christliche Alterthum studirt und liebte alle seine ernsten Schönheiten, die des Mönchslebens und der

Jungfräulichkeit nicht ausgeschlossen; allein er hatte die landläufigen Deklamationen gegen kirchliche Corruption und Mißbräuche zu ernsthaft aufgefaßt und bedauerte sie aufrichtig. In seinen eigenen Poesien wie in den Uebertragungen der Poesien des alten Chaucer feiert er die allerseligste Jungfrau und die Wunder der Kirche, glaubt sich aber stets in einer Note entschuldigen zu sollen, daß er solche Gegenstände behandle.... Daß gerade eine solche Dichternatur auf den schüchternen, enthusiastischen Faber einen tiefergehenden Einfluß gewinnen mußte, lag auf der Hand. Aber von weit größerem Einflusse, wenigstens hinsichtlich seiner Zukunft, waren eine Reihe geistlicher Dichter, in deren Leben die Poesie sich mit jener echt religiösen Geistes- und Lehrrichtung verband, die auch in Faber so mächtig sich gezeigt.

An erster Stelle steht sein lebenslanger, vertrautester Freund J. Brande Morris, Fellow des Exetercollegs, ein ausgezeichneter Orientalist, der Uebersetzer der syrischen Poesien des hl. Ephräm. Ein großes Lehrgedicht: „Die Natur, eine Parabel", ließ ihn die großen Bilder und Anschauungen der Väter und besonders des hl. Ephräm in die Sprache seiner Zeitgenossen übertragen, deren Geschmack an allegorischer Poesie ja auch Wordsworth so sehr Rechnung getragen hatte; zurückhaltend, ernst, ein Mann der Vorsicht, voll zarter Bescheidenheit, war er nicht befähigt, den Inspirationen des christlichen Genius bis auf die Höhen seiner vollen Freiheit damals zu folgen: die anglikanischen Artikel beschwerten zu sehr die Saiten seiner Lyra. Allein nie hat er anders als mit Liebe und Verehrung die allerseligste Jungfrau erwähnt.

Neben ihm ist unter den Ersten, die das aufstrebende literarische Talent Fabers warm begrüßten, eine der edelsten Gestalten des ganzen modernen Anglicanismus zu stellen, J. Keble, einer der Preisrichter über Fabers ersten großen poetischen Versuch: „Die Ritter vom hl. Johannes". Wer Newman's „Apologie" gelesen, erhält von dem unberechen-

baren Einfluß Keble's auf die Oxforder Schule einen unauslöschlichen Eindruck. Keble war der Sohn eines anglikanischen Predigers, später selbst Prediger; er verdankte seinen Einfluß mehr der Anmuth seiner Poesie und dem privaten Einflusse seines Umganges, als seiner Stellung und seinen Anstrengungen. Man hat ihn, was die Kraft seines Talentes anlangt, mit Newman verglichen; aber Keble ist nur gelegentlich schriftstellerisch aufgetreten, er hat nie anders als unter dem Einfluß des Herzens geschrieben. Wer sein „Christliches Jahr" und seine „Lyra der Unschuldigen" gelesen, kann nur schwer begreifen, daß ihr Verfasser als Anglikaner gestorben. Auf der Höhe der Oxforder Bewegung, deren Vater er mit Pusey und Newman gewesen, verließ er seine Freunde, um in der Stille des Pfarrhauses zu Hursley, fern von dem Schauplatze des Kampfes, das Ideal jenes Anglicanismus zu verwirklichen, das er sich unter dem Einfluß des Tractarianismus gebildet. Die Verbindung mit den Katholiken suchte er nicht; ihm genügte jene verschwommene dunkle Gedankeneinheit mit ihnen, die er selbst mit jenen „dahinstürmenden Wasserströmen eines Kataraktes" verglichen hat, die sich brechen und theilen, sich fliehen und anscheinend ihren eigenen Weg gehen und die doch im dunklen Abgrund der Tiefe sich wiederfinden müssen, in der sie die mächtige Hand dessen zusammenführt, der nie sich täuscht! Hursley, wo er lange Jahre in aller Stille lebte, war kein irdisches Paradies, aber eine blühende Pfarrei, mit deren Patronatsherrn Keble in engster Freundschaft verbunden an dem Wohl der Bevölkerung arbeitete. Das genügte ihm; seine Freude war die reizende Kirche, die er dort mit den Erträgen seines „Christlichen Jahres" erbaut hatte, das in endlosen Auflagen, so weit die englische Zunge reichte, sich verbreitete. Was lehrte er in ihr seine Pfarrkinder? Sicherlich nicht die Heimkehr nach Rom, dieser erhabenen Mutter und Herrin aller Kirchen. Sie war freilich in seinen Augen nicht mehr die große Prostituirte von Babylon; sie war aber und blieb ihm

die gefallene Schwester, von der man nur mit Schonung sprechen dürfe. Wie viele Seelen das „Christliche Jahr“ auf den Weg zur Einheit geführt, vermag Niemand zu sagen; daß sein Verfasser nie über die Vorurtheile und die „lyrischen Träume der Unschuldigen“ des Anglicanismus hinausgekommen, war und blieb der größte Schmerz der ihn überlebenden Freunde, besonders des größten unter ihnen, J. H. Newman.

Weniger der poetischen als der theologischen Seite nach gehört in die Reihe der Männer, die auf den jungen Faber mehr indirect einen nachhaltigen Einfluß geübt, Edward Pusey, geboren 1800 aus einer altadeligen englischen Familie, Canonicus des Christchurch-Collegs und Professor der hebräischen Sprache an der Universität Oxford. Auf dem von ihm und seinem Freunde Newman seit 1833 vertretenen tractarianischen Standpunkte verlangte Pusey in der anglicanischen Kirche die Geltung der Tradition, erkannte dem bischöflichen Lehramte kraft der apostolischen Nachfolge ausschließlich das Recht und die Befähigung zur Bibelerklärung zu, verwarf die Suprematie der weltlichen Macht über die Kirche, erklärte nicht die Predigt, sondern die Spendung der Sacramente und das Gebet für die Hauptsache beim Gottesdienste, die Rechtfertigung für ein in dem Menschen durch den heiligen Geist bewirktes Werk der Erlösungsgnade und verlangte die Wiederherstellung der Messe, der Kirchenbußen, der Fasten und der Beichte; alles das wohlbemerkt als nothwendige Folgerung des Anglicanismus. Die 39 Artikel der anglikanischen Kirche wollte er mit Newman im katholischen Sinne erklärt, ergänzt und umgestaltet wissen; aber während gerade der von Newman in diesem Sinne geschriebene „Tract“ (90) zur Unterdrückung der „zeitgemäßen Abhandlungen“ führte (1841), und Newman selbst zur Umkehr zwang, blieb Pusey auf seinem eklektischen Standpunkte. Weder seine 1843 wegen einer Predigt über die Gegenwart Christi im heiligen Sacramente erfolgte Suspension vom Lehr- und Predigtamte auf zwei Jahre, noch seine zahlreichen späteren

Controversen haben ihm die endliche Gnade des Eintritts in die Kirche verschafft. In England und auf dem Continente wird seit Jahren viel für ihn gebetet: was wird das Ende sein?

Unmittelbarer und nachhaltiger war der Einfluß, den John Henry Newman auf den jungen Faber gewann, ein Einfluß, den freilich erst spätere Jahre in seiner ganzen Bedeutung offenbar machen sollten. Etwas jünger als Pusey — Newman war den 21. Februar 1801 in London geboren — war des letzteren ganzes Leben bis zu seinem Eintritte in die katholische Kirche (Oktober 1845) auf das Engste mit der Universität Oxford verwachsen. Er studirte dort, wurde 1822 Fellow des Oriel-Collegs und 1828 (zwei Jahre, bevor Faber in Oxford erschien) Pfarrer der dortigen St.-Marienkirche. Newman, eine groß angelegte Natur, war Dichter genug, um in seiner Philosophie und in der Literatur etwas Höheres und Lebensvolleres zu suchen, als eitle, sich selbst genügende Abstraction; aber er war zu sehr Philosoph, um ein ganzer Dichter zu werden; mehr noch war er indessen Theologe. Die Theologie war für ihn, wie für die von ihm bevorzugten Theologen der alexandrinischen Schule, die himmlische Philosophie, „die göttliche Logik" des Geistes und des Herzens, die Alles in diesem mächtigen Geiste und in diesem reichen Herzen umfaßte und beherrschte. In den Conferenzen, die er in St. Mary gab, lernte ihn Faber zuerst kennen, schätzen und bald als eine geistige Macht fürchten. Nur allmählich brach sich eine Uebereinstimmung ihres christlichen Denkens Bahn, die sich indessen später so sehr befestigte, daß Newman der berufene Rathgeber in den entscheidendsten Augenblicken in Fabers Leben wurde. Dort werden wir ihm wieder begegnen.

Faber hat irgendwo gesagt, ein Jeder von uns könne mehr als eine Biographie haben. Es war der junge Oxforder Student, der in sich schon, als er das sagte, den Kampf der verschiedenen Parallelströmungen in seinem Geistesleben ringen sah, die wir darzulegen versucht. Wird der Dichter in ihm

über den Theologen, der Literat über den Mann der praktischen Frömmigkeit obsiegen? Bis tief in sein Leben, ja in einem gewissen Sinne bis zum Ende desselben werden wir die verschiedenen Strömungen neben einander verfolgen können, und erst mit dem Augenblick, wo die Gnade der Kirche die Harmonie der Seele wach ruft, erhebt sich jene große, einzig dastehende Figur in der katholischen Kirche Englands, die, wir kennen kein zweites Beispiel, Poesie und Theologie und Ascese in einem wunderbaren mystischen Zusammenleben in sich vermählte, dessen Blüthen, ebenso einzig in ihrer Art, die Freude der kommenden Geschlechter mehr noch als der zeitgenössischen sein werden.

So wie wir Faber in den Jahren seiner Jugend und ersten Erziehung kennen gelernt, so werden wir ihn immer finden, nur verändert in dem, was der Weg der Vollkommenheit in ihm entfaltet, verschönert, vergeistigt. Die Grundrichtung seiner Seele ist und bleibt eine tief religiöse, nach Verinnerlichung des Lebens in Gott strebende; die Kundgebung dieses Lebens ist und bleibt bei ihm eine poetische, nach dem höchsten Ausdruck der Wahrheit und der Liebe ringende. Die Poesie ist bei ihm kein Spiel mit Worten in gesetzmäßiger Anordnung, keine eitle Lust an den bunten Bildern der eigenen Phantasie, keine schwächliche Verirrung krankhafter Selbstvergötterung, kein Götzendienst vor den Gebilden des eigenen Geistes; sie ist bei ihm der erhabene Aufschwung aller intuitiven Kräfte seiner Seele, die die Schleier und Schatten der sinnlichen und übersinnlichen Welt durchdringt und rastend erst in der jubelnden Anbetung der größten Geheimnisse der Religion sich aussingt. Freilich, ehe seine Poesie das wurde, hatte sie einen Weg weiter, fast endloser Prüfungen durchzumachen. Folgen wir ihm auf demselben.

II.

Universitätsleben (1835—1837). Studien, Erfolge, Prüfungen, Mißgeschicke. Die Ritter vom hl. Johannes. Letzter Kampf zwischen Evangelismus und Anglicanismus; Sieg des letzteren. Die religiöse „Verschiebung“ in England. Stand der religiösen Meinungen Fabers inmitten dieser „Verschiebung“.

Gegen das Ende des Jahres 1834, wo Faber mit dem nachmals so gefeierten Astronomen Donkin eine Stipendiatenstelle an dem University-Colleg erhielt, verließ er das Balliol-Colleg. Von diesem Augenblicke an widmete Faber seine Zeit ausschließlich der Vorbereitung für den Unterricht. Den Erwartungen seiner Studiengenossen, er werde bei seiner seltenen Anlage für Poesie sich in den Kampf um die für poetische Leistungen an der Universität gestifteten Preise einlassen, entsprach er nicht. Besonders die altklassischen Studien bereiteten ihm manche schwere Stunde. „Je mehr ich meine klassischen Kenntnisse prüfe,“ schrieb er (18. Juli 1834), „je mehr ich das Maß meiner Fortschritte betrachte, desto mehr sehe ich die Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht die Unmöglichkeit ein, meine Anstrengungen durch eine Note erster Klasse gekrönt zu sehen. Ich habe mich während meines Aufenthaltes zu Harrow zu ausschließlich von den leichteren Reizen der modernen Literatur hinreißen lassen, so daß ich befürchte, es sei nun zu spät dafür, daß ich es in den Studien des Alterthums zum Meister bringe.“

Nichtsdestoweniger betheiligte er sich bald lebhaft an der in Oxford bestehenden „University-Debating-Society“, einer für literarische Vorträge und deren öffentliche Besprechung bestimmten Gesellschaft von Angehörigen der Universität. Er sprach dort öfter und errang selbst unter Rednern wie Sir Roundell Palmer, Mr. Lowe, Mr. Cardwell, Mr. Ward und dem Erzbischof Tait, Namen, die zu den gefeiertesten in der Geschichte der zeitgenössischen Beredsamkeit in England gehören, hohe Anerkennung. Auch verwendete er viele Zeit auf die literari-

schen **Arbeiten**, die er für die „Universitäts-Revue“ schrieb, in der von ihm, nach den Angaben seines Bruders u. A., die Aufsätze über „das Kirchenjahr“, über „Philipp von Artevelde“ und über „die Schule zu Harrow“ herrühren, letzterer voll seiner eigenen Erinnerungen und mit einer anmuthigen Huldigung an seinen ehemaligen Lehrer, den Erzbischof Dr. Longley. Wie tiefen Reiz für ihn das rege geistige Leben hatte, zeigt ein Brief aus dem Januar 1835, worin er die Freude geistigen Schaffens und das aus ihr entspringende Bewußtsein der Gewalt über einen Gegenstand als eine der höchsten des Erdenlebens preist. „Die Energie des Schaffens,“ sagt er, „ist zuverlässig unter allen Dingen dasjenige, was den höchsten Genuß bietet; es ist die Gewalt in ihrer Einfachheit. Selbst die Sympathie, die Sie beim Lesen eines Schriftstellers verspüren, ist nur eine andere Form, ein Ausfluß dieser Gewalt: Sie wenden die Ideen dieses Mannes auf die Ihrigen an, um, wie durch Entzücken, Ströme der Sympathie in sich entstehen zu sehen.“ An einer anderen Stelle des Briefes prüft er die Ansicht des schottischen Dichters Burns, daß ein Dichter selbst nicht im Stande sei, sich unparteiisch zu beurtheilen. Burns war der Ansicht, der Dichter lese so oft seine eigenen Arbeiten und jeden ihrer Theile, daß am Ende die von ihm gewählten Worte nicht mehr den zutreffenden Ideen des eigenen Geistes entsprächen und alle Kritik verwischt werde. Faber war anderer Ansicht; er meinte, die Ursache liege anders und tiefer. „Eine ganze Reihenfolge von Gedanken,“ sagt er, „eine ganze Fernsicht eröffnet sich bei der Lectüre eines Gedichtes **Ihrem** Geiste; aber nicht der mindeste Grund liegt vor zur Annahme, daß dieß bei jedem Dritten ebenso der Fall sei. Diese zufällige Gruppirung der Ideen erfüllt eben den Geist des Dichters. Er kann sein Gedicht nicht lesen, ohne daß die ganze Seele von seiner Poesie überfluthet wird. Für ihn besitzt jedes Bild eine ganz besondere Schönheit, die das Publikum nicht fühlt; seine Ideen haben eine Tiefe, die kein Anderer ermessen kann.

Selbst das Kleid der Sprache, welches die Gestalten seiner Phantasie bedeckt, verhüllt ihren wirklichen Reiz allen den Personen, denen der Zutritt zu dem innersten Heiligthum der Seele des Schauenden versagt ist."

Eine ernste Unterbrechung der klassischen Studien des jungen Literaten wurde indeß durch seine Mitbewerbung um den an der Universität gestifteten Preis Newdigate für englische Poesie verursacht. Bis zum letzten Jahre vor seinem Examen für eine Fellowstelle war er, trotz seiner Vorliebe für englische Poesie, auf keine der ausgeschriebenen Preisaufgaben, die ihm alle mehr oder weniger nicht zusagten, eingegangen; als aber im Jahre 1835 „die Ritter vom hl. Johannes" als Thema für die Preisaufgabe des folgenden Jahres bekannt gegeben wurde, war er sofort zur Mitbewerbung entschlossen. Mit dem ihm eigenen Feuer war der Plan seiner Arbeit schon am Tage, wo er das Thema vernommen, fertig und im Juli bereits das ganze Gedicht vollendet. Das Urtheil über die eingereichten Preisaufgaben sollte erst im kommenden Sommer verkündet werden. Faber hatte seinen Namen auf die Liste der Candidaten setzen lassen, welche in den Osterprüfungen desselben Jahres die Universitätsgrade zu gewinnen dachten. Bevor jedoch das Herbstsemester seinen Anfang genommen, wurde er durch einen heftigen Anfall von Influenza gezwungen, seinen Namen von der Liste abzusetzen und sich auf's Land zurückzuziehen. Sein Gedicht ließ er in den Händen der Preisrichter zurück.

Während er von Oxford abwesend war, wurde ihm der Preis unter großen Lobsprüchen zuerkannt. Der ständige Preisrichter Professor Keble bezeichnete in seiner Kritik die Arbeit als eine ungemein elegante und erhabene, und Mr. Hussey, einer der Preisrichter, erklärte später, unter 37 der Commission vorgelegten Gedichten habe sich keines entfernt mit dem seinigen messen können. Der alten Sitte gemäß wurden „die Ritter vom hl. Johannes" am 15. Juni 1836 im Sheldonian-Theater

zu Oxford öffentlich vorgetragen und ernteten ungewöhnliches Lob. Einstimmig war das Urtheil, keines der in den letzten Jahren mit dem Newdigate-Preise gekrönten Gedichte erreiche den Werth des seinigen. Es war ein stolzer Erfolg für ihn. Hinter dem Schwunge der Begeisterung und den leicht hinfließenden Versen suchte wohl kaum einer der vielen Beifallspendenden, daß während der Zeit, wo Faber das Gedicht wie im Fluge schrieb, wie während der ganzen Vorbereitungszeit auf seine Prüfung in den altklassischen Studien, eine gar ernste, weit ab von der Welt der Johanniter ihn fesselnde religiöse Geistesarbeit rastlos beschäftigt habe. Für ihn, das mußte Faber immer mehr, bisweilen auf das Schmerzlichste erfahren, gab es nur eine Sache von Wichtigkeit: die Ruhe seiner Seele in der Wahrheit; alles Andere erschien ihm immer mehr mit der reifenden Erkenntniß so sehr Nebensache, daß selbst die anstrengendsten und aufreibendsten Studien keinen Augenblick sein Augenmerk abseits lenken oder gar hierüber täuschen konnten.

Inmitten der Ferienruhe des Herbstes 1835 klagt er einem Freunde, wie drückend für ihn die Nothwendigkeit sei, dem Studium religiöser Bücher jetzt weniger sich hingeben zu können, ein Studium, welches für ihn das Mittel unzähliger Gnaden Gottes gewesen. Doch mehr noch als diesen Mangel beklagt er die schädliche Einwirkung für die Gesundheit des Seelenlebens, die aus dem fast ausschließlichen Umgange mit der heidnischen Literatur sich unvermeidlich ergebe. Dem Heidenthum in unseren modernen Studien widmet er folgende Apostrophe: „Hier ist der Punkt, wo unserer modernen Erziehung eine schreckliche Verantwortung erwächst. Die Abwesenheit fast aller und jeder Eigenschaften, welche gerade einer christlichen Erziehung zur Grundlage dienen müßten; die Sucht, den zarten Geist der Jugend mit jenen Bildern des Verbrechens und der Ausschweifung gegen die Natur vertraut machen zu wollen, deren bloße Erwähnung der Apostel verbietet; die Manie, ausschließlich mythologische Dichtungen den Erinnerungen unserer

ersten Studien einzuverweben, — das Alles sind Dinge, d
dereinst furchtbar schwer im Urtheilsspruch des jüngsten Tag
wiegen werden. Ich bekenne mich keineswegs zum Schulsystem
jener, welche die Klassiker vollständig verbannen wollen, ab
ich wünsche eine Beschränkung ihres Studiums auf ein gerecht
Maß und die Vermeidung jeder ungeheuerlichen Uebertreibun
desselben. Ich weiß, daß ihr Studium ganz besonders z
Uebung der geistigen Fähigkeiten geeignet ist, aber ich we
auch, daß der eigentliche Gegenstand der Erziehung ist, d
Seele vielmehr für die Aufnahme der Wahrheit vorzubereite
als sie thatsächlich mit gewissen Kenntnissen vollzustopfen. Un
um mehr in's Einzelne zu gehen, so sagt man, die Kindessee
sei besonders empfänglich, und tiefer dringe ein, was man
gerade lehre. Aber eben darum soll ein christlicher Vat
Acht darauf haben, daß vorab in diesem kritischen Alter nich
den Eingang jener großen, ewigen Wahrheiten erschwere, welc
das unveräußerliche Eigenthum der Seele jedes erlösten Sü
ders werden müssen. Geschieht nicht heute das gerade Gege
theil? Von der Wiege an lehrt man das Kind des Morgen
und des Abends darum beten, daß es nicht in Versuchung fall
und doch spielt man bald nachher mit seinen Leidenschaften un
seinen Lüsten, d. h. man spielt mit seinem Seelenheile. Ma
richtet die Gedanken mit aller Aufmerksamkeit auf die Od
des Horaz, in denen alle Art von Verderbtheit im Reize ein
melodischen Sprache, selbst im verlockenden Kleide des Spott
und des leichten Scherzes sich darstellt. . . . Ich frage in all
Aufrichtigkeit, ist ein solches Verhalten nicht eine offene un
praktische Verläugnung der Lehre von dem gefallenen Zustan
des Menschen? Heißt das nicht den jungen Mann gerade i
die Versuchung führen, um deren Abwendung er ohne Unte
laß zu flehen belehrt wurde? Heißt das nicht Gottes spotten?
Während der ganzen Vorbereitungszeit auf die Prüfungen i
den altklassischen Sprachen kehren ähnliche Aeußerungen wiede

Gegen Ende December desselben Jahres 1835 klagt Fabe

wie durch die anstrengenden Studien seine an sich schwache und durch die Leiden seiner Jugend geschwächte Gesundheit angegriffen sei; er sieht hierin eine Warnung, über allen weltlichen Studien doch ja das Ewige nicht zu vergessen. „Es ist gut," schreibt er, „daß unsere hinfällige Sterblichkeit jeden Tag und jede Stunde uns an ihre Gegenwart erinnert! Denn das geistliche Leben findet sich ganz seltsam befleckt inmitten dieser endlosen weltlichen Studien, bei denen der Gedanke sich mit einer erschreckenden Nachhaltigkeit und Gier an diese ausschließlich zeitlichen Fragen anklammert. Wahrlich, ich wage kaum, mich laut zu fragen, ob ich, seit ich meine klassischen Studien begonnen, ein einziges Mal mit Glück meine Gebete gehalten. Möge Gott mich aufrecht erhalten und stützen mit seiner Gnade bis zu Ende."

Doch nicht bei diesen Unruhen für den Fortschritt seines christlichen Seelenlebens blieb es während der Vorbereitungszeit auf seine Prüfung für eine Fellowstelle. Eine ungleich tiefere Bekümmerniß sollte ihn in den stillen Ferientagen seiner ländlichen Zurückgezogenheit noch vor seiner Rückkehr nach Oxford befallen, und zwar mit einer Heftigkeit, die, nach seinen Briefen zu urtheilen, ihm bis dahin unbekannt geblieben war und die sich nur aus der seltenen Kraft seines innerlichen Lebens erklären läßt.

Aus dem Hause seines Bruders zu Stockton am Tees eröffnete er sich Ende August 1835 einem Freunde über die kritische Lage, in der er sich in Oxford befinde. Es hatte sich dort ein Kreis von jungen Leuten um ihn gesammelt, deren Seelenführer er wider Willen geworden war. Einer aus diesem Kreise war durch seine evangelistischen Ansichten und Gebetsübungen, wie es scheint, in tiefen Zwiespalt mit seiner Familie gerathen, und die Unmöglichkeit, die hier entstandenen Zwistigkeiten auszugleichen, führten bei dem zarten Gemüthe Fabers zu gar ernsten, nachhaltigen Erschütterungen. Doch hören wir ihn *selbst zunächst über seine Oxforder* Gebetsvereinigung. Wie

kam es zu derselben? „Wenn ich über alles das nachdachte,“ erzählt Faber (29. August 1835), „was Gott für mich gethan, wenn ich mit Hilfe der Gnade meine Seele erfüllt sah von der Liebe zu Christus, da drängte es mich, seiner Sache auf die bestmöglichste Art zu dienen. Gott hat mir eine besondere Gabe verliehen, die, anscheinend wenig gewöhnlich, auf den ersten Blick meinem Charakter fremd scheinen könnte: ich meine die Gabe, die Leute an mich zu fesseln. Diese Thatsache überraschte mich, als eines Tages Y. bald nach seiner Bekehrung sich zu den liebevollsten Ausdrücken gegen mich hinreißen ließ. Er berief sich auf eine Aeußerung, die man ihm in Harrow über mich gethan: ‚Ich weiß nicht, wie es kommt, aber dieser Faber bezaubert wahrhaftig Jedermann.‘ Dieses Wort drang mir tief in die Seele, und ich konnte nicht umhin, zu fühlen, daß ich mich beeilen müsse, diese Gabe meinem Erlöser zu Füßen zu legen. Bei meiner Rückkehr nach Oxford begann ich, regelrecht und systematisch an's Werk zu gehen. In unglaublich kurzer Zeit hatte ich einen *religiösen Verein*, alles neue Gesichter, um mich gesammelt. Die Hand der Vorsehung war klar; ich fuhr fort und es gelang mir, so weit die Klugheit dieß gestattete, ein System religiöser Propaganda zu organisiren. Unter meiner Leitung fanden alsbald eine Reihe von Gebets-Zusammenkünften statt, und mit der Gnade Gottes war ich im Stande, dieses ohne sonderliches Aufsehen zu thun. Welches ist nun meine Lage? Mit Ihnen spreche ich ohne Rückhalt. Es gibt in diesem Augenblicke in Oxford eine gewisse Anzahl von Studirenden, die mich als eine Art von Führer und geistlichen Rathgeber ansehen. Für mehrere derselben hat sich die Sache der Religion mit mir gleichsam identificirt, derart, daß ich so zu sagen der Geschäftsträger ihrer religiösen Angelegenheiten bin. Das Alles ruht auf einem jungen, unerfahrenen Menschen von einundzwanzig Jahren. Welche Gefahr für mich, als Parteihaupt mich anzusehen, voll Stolz, Anmaßung und Selbstgenügsamkeit zu werden! Welchen Schaden würde ein Ab-

weichen, eine falsche Stellung meinerseits der Sache Christi zufügen! Habe ich nicht Grund, Ihre Gebete anzurufen?... Oft wenn ich in Gesellschaften bin, wo von Religion keine Rede ist, wo die Erde und die Dinge dieser Welt allein das Wort haben, dringt die sanfte und geheimnißvolle Stimme Christi mit süßer Gewalt an mein Ohr: ‚Erhebe dich, mein Freund, und komm'!' Und dennoch gehe ich nicht aus dieser Welt, trenne ich mich nicht von ihr, wie ich sollte, und nehme nicht herzhaft Stellung unter der Fahne meines göttlichen Meisters." Faber beschwört den Freund, in dem er eine religiöse Umwandlung entdeckt, weiter zu gehen auf diesem Wege und ihm die Geschichte dieser Umwandlung nicht vorzuenthalten. „So jung ich bin," schließt er, „so manche religiöse Erfahrungen habe ich doch schon gemacht, und es war mir in reichem Maße verliehen, in die Werke des heiligen Geistes einen Blick zu werfen und zu schauen, wie sehr sie dem Kommen und Gehen des Windes gleichen, von dem uns keine Philosophie, keine Wissenschaft Rechenschaft zu geben vermag. Darf es denn Wunder nehmen, daß eine ängstliche Sorgfalt mich drängt, zu hören, wie ihr scharfer, stolzer Verstand dazu kam, zu den Füßen des guten Heilandes sich ganz zu demüthigen?"

Wir brauchen den Leser nicht daran zu erinnern, daß Faber bei der gemischten Theilnahme, die er dem kalten Oxforder Anglicanismus entgegentrug, mit neuer Kraft sich dem evangelistischen Pietismus zugewandt hatte. Sowohl aus den erzählten Vorgängen in Oxford, wie aus der Färbung und der Energie des Ausdrucks ist ersichtlich, wie heftig, wie tief, wie andauernd diese Reaction sich geltend machte. Mochte nun der Druck der ihm unleidlichen Prüfungsstudien ihn tiefer erschüttert haben, als er selbst wußte; oder mochte die Bedeutung der erwähnten religiösen Bewegung im Kreise seiner Mitstudenten ihm jetzt erst in der Ruhe der Zurückgezogenheit vollkommen klar werden: gleichviel, wir finden in seinen Briefen aus dieser Zeit Stellen so hochpoetischer Anschauungsweise, so

stürmisch ihn fortreißender Begeisterung, so erregter gefühls-schwärmerischer Religiosität, daß wir für den Rückschlag, die Ernüchterung aus dieser Gefühlswelt für ihn fürchten. Erinnert es nicht in mancher Hinsicht an das Schönste, was er später in der Reihe und aus der Fülle der zur Ruhe gekommenen Seele schrieb, wenn wir folgende Zeilen (12. September 1835) an denselben Freund lesen: „In den Augen des Glaubens wird bisweilen jener Vorhang, der die Welt des Unsichtbaren verhüllt, emporgezogen; alsdann sehen wir durch ein geheimnißvolles inneres Schauen tiefer in das unmittelbare Wirken der Vorsehung. Ich habe oft gedacht — es ist nur ein Traum, aber ein unschuldiger — daß unsere Stammeltern in ihrem paradiesischen Glückszustande von der unsichtbaren Welt eine tiefere oder wenigstens eine umfassendere Idee hatten, als wir. Sie verkehrten von Mund zu Mund mit ihrem himmlischen Vater und vielleicht auch mit einer der höheren Ordnungen in der Hierarchie der Engel. Die Verdunkelung, die Abschwächung dieses übernatürlichen Schauens kann nur einen Theil der großen Strafe der ersten Sünde ausmachen. Mehr als einmal hat mich der Gedanke ergriffen, daß wir, würde uns die Gnade solchen Schauens wiedergegeben, darunter erliegen müßten. Um seiner froh zu werden, bedürften wir der Macht der Auferstehung Christi und des uns durch sie geschenkten verherrlichten Auferstehungsleibes. Stelle dir nun wirklich einmal vor, der Vorhang sei weggenommen. Was würden wir sehen? Das ungeheuere Triebwerk der sich verkettenden und endlos lösenden Ursachen; die labyrinthischen Kreise dessen, was wir Zufall und Ereigniß nennen; die fast unendlichen Wirkungen der menschlichen Handlungen, selbst der gewöhnlichsten; die Harmonie der Natur, auf tausendfache Weise sich erneuernd; das tausendgestaltig ineinandergreifende Räderwerk, welches, sich verschlingend und lösend, den ewigen Mechanismus regelt und in Bewegung hält; die Abgründe, wo die Rüstkammern der Stürme, der Seuchen, der Erdbeben sind; die allgemeinen Gesetze, denen die

Wunder gehorchen und alles, was die Natur in Störung zu bringen scheint; die unzählbaren Engelschaaren, nichts kennend, als den eifervollen Dienst vor den Erben der Glorie; die Geister des Bösen, wie sie sich unter allen Formen, von allen Seiten mit erschreckender Geschwindigkeit über die Erde ausbreiten!... O, es würde in der Großartigkeit dieses Schauspieles etwas so Ueberwältigends, so Vernichtendes uns entgegentreten, daß der arme Menschengeist in sich zusammenbrechen würde. Gott verbirgt uns deßhalb in seiner Liebe alles, was unsere irdische Kindheit nicht ertragen könnte, und er spart es uns vielleicht als einen Theil des unbegreiflichen und ewigen Erbes auf, das er uns zu seinen Rechten bietet. Zwar eröffnet er von Zeit zu Zeit nach den Rathschlüssen seines freien Willens der beschaulichen Seele, wie mir scheint, eine theilweise Einsicht in dieselben; er bringt uns dadurch dahin, mehr und mehr ohne Rückhalt seine Glorie und seine Majestät anzuerkennen. Er durchdringt uns dadurch mit der Idee unserer Nichtigkeit, dem einzigen Dinge, worin wir unendlich sind, und wir sinken dann nieder vor den Schemel seiner Füße, hingeworfen in scheuer Anbetung ..."

Es ist bezeichnend für den Zustand des Seelenlebens, in dem sich Faber damals befand, daß dicht neben diesen stolzen, wohl selten in so jungem Alter erreichten Höhen theologischer Meditation jener Abgrund sich aufthut, welcher seine Seelenruhe in fast unbegreifliche Gefahr brachte. Wenige Tage nach diesem Briefe (29. September 1835) traf bei demselben Freunde ein anderer ein, welcher die Nachricht von dem Zwiespalt brachte, der durch einen der religiösen Gebetsverbindung Fabers angehörenden Studenten in dessen Familie getragen worden war. „Ist es möglich," schreibt er, „daß ich den Willen Gottes thue in dieser schrecklichen Lage zwischen Vater und Sohn? Ich kann nicht mehr mit Zuversicht sagen, daß mein Glaube nicht wanke. O, denken Sie, welches Elend für mich, der ich vor der Zeit und so lange einer wenig gewöhnlichen

Zuversicht mich erfreute! Mein Muth ist gebrochen. O, wenn das Dein Wille ist, mein Gott, daß ich jetzt für immer falle, dann sei mein letzter Schrei: ‚Auch wenn er mich tödten würde, würde ich dennoch auf ihn hoffen!‘ Noch kaum acht Tage sind verflossen, und mein Herz war der Tempel des heiligen Geistes, ein Asyl der Freude und des Friedens im Glauben. Und jetzt ist es die Hölle, die schwarze Hölle, die Verzweiflung, die mich verzehrend durchlobert. Die tiefen Wasser haben meine Seele verschlungen, und ich weiß nicht mehr, wohin ich gehe. Ich fühle, daß ich unterliege..." Doch schon am folgenden Tage drängt es ihn, die Unruhe des Freundes zu heben und ihm Nachricht von der „großen Erlösung" zukommen zu lassen, „deren Licht Gott über ihn hat leuchten lassen". „Nach dem schrecklichsten Kampfe mit den Mächten der Finsterniß," schreibt er (30. September), „in dem mir schien, als müßte ich allein die Kelter treten ... im Augenblicke, wo ich mich wehrlos fallen, tiefer fallen, verschwinden sah in den unaussprechlich grausigen Wirbeln des Abgrundes, da fühlte ich mich plötzlich ergriffen von dem Arme des Ewigen und noch einmal zum Lichte des Tages emporgezogen: mein Geist fühlte sich erneuert in der Jugend des Adlers und meine Seele aufgerichtet in der Kraft des anbetungswürdigen Erlösers."

Keine Frage, auch der stärkste und religiös bestangelegte Geist wäre in solchen Stürmen, wie die eben beschriebenen, auf die Dauer zu Grunde gegangen in hilfloser Selbstüberlassenheit. Diese inneren Erschütterungen, in denen ihn seine calvinistische Dogmatik und seine pietistisch-poetische Gefühlsrichtung festhielten, hätten ohne einen festeren Anschluß an ein äußeres Kirchenthum ihn nothwendig dem religiösen Skepticismus in die Arme treiben müssen. Zum Glück für ihn brach sich bald nach seiner Rückkehr nach Oxford eine entschiedenere Hinneigung zu den anglicanischen Principien Bahn, wenn auch nur langsam.

Die Rückkehr nach Oxford, die angestrengtesten altclas-

sischen Studien, die Unruhe über deren Erfolg lenkten für den nächsten Augenblick seine Gedanken ab von den schmerzlichen Prüfungen der letzten Monate, ohne daß sie dem unerschütterlich tiefen Ernste seiner religiösen Richtung eine Aenderung zu geben vermocht hätten. Im Gegentheile. „Alle Tage," schrieb er (11. October 1835), „werde ich unzufriedener mit der Welt und besonders mit den Leuten, welche sich ihrer Religion rühmen. Mein Geist ist bei Weitem nicht mehr so tolerant, so weit, wie ehedem. Ich sehe klarer denn je, daß die Ausschließlichkeit einer der Grundzüge des Evangeliums Christi ist, und daß das, was die heutige Mode Wortstreitigkeiten nennt, meistens mit dem Leben der Heiligkeit selbst auf das Innerste zusammenhängt ... Ich fange an, mir in Betreff meiner Vorbereitungen zur Prüfung, die sehr im Rückstande sind, Unruhe zu machen. Es ist schrecklich, daß mich, sobald ich zum Studium mich niedersetze, die Gluth meiner Einbildungskraft wie im Sturmwinde davonträgt und mich weit von Oxford und den Diplomen in den Zaubergärten der Phantasie niedersetzt, um hier die goldenen Aepfel zu pflücken. Indessen, diese stürmische Einbildungskraft muß gezügelt werden, d. h., wenn sie sich zügeln läßt, was ich nicht bestimmt zu versichern wage. Ach, ich bereue bitter den Tag, wo ich begonnen, eine Feder auf's Papier zu setzen, oder vielmehr, wo ich versuchte, mit dem Staube meiner Einbildungskraft die verrosteten Schwerter der Hospitaliter von Jerusalem auf's Neue blank zu machen!" Weniger scharf als zuvor trat die Abneigung gegen die klassischen Studien auf; denn am 11. November gibt er einer unverhohlenen Freude über seine hellenistischen Studien Ausdruck. „Wenn man," sagt er, „die Literatur eines Zeitalters zu studiren beginnt, das nicht mehr ist, wenn man dieß systematisch und mit Interesse thut, so werden der Nationalcharakter, der Ton, der Stil, die Geisteswendungen eines Schriftstellers, die Spuren edler und liebenswürdiger Gesinnung, eben so viele Quellen des Lichtes. Auf diesem Wege

offenbart sich dem Studirenden die alte Welt und breitet ihre Schätze in ganzer Schönheit vor seinen Augen aus."

Ueber die religiöse Bewegung an der Universität urtheilt Faber nach wie vor weniger günstig; er findet den Zustand derselben äußerst seltsam; er bezeichnet ihn als eine „religiöse Verschiebung und zugleich eine hoffnungsvolle Gährung"; er erwartet alles Heil von einer unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes, besonders auf den geistlichen Stand. „Die falsche Stellung der Kirche," sagt er 6. December, „in der sich dieselbe jetzt in unserem Lande, ja in Europa und in der ganzen Welt befindet, ruft mit unwiderstehlicher Gewalt alle die, welche mit den erforderlichen Anlagen ausgerüstet sind, in den unmittelbaren Dienst des Heiligthums." Indem er den Freund auffordert, seinerseits dem Rufe des heiligen Geistes nicht zu widerstehen, fährt er fort: „Ich verstehe unter diesem Rufe die glühende Sehnsucht, die heiße Liebe zu der Bekehrung der Seelen. Ich verstehe darunter keineswegs bloß jenen Eifer für die Ausbreitung der Sache Christi, den die Nächstenliebe in allen Denen erzeugt, die Gott lieben. Diese Sehnsucht ist etwas weit Erhabeneres. Sie ist etwas, was die Religion dessen, der sie besitzt, von der Religion anderer Leute durchaus verschieden macht; sie steigert diese Sehnsucht zur beherrschenden Leidenschaft der Seele, die jedes andere religiöse Gefühl in sich verzehrt; sie durchglüht die Seele mit einer so schmerzlichen Theilnahme für die verlorenen Schafe des Hauses Israel, daß sie nur noch in deren Wiederfinden sich trösten kann. Sie ist ein ganz besonderes Sacrament, das einen Menschen mit seinem Gotte eins macht; sie ist ein Sauerteig, der das ganze Leben in Gährung bringt; sie ist, ich darf das Ihnen wohl sagen ohne Gefahr, eine vollständige Verläugnung des eigenen Seelenlebens; denn wahrlich, es war keine Uebertreibung in den Worten des hl. Paulus, als er schrieb, er wünsche seinen eigenen Namen in dem Buche des Lebens getilgt zu sehen, wofern *nur der seiner* Brüder dadurch gerettet werde" (Röm. 15, 13).

Es klingt noch nicht wie ein Abschiedswort an die in ihm mehr und mehr sich lockernde Anhänglichkeit an die calvinistische Reaction, wenn er Ende December 1835 folgende Worte über den Einfluß der Bibel auf sein innerliches Leben schreibt: „Haben Sie, theurer Freund, nach einer Stunde einsamen Nachdenkens, wo eine ernste Gewissenserforschung für einen Augenblick den Schleier über unsere Natur aufhebt und uns ihre Verderbtheit in ihrer ganzen Blöße zeigt, niemals in Ihrem Herzen eine schmerzliche Leere, eine Niedergeschlagenheit, eine Ungeduld gespürt, von der Sie vergebens sich frei zu machen strebten? Und während Ihre Hand die Bibel durchblätterte, dieses gesegnete Buch, in das der Geist in der Stunde der Trübniß flüchtet wie die Taube in ihr Nest, haben Sie da niemals gefühlt, daß ein wohlbekannter, oft wiederholter Text mit einer ganz seltsamen Gewalt Ihnen wie ein neuer Lichtstrahl in's Gedächtniß fiel, oder wie ein Freudengesang, der die getrübte Seele zum Frieden zurückführt?"

Wie weit war Faber indeß schon wenige Monate später von diesem pietistischen Geiste entfernt, als er beim Beginne der Fastenzeit des Jahres 1836 dem Freunde die Geschichte seiner religiösen Wandelungen in unvergleichlich klaren und ruhigen Zügen offen legen konnte. Der Freund hatte ihn gebeten, ihn über den Zustand der religiösen Bewegung in Oxford zu belehren. Faber lehnte dieß ab: dieß könne nicht seine Sache sein, sowohl weil er zu viel damit zu thun gehabt, als auch weil er jetzt nichts mehr mit ihr zu schaffen habe; weil seine religiösen Ansichten überhaupt zu sehr sich geändert hätten. „Meine erste religiöse Erziehung," sagt er, „ist von guten und frommen Seelen geleitet worden, die jener Partei angehörten, die von Leuten, die außer ihr standen, mit dem Namen der Evangelicals verleumdet worden ist. Sie haben mich mit jenen religiösen Anschauungen erfüllt, welche unter diesem Namen in der *Welt umlaufen*. Alle meine frühesten *Erinnerungen sprechen zu ihren* Gunsten, und ich werde, das

hoffe ich, bis zu meinem Tode dem Andenken hochachtungsvoller Liebe gegen sie nie untreu werden. Als ich im Jahre 1833 nach Oxford kam, besuchte ich den Gottesdienst in der Kirche Newman's. Ich hörte dort Ideen aussprechen, welche von den meinigen grundverschieden waren. (Ich spreche hier wohlbemerkt nicht von kirchlichen Meinungen.) Meine religiöse Erkenntniß schien erschüttert ihnen zuzustimmen, dagegen nicht im mindesten mein Herz: und nach einem langen, ich darf sagen schrecklichen Kampfe, Gott ist mein Zeuge! — glaubte ich den Irrthum in ihnen zu erkennen und verwarf sie. — So lange ich Muße hatte, Andachtsbücher zu lesen, religiösen Versammlungen beizuwohnen und in den Hütten der Armen zu ermahnen, zu trösten und zu beten, ging Alles gut. Aber es kamen für mich die Zeiten der stillen Zurückgezogenheit: meine Pflichten riefen mich zum Studium von Büchern, die kaum mit der Religion etwas zu schaffen hatten. Ich konnte kaum noch dann und wann eine Stunde für mein Privatgebet und für die tägliche Lesung in der heiligen Schrift erschwingen. Da kam für das religiöse System, in dem ich bis dahin gelebt, die Stunde der Prüfung. Meinen im geistlichen Leben schon sehr weit fortgeschrittenen Freunden schien es, auch ich sei trotz meiner Jugend in der religiösen Bildung des Herzens weit vorgeschritten. Aber ach, ich hatte mich nur erschöpft, und diese Erschöpfung war die natürliche Frucht des Systems, dem ich anhing. Ich war wie ein Kind, das im Zimmer einherschwankt, sich an den Stühlen und Tischen festhaltend; kurz ich lebte nur von den täglichen religiösen Erregungen, wie man sagt: von der Hand in den Mund; und die Lehre blieb mir nicht erspart, daß ein Christenthum, das so von einem Tage zum andern sein Leben fristet, dem Menschen den schließlichen Frieden nicht geben konnte. Ich muß Gott ewig danken, daß ich in diesem Zustande nicht aus diesem Leben bin abberufen worden. Wie schrecklich müßte die Verzweiflung meiner letzten Stunde gewesen sein; wie unendlich schrecklicher noch das

plötzliche Erscheinen vor meinem Richter in solchen Stunden der Finsterniß und der Auflösung, der Selbsttäuschung und einer gemachten Begeisterung! O mein Gott, wie theuer sind meinem Herzen die Rathschlüsse deines Erbarmens!

„Sie werden es vielleicht mir übel anrechnen, daß ich diese Ergebnisse auf das System der sogen. Evangelicals selbst abwälze. Ich glaube immerhin nicht Unrecht zu haben, wenn ich auch nicht behaupte, daß die Religion jedes Mitgliedes der Partei so unstät sei, wie die meinige. Natürliche Anlagen, die erbarmende Gnade Gottes, ein Zusammenwirken mancher Umstände können das hindern. Aber philosophisch betrachtet muß die naturgemäße Wirkung des sich selbst überlassenen Systemes mit innerer Nothwendigkeit in der Seele zu den Resultaten führen, welche ich dargelegt habe. War ich nicht für ein solches Experiment wie geschaffen? Ich stand nicht unter der niederbeugenden Last langer Jahre voll Sünde und Thorheit. In mir gab es nichts von jener heftigen Reaction des Sünders, der aus seinen Verirrungen mit dem lauten Jubelrufe eines Heiligen aufwacht. Ich war ein junges Blut von achtzehn Jahren, von frühester Kindheit an besonnenen Ernstes, und hatte in meinem glühenden Herzen nie eine andere Form des christlichen Glaubens gekannt. Doch wozu länger bei einem solchen Gegenstande verweilen? Ich sehe heute, daß der Pietismus nur Nahrung für das Herz auf Kosten des Kopfes bringt; und was kann für den Menschen, wie er nun einmal beschaffen ist, gefahrvoller sein? Ich sehe, daß der Pietismus die Religion in einer Reihe heftiger Sensationsscenen aufzulösen sich abmüht, daß er das äußere Kirchenthum aus innerem Schwachmuthe nur deßhalb flieht, um dem Vorwurfe des Formalismus zu entgehen; daß er widernatürlich die Idee der guten Werke mit der Idee der Gesetzmäßigkeit vermengt, um so in das Blut und das Leben des Menschen das feine Gift des Antinomismus, der religiösen Gesetzlosigkeit, zu mischen. Ich sehe heute ein, daß er die

Wahrheit nur einseitig betrachtet. Darum habe ich auf's Neue anfangen müssen, die Grundlagen meiner religiösen Erziehung zu legen. Mit der Gnade Gottes werde ich meinen Bau der Liebe auf den festen Grundlagen jener heiligen Furcht aufrichten, die aller Weisheit Anfang und der Menschen große Rathgeberin ist. Ich habe mit der strengen Prüfung meines Gewissens den Anfang gemacht und ich vertraue, daß ich in der täglichen Uebung der freudevollen Gnaden der Sanftmuth, der Demuth, der Ruhe und des kindlichen Gehorsams Fortschritte machen werde." Wie viel Reife, wie viel Ernst und Tiefe des Urtheils in der schwierigen Aufgabe der Selbsterkenntniß tritt uns hier entgegen!

Damit war nun offenbar dem Evangelismus und seinen Dogmen und Uebungen der Abschied gegeben; aber was sollte an ihre Stelle treten? Faber erkannte klar, daß ein so leicht beweglicher Geist, wie der seinige, sich von allen Controversen gewissenhaft fern halten müsse. Das aber genügte ihm nicht. „Ich muß," schrieb er in demselben Briefe, „nach der Vorschrift des Apostels oft fasten; ich muß viel beten; ich muß mir Gewalt anthun, meinen Leib züchtigen und in die Botmäßigkeit bringen; mehr noch, ich muß meine natürliche Neigung zum Disputiren unterdrücken. Freilich bleibt es meine Pflicht, die Strömung der religiösen Meinungen in der Kirche andauernd zu verfolgen; ich muß mehr thun, ich muß sie beobachten und dort, wo Niemand mich hört, darüber mit meinem Gotte reden.... Ferne, ferne von all dem Tumulte und der Unruhe, die mich umgibt, will ich dem Rufe meines Gottes folgen, der mich zu sich auf den Berg einladet. Dort ist gut sein. Nachdem Moses gefastet hatte, trat der Herr vor ihn mit der geheimnißvollen Gabe seiner Gnaden. Nachdem Elias gefastet hatte, wählte der Allmächtige gerade diesen Augenblick, um seinen Diener den geheimnißvollen Hauch seiner Worte verstehen zu lassen. Nachdem der ewige Gebieter aller Creaturen selbst gefastet hatte, kamen die Engel Gottes, ihm zu

dienen. Sicherlich ist das Fasten in den Augen Gottes etwas anderes, als in den Augen der Menschen; seiner Uebung verdanke ich reichen Segen, und mit freudestrahlenden Augen wende ich mich in Liebe zur ersten Kirche, und sitzend zu den Füßen ihrer Apostel, ihrer Bischöfe und Lehrer studire ich mit ihnen jenes System der Bußdisciplin, für welches unser verweichlichtes Jahrhundert nur Spott hat; ich bin sicher, daß auch ich wie sie an mir erfahren werde, wie der Gürtel des Cölibats und die Lampe der Nachtwachen für die Tage der Prüfung von unschätzbarem Dienste sind."

Ob Faber damals wirklich geglaubt hat, dieses neue, strengere Bußleben werde ihn in Zukunft den schmerzlichen Prüfungen seines innerlichen Lebens für immer entziehen, läßt sich aus den von ihm aus jener Periode seines Lebens erhaltenen Briefen nicht feststellen. Der Katholik, der in seiner Kirche den unfehlbaren sicheren Führer seines innerlichen Lebens bis zur engsten Vereinigung mit seinem Erlöser besitzt, kann nur mit tiefer Theilnahme auf dieses ernste, wenn auch rathlose Ringen einer jugendlichen Seele nach den höchsten Idealen der christlichen Vollkommenheit hinschauen. Durch welche Irrungen und Krümmen mag so viel Aufrichtigkeit, so viel Herzenseinfalt noch führen, bis daß es zur Ruhe kommt! Mit der bewußten Abwendung vom Evangelismus war für Faber einstweilen nichts erreicht, als eine vertrauensvollere Hinwendung zum Anglicanismus.

Das Jahr 1836 war für Faber, wie bereits bemerkt, wichtig einiger Ereignisse halber, die für sein ferneres Leben nicht ohne tiefere Wirkung bleiben sollten. Der Zustand seiner Gesundheit zwang ihn, seine Bewerbung um eine Fellowstelle vom Ostertermine bis in den November hinauszuschieben.

Am 9. Mai verließ er Oxford zu einer kurzen Reise nach dem Norden. Doch Ruhe und Erholung fand er nicht. Am Tage des Pfingstfestes (22. Mai) schrieb er aus dem Hause seines Bruders zu Stockton am Tees, die utilitaristische

Zeitrichtung und die in ihr zu Tage tretende Feindseligkeit gegen die Kirche beklagend: „In allen Jahrhunderten und unter allen möglichen Formen zeigt sich der Geist des Antichrists, ein Geist der Gegensätzlichkeit (gegen den Geist Christi), bald auf den Höhen, bald in den Tiefen der Gesellschaft nach den Anschlägen seines Meisters den Frieden der Kirche trübend. Wäre es nicht angezeigt, einmal an seinen unveränderlichen Erscheinungen die Gegenwart dieses Geistes zu constatiren, um zu zeigen, woher die Gefahr kommt? Man wird finden, daß der Zeitgeist immer nur eins ist mit dem Geiste der Sünde und des Bösen; und seine große Feindseligkeit offenbart sich darin, daß er die Maske einer religiösen Veränderung annimmt, um in irgend einem Theile der Kirche zu dem Zwecke sich einzubürgern, damit diese von ihm gewonnene Fraction seine Geschäfte ohne viel Bedenken besorge. Wenn ich mir demnach die Frage vorlege, welches der Geist des Antichrists in dieser oder jener Epoche in der Geschichte der Kirche ist, so untersuche ich zunächst, welches der Geist der Zeit war, und wenn ich diesen gefunden, frage ich, welche Schule und welche Lehrrichtung in der Kirche es ist, in der dieser Zeitgeist eine christliche Form angenommen hat. ... Der Geist unseres Jahrhunderts ist ein merkantiler, thatsächlich ein utilitaristischer. Eine Partei in der Kirche, deren Aufrichtigkeit ich keineswegs in Frage stelle, hat die Devise: ‚Nutzen — sichtbare Resultate — greifbare Ernte.‘

„Es sind meine Freunde, welche gegen die Formen sich ereifern, die der Ansicht sind, alle Pracht sei in der Kirche schlecht angebracht; vier nackte Mauern seien ebenso passend zu einem Tempel des Allerhöchsten, wie ein zu diesem Zwecke errichteter Prachtbau. Der Nutzen ist das große Werkzeug des Teufels in diesem Augenblicke, und er hat sich in die Kirche eingeschlichen. Mit anderen Worten, was man die Religion des Tages nennt, ist in unserer Mitte nichts, als die thätigste Gewalt des Antichrists gegen die Kirche Gottes.“ Man

sieht, Faber ist auf dem Rückzuge von dem Evangelismus schon weit.

Anfangs Juni kehrte er nach Oxford zurück und wohnte dem feierlichen Vortrage seiner „Johanniter“ am 15. d. M. im Sheldoniantheater bei. Aber dasselbe Kopfleiden zwang ihn bald nochmals, jetzt gerade im entscheidendsten Momente, auf die angestrengte Fortsetzung seiner theologischen Studien zu verzichten. Welchen wohlthätigen Einfluß indeß das Studium der hochkirchlichen Theologen, vor Allem Richard Hookers († 1600), mit George Herbert einer der „Heiligen“ des Anglicanismus, auf ihn ausübte im Sinne eines engeren Anschlusses an die ersten bischöflichen Traditionen der anglicanischen Kirche und im Gegensatz zu der widerkirchlichen Läugnung dieser Traditionen durch die Calvinisten, tritt in vielen seiner Briefe zu Tage. „Je mehr ich,“ schreibt er (5. August 1836), „über die alte katholische Lehre von der Taufgnade und über die im Anschluß an sie von der Schrift empfohlene Reue nachdenke, desto mehr fühle ich mich in den Augen Gottes gedemüthigt und erniedrigt. Es ist unmöglich, das Uebel genau zu bestimmen, welches in unseren religiösen Gewohnheiten durch den Irrthum, auch durch den nur vorübergehend angenommenen und durch Unwissenheit entschuldbaren Irrthum in uns angerichtet wird. Noch immer fühle ich mich von den Netzen des bloß menschlichen Religionssystems umstrickt, welches meine erste Umgebung belebte; von allen Seiten sehe ich meine Fortschritte gehemmt, trotzdem meine Erkenntniß seine Falschheit und seinen Widerspruch mit der heiligen Schrift klar durchschaut; ich hoffe, daß mein Erkennen hierin geleitet wird durch den Geist, der in der Kirche lebt. Für mich, der gewohnt war, Gott als ein zweites Ich in mir zu betrachten, ist es unendlich schwer, die Idee der Reue zu entwurzeln, die ich in dieser Schule gelernt habe. Die wahrhaft erschreckende Leichtigkeit, mit Gott zu verkehren, die man dort einprägt, breitet über den Geheimnissen der heiligen Sa-

cramente einen so dichten Nebel aus, daß alle meine Ideen von der Harmonie des Erlösungsplanes darüber ganz verwirrt sind. Mir scheint, als ob ich mich von den Netzen dieser falschen Theologie gar nicht mehr freimachen könne.“

Und doch entfernte sich Faber immer mehr von diesem bloß dem Namen nach freikirchlichen Gefühlschristenthum. Er freut sich der Anhänglichkeit an eine sichtbare Kirche, ihre Lehren, ihre Uebungen immer mehr. Am 23. August zeigt er dem Freunde, wie aus der falschen Lehre der Reformatoren über den Glauben mit innerer Nothwendigkeit die Läugnung der Sacramente, der sichtbaren Autorität der Kirche, kurz die ganze Trostlosigkeit des Calvinismus habe entstehen müssen. Bald nach seiner Rückkehr nach Oxford äußert er seinem Freunde Morris (15. October) seine Genugthuung über den Plan Newmans und Pusey's, eine Uebersetzung der Kirchenväter zu veranstalten, und hofft mit ganzer Energie dem Zwecke dieses Unternehmens, „der Verbreitung der majestätischen Lehren der alten katholischen Theologie“, dienen zu können. Voll Begeisterung schreibt er ferner (11. November 1835) von dem Eindruck, den das Studium des katholisirenden Dichters des karolinischen Anglicanismus, George Herbert, auf ihn gemacht, dem er eine der ersten Stellen unter den nationalen Dichtern anweist. „Seine Individualität,“ meint er, „wird seiner Popularität ein stetes Hinderniß sein. Um ihn zu lesen und zu verstehen, muß man ein Mann des Denkens, des ruhigen und religiösen Denkens, ein Mann der loyalen Unterwerfung unter die Kirche Englands sein. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß es mir bereitet, wenn ich in schon vorgerückter nächtlicher Stunde meine Klassiker schließe und dem beruhigenden Einflusse George Herberts mich überlasse. Das Fieber der Ermüdung und Abspannung verliert sich in einem süßen und weihevollen Schweigen, und mit sanfter Gewalt fühlt sich mein Geist zur Betrachtung der Heerde meiner friedevollen Gedanken hingezogen. Ich fühle, daß das Studium Herberts mit Gottes Segen mir

eine Demuth gegeben, eine Milde, die ich eindringlicher und wirklicher jetzt fühle, als je zuvor: sie stellen wirksam das in meinem Geiste durch die Reaction gegen die Theologie und den Platonismus Newmans gebrochene Gleichgewicht wieder her." Trotz dieser Sympathie für den poetischen Anglicanismus der karolinischen Zeit war indeß, wie der Leser an den Schlußworten sieht, ein Umschwung zu Gunsten des theologischen Anglicanismus dieser Zeit, wie ihn die Schule Dr. Pusey's und vor Allem Newman vertrat, noch nicht eingetreten. Immerhin findet er unmittelbar vor seinem theologischen Examen Zeit, demselben Freunde gegenüber, das „Common Prayer Book", die officielle Liturgie der anglicanischen Kirche, in einer höchst charakteristischen Weise gegen die rationalistischen Angriffe zu vertheidigen.

Das officielle Gebetbuch der Anglicaner, welches von den englischen Reformatoren nach den unter den englischen Katholiken der Reformationszeit verbreiteten Andachtsbüchern bearbeitet war, um bei diesen durch keine zu plötzlichen und gewaltsamen Aenderungen in den hergebrachten gottesdienstlichen Gebeten und Andachten das Reformationswerk zu gefährden, hatte, abgesehen von den lächerlichen Officien über die Pulververschwörung, die Restauration der königlichen Familien, die Krönung der Königin, die später beigefügt wurden, so viele Spuren alter katholischer Andachtsübungen bewahrt, daß man es als eine Quelle der Umkehr zur Mutter dieser Andacht für viele Seelen bezeichnen kann. Für Faber wurden die Angriffe der Rationalisten auf den häufigen Gebrauch des — Vater Unser der Gegenstand folgender entrüsteter Worte, die durch eine hier uns zuerst begegnende Berufung auf den „Romanisten" Dr. Wiseman ein besonderes Interesse erhalten. „Was gibt es Elenderes," schrieb er (21. October 1836), „unter allen Einwendungen gegen unser gemeinsames Gebetbuch, als den Vorwurf der beständigen Wiederholung jenes heiligen Gebetes, welches uns durch Den geschenkt wurde, der die Wahrheit selbst

ist? Ich finde in demselben immer irgend eine neue Bitte, in die sich mein Geist ganz versenkt; ich bin ganz glücklich, wenn ich es stets wiederholen und als Ausdruck meiner Bitten gebrauchen kann. Ich will von anderen gewöhnlichen Gründen hierfür nichts anführen; aber mir scheint, daß wir die Wissenschaft des Gebetes, die beständige, wissenschaftlich formulirte, betrachtende Andacht nicht genug schätzen. Es setzt uns in Staunen allemal, wenn wir bei dem Vergleiche der systematischen Anbetung, wie sie in der ersten Kirche lebte, mit dem planlosen Wirrwarr und der improvisirten Unandacht verweilen, wie sie unserer modernen Cultur meist anklebt. Sind denn nicht die Worte des Erlösers für unser Gebet das, was der Bischof für die sichtbare Kirche ist, ein Centrum der Einheit? Und zeigt die Stellung, welche die Formel in unserem gemeinsamen Gebetbuche einnimmt, nicht deutlich an, daß sie ebenso von dessen Urhebern hochgehalten worden ist? — Aber alle die Vater Unser sind doch papistisch, sagt man; damit rennt man uns fest, und die Theologie des Tages geht ihren Weg. Doch man täusche sich nicht; man warte nur ab, was folgen wird. Lies, bester Freund, den folgenden Auszug aus einer Predigt des Dr. Wiseman, des Romanisten. Er sagt mit Bezug auf die Puritaner: „Alsdann trat eine Generation auf, die diese ersten Zeiten (des Anglicanismus) nicht gekannt hatte. Als diese Männer, die Stirne gerunzelt und die Arme über die Brust gekreuzt, vor die anglicanische Kirche traten, da merkte diese, daß in ihrem eigenen Beispiele diese Männer die furchtbare Lehre der Empörung gefunden, von ihren warmen Lippen nur jene Worte tödtlicher Verachtung und der Schande gehört, die sie einst gegen ihre Mutter ausgespieen. Kalten Herzens stürzten sie ihre Kirche um und traten sie unter die Füße; sie ließen sie verachtet am Wege liegen, die hilflose, im bittersten Schmerze vergebens ihre Hände wund ringende. Zwar wurde diese (anglicanische) Kirche mit Gewalt wieder aufgerichtet, aber nur, um ein noch grausameres, ein nicht mehr endendes

Geschick zu erdulden, um von Jahr zu Jahr ihre Anhänger sich vermindern und ihre Tempel veröden, um die Macht ihrer vielen Gegner erhöhen und ständig erwachsen zu sehen. Und gibt es denn nicht heute noch der Männer genug, die über die ihr abgenommene Beute würfeln und über deren Theilung in heftigen Streit gerathen? Sprechen sie denn nicht in einem Uebermaße von Verachtung über sie, werfen sie denn nicht ihren Nutzen in die eisernen Wagschalen der Politik und schätzen sie denn nicht nach Goldstücken die Seelen ab, denen diese Kirche noch dient? Ist denn nicht ihre ganze Existenz nur noch eine Frage der Zeit und der weltlichen Verfügung geworden?' Ich habe, lieber Morris, diese Predigten des Romanisten gelesen und kann bloß sagen: was uns noch aufrecht hält, ist der Glaube, nicht das, was wir mit unseren Augen an ihr sehen. Wie spricht er (Wiseman) von unserer Theologie, von unseren gottesdienstlichen Gebräuchen, von unserer Liturgie, die wir nicht befolgen? „Ich kann,' ruft er, ‚in ihr nur noch jenes Weib erkennen, auf dem die züchtigende Hand Gottes schwer lastet, in dem das Licht der Erkenntniß verdunkelt ist, wenn auch die Regungen des Herzens noch nicht erloschen sind . . . Sie preßt zärtlich einen leeren Rahmen an's Herz, der einst das Bild aller derer enthielt, die sie auf Erden geliebt, und fährt fort, die Wiege zu schaukeln, aus der das sterbende Kind verschwunden ist.'"

Inmitten dieser Zeit ernster und entschiedener Hinneigung zur anglicanischen Bischofskirche fällt für Faber ein zweifaches Mißgeschick. Seine theologische Prüfung fiel ungünstig aus; er erhielt nur eine Note zweiter Klasse. Man erfuhr, daß die Entscheidung nicht einstimmig gewesen, daß aber Dr. Oakley, der spätere Convertit, als Vorsitzender der Prüfungscommission gegen ihn gestimmt. Dieser Enttäuschung folgte bald die zweite. Faber unterlag bei der Bewerbung um eine Fellowstelle an seinem Colleg, dem Universitätscolleg, seinem abermaligen Rivalen Donkin. Ueber die mit diesen

Prüfungen zu Ende gehende Periode ernster Arbeit schrieb er (18. November 1836), bevor er das Resultat kannte: „Eine Zeit, wie die nun abgelaufene, hat für den geistigen Menschen in uns etwas ausnehmend Trauriges. Ich habe viele Zeit nothwendig, um mich zu sammeln. So angestrengte Studien bringen — das ist wenigstens die an mir gemachte Erfahrung — zu viele Gedanken und eine zu ungemessene Freiheit für dieselben, sich auf der breiten Straße des Herzens herumzutummeln, ohne daß sie ihre Berechtigung dazu ausweisen.“ Am Andreastage vollends, nachdem er seine Niederlage erfahren, ergriff ihn die Muthlosigkeit sehr; er hatte „einen gar schmerzlichen Kampf zu bestehen“. Er schrieb damals: „Viele böse Gedanken gegen meinen guten Erlöser stürmten auf mich ein, aber mit seiner Gnade wurde ich Herr über sie und der Kampf endete mit einer solchen Abtödtung aller Selbstüberhebung und eitlen Meinung über mich selbst, daß ich bald in einer Ruhe und in einem Gleichmuthe der Seele blieb, die mich schnell über alles Erwarten trösteten. Ich hätte niemals geglaubt, so viele Segnungen inmitten einer bitteren Enttäuschung zu finden.“ Die erneute Niederlage gegen Donkin und der dadurch nothwendig gewordene Abschied aus dem so liebgewonnenen Universitäts-Colleg preßt ihm neue Klagen aus. Ja, er faßt den Plan, die Lehrcarrière an der Universität aufzugeben und sich auf eine Seelsorgerstelle auf dem Lande zurückzuziehen.

Inmitten dieser Stimmung war es eine Wohlthat für Faber, daß ihn sein Bruder noch gegen Ende des Jahres, um seine erschöpften Kräfte wieder herzustellen, zu einem kurzen Ausfluge nach Deutschland mitnahm. In Begleitung einiger befreundeter Engländer verweilten sie einige Wochen in Mannheim und hielten sich einen Tag in Heidelberg auf. Wie sehr ihn indessen stets die Entmuthigung über die Vorgänge der letzten Wochen begleitete, zeigt eine in seine Gedichte aufgenommene Bitte an einen Freund, ihm mit seinem Gebete den „doppelten Glauben“ seines zerrissenen Herzens heilen zu

helfen, ihn erinnernd, daß er den Freund einst darüber klagen gehört, daß die „klare Mosel" in die gelblichen Fluthen des alten Rheins mit Widerwillen sich habe ergießen müssen, ein Bild von dem augenblicklichen Zustande seines Herzens.

Wie wenig aber diese andauernde Entmuthigung auf den in ihm bewirkten festeren Anschluß an die Hochkirche Einfluß hatte, zeigt ein vom 26. Januar 1837 datirter Brief an Sir Roundel Palmer, den späteren englischen Großkanzler, in welchem Faber in einem bis dahin bei ihm unbekannten, gemessenen Tone sich jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser seiner anglicanischen Gesinnung verbittet. Palmer hatte ihm vorgehalten, es liege ihm (Faber) an Allem wenig, vorausgesetzt, daß er (Palmer) sich nur an Dr. Pusey und Dr. Newman und die katholisirende, an das christliche Alterthum sich anschließende Bewegung seiner Schule halte. Was Faber indessen am meisten verletzte, war nicht dieser Vorwurf, sondern der Ton des Urtheils über religiöse Dinge überhaupt, der in dem Briefe Palmers vorwiege. Aus dem langen, herrlich den Ernst seines religiösen Strebens bezeugenden Briefe können wir nur Weniges anführen. Faber schreibt: „Ich kann nicht errathen, welcher Fehler Sie Newman anklagen und aus Rücksicht auf Sie will ich keine Muthmaßungen aufstellen. Sie kennen ja den Ruf seiner Frömmigkeit und seiner Selbstverläugnung, und folglich kann die geringschätzende Art und Weise, wie Sie über ihn aburtheilen, für einen Christen nicht passend sein. Auch war Ihnen bekannt, wie ich selbst hierüber dachte, und folglich hätten Sie als Freund Den lieben können, den ich liebe, oder doch wenigstens nicht hinterrücks nach einem Manne schlagen sollen, gegen den ich eine Schuld abzutragen habe, die Gott allein wird bezahlen können. Es ist etwas furchtbar Ernstes und Ergreifendes um die Annahme von religiösen Ueberzeugungen irgend welcher Art. Davon hängt unsere Ewigkeit ab. ‚Nennet Niemanden euren Meister', steht irgendwo geschrieben. Das sind ernste und

schwer zu befolgende Worte. Beurtheilen Sie mit diesem Maßstabe das, was Sie Ihrem Freunde hinsichtlich seiner religiösen Meinungen geschrieben haben: ‚Es liegt mir wenig daran, vorausgesetzt, daß Sie sich ausschließlich an Pusey halten.‘ Ich nehme immerhin an, daß Sie diese Worte geschrieben haben ohne reifliches Nachdenken. Ich lege wenig Werth auf die Einwendungen, die man gegen den Gehorsam macht, der dem Urtheile verdienstvoller Männer entgegengebracht wird; keine Lächerlichkeit wird mich je davon abbringen. Zu solchem Gehorsame hat Gott alle Menschen geschaffen, und ich mache keine Ausnahme davon. Woran mir aber etwas liegt, das ist die Entstellung, die gewaltsame Entstellung, welche Sie hieraus machen. Aus mir selbst, aus meinem eigenen Urtheile heraus wünsche ich nicht auf dem rechten Wege zu meinem Erlöser zu sein; aber ich wünsche, daß mein Freund anerkenne, woran er nie gezweifelt hat, daß mein Gehorsam gegen meinen göttlichen Meister zu tief und zu unwandelbar in meinem Herzen lebt, als daß ich mir je gestatten könnte, an irgend einem menschlichen Dasein ‚mich zu halten‘. Es ist schmerzlich, einen Freund dergestalt von meinen religiösen Ueberzeugungen sprechen zu hören; aber tausendmal schmerzlicher für mich ist es, wenn er sich dazu versteigt, von den seinigen in einem so leichten und fast witzelnden Tone zu sprechen. ‚Ich möchte fast lieber,‘ sagen Sie, ‚im Irrthum mit Anderen, als mit ihnen in der Wahrheit sein.‘ Ist es möglich, hier die ernste Ueberzeugung eines Mannes wieder zu finden, der seine Seele in der Liebe, der vollen Liebe zur Wahrheit, ungetheilt, ohne je zu schwanken, erziehen will? Ein solches Wort konnte nur durch Ueberstürzung und blinden Parteigeist erzeugt werden, die doch meinen Freund Palmer bis jetzt in keiner Handlung seines Lebens geleitet haben und die ihn auch bei der allerwichtigsten Handlung des Lebens, bei der Annahme seiner theologischen Ueberzeugung, nicht leiten werden.“

Leuchtet schon aus diesen Zeilen die Ruhe einer mühsam ge-

wonnenen, aber desto tiefer erfaßten und inniger geliebten Ueberzeugung, dann tritt dieß noch mehr in der Schärfe und unnachahmlichen Feinheit und nicht minder in dem edlen Freimuthe zu Tage, mit dem er den Charakter des Freundes und die Geistesrichtung analysirt, die ihn zu solchen Aeußerungen veranlassen konnten. „Ich wage zu ahnen," schreibt er an einer anderen Stelle des Briefes, „welches augenblicklich Ihre geistige Lage und die Veränderung des Charakters ist, die Sie, wie mir scheint, an sich erfahren. Sie leben in einer Atmosphäre, die nicht zu Ihrer Natur paßt, unter Leuten, die Sie nicht verstehen und nicht verstehen können; und Alles dieß wirkt mit unwiderstehlicher Kraft auf Ihre so eindrucksfähige Natur. Sie sind nahe daran, das fast für falsch zu halten, was Sie ehedem als wahr annahmen. Sie leben in der Furcht, auf der Flucht vor Ihrer Einbildungskraft, wie vor einem Gespenste. Alle Eigenthümlichkeiten Ihres Charakters halten Sie für Fehler und so leben Sie Tag um Tag in einem widernatürlichen Kampfe, wo der Sieg Sie nur noch unglücklicher machen kann. Stürzen Sie doch, mein Freund, alle die Barrikaden um, die Sie einengen und hinter denen Sie sich verschanzen, wie die armen Brahminen des Orientes unter dem falschen Vorwande der Tugend. Geben Sie, wie vordem, jener seltenen Empfindungsfähigkeit, die die Schönheit Ihres Charakters ausmacht, freieres Spiel. Seien Sie weniger furchtsam, haben Sie mehr Herz, seien Sie kindlicher, natürlicher. Sie leben zwar in einer Welt, deren Kaltherzigkeit Sie lähmt; Ihre Empfindsamkeit wird verletzt, und die trostlose Wüste, in der Sie wandeln müssen, macht Sie trauernd. Aber diese Empfindsamkeit hat ihr hohes, ihr unsterbliches Ziel. O hüten Sie sich, dieselbe in sich zu ersticken, darum, weil sie Ihnen bisweilen den Weg kreuzt! Warum wollen Sie alt sein vor den Jahren? Warum setzt Sie eine Aenderung in Ihrer Gedankenrichtung in eine solche Aufregung? Darin versteckt sich fein ein Gedankenstolz. Die Meinung eines jungen Mannes, so wichtig sie ist an sich,

hat doch wenig Werth. Warum also mit dem Fluche das belegen, was ein philosophischer, ein der Wahrheit befreundeter Geist eher als ein Segen ansehen würde? Warum suchen Sie nach einer verfrühten Erfahrung? Ist denn die Erfahrung oft wohl etwas anderes, als jene Verschmitztheit des Charakters, die die Schläge des Unglücks immer mehr befestigen? Sie sind jung und Ihr Herz müßte von ätherischen Hoffnungen, von hochherzigem Streben, von himmlischem Lichte überströmen, und doch geht dieses Herz in dem endlosen Kampfe auf, nicht etwa bloß zu scheinen, sondern gar zu sein, was Sie nicht sind, und damit treiben Sie Ihre bessere Natur aus jenem innerlichen Heiligthum heraus, in das Ihr Schöpfer Sie hineingestellt hat. Der Gedanke, daß Sie in diesem Kampfe siegreich sein könnten, ist mir schrecklich. O könnte ich Sie doch mit mir nehmen dorthin, wo mein Geist sich bisweilen ohne Furcht ausruht, fern, fern über uns in jener Region der Reinheit, wo die Wahrheit in ihrer Glorie und Größe Königin ist... Während der letzten drei Jahre haben Sie von meiner Seite, in meinen Worten, in meinen Handlungen nie etwas anderes erfahren, als Proben einer unveränderlichen Freundschaft. Halten Sie diesen Brief für deren Fortsetzung. Derselbe hat mir mehr Herzweh gekostet, als ich glaubte ertragen zu können; er hat mich krank gemacht um der Gewalt willen, die ich meinem Herzen angethan. Was Sie aber auch über ihn denken mögen, das wird an der Thatsache nichts ändern können, daß Sie in ihm einen neuen Beweis meiner Liebe erhalten."

Keine Frage: wer so schreiben kann, ist sich der Kostbarkeit des mit unendlicher Mühe errungenen Schatzes seines religiösen Friedens bewußt. Hatten die schmerzlichen Prüfungen der letzten Monate diesen Frieden nur noch vorübergehend trüben, aber nicht mehr stören können, so war dieß noch weniger bei einer religiös so ernst angelegten Natur durch den unerwarteten Glückswechsel in seiner Lage nach seiner Rückkehr aus Deutschland möglich. Noch im Januar 1837 war Faber auf eine andere

vacant gewordene Fellowstelle am Universitätscolleg gewählt worden; auch den Preis Johnson für die Theologie trug er unter vielen Mitbewerbern davon. Dießmal war Newman unter seinen Examinatoren. Am 31. Januar 1837 konnte er seinem Freunde Morris schreiben: „Es scheint mir, daß ich nun endlich in einem Hafen gelandet bin, wo ich von allen Seiten mit Mitteln der Gnade umgeben bin, die man nicht leicht anderswo findet. Füge es doch Gott, daß ich denselben entsprechend auch in der Gnade fortschreite. Bis zum heutigen Tage bin ich leichfertig, unbedacht gewesen, mich selbst zu sehr hörend. Jetzt lebt in mir nur noch der eine Wunsch, mein ganzes Leben dazu aufzuwenden, für Christum und für seine Kirche das wenige Gute zu thun, zu dessen Vollbringung mich mein Meister befähigt hat." Frederick Faber hatte sich immer zum Dienste Gottes berufen erachtet; jetzt, wo er eine bestimmte Lehrstelle inne hatte, durfte er darin die Aufforderung zur unmittelbaren Vorbereitung auf den Empfang der anglicanischen Weihen sehen. Wie ernst dieß sein Wille war, gab er sofort kund.

III.

Lehr- und Wanderjahre (1837—1843). Thätigkeit in Oxford. Vorbereitungen auf die anglicanischen Weihen; Empfang derselben. Seelsorgliche Thätigkeit zu Ambleside. Schlimmer Gesundheitszustand. Mehrmonatliche Reise nach dem Orient; Bedeutung derselben für seine anglicanischen Anschauungen. Annahme der Pfarrei Elton. Erste Beziehungen zu Bischof Wiseman. Reise durch Frankreich und Italien nach Rom. Tiefe Einwirkung seines römischen Aufenthaltes. Versöhnungsversuche zwischen seinen anglicanischen und katholischen Anschauungen.

Im Augenblicke seiner Ernennung zum Fellow des Universitätscollegs in Oxford war Faber ein überzeugter Anhänger des Anglicanismus. Die Hoffnung der Tractarianer und ihrer Freunde indeß, die von Oxford ausgehende Bewegung zur

Neubelebung des anglicanischen Hochkirchenthums werde bo
das ganze Land erfassen, und die durch die Stürme der reform
torischen und puritanischen Zeit geretteten katholischen Elemen
würden trotz der protestantischen Tendenzen der Hochkirche di
bald durchdringen und zur religiösen Erneuung Englan
führen, scheint Faber, nach einigen gelegentlichen Ausdrück
seiner Briefe zu urtheilen, nicht getheilt zu haben; vielme
drängte sich ihm eine immer lebhaftere Besorgniß für die chri
liche Zukunft Englands auf, und die großen religiösen Kämp
welche ihm selbst vorbehalten waren, warfen schon ihre Sch
ten in seinem Geiste von dem Augenblicke an, wo er sich n
seiner eigenen Zukunft näher beschäftigte.

Entsprechend seinem früher geäußerten Wunsche, sich ei
gehender mit den christlichen Schriftstellern der ersten Jah
hunderte zu beschäftigen, bot er jetzt, nachdem er seine Fellow
stelle angetreten, den Herausgebern der „Bibliothek de
Väter", Dr. Pusey an der Spitze, seine Mitarbeiterschaft a
Der Zweck dieser „Bibliothek" war, dem größern Publiku
die gemeinverständlichsten und der Frömmigkeit förderlichst
patristischen Schriften leicht zugänglich zu machen. Faber e
hielt den Auftrag zur Bearbeitung der Schriften des hl. O
tatus von Mileve, neben dem hl. Augustinus der eifrigste Ge
ner der Donatisten. Die Betheiligung an der „Bibliothek
führte bald zu einer engeren Bekanntschaft mit Dr. Newma
dessen eifriger Anhänger er schon, ohne ihm persönlich nahe z
treten, eine Zeit lang, wie wir sahen, war, der von jetzt a
aber, mehr als irgend ein Anderer, einen entscheidenden Ei
fluß auf das religiöse Leben Fabers gewann.

„Alle meine Zeit," schreibt Faber an Morris (17. Apr
1837) über seine neue Lebensweise in Oxford, „ist d
Art in Anspruch genommen, daß mir höchstens eine Stund
für meine Correspondenz bleibt. Ich habe vier Zöglinge un
überdieß eine große Liste von Büchern durchzulesen im Au
trage des Bischofs von Ripon; füge noch die Uebersetzung de

Bischofs von Mileve über das donatistische Schisma hinzu und du wirst sehen, daß das schon mehr ist, als eine gewöhnliche Rechnung."

Eine stets ersehnte Abwechselung in den Unruhen und den Arbeiten seiner neuen Stellung brachten die großen Ferien, in denen Faber eine kleine Gesellschaft von Studenten nach dem lieblichen Amblesibe am Fuße der seit den frühesten Tagen ihm so trauten Berge von Westmoreland führte; es begann hier manche seiner langdauernden Freundesverbindungen, unter denen besonders die des hervorragendsten unter den „Seedichtern", Wordsworth's, hervorzuheben ist, dessen Werke, lange schon der Gegenstand der ungetheilten Bewunderung Fabers, viel zur Entwickelung seines poetischen Talentes beigetragen hatten. Die Gemeinsamkeit einer enthusiastischen Freude an der Natur, die romantische Denk- und Anschauungsweise über das christliche Alterthum und die katholische Vergangenheit Englands, die freilich bei dem viel älteren Wordsworth kühler und reservirter, aber immerhin eben so offen und aufrichtig sich zeigte, wie bei seinem jungen Freunde, — hatten eine Annäherung der beiden Männer herbeigeführt; und wenn der greise Dichter und der jugendliche hellgelockte, kaum der Schulbank entwachsene Oxforder Fellow immer wieder zu jenen langen Ausflügen in den pittoresken Berglandschaften von Westmoreland sich zusammenfanden, welche Faber später beschrieben, dann war der große Unterschied des Alters bald vergessen und gerne horchte Faber inmitten der stockenden Unterhaltung auf die Verse des gefeierten Dichters, die dieser im Gehen vor sich her zu murmeln pflegte. Erst als Faber sich schon in Amblesibe mehr dem Seelsorgsleben zu widmen begann, sah Wordsworth ein, daß er den jüngsten, aber vielleicht begabtesten seiner Freunde am ehesten verlieren würde. Mit seiner Klage, daß England zugleich einen Dichter verlieren würde, behielt er in gewissem Sinne Recht.

Schon am 1. August d. J. wurde Faber in der St. Wil-

fridskathedrale zu Ripon zum Diakon ordinirt und zwar durch Dr. Longley, seinen ehemaligen Lehrer zu Harrow, und mit diesem Tage begann sein thätiges Eingreifen in die anglicanische Seelsorge, zunächst in der Pfarrei Amblefide, wo er in der Regel zweimal wöchentlich die Ferienzeit hindurch predigte, bis ihn das Ende derselben zu seiner akademischen Lehrthätigkeit nach Oxford zurückrief. Seine Vorliebe für die seelsorgliche Thätigkeit zeigte sich mehr und mehr. So verliefen die Jahre 1837—1839 schnell. Der Ruf der Predigten Fabers begann schnell sich zu verbreiten, und mit Erfolg veröffentlichte er von Zeit zu Zeit einige kleinere religiöse Abhandlungen, einige Predigten und Erbauungsbücher.

Am 26. Mai 1839 ertheilte ihm zu Oxford der Bischof Bagot die priesterliche Ordination, die ihn zur Annahme einer selbstständigen Seelsorgsstelle befähigte. Daß der 26. Mai später als das Patronsfest der Kinder des hl. Philippus Neri ihm stets ein so freudiger Tag werden sollte, ahnte Faber freilich damals nicht.

Aus der ganzen Zeit der letzten drei Jahre sind nur sehr wenige Briefe von ihm erhalten. „Eine Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen," erklärt P. Bowden, „hatte sich zwischen ihm und dem Freunde, an den bis dahin die meisten seiner Briefe gerichtet waren, erhoben. Ihre Verbindung wurde weniger häufig und die beständige Vermehrung seiner Beschäftigungen hinderten Faber, mit der bisherigen Regelmäßigkeit zu schreiben." Welcher Art diese Meinungsverschiedenheit war, erfahren wir leider nicht. So wenig Anhalt indeß die erhaltene Correspondenz aus den drei letzten Jahren für die Weiterbildung der religiösen Ueberzeugungen Fabers gibt, so fehlt es, wie schon angedeutet, nicht an mancherlei Andeutungen, die uns erkennen lassen, daß der engere Anschluß an den Anglicanismus und die seeleneifrige Hingabe an die Aufgaben der anglicanischen Seelsorge ihn keineswegs in den Bedenken über seine Stellung zur Hochkirche vollkommen zu beruhigen vermochten.

Im Anfang des Jahres 1837 erschien Newmans berühmtes Buch über „das Prophetenamt der Kirche dem Romanismus und dem vulgären Protestantismus gegenüber". Das für die tractarianische Schule epochemachende Buch, die Frucht einer sorgfältigen Durchforschung und Vergleichung der Lehren der vornehmsten anglicanischen Theologen des siebenzehnten Jahrhunderts, war ein erster großangelegter Versuch, zu einem theologischen Lehrgebäude nach anglicanischer Grundanschauung und getragen von anerkannt rechtgläubigen anglicanischen Theologen, die ersten Bausteine zu liefern. Auch Faber fand in dem Buche, wie in der Lehr= und Predigtweise Newmans während der letzten Oxforder Zeit überhaupt, endlich einmal das, was er seit langer Zeit gesucht hatte, nämlich eine klare und positive Auseinandersetzung der anglicanischen Principien. „Seit zu langer Zeit," klagt er (31. März 1837) seinem Freunde Morris, „haben die anglicanischen Doctoren und Prediger ihre Principien nur als eine Negation der Lehren der römischen Kirche dargelegt." Am Osterabende des Jahres 1837, wo er den größten Theil des Buches zu Ende gelesen, schreibt er an denselben Freund: „Gebe Gott, daß das Buch seinen Lauf unter uns vollende und seine alten und gesunden Ideen ausbreite. Meiner Ansicht nach gleicht die anglicanische Kirche unserer Tage dem Thale der Gebeine (in der bekannten Vision des Propheten Ezechiel). Es scheint, daß jener Geist, der weht, wo er will, gleich dem Winde, der sein Abbild in den natürlichen Dingen ist, sich unter uns verbreitet hat; wir hören sein Brausen, fühlen seine Erschütterung und sehen, daß Bein an Bein sich fügt, belebt und gezogen, wie durch eine unsichtbare Gewalt; aber die vollendete Auferstehung in der Einheit ist noch nicht da. Ach, wird sie jemals kommen? Gott allein weiß es! Gleichviel; was kommen wird, ist zweifellos für uns das Beste und das Beste auch für die Glorie dessen, der uns in seinem mystischen Körper nur in engster Einheit mit sich verbunden sehen will."

Wie ernst es Faber für seinen Theil mit der Verwirklichung dieser Aufgabe nahm, zeigen sowohl seine angestrengten Studien, wie sein Eifer im Predigen und sein freiwilliger Antheil an den Seelsorgsarbeiten in Ambleside. Durch seine Uebersetzung des Optatus wollte er, wie er an Sir Roundel Palmer (5. Mai 1837) schrieb, seinerseits sein Scherflein zu all dem Guten beitragen, was das große Werk, unsere alten katholischen Lehrer bekannt zu machen, wirken soll. Dabei betont jedoch Faber, wie auch für ihn persönlich die Arbeiten an der Uebersetzung des Optatus eine hohe Bedeutung hätten: einmal sollten ihn dieselben in das schwierige, aber sehnlichst verlangte Studium der Väter überhaupt einführen, dann aber auch ihm den rechten Einblick in das donatistische Schisma, in eine hochwichtige und äußerst lehrreiche Aera der Kirchengeschichte verschaffen.

Bei der Rückkehr aus den Osterferien des Jahres 1838 meldet er (7. Mai) demselben Freunde, daß er eine kleine Abhandlung über „das Gebetbuch" geschrieben, eine neue Auflage seiner Predigt über die Kirche besorgt und jetzt mit der Herausgabe der privaten Andachtsübungen des (anglicanischen) Erzbischofs Laud beschäftigt sei, die ihn im Gegensatze zu den breitspurigen, wortreichen und ermüdenden nichtssagenden Andachtsübungen der modernen Gebetbücher außerordentlich ansprächen. Bei der Wiederaufnahme seiner Predigten in Amblesside im Herbste erklärt er, es sei für ihn fortan ein Hauptgesichtspunkt, der katholischen Methode der hl. Väter hinsichtlich der biblischen Predigten zu folgen; nicht zu eifern, sondern zu lehren, sei seine Pflicht. „Bitte doch Gott," hatte er (31. August 1837) an Morris geschrieben, „mir die Milde des Herzens zu schenken. Meine Pflicht ist, zu lehren und nicht zu streiten. Ich habe fortan keine anderen Herren, als Gott und meinen Bischof! Oh, daß ich ihnen doch stets gehorsam bleibe! Deiner Gebete bedarf ich gar sehr; denn ich habe ein gar heißes, ein stürmisches Herz." Mit manchen seiner

Seelsorgserfahrungen war er wenig zufrieden. In einem Briefe vom 18. Juli 1838 spricht er sich über die „englische Propaganda“, einen Verein in Amblesíde, sehr scharf aus. „Es ist kein Zweifel,“ sagt er, „daß derlei Gesellschaften uns durch ihren antikatholischen Geist sehr schaden; aber von diesem Unrechte wollen sich die braven Leute hier nicht überzeugen lassen. Ich finde darin eine Lehre für die Kirche, niemals das Gute zu thun in der Weise, wie die Welt es thut. Die Ideen der Majorität, einer centralisirten Action, lokaler Associationen &c. haben sich in vielen Köpfen an Stelle der bischöflichen Ordnung gesetzt. Die Leute haben sich in dieser Hinsicht zu wenig Rechenschaft von ihren Gesinnungen gegeben, so daß der Kreis der Trennung zwischen Welt und der Kirche, so wie der heilige Geist ihn gezogen, fast für sie verschwunden ist.“

Im Laufe des Sommers des Jahres 1839 machte er eine kleine Reise durch Belgien nach dem Rheine. Nach der Rückkehr gab er seinem Mißfallen über die kirchlichen Gebräuche des Landes und seiner geringen Achtung vor der Bildung des katholischen Klerus einen etwas vorschnellen Ausdruck. Der einzige uns über die Reise erhaltene Brief (Köln, 25. August 1839) ist wegen der ersten Eindrücke über den katholischen Gottesdienst von Interesse. „Ich fürchte,“ schreibt er an Morris, „daß du mich für einen ganz armseligen Protestanten ansiehst. Wir, mein Reisegefährte und ich, beschlossen, uns hier (in Köln) dem katholischen Rituale ganz anzubequemen. Wir haben uns in Mecheln selbst die Mechelner Ausgabe des römischen Breviers gekauft; wir gehen regelmäßig zur Kirche, um die canonischen Tagzeiten zu beten, und beten, wie der Priester, den Rest des Officiums im Wagen, im Hotel oder wo wir gerade uns aufhalten. Im Brevierbeten hat mich ein gutherziger, frommer Priester, ein Mann von großer Herzenseinfalt, unterwiesen, nicht ohne einen Anflug von Theologie. Aber ich finde hier nicht, was ich suche. Die Unandacht, der Lärm, die Gleichgiltigkeit, das fortwährende Ein- und Aus-

gehen, störendes Räuspern und Auswerfen dicht neben dem Altare, Christusbilder, lächerlich bis zum Herzweh, alles das kann ich nicht länger ertragen. An die Incensirung der Priester, an das fortwährende Geläute, an die Uebertragung des heiligen Sacramentes von einem Altare zum andern kann ich mich schon gewöhnen, wenn ich unterdeß meine Psalmen bete. Indessen wenn ich mich in eine Seitenkapelle zurückziehen kann, die kein Marienbild aus Wachs, keine schrecklichen Bilder des ewigen Vaters hat, geht es leidlich."

Während des Sommers 1840 zog Faber zu der adeligen Familie Mathew Harrison in Ambleside, um die Leitung der Erziehung des ältesten Sohnes zu übernehmen. Seine Arbeiten hinderten ihn indeß nicht, eifriger noch wie bisher der Seelsorge in der Pfarrei sich anzunehmen. Die Pfarrei war in einem traurigen Zustande. Das hohe Alter und die beständige Krankheit des Pfarrers gaben dem Treiben der Dissidenten leichtes Spiel. Die Pfarrkirche wurde kaum noch besucht. Eine mehrmonatliche angestrengte Wirksamkeit Fabers hatte die Besucher derselben verdoppelt und die Anhänglichkeit an die Staatskirche erneuert. Was die Freude an dieser segensreichen Thätigkeit erhöhte, war der andauernde, seltene Erfolg, den eine kleine Sammlung meist religiöser Gedichte aus den ersten Oxforder Jahren errang, die er im Herbste d. J. unter dem Titel „Die Wasserlilie des Cherwell" herausgab. Die Selbstkritik des Verfassers bezeichnete die Sammlung als „äußerst jugendlich, aber doch wohl im Stande, sich Bahn zu brechen".

Um diese Zeit hatte in den Freundeskreisen Fabers sich das Gerücht verbreitet und, wie es scheint, einigen Glauben gefunden, Faber werde heirathen. Zwei aus dem October d. J. vorliegende Briefe an Morris lassen erkennen, daß das Gerücht jedes positiven Anhaltes entbehrte. Ein Gedicht der jüngst veröffentlichten Sammlung scheint der Anlaß zu dem Gerede gewesen zu sein. Am 21. October schrieb Faber: „Ich habe keinerlei Verpflichtung dieser Art gehabt, und habe eine solche

auch gegenwärtig nicht. Bei mir steht der Cölibat in so hohen Ehren und ich halte ihn so ausnehmend passend für den Geistlichen, daß, wenn Christus mich zu unterweisen würdigt, allein zu leben, jungfräulich zu leben und jungfräulich zu sterben, ich um Vieles, selbst um den Preis großer Opfer, vorziehe, so zu bleiben, wie mich Gott bis auf diesen Tag bewahrt hat." „Ich bin," schreibt er am folgenden Tage nochmals an denselben Freund, „ich bin mit viel größerer Nachsicht erzogen worden als du (Gott möge es den theueren Seelen meiner Eltern gnädig verzeihen); aber bis auf den heutigen Tag habe ich mir eine Gewissenspflicht daraus gemacht, aller zu weichlichen Gewohnheiten mich zu entschlagen. Mit Gottes Erbarmen mache ich auf diesem Wege Fortschritte und ich hoffe, Gott wird mich in seinen gnädigen Schutz nehmen. Aber gewiß ist mir auch, daß ich niemals das werde, was ich geworden wäre, wenn ich nicht ein verhätscheltes Kind gewesen. Der Verlust der elterlichen Liebe in so zartem Alter, verbunden mit der schnellen Entwickelung meiner Constitution, haben auf mich einen starken Einfluß geübt. Aber warum noch von solchen Dingen reden? Es ist, wie ich dir gesagt habe. Ich will mich nicht verheirathen und ich habe keinen derartigen Plan im Sinne; das Märchen, welches du erzählst, ist eben so gut begründet, wie dasjenige, welches mich zum erwählten Erzbischof von York machen würde." Auf einige Stellen seiner Gedichte übergehend, auf die der Freund angespielt, sagt er scherzend: „Meine Gedichte sind in dieser Hinsicht weniger katholisch, als ich selbst es bin; es ist ja die Natur der Poesie, sich an der Oberfläche des Gedankens aufzuhalten."

Einen noch ungleich tieferen Blick in das innerliche Leben, die Gebete und die theologische Denkweise Fabers, in den wachsenden Ernst, über seinen Anglicanismus in's Reine zu kommen, gewährt uns ein in dieselbe Zeit fallender Brief an denselben Freund, worin er sich in umfassender Weise über die augenblickliche Lage der Hochkirche aussprach. Man erinnere sich der

Aufnahme, welche Newmans „Prophetenamt" bei Faber gefunden. Nach seinem ganzen religiösen Entwicklungsgange war Faber mit innerer Nothwendigkeit zum Anglicanismus hingeführt worden, weil der Evangelismus ihm für sein reiches religiöses Denken, seine positive religiöse Ueberzeugung keinen Halt bot. Er stand jetzt auf der via media, die der Anglicanismus nach der Lehre Newmans zwischen dem „Papismus" und dem Protestantismus „mit vorsichtiger Zurückhaltung" inne zu halten hatte. „Protestantismus und Papismus," hatte Newman in seiner Einleitung zum „Prophetenamte" gesagt, „sind Religionen von wirklichem Bestande ... aber die via media (der anglicanischen Bischofskirche), als ein wesenhaft in sich abgeschlossenes System betrachtet, hat bis jetzt kaum ein anderes Dasein gehabt, als auf dem Papier." Gleich Newman schwebte Faber das Ideal vor, den Anglo-Katholicismus zu einer wirklichen, das Land in seinem Christenthum erneuenden Religion umzugestalten. Dieses Ideal hatte nun die Probe zu bestehen. Von der Möglichkeit und dem Maße seiner Verwirklichung hing für ihn, den rastlos nach der Wahrheit und inneren Wahrhaftigkeit seiner religiösen Ueberzeugung Strebenden, seine fernere Stellung zum Anglicanismus ab.

Ein nicht datirter, aber nach seinem inneren Zusammenhange wahrscheinlich schon in den Anfang des Jahres 1841 fallender Brief, ist als ein erster Versuch der Orientirung über seine Stellung zur Hochkirche von hohem Interesse. Noch galt ihm dieselbe nach der von Newman betretenen Bahn als etwas unendlich Besseres, als jener „Gallicanismus, der der Götze so vieler moderner anglicanischer Schriftsteller geworden ist". Allein dieser Vorzug war für ihn nicht entscheidend. „Was mir," schreibt er an Morris, „bei den anglicanischen Theologen mißfällt, ist die Kälte, die verworrene Lehrmethode, die lügnerische Demuth der Gerasener (im Evangelium), der Schrecken vor dem Mysticismus, die Gedankenleere, die blinde Abneigung gegen Rom und das allgemeine Abhandenkommen

aller Merkmale seiner katholischen Vergangenheit. Alles das mißfällt mir. Aber ich glaube, in Wirklichkeit läßt sich das Alles von dem wahrhaften Anglicanismus trennen, auch wenn wir ihn nur (nach der Lehre Newmans) als eine besondere Schule der lateinischen Theologie auffassen. Wenn wir eine Verfolgung erlebten, so möchte ich zwar nicht behaupten, wir seien in einem solchen Gnadenzustande, um dieselbe mit Nutzen zu überstehen. Aber könnte dieselbe mit Gottes Hilfe nicht eine Läuterung unter uns bewirken?" Nachdem Faber beklagt, daß so viele anglicanische Theologen den Anglicanismus durch das „Außenwerk" ihrer heftigen Ausfälle gegen Rom in seiner Einheit gebrochen und dadurch entstellt hätten, wirft er einen Blick auf die geschichtliche Vergangenheit desselben. Die anglo-normannische Kirche habe trotz ihrer römischen Obedienz eine viel originellere, selbständigere Physiognomie gehabt, als beispielsweise die spanische Kirche, womit er indessen an sich schon ebenso wenig etwas Gutes von ihr aussagen wolle, wie vom Gallicanismus. „Wenn ich ein französischer Priester wäre, ich würde zur Schule de Maistre's stehen. Meiner Ansicht nach ist es Unrecht, den Anglicanismus als das verquickte Resultat der Reformation und der ihr widerstrebenden (katholischen) Reaction anzusehen. Er ist entstanden unter den normannischen Königen. Im Grunde war diese anglo-normannische Kirche ebenso von der anglo-sächsischen verschieden, wie die Kirche der Tudors von ersterer. Nun, gerade diese anglo-normannische Kirche wurde in ihrem Charakter (von den Tudors) immer mehr gefälscht. Unter Heinrich VII. war sie schon bejammernswerth. Es folgte (unter Heinrich VIII.) der Sturm und in ihm der Schiffbruch auf den Untiefen und den unstäten Sandbänken des Erastianismus (d. i. des Staatskirchenthums). Der Sturm war unvermeidlich, keineswegs aber der Schiffbruch. Dann kam die Entehrung zur Zeit der Elisabeth; das Schiff sank unter Wasser.... Von Seiten Jakobs I. und vielleicht auch Karls wurde versucht, eine gemäßigte rö-

mische Partei zu schaffen, römisch der Lehre, anglicanisch der Politik nach.... Jetzt erst trat für die Bischöfe eine echt anglicanische Schule auf unter dem Schutze der Krone, unterrichtet in der Schule der Leiden. Sie hatte drei Martyrer: einen König, einen Primas und einen Laien vom höchsten Adel, und dennoch neigte der König, ein so guter Katholik er (im Sinne der Tractarianer) war, zum Erastianismus. Die Non-Jurors (die streng bischöflich gesinnten Anglicaner) griffen alsdann den Staat an, bevor sie noch Kraft genug hatten, das mit Erfolg thun zu können; sie wurden vernichtet. Endlich war die Zeit der George da; sie drückten uns ganz sachte zu einem verständigen, vornehmen und correcten Deismus herab. Und heute? Wir sehen den Anglicanismus nicht mehr unter den Bischöfen am Leben, wo der Staat ihn bemerken und vernichten würde, sondern unter dem niederen Klerus. Wir dürfen hoffen, daß dieser ihn besser versteht und seine Bedeutung darin erkennt, den Alten persönlich zu folgen; daß er mit der Hilfe des Himmels mehr Aussicht auf Erfolg hat, als irgend einer seiner Vorgänger. Was beweist diese ganze geschichtliche Entwicklung anders, als daß der Anglicanismus noch in seiner Erziehung, in dem Streben, in dem Suchen nach seinem Ziele begriffen ist; er ist eine wirkliche, aber noch unvollständige Idee, die erst nach voller Verwirklichung ringt. Alles, was noch im Stande des Strebens sich befindet, trägt nothwendig vorübergehende Widersprüche in sich."

Man sieht, klarer und schärfer noch als Newman, hatte Faber damals, vielleicht ohne es sich einzugestehen, das Erbübel der anglicanischen Sonderkirche im Erastianismus erkannt, d. h. in jenem nach einem sonst unbekannten Sectirer des sechszehnten Jahrhunderts benannten kirchenpolitischen System, welches der Kirche jede gesetzgebende Autorität absprach und dieselbe auch in kirchlichen Dingen der weltlichen Macht zuerkannte. Daß er indeß trotz der augenblicklichen Annahme der via media Newmans über deren baldige Verwirk-

lichung nicht ohne Sorge war, geht klar aus den Bedenken hervor, welche er gerade hinsichtlich dieses Punktes auszusprechen sich gedrungen fühlte. „Der Anglicanismus," schreibt er an Morris, „hat zwar in großem Umfange die Lehre der ersten Zeiten des Christenthums wieder erweckt, aber nicht deren sittlichen Charakter; Letzteres darum, weil er die Idee der Katholicität nicht genug erfaßt hat. Diese Idee kann ohne eine bedeutende Annäherung an die katholische Gemeinschaft nicht verwirklicht werden, und unsere Annäherung an diese Gemeinschaft hat nur auf dem Gebiete des Alterthums stattgefunden. Wir wissen nicht, wie wir mit der gegenwärtigen Kirche zurechtkommen sollen. Die abendländische Christenheit wohnt hart an unserer Thüre und nie vergeht ein Sommer, ohne daß Hunderte aus unserer Mitte nach allen Seiten sie durchwandern. Aber wir vergessen dabei, sie als die altehrwürdige Christenheit des Occidentes anzusehen. Ich trage natürlich alledem Rechnung, was man von unserer Excommunication, von unserem Ausschluß vom dortigen Gottesdienst 2c. sagt; das ist zum Theil falsch, zum Theil wahr. Wir können vielleicht von dem abendländischen Christenthume keinen Gebrauch machen, es mag ja sein; aber darum ist es nicht minder wahr, daß gerade aus diesem Grunde der Anglicanismus sein Programm nicht verwirklicht. Wahrlich, wenn der Anglicanismus das ist, was er immer sein soll, wenn er seine Idee als eine eigene Schule, als insulare Theologie des Occidents ebenso gut als schlecht verwirklicht hat, wie kann, wie soll man ihn denn gegen die Anklage vertheidigen, daß er doch nichts ist, als eine verstümmelte und unvollständige Theologie? Wie kann ihn denn aller Anschluß an das kirchliche Alterthum von dem Charakter einer schismatischen Theologie retten? Die gegenwärtige (anglicanische) Kirche, die einen so großen Raum in einigen Lehrbüchern der römischen Theologie einnimmt, die ich gelesen habe, ist etwas, was für die Mehrzahl der Anglikaner nicht mehr existirt. So wie unsere Kirche nun

einmal ist, wissen sie leider gar nicht, was damit anzufangen ist; und ich bin wahrlich nicht im Stande, es ihnen zu sagen. Was ist zu thun, sagen die englischen Reisenden, wir sind ja doch excommunicirt? Füge es doch Gott, daß sie alle auf ihren Reisen das Gewicht dieser Excommunication recht sehr fühlen. Welcher Genuß wäre es, sechs Monate zu München unter den Schülern eines Möhler und Döllinger zu sitzen? Ich werde mehr davon verstehen, wenn ich einmal mehr gereist bin. Ich werde von allen Verbindungsmitteln, die mir nicht verschlossen sind, Nutzen zu ziehen suchen; das wird für mich, wenn auch nicht für Andere, eine Wohlthat sein."

Für Faber war also die Erforschung der thatsächlichen Beziehungen des Anglicanismus zu den occidentalischen Kirchen nicht mehr bloß eine Frage wissenschaftlicher Neugierde, sondern eine Frage von höchstem Lebensinteresse für die Bildung seines letztgiltigen Urtheils über den Anglicanismus geworden. Von dieser Probe hing seine zukünftige Stellung zu demselben ab. Er hatte an sich erfahren, wie grau alle Theorie der Schule gegenüber den großen Lebensfragen des Herzens ist, die ihre Lösung mit dem ganzen Nachdrucke inneren wahrheitlichen und sich selbstverläugnenden Strebens nach innerem Frieden fordert.

Wir müssen ein Zeichen der liebevollen Barmherzigkeit der Vorsehung darin erkennen, daß die Möglichkeit, in directe lebensvolle Verbindung mit dem abendländischen Christenthum zu treten, sich für Faber alsbald eröffnen sollte. Er erhielt nämlich den Antrag, mit seinem Zöglinge den größten Theil des Jahres 1841 mit Reisen auf dem Continente zuzubringen. Dieser Plan sagte Faber aus mehreren Gründen je länger je mehr zu. Trotz aller Vorliebe für die Universität widerstrebte es ihm doch, je länger, je mehr, seine Lehrthätigkeit dort wieder aufzunehmen. Die Seelsorgsarbeiten entsprachen seinem Herzen mehr. Schon unterm 16. November 1840 hatte er an Morris geschrieben: „Ich stimme dir darin bei, daß, wo man auch

immer sein mag, man sich überall Feinde schafft, und mein Charakter ist ja ganz darnach angethan, mir solche selbst inmitten der Sahara zu schaffen. Wenn ich aus Erfahrung urtheilen soll, so liegt in der Oxforder Feindseligkeit etwas Einschneidendes, was alte Wunden über alles Maß immer wieder aufreißt. Nirgendwo findet man zwar das Reich jener Liebe, die Alles hofft; allein in Oxford darf man auf sie am allerwenigsten rechnen. Ich setze voraus, daß mit dem Fortschritt der Jahre das Herz mehr und mehr gegen alle Empfindsamkeiten hart wird; aber wenn mein Geist sich gewissen Erinnerungen an akademische Schroffheiten überläßt, deren Nachgeschmack bei mir wie der des fürchterlichen Chinin wirkt, dem ziehe ich doch den brausenden Sturmwind unserer Berge vor, der in diesem Augenblick mein Haus bis in die Fundamente erzittern macht." Aus einer Nachschrift des Briefes erkennen wir, daß Faber damals von Arbeiten aller Art überangestrengt war und an eine baldige Rückkehr nach Oxford keineswegs dachte. Er läßt sich bei Dalgairns (seinem späteren Mitbruder im Londoner Oratorium) empfehlen und denselben bitten, doch ja ihm seine französische Uebersetzung der Symbolik Möhlers gut bis zu seiner Ankunft aufzuheben. „In diesem Buche ist ein ganzer Schatz großer Theologie zu heben. Lies nur eingehend einmal den Vergleich zwischen dem Ultra-Protestantismus und dem Nestorianismus."

Faber verschob einstweilen den definitiven Entschluß über seine Rückkehr an die Universität. Allein das Jahr 1840 sollte nicht ohne einen Zufall für ihn zu Ende gehen, der ihm in der deutlichsten Weise zeigte, was *seine nächste Pflicht* sei. Am Sonntag vor dem Feste der Beschneidung des Herrn brach er auf dem Predigtstuhle wie leblos zusammen. Als er wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich in der Sakristei von Aerzten umgeben, die ihm alsbald erklärten, an eine Wiederaufnahme aller und jeder Lehrthätigkeit sei für eine geraume Zeit nicht zu denken; die Ueberanstrengung habe eine Erschöpfung

seiner Natur herbeigeführt, deren Gefahren nur durch absolute Ruhe zu beseitigen seien. Damit war die Frage der Rückkehr nach Oxford entschieden, und die Nothwendigkeit, seine erschütterte Gesundheit auf einer längeren Reise herzustellen, trat wieder in den Vordergrund. Schon am 1. Januar 1841 konnte er Morris melden: „Zu meiner größten Genugthuung sind unsere Reisepläne schon fertig. Wir reisen Ende Februar ab und werden uns fünf Monate in Rußland, Lappland, Schweden, Norwegen und Dänemark aufhalten. Ich fürchte zwar, mir nur eine oberflächliche Einsicht in die griechisch-russische Kirche verschaffen zu können, allein auch diese soll mir schon von hohem Interesse sein. Ich mache mich auf manche Enttäuschungen gefaßt; vorab hinsichtlich der Waldenser (?), deren Bedeutung man nur darum so sehr übertreibt, um unsere Aufmerksamkeit leichter von Rom abzulenken; dann auch hinsichtlich der griechischen Kirche, die nachgerade bei allen denen in Mode kommt, welche eine Hierarchie wollen. Alles das kommt mir verdächtig vor; natürlich spreche ich ohne nähere Kenntniß. Für jetzt sind alle meine Wünsche so sehr auf meinen leidenden Zustand gerichtet, daß ich an nichts denke, als an die Sandbänke des baltischen Meeres, die mir mit ihrer stärkenden Luft die Gesundheit wiederbringen sollen." Den Beziehungen des Anglicanismus zu der übrigen Christenheit galt also auch jetzt noch sein erstes Interesse; auf ihre Erforschung sein Hauptaugenmerk zu richten, war er bei der Abreise von England fest entschlossen.

Bevor jedoch der Tag der Abreise eintrat, waren die Reisepläne andere geworden; es wurde bestimmt, daß Faber und sein Begleiter sich zunächst nach Paris und von dort mitten durch Frankreich nach dem Mittelmeere und der Levante begeben sollten. Am 26. Februar erfolgte die Abreise nach Paris und Südfrankreich. In Marseille schifften sich die Reisenden nach Genua ein, durchzogen die Lombardei und gelangten über Venedig am 30. April nach Triest. Den Maimonat widmeten

sie der Reise nach Griechenland und dem Bosporus. In Konstantinopel wurde Faber durch eine Krankheit festgehalten; erst am 2. Juni konnte er mit seinem Begleiter die Reise fortsetzen. Sie fuhren von Küstendsche auf einer damals noch wenig beliebten Tour die ganze Donau hinauf durch Bulgarien und suchten durch Ungarn den Weg nach Wien. Nach einem kurzen Aufenthalte durchwanderten sie Steiermark, Tirol und Baiern, kehrten dann nach Wien zurück und traten über Böhmen, Sachsen, Berlin den Rückweg nach England an. Gegen Ende August waren Faber und sein Zögling wieder in Amblesìde.

Ueber diese Reise liegt außer einigen Erinnerungen in seinen Gedichten aus jener Zeit, von denen eines, „Der Steierische See", den Titel zu der von Faber im Jahre 1842 veröffentlichten Sammlung gab, ein umfassendes, mit großer Genauigkeit gehaltenes und an interessanten Schilderungen reiches „Tagebuch" vor, welches die Grundlage zu den im Anfange des Jahres 1842 veröffentlichten „Ansichten und Gedanken über die fremdländischen Kirchen und unter fremden Völkern" bildete. Dieses Werk wurde William Wordsworth zugeeignet, „zur liebevollen Erinnerung an seine persönliche Güte und die zahlreichen ernsten Unterhaltungen über die Riten, die Prärogativen und die Lehren der heiligen Kirche." Von dem ursprünglichen „Tagebuch" selbst hat P. Bowden umfassende Auszüge mitgetheilt, die den Vorzug der ganzen Frische und Unmittelbarkeit der ersten Anschauung lassen und die für uns deßhalb von höherem Werthe sind, weil sie uns in den Stand setzen, die gesammte Denk- und Anschauungsweise Fabers nach den ersten Eindrücken nicht bloß ihrer religiösen Seite nach zu charakterisiren. Freilich fordert der uns an dieser Stelle zur Verfügung stehende Raum die sorgsamste, überall sich beschränkende Auswahl, allein auch das Wenige, was wir aus den vielen Blättern dieses „Tagebuches" mittheilen, soll dem Leser nicht nur ein Urtheil über

Fabers Denkweise hinsichtlich der religiösen Zustände der fremden Völker ermöglichen, sondern ihm auch — und wir legen hierauf nicht minder Nachdruck — auf's Neue einen Beweis für die Wahrheit bringen, daß nur eine ernste und tief angelegte religiöse Weltanschauung im Stande ist, den Werken Gottes in der Natur, Geschichte und Kunst ein ihrer würdiges Urtheil abzugewinnen, und daß ohne sie alle Reisebeschreibung ohne tieferes und dauerndes Interesse bleibt und nur den Kitzel eitler Neugierde zu befriedigen versteht.

Es verdient bemerkt zu werden, wie Faber sich auf allen Fahrten bis in den fernen Orient gerne von den Erinnerungen an die Heimath, ihre Schönheiten, ihre Flüsse, Wälder, Seen begleiten läßt. Auf der Fahrt von Orléans nach Lyon schwebt ihm auch seine frühere Rheinreise vor. Im Angesichte von Nevers verweilt er bei einer Verherrlichung der Schönheiten des heimischen Carlisle. Den Weg auf der Rhône von Lyon nach Avignon macht er wie versunken in den magischen Zauber der ersten Frühlingspracht, der von vollen Blüthen wie mit Schnee bedeckten Fruchtbäume und Akazien der Provence. Inmitten der von den letzten Rhoneüberschwemmungen angerichteten schrecklichen Verwüstungen steigt er einen Augenblick in dem alten Vienne an's Land und sucht dessen altehrwürdige Kirche auf, sich erinnernd, wie schmerzlich theuer sie die Würde einer Martyrerkirche durch die Standhaftigkeit ihrer ersten Blutzeugen bezahlt hat, deren Acten, von ihren überlebenden Brüdern an die Kirchen des Orientes gesandt, eines der lehrreichsten Denkmäler sind, welche über das kirchliche Alterthum aus dem Schiffbruche gerettet wurden. In Avignon genügt ihm ein Blick auf den verfallenen Zustand der großartigsten historischen Baudenkmäler zur Einsicht, wie wenig die französische Revolution, „wüthender als die Rhône“, diese erhabenen Reste einer anderen Zeit geschont hat. „Die schmähliche Tricolore, das betäubende Lärmen des Tambours vor dem Stadthause und die unter den Säulengängen des Papstpalastes

exercirenden französischen Garden waren für unsere Augen ein trauriges Symbol des Zustandes der Kirche und der Welt."

Auf der Weiterreise durch die untere Provence verletzt ihn die endlose Dürre, die Nacktheit und Einöde der Ebenen und der Hügel. Erst der für ihn „epochemachende" Anblick des Mittelmeeres auf den Höhen vor Marseille versöhnt ihn. Wie hingerissen von einer Vision, schreibt er auf diesen Höhen: „Es gibt bisweilen Ideen, die in der Einbildungskraft während ganzer Stunden spielend sich erlustigen können, ohne eine greifbare und bestimmte Gestalt anzunehmen. So stand auch ich, schwach wie ein Kind, der endlichen Verwirklichung meines Traumes gegenüber: ich sah das Meer der Mitte. Zum ersten Male ruhte mein Blick auf dem Zauber dieser Fluthen. Ich dachte immer wieder an das Wort: Meer der Mitte — gleichsam als hätten seine Buchstaben mir das Geheimniß der Freude meines Herzens offenbaren können. Mein Geist eilte an den Küsten Spaniens dahin, an diesem Lande des ewigen Kreuzzuges, dem einzigen Lande, wo der tief religiöse Charakter des Ritterthums sich voll und ganz entwickeln konnte. Ich flog mit den Wellen über die Meerenge, und mein Blick versenkte sich in die weiten Fernen des Landes des hl. Augustin, an den Küstenwendungen, wo Karthago und das reiche Cyrene auch in der Erinnerung nicht einmal mehr leben; er grüßte Algier, in dem heute der Stuhl eines christlichen Bischofs sich erhebt, Dank den Wohlthaten Gottes, die immer jung und neu sich vor uns ausbreiten wie die Morgenröthe des kommenden Tages. Beten wir innig, daß das in eine wilde Einöde geworfene Saatkorn der Anfang eines zweiten katholischen Afrika werde. ‚Das alte Aegypten, zum Schweigen verurtheilt,' liegt da, ein Symbol geistiger Umnachtung und mystischer Sklaverei. . . Dann Jaffa, dann Beyrut und jenes Stück Erde, in dem die Wiege des ewigen Morgenroths stand und das nun auch die Sehnsucht der Pilger der Erde nach ihrem Grabe stillt. Dort breitet es sich aus vor unseren Augen,

wie ein heller Streifen des Lichtes sich aufwärts ziehend, bis wo die Netze noch auf den Felsen von Tyrus trocknen. Und drüber hinaus, den großen Krümmungen der asiatischen Küste entlang, dehnt sich ein fernes, von apostolischen Händen bestelltes Saatfeld aus; das ausgestreute Korn wächst noch fort, aber schwach und verkümmert. Für die kleinen Inseln im ägäischen Meere und für den Hellespont genüge ein flüchtiger Blick, und schnell gleiten wir dahin über die stolzragende Kuppel der heiligen Sophia, glänzend wie ein Goldstern hoch über dem dunklen Marmarameere, dahin, entlang den unzähligen Buchten Griechenlands, in deren tiefen Einschnitten sich die erregte Fluth von ihrem Toben ausrasten will, dahin wie ein Schnellsegler an den Vorgebirgen der letzten Halbinsel vorbei, die unendlicher, wichtiger als alle anderen, so schön trotz der sie bedeckenden Schatten ist und die zweimal der Thron der Weltbeherrscher wurde. Hier endet das Bild. Mein Auge blickt nieder in den sturmbewegten Hafen von Marseille. War das ein Traum? war es Geschichte? Beide sind gar nahe verwandt."

In Genua überrascht die Reisenden in den ersten Tagen des März eine südliche Hitze. Erst nach einer ganzen Reihe von Sturm- und Regentagen steht Faber wieder am Mittelmeere; dießmal aber ist sein Blau so entzückend, „wie man nur das Blau im Traumgesichte schaut". Genua, „die prächtige", ist im Festgewande. „Ich hatte gedacht, daß in der römischen Kirche alle Feste, welche in die Fastenzeit fallen, auf später verschoben würden. In Bezug auf das Fest Mariä Verkündigung scheint dieß indeß für Genua ebenso wenig der Fall zu sein, wie für die griechische Kirche." Die Läden waren geschlossen, die Kirchen voll von festlich gekleideten Männern, von gezierten Frauen, die Luft hallte wieder von nicht enden wollendem Festgeläute; kein Geräusch in den Handwerksstuben, selbst die Schiffe halten mitten in ihrer Fahrt inne; alle Straßen sind mit frischen Blüthen und mit Grün geschmückt

und blumenbedeckt grüßen die Bilder und die Altäre der Madonna allerorts. „Wir selbst fühlten uns in Feststimmung, und um nicht in Mißklang mit unsern frohen Genuesern zu sein, schmückten auch wir unser Zimmer mit einem Strauße rother Tulpen, der Lieblingsblume des Tages, uns erinnernd an die, welche, die erste aller Mütter, in ihrem gebenedeiten Schooße den Unendlichen trug.“

Auf der Wanderung durch die Po-Ebene rasten die Reisenden bei der Certosa von Chiaravalle, der berühmten Karthause von Pavia, mit ihrer erstorbenen, trostlosen und verlassenen Marmorpracht: eine laute, erschütternde Anklage gegen den österreichischen Heinrich VIII., den reformsüchtigen „Aufklärer“ Joseph II. „Einst verstummte in dieser Wunderpracht der christlichen Kunst nicht Tag und nicht Nacht die Stimme des Gebetes in der Allgegenwart Gottes. Aber auf das Fiat eines österreichischen Imperators hin gingen diese unwiderbringlichen Schätze der Fürbitte der Erde verloren. Die christliche Kunst bringt in der Certosa Gott nur noch ein stummes Opfer dar: wie ein Todtenopfer stumm und still ragt sie gen Himmel, seitdem das Leben in ihr erloschen. Ich trat aus der Kirche und schritt in klösterlicher Stille durch das Viereck des Kreuzganges, der in ihrer Mitte sich erhebt. Ich mußte an die Worte denken, die Petrarca einst den gastlichen Karthäusern geschrieben: ‚Mein Sehnen ist gestillt. Ich war im Paradiese und habe die Engel des Himmels in Menschengestalt gesehen. Du glückliche Familie Jesu Christi! Wie war ich in Entzücken versunken, als ich diese heilige Einsiedelei, diesen frommen Gottestempel sah und in ihm der himmlischen Psalmodie lauschen durfte! Inmitten dieses Entzückens und der Herzensfreude, das theure Vermächtniß zu umarmen, welches ich euch anvertraut hatte (Petrarca's Bruder, der dort Mönch geworden), und mit ihm und mit euch zu sprechen, das kürzte mir die Zeit so sehr, daß ich ihre Flucht nicht mehr merkte. Nie sind mir Tag und Nacht so schnell entflohen. Ich kam zu

euch, einen Bruder zu suchen und habe deren hundert gefunden. Ihr habt mich nicht als gewöhnlichen Gast behandelt... Noch heute umströmt mich in meinem stillen Gemache der balsamische Duft, den ich bei euch wie eine Biene gesammelt auf den Blüthen eurer heiligen Einsamkeit.' — „O ihr Könige und ihr Königinnen!" ruft Faber; „wie leicht ist eurer Feder eine Unterschrift! Welch' seltsame Gewalt hält der Himmel in den Buchstaben eures Namens verborgen, um eine Welt aufzuerbauen oder um sie zu zerstören! Vielleicht hat eines frühen Morgens der Kaiser in Schönbrunn seinen Morgengang unter den ehrwürdigen Ulmen unter seinen Fenstern einen Augenblick hinausgeschoben, einen Augenblick, in dem die Schildwache noch nicht Zeit gefunden, sich umzuwenden, und in diesem Augenblick war das Schicksal dieser Karthause entschieden. Diese Welt seliger, friedevoller Heiligkeit, dieses große himmelragende Gebet, welches die Könige schützte, dieses Asyl der Buße, der Unschuld und des Segens, dieser Himmel auf Erden: alles das war mit einem Federzuge verschwunden. Oh, es wäre für den Kaiser besser gewesen, wenn einer der lombardischen Ströme vertrocknet wäre!" In wessen Herz rufen so erschütternde Worte nicht thränenvolle Erinnerungen aus unsern Tagen, aus unserer Mitte wach?

Auf dem Canale der Brenta hinter Padua eilt der Kahn der Reisenden auf Venedig zu. Langsam, fast gespenstig taucht es endlich vor ihren Augen auf, wie eine „Vision", „ein steinernes Märchen", mit seinen Glockenthürmen, Domen und Marmorpalästen von orientalischer Pracht: ein Traum, umfluthet von Licht und Wasser. Aber inmitten all dieser für Faber unerwartet großen Herrlichkeiten der Kunst und Natur kann er nicht froh werden. Beim Anblick des Dogenpalastes, der Seufzerbrücke, der Pozzi, dieser schauerlichen, unter dem Canale sich hinziehenden Gefängnisse, der Bleidächer verfolgen ihn die unzählbaren Todesopfer der aristokratischen Kaufmanns-Republik; sie beengen und quälen ihn, wohin er auch geht.

Engländer wissen es ja aus Erfahrung, um wie Vieles
üthiger, boshafter, gemeiner und anmaßender die Geld-
kratie gegen ihre Untergebenen ist, als die Aristokratie
Blutes; und man darf sich nicht wundern, daß eine Krä-
Republik an diabolischer Grausamkeit die alten Monarchien
pa's alle überboten hat.“ Und doch erscheint Venedig
: in den Zeiten seiner Größe als eine bezaubernde Stadt,
r strahlt Alles von Lust und lauter Freude. „Wie konn-
bei so entgegengesetzte Welten so nahe bei einander wohnen?
betäubende Jubel, alle Lust des Orients auf dem großen
le, und unter ihm, nur wenige Fuß unter diesem kalten
grünen Wasser, jene erstickte Welt, jenes Leben, welches
'ensvoller als der Tod, kein Leben mehr ist: ein Leben,
nichts mehr für das Auge bietet, denn die Klarheit des
s ist dort für immer erloschen; nichts mehr für das Ohr,
die Steine und das Wasser ersticken Alles. Die Töne
Glocken, das Anschlagen der Canalwellen wären für die
en dieser Grabeshöhlen noch eine Zerstreuung gewesen,
man sie nur hören können. Bei solchen Erinnerungen
Niemand mehr froh werden beim Anblicke Venedigs,
noch schön über alles Maß des Ausdrucks, aber geschla-
entartend im Verfalle, verwüstet, fast ohne Leben. Ueber
so überwältigend großartigen Lagunen der Hadria steht
Wort der strafenden Gerechtigkeit dessen geschrieben, ‚der
Herr unser Gott ist und dessen Gerichte ihre Furchen
über die ganze Erde!‘“

ie Spuren der ehemaligen Herrschaft des geflügelten
t von St. Markus begleiten die Reisenden die nackten,
n, fast waldlosen Küsten Albaniens hinunter bis zu dem
ben Korfu mit seiner orientalischen Flora, die ihnen hier
entgegentritt. In der wechselvollen Geschichte der Insel
en Tagen der korinthischen Colonisten an bis zum Sturze
enetianischen Herrschaft ist ihnen nichts so schauerlich,
die Bilder des Thucydides über den Aufstand der Cor-

cyräer. „Ueberall, wo es sich um große Dramen, um Gemetzel, um Verbrechen und Leiden handelt, sieht die marmorkalte Erinnerung der Geschichte nur Massen und Volksmengen; aber die Religion schaut mit Entsetzen auf jede einzelne Seele unter allen diesen Opfern, von denen jede so lebensvoll war, wie ich es bin an diesem heiteren Apriltage, jede eine Welt von Hoffnung und Furcht in sich bergend, jede durch sie in einen Kreis von Licht oder von Finsterniß eingeschlossen."

Bei der Umseglung von Griechenland sieht Faber überall die Spuren der drei großen Katastrophen, die über das Land und seine Geschichte den Geist endloser Verwirrung ausgebreitet haben. Die zertrümmerte jonische Säule in der Ebene, der alte lateinische Wachthurm am Bache oder die Feste auf dem Hügel und die trümmerhafte Moschee unter den Ruinen der Städte und Dörfer erzählen von Griechenlands Leiden. Das Schönste, wahrhaft Unvergleichliche, was Faber an den griechischen Küsten bewundert, waren die wunderbaren Lichtreflexe, wenn die aufgehende und niedergehende Sonne Licht und Schatten über dem Meere in den zahllosen Buchten und an den herrlichen Vorgebirgen mischte. Ungleich eindrucksvoller indeß traten ihm noch die Landschaftsbilder bei der Fahrt durch die Dardanellen entgegen, besonders auf der asiatischen Seite mit ihren zahllosen historischen Erinnerungen der großartigsten Art.

Bei der Mündung des Kara-ovasu (dem alten Aegospotamoi), wo Lysander den peloponnesischen Krieg beendete, dort wo zwei lange flache Küstenzungen bis tief in's Meer von beiden Ufern aus sich die Hand reichen wollen, mag wohl der Perser Xerxes seinen Hellespont-Uebergang vorgenommen haben. „Das muß ein seltsam ergreifendes und zugleich furchtbar prächtiges Schauspiel gewesen sein, als aus den fernen Tiefen Asiens langsam emporsteigend die Sonne auf das noch in graue Nebelschatten versunkene Europa fiel, und nun die ungeheuren Völkermassen in ihren verschiedenen, von Herodot so meisterlich beschriebenen Nationaltrachten sich sammelten an dem zum

Opfer der Anbetung vor dem aufgehenden Gotte des Tages bestimmten Orte, als der Monarch, eine leiblich anmuthvolle Gestalt für einen asiatischen Despoten, nun nach der Weise der Magier seine Huldigung dem göttlichen Genius des Hellespont darbrachte und als dann bei dem Schalle der Schlachttrompeten des großen Orientkrieges die Armee ihren Aufzug auf der wogenden Brücke begann. An dieser Stelle — die Meerenge ist nur ein und drei Viertel (englische) Meilen breit — war im Augenblick, wo die Brücke ganz voll von Kriegern war, eine lebendige unabsehbare Kette von hochflatternden Standarten, blinkenden Waffen und schillernden Trachten hinübergeworfen. Es war Asien, das sie in der Gluth seines Zornes in die Ebenen Europa's ausspie: Asien, schon im vollen Sonnenglanze seiner natürlichen Lage und Macht, seiner Künste, seiner Civilisation und seines überwältigenden Luxus; und Europa, das, noch nicht von den Nebeln seiner Morgenröthe frei, schon die Ketten der Barbaren mit siegreicher Gewalt abschüttelte. Welches Geschichtsbild! Nach dir, o du fahlgrünes Salamis, wendet sich mein Blick zurück!"

Wir können hier nicht weilen bei Fabers Fahrten am Bosporus, bei seinen Spaziergängen in Konstantinopel, wo ihn ein nirgend anderswo so frappanter Wechsel von tiefstem Elende und höchster Pracht an irdische Hinfälligkeit mahnt, wo nichts ihn so abstößt, als die wollüstige Melancholie, die der Muselmann noch im Tode zeigt und auf seinen Begräbnißstätten. „Nichts trifft die Tugend so vernichtend an ihrer Wurzel, als diese Vermischung sentimentaler und wollüstiger Ideen mit dem Tode und dem Grabe." — Wir weilen mit Theilnahme am einsamen Lager des fiebererkrankten Reisenden, der sich von dem einförmigen, klagenden Abendrufe des Muezzin zu besseren Gedanken aufrichten läßt, so oft derselbe von den Minarets herab den Ezan singt: „Gott, Allmächtiger! Ich bezeuge, daß kein anderer Gott ist als Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Gläubige, kommet zum Gebet, eilet

zum Tempel des Heils! Gott allein ist Gott! Das Gebet ist besser als Schlaf!" — Wir begleiten den Wiedergenesenen auf einem letzten Ausflug den Bosporus entlang, dessen Wunderwelt er noch einmal auf einer langen Tagesfahrt an beiden Küsten aufsucht und betrachtet. „Ich landete endlich zu Tophani, ermüdet, auf's neue krank nach einem an den tiefsten Bewegungen so reichen Tage. In Zukunft gibt es in den orientalischen Märchen für mich nichts mehr, was ich nicht glauben könnte: ich habe den Bosporus gesehen; ich habe einen ganzen langen Maitag zum Durcheilen seiner beiden Ufer verwendet; keine Blumen, keine Gärten, keine Haine, keine Bächlein und Quellen, keine Paläste und lüsternen Serails hat je die arabische oder persische Dichtkunst besungen, die das waren, was ich in Wirklichkeit am Bosporus geschaut, wo die strenge Romantik Europa's mit vollendeter Coquetterie sich langsam und unmerklich in der süßen Zauberluft Asiens verlor. Es ist, als ob die beiden Continente in dem eitlen Wettstreite all ihrer tiefen Contraste sich beobachteten, wie zwei eifersüchtige Sultaninnen, und das Meer drängt sich schlängelnd zwischen sie, bald seinen leuchtend blauen Spiegel der perlenüberschütteten Morgenröthe Asiens zuwendend, bald die Bäume, die Minarets und die Hunderte von Domen in den sieben Buchten Europa's mit hundertfachem Gold beim abendlichen Scheiden begrüßend. Europa beim Sonnenaufgange, Asien in den langen Strahlen der Mittagssonne waren jedes für sich eine Vision, die kein Leid, kein Kummer, keine Unbill der Zeit je in meinem Andenken verwischen werden, auch wenn ich fern, fern von hier weile und Anderen die Gottesgabe beschert wird, sich von einem Cap zum andern sanft rudern zu lassen, träumend von dem Zauber griechischer Legenden und erfrischt von der würzigen Brise des schwarzen Meeres, die dem antiken Byzanz alle Wohlgerüche Therapia's und Kandilo's in vollen Zügen zuführen müssen."

Erst auf der Donau aufwärts fahrend durch die Mün-

dungen, an den vielen idyllischen Donauinseln vorbei in das einförmige Bulgarien, merkt Faber an der fast unerklärlich lebhaften und unverminderten Freude über den Anblick des gesättigten Grüns der hier alles bedeckenden Wälder, wie krank er gewesen. Wir lesen „die Träume des Kranken“, voll von Erinnerungen aus Englands Gegenden und Dichtern und Jugendfreunden im bunten Wechsel, in Wordsworths Dichterworte sich kleidend; wir widmen einen sympathischen Blick den schönen Zeilen auf seinen treuen griechischen Krankendiener Dimitri, den Faber in den einsamen Stunden des Krankenzimmers lesen und schreiben lernen wollte, um ihm ein besseres Andenken als einige elende Piaster zu hinterlassen und dessen Abschied ihm das Herz schwer gemacht hatte. Die langsame Donaufahrt bringt andere Bilder, größere Ruhe, besseres Wohlbefinden und regere Lebensfreude. Erst am 8. Juni kam das alte Orsowa auf dem österreichischen Ufer in Sicht, in dessen Nähe das Lazareth von Schupanek errichtet war, welches alle Donau-Reisenden zu einer Quarantaine von zehn Tagen unfreiwilliger, strenger Haft aufzunehmen hatte. Einzeln, Mann für Mann in angemessenen Zwischenräumen, wurden sie unter Leitung von Soldaten dorthin gebracht, während sich die Bewohner des Ortes scheu vor ihnen zurückzogen und Niemand sich ihres Gepäckes annehmen wollte. Faber, dem zwar die ärmste Bauernhütte in England comfortabler schien, als seine beiden Stuben in Schupanek, richtete sich alsbald ein, und setzte sich mit Eifer an das Studium des Deutschen und Wordsworths; er war entschlossen, „während seiner zehntägigen Gefangenschaft recht glücklich zu sein“. Doch schon am folgenden Tage gelangte von Wien das Decret an, welches die Quarantaine aufhob.

Bei der Weiterfahrt auf der Donau kann Faber nicht Worte genug finden, seiner Bewunderung über die wilde Schönheit der Natur und des Stromes selbst Ausdruck zu geben. In Selim, wo er einen Tag rastete, hörte er zu seiner unaus-

sprechlichen Freude das Glockengeläute wieder. „Für mich sind die Kirchenglocken stets die süßeste und feierlichste Musik gewesen. In Griechenland hatte ich sie nicht gehört, auch in Konstantinopel nicht, und jetzt drang ihr Ruf so tief in meine Seele, daß darin das Heimweh erwachte."

Von Pesth reiste Faber am 17. Juni, um das Innere von Ungarn kennen zu lernen, mit der „Bauernpost" über Gran nach Preßburg. Die vielen Kirchthürme in fast jedem Dorfe, durch welches sie kamen, erinnern ihn an die religiöse Zerrissenheit des Landes, darin „ähnlich unserem armen, so tief gespaltenen England". Der einförmige Anblick der sich gleichenden Wälder und der wilden, unabsehbaren Ebenen ermüdet ihn nicht trotz der ebenso harten wie elenden Fahrweise; der Blick auf die ruhelos vom Winde bewegten Weiden und Felder mit ihren Heerden hat für ihn etwas Beruhigendes und Erfrischendes. „Wenn ich wieder zu Hause sein werde und Schmerz, Traurigkeit oder Schlaflosigkeit sich nicht bannen lassen, will ich meine Einbildungskraft auf diese endlosen Ebenen hinaussenden, die keine anderen Grenzen kennen, als die leichten, unbestimmten Hügelwellen der Karpathen tief dort unten am Horizonte."

Am 20. Juni besucht er von Wien aus das österreichische Versailles, Schönbrunn, und widmet beim Anblick der im Parke spielenden fürstlichen Kinder der unglücklichen Maria Antoinette einen sympathischen Gruß.

Der letzte Ausflug von Wien aus galt Mariazell in Steiermark. Auf mehrere Regen- und Sturmtage, während welcher Faber das Wallfahrtsleben des Ortes beobachtete, das ihn in seiner naturwüchsigen, gläubig-frommen Einfalt fesselte, folgte endlich ein ruhiger Morgen, der ihm den Ausflug nach dem „steierischen See" gestattete, den er später besungen. „Ich stand also noch einmal am Ufer eines Sees und Tausende von rothflossigen Fischlein spielten in der wunderbaren sonnigen Morgenstille unter meinen Augen. Ein See! . . . Geschichte,

aphie, Politik: Alles war für mich verschwunden. Alle
:n jugendlicher Freude waren in meinem Herzen wieder
prungen und strömten durch meine Seele, die sich weit
:n ihren Falten aufthat, um die ganze Scene aufzunehmen,
r mir lag. Wie schön, wie heilig muthete es mich an!
ich sah, waren nicht mehr die vom Sonnenlicht purpurn
ten Nebelbilder auf unseren englischen Hügeln, es war
efblaues Email mit sanft sich verlierenden Goldstreifen.
og mich zurück, das Herz zum Ueberströmen voll von
Dankbarkeit. Eine so wunderbar ergreifende Morgenstille
unmöglich ohne Bedeutung für mich sein; sie schien mir
Botschaft von oben anzukündigen. Selbst auf der Ober-
des Sees wollte sich keine Welle mehr zeigen; so himm-
stille wurde es ... Ich hielt es nicht mehr aus und
mich zurückziehen! ... Ueber den Abgründen in der
stieg ein Regenbogen auf. In den Thälern verhallte
sterbende Grollen der Stürme; zu mir trug der Wind
Rauschen der Orgel und aus der Kirche schallte das Ave
t der zahllosen Pilger, die auf's Neue das Verschwinden
onne in den geballten Wolkenmassen begrüßten". Unter
n Eindrücken der Dichter damals seinen „steierischen See"
, mag sich der Leser nun leicht vorstellen.

ne längere Krankheit fesselte Faber auch in Mariazell
Lager. Am 6. Juli schrieb er auf seinem Krankenbette
rührende Selbstanklage über sein mürrisches, kaltes Be-
n gegen die zarte, rücksichtsvolle Pflege der braven Wirths-
die ihm in seiner Sprache nicht antworten konnten und
t doch in seinen Schmerzen mitleidsvoll verstanden. Die
erungen an Mariazell senkten sich gar tief in Fabers
th. „So oft auf die Einladung der Orgel die tausend-
Stimme der Pilger den Hymnus auf die Jungfrau Maria
sang, so oft glaubte ich, die Gewölbe der Kirche müßten
ben; Gesang, solchen Gesang hatte ich in dieser Weise
nie gehört. Das Hochamt begann und der Weihrauch

füllte die Kirche. Mich riß Alles zum Entzücken dahin! Ich mußte an die armseligen Bächlein des Glaubens denken, die noch schwach, verlassen und zerrissen in meinem fernen England fortströmen, und mich hielt ein mit Neid gemischtes Staunen ob dieser unermeßlichen Fluth des reinen, einfältigen, tiefen Glaubens gefesselt, die sich über diese grüne steierische Bergebene ergoß."

Nach seiner Wiederherstellung eilte Faber durch den Stern- und Strubbpaß nach Tirol. Mehr als aller Reiz der Gegend fesselte ihn hier das Volk, das Geschlecht der Hofer und seiner hochherzigen Tiroler. „Die Liebe des Bergbewohners für sein Land hat etwas Strenges, fast Schroffes, gleichsam als hätten die Ehrfurcht gebietenden Formenbildungen der Natur sich in das Innerste seines Wesens eingesenkt oder als hätten sie ihn ganz in sich aufgenommen und eine Art Abhängigkeit zwischen seinen Lebenskräften und den Gegenständen hergestellt, die ihn umgeben, so daß er von ihnen getrennt hinsterben müsse . . . Jene Freude, jene Bewegung, die mir fast die Thräne in's Auge drückt, wenn ich an die Ebenen von Oxford denke, wenn ich nach einigen Monaten wieder die Hügel von Westmoreland vor mir aufsteigen sehe, ist nur eine schwache und armselige Nachahmung dieser starken Liebe zum Heimathlande, welche das Herz des Bergbewohners noch ausfüllt, wenn jedes andere Gefühl schon daraus verschwunden ist."

Ueber Elmau besucht er das Saal- und Achenach-Thal, immer mehr die Schönheiten, aber auch die Gefahren des Lebens in diesen Gebirgen kennen lernend. Der Ernst des Tiroler Volkes erfüllt ihn mit hoher Achtung vor demselben. An einem Sonntagmorgen, den 16. Juli, schreibt er: „Diesen Morgen habe ich die Leute beobachtet, wie sie zur Kirche kamen, die gerade meinen Fenstern gegenüber liegt. Der Regen fällt schon seit einigen Stunden in Strömen; das scheint indessen trotz der Frühstunde Niemanden zu hindern, zur Kirche zu gehen. Viele von diesen Leuten müssen augenscheinlich schon

einen weiten Weg gemacht haben; denn das Dorf kann unmöglich so viele Einwohner haben. Die Mehrzahl ist ganz durchnäßt; und noch immer kommen Männer und Frauen in Menge. Und doch ist heute kein hoher Festtag; sie kommen nur zur gewöhnlichen Sonntagsmesse und Predigt. Ich hatte meine Freude, und mit Stolz erinnerte ich mich, daß das jene Tiroler seien, die zur Zeit, als das gelehrte Deutschland sich unter das brutale Joch des Schwertes beugte, mehr für die Welt gethan, als alle unsere stolzen Cabinete mit ihrer politischen Weisheit. Ich sah unter ihnen am Stabe wankende Greise mit verblichenem spärlichen Haare, die sich noch recht gut Hofers erinnern konnten und die vielleicht noch seinem wallenden Reiherbusche zum Siege oder auch zu einer noch glorreicheren Niederlage gefolgt waren, mit heilig festerem Muthe und heldenmüthiger durch ihre moralische Kraft, als alle die Tausende, die die Siege von Marengo und Austerlitz feierten. Und heute hatte weder die frühe Stunde, noch der strömende Regen diese Veteranen der Berge abgehalten vom Gange zur Kirche. Neben ihnen schritten jüngere Männer in der Vollkraft des Alters, mit dem ehrlichen, muthvollen Auge, mit dem festen Schritte und der bewußten Haltung; es waren ohne Zweifel die Bauern aus den Nachbarthälern. Auch jene Klasse von jungen Leuten, von denen wir nur blutwenig in unseren englischen Pfarrkirchen zu sehen bekommen, die draußen hart und streng arbeiten müssen, die, der Sorge der Mütter entwachsen, noch zu jung sind für das süße und strenge Joch eines eigenen Hausstandes. Deßgleichen sah man die Frauen und Mütter, froh und heiter, lebhaft und ernst, zierlich gekleidet, Aller Grüße empfangend. Es waren Frauen, wie man sie nur den besten Männern wünschen mag, Frauen, deren Leben aufgeht in treuester Pflichterfüllung gegen ihre Männer, Frauen, genau nach der prophetischen Mahnung, die der König Lamuel einst von seiner Mutter erhalten hatte (Sprüchw. 31): „*Das Herz des Mannes mag voll* Stolz sein über sie!"

Wie ganz anders lauten Fabers Aufzeichnungen über einen Sonntag in Dresden, nicht ganz einen Monat später, als er über München, Würzburg, Nürnberg, das in seiner alterthümlichen Steinpracht gesehen zu haben „eine besondere Gnade und eine moralische und intellectuelle Verantwortlichkeit in sich schließt", von Regensburg aus dorthin gelangte. „Es war," schreibt Faber, „an einem jener Sonntage, wo ich aus Sehnsucht nach einer englischen Landkirche fast immer Thränen vergießen mußte. Nach dem Frühstücke gingen wir in die römisch-katholische Kirche, um die Messe zu hören. Wie man uns gesagt hatte, war die Musik dort wirklich sehr schön, aber Freude habe ich dort nicht empfunden. Die Scham befiel mich in der geräumigen und geschmacklosen Kirche, welche eine Masse von Engländern und Lutheranern wie ein Theater besetzt hatten, den eigentlichen Gottesdienstbesuchern kaum einen Winkel lassend, wo sie sich niederlassen konnten. Dresden ist die erste protestantische Hauptstadt, welche wir in Deutschland besuchten; aber nirgends, ich gestehe es, habe ich in einer katholischen Stadt so abscheulich den Sonntag entheiligen gesehen. Ich weiß mich frei von jeder puritanischen Sonntagsheiligung, auch habe ich nie diesen Tag als einen Sabbathtag im jüdischen Sinne angesehen. Auch gegen das Offenstehen der Gärten und die Musikbelustigung in denselben am Sonntage habe ich nichts einzuwenden. Aber die Bewohner Dresdens scheinen den Kaffee, die Musik und die Spaziergänge im Freien als einen viel zu stillen Zeitvertreib für den Sonntag anzusehen. Auch wir wünschten, die Gärten zu besuchen und schlugen auf's Gerathewohl die Richtung ein, wohin das Menschengewühl drängte. Der Menschenstrom brachte uns zuletzt zu einer Menge von Buden, um die sich zwei- bis dreitausend Menschen herumtrieben. Die Zelte bedeckten einen ansehnlichen Flächenraum, und wir gingen an allen vorüber, aber ich gestehe, nie ein profaneres und lächerlicheres Schauspiel gesehen zu haben. Spiele, Rauchbuden, Kneipen, Schießstände, Gauklerbanden,

Bänkelsänger, Feuerwerker, Taschenspieler, Possenreißer, Krämer, mit einem Worte für alle Art von Geschmack war gesorgt. Am meisten gefielen die Seiltänzer, die Karrouselle und alles, was lärmend war. Wir sahen dort dickleibige Soldaten, alte, sechs Schuhe hohe Kinder, die sich auf den kleinen Holzpferdchen herumtummeln und schaukeln ließen und dabei ihrer Herzensfreude durch Geschrei Luft machten. Diese Leute müssen der Mehrheit nach Lutheraner gewesen sein, denn die Stadt Dresden ist fast ganz protestantisch, und so viel mir bewußt ist, waren die lutherischen Kirchen den ganzen Nachmittag geschlossen, um die Protestanten im deutschen Florenz den Sonntag auf ihre Art heiligen zu lassen."

So erklärlich uns diese Schilderung einer deutschen Kirmeß durch den nüchternen Engländer ist, wir müssen sein Urtheil gelten lassen wegen der treffenden Bemerkung, mit der er dieselbe im Hinblicke auf seine reiseschriftstellernden Landsleute abschließt. „Wer nicht auf Reisen gewesen ist, selbst zugeschaut, gehört und nachgefragt hat, würde nicht im Stande sein, im entferntesten eine Idee von dem Lügensystem sich zu bilden, welches unter unseren schriftstellernden, reisenden, Tractätchen machenden und das Publicum der Exeter Hall beschwindelnden Landsleuten im Schwunge ist, so oft die römische Kirche auf dem Continent in Frage kommt. Ob diese Lügen nun aus Bosheit, Vorurtheil, Unwissenheit oder Denkfaulheit entstehen, gilt mir gleichviel. Es ist und bleibt doch nur die Freude am Schmutze, die alle Kloaken Europa's aufwühlt, um die römische Kirche zu entstellen und zu verleumden. Dabei wird nichts außer Acht gelassen. Die ganze Menschheit wird weiß gewaschen und das Dogma von der Erbsünde auf den Begriff einer einfachen geistigen Schwäche reducirt, um daraus nur irgend eine neue Verderbtheit der römischen Theologie herauszuconstruiren. Ich habe dieß Treiben in hundertfach verschiedener Gestalt beobachtet, und als ich heute mich inmitten dieser lutherischen Weltkinder bewegte, überkam mich, wie schon öfter, jenes Ge-

fühl tiefer Entrüstung gegen diese rohe und dreiste Verlogenheit, welche das römische System ausschließlich für solche kindische Thorheiten verantwortlich machen möchte.“ War eine solche Erkenntniß nicht schon eine unschätzbare Frucht der Reise? Aber es gab deren noch andere, die ungleich kostbarer waren.

Man höre das einige Monate ältere Urtheil Fabers, welches seine Beobachtungen über die griechische Kirche zusammenfaßt. Wir finden dasselbe in einem Briefe, den Faber an Morris von Konstantinopel aus am 26. Mai gerichtet hatte. „Ich habe viel gelernt in den letzten Wochen,“ schreibt er, „aber ich werde mir vollkommene Rechenschaft erst dann geben können, wenn ich zu Hause mein Tagebuch nachlesen und ruhig das Erlebte überdenken kann. Ich habe Athen, Korinth, Smyrna und Konstantinopel und die Stelle gesehen, wo einst Chalcedon stand: alles Orte von großem Interesse für den Christen. Ach, ich kann, was ich auch thue, nur wenig Gutes von dieser armen griechischen Kirche, dieser der Verlassenheit Ueberantworteten, lernen. Abgesehen von der russischen Zweigkirche, von der ich nichts weiß, ist sie in einem gar traurigen Zustande. Für sie wäre in Athen wohl noch etwas zu thun, aber der König ist römischer Katholik. Auch für die Armenier habe ich keine Liebe mehr. Sie sind nur eine Art Judenchristen. Für ihre Vertreibung von dem heimischen Boden rächen sie sich dadurch, daß sie in der ganzen Levante Bank- und Wuchergeschäfte treiben. Einige von ihnen erkennen den Papst an, aber der vorzüglichste Gegenstand ihres allgemeinen Cultus ist das Geld. O glaube mir, Freund, wenn wir weitherzige, katholische Sympathien in der Fremde suchen, lassen wir ab, dieselben anderswo zu suchen, als da, wo noch Garantien für sie sind, bei unserer lateinischen Mutter....“ Doch hören wir auch das ruhige, zu Hause wohldurchdachte Urtheil über die fremden Kirchen. Es liegt in den oben erwähnten, Wordsworth gewidmeten „Ansichten und Gedanken“ vor in einer zwar poetischen, aber für den,

: es zu lesen versteht, nur um so vollendeteren, vielsagenderen
rm. In diesem Buche trägt Faber seine Beobachtungen
d Theorien über religiöse Gegenstände vor in der Form einer
nterhaltung mit einem angeblichen Vertreter des Mittelalters,
ssen Gegenrede der Composition viel Leben und Reiz gibt.
hatsächlich personificirt „der Fremde“, wie ihn Faber gewöhn-
h nennt, die stärker als je in der Fremde erwachten katholi-
jen Tendenzen und Gesinnungen Fabers, gegen welche er an-
gehen scheint. Das Buch ist nicht vollendet; der vorliegende
and folgt dem Tagebuche nur bis zu den Thoren von Kon-
antinopel, wohl nur darum, weil Faber selbst nicht mit der
ildung seiner Ansichten zum Abschlusse gekommen war. Am
schlusse des Buches findet sich folgende Beschreibung eines
raumes: er enthält Fabers letztes Wort über seine erste
egegnung mit den continentalen Kirchen. Möge der freund-
che Leser darin selbst die Lösungen des Räthsels suchen. Der
raum lautet: „Mitternacht war vorbei, als ich endlich ein-
hlief und auf's Neue zu träumen begann. Es schien mir,
ls säße ich mit dem geheimnißvollen ‚Fremden‘ auf einer
nnigen Rasenbank am Ufer eines zu unseren Füßen murmeln-
en Bächleins. Dicht daneben strömte uns aus einem schat-
igen Wäldchen der erquickende Duft aller der Waldblumen
ntgegen, von denen sein Saum ganz eingefaßt war. Alles
mher athmete entnervende Sommerschwüle. Der ‚Fremde‘
at mich, ihm die Lehren und Gebräuche meiner Kirche aus-
inanderzusetzen. Ich nahm ein Blatt Velinpapier, und mit
iner Schrift so schön, wie ich noch selten geschrieben, trug ich,
n Colonnen geordnet, den gottesdienstlichen Kalender und die
lubriken ein. Der ‚Fremde‘ war sehr damit zufrieden und
igte mir, es gefalle ihm auf's Beste. Dann lud er mich ein,
it ihm eine Strecke am Bächlein aufwärts zu gehen. Ich
erbarg nun das Blatt unter den Zierpflanzen und wir schrit-
en am Bache dahin. Aber plötzlich überfiel uns ein Platz-
egen und wir suchten in einer Grotte Schutz, die in einen

Felsen gehauen war und die ganz mit Epheu, Gaisblatt und wilden Rosen ausgeschmückt war. Als die Sonne wieder da war, kehrten wir zu unserer Rasenbank zurück; ich suchte das beschriebene Blatt, aber der Regen hatte die ganze Schrift ausgelöscht. Bei diesem Anblick sagte mir der ‚Fremde‘, daß ich ihn getäuscht hätte: wäre das, was da geschrieben, wahr gewesen, aller Regen der Welt hätte es nicht auszulöschen vermocht. Ich mochte noch so sehr versichern, daß es die Wahrheit sei, er wollte mir nicht glauben und schien sehr erregt. Indessen erklärte er, selbst sein Urtheil darüber fällen zu wollen. Nun standen wir auf und schritten lange Zeit nebeneinander her, lange Wochen hindurch, bis wir endlich nach Canterbury kamen am ersten Adventsonntage. Von hier aus machten wir einen Rundgang durch alle Pfarreien des Landes, wobei der ‚Fremde‘ alles genau aufzeichnete, was wir sahen und hörten. So kamen wir endlich an die Ufer des Tweed; hier wollte der ‚Fremde‘ nicht weiter, sondern die Hände hoch erhebend, segnete er das Land des entgegengesetzten Ufers. Wir wendeten unsern Weg wieder nach dem Süden und am Himmelfahrtstage fanden wir uns in der düsteren und verlassenen Sakristei einer ungeheuren Kirche; es war ein unsagbar trauriger Ort, ohne allen Schmuck; denn man hatte alle Verschönerungen nur in dem Schiffe angebracht und den Altarraum ganz vergessen, und über dem Altare gähnten, ein erschütterndes Bild der Trauer, sieben Nischen leer und bloß übertüncht. Bei ihrem Anblick entrüstete sich der ‚Fremde‘, aber er sagte nichts. Als wir nun aus der Kirche herausgetreten waren, wandte er sich gegen mich und mit seiner feierlich ernsten und vor tiefster Bewegung erzitternden Stimme sagte er: ‚Du hast mich durch ein Land geführt, wo die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummt, die Altäre ohne Kerzen, die Priester ohne Stolen sind: ach, wäre es denn doch wahr, daß England unter dem Fluche des Interdictes lebte?‘“

Man sieht, die Fremde hatte Fabers Blick über den wirklichen Zustand des anglikanischen Christenthums sehr geschärft: er hatte zu viel gesehen mit den Augen seines geraden aufrichtigen Herzens, um über seinen Anglicanismus sich vollkommen zu beruhigen; zu wenig, um die Wunde, an der dieser unheilvoll krankte, schon so klar zu erkennen, daß er das Heilmittel hätte suchen können; aber immerhin genug, um ihm die Pflicht weiteren und besseren Zusehens aufzuerlegen. Die Gelegenheit dazu kam bald.

Den größten Theil des Jahres 1842 verweilte Faber ruhig zu Ambleside, mit Ausnahme der wenigen Wochen, die er am Krankenbette seines Bruders F. A. Faber im Magdalenencolleg zu Oxford mit dessen liebevoller Pflege zubrachte. Während des Herbstes wurde ihm von den Principalen seines eigenen Universitätscollegs das Rectorat von Elton in der Grafschaft Huntington angetragen. Anfangs lehnte er dasselbe ab, aber später entschloß er sich dennoch, dasselbe anzunehmen. Ein Brief an Morris (16. December) läßt uns ahnen, daß ihm die Entscheidung für diesen wichtigen Schritt nicht leicht geworden sein mochte. „Ich habe mich heute entschlossen," schreibt er, „Elton, sobald mir dasselbe formell angeboten wird, anzunehmen. Ich vertraue fest, daß das Fasten und das Gebet dieser Quatemberwoche mich stark gemacht hat, allen Eigenwillen in dieser Sache bei Seite zu setzen; wenn ich nichtsdestoweniger nur zagend davon spreche, so geschieht das, weil ich weiß, wie mächtig dieser Eigenwille in mir noch lebt. Seit dem Frühjahre schon flatterte mir das Rectorat beständig im Kopfe herum, wie ein Vogel, der nicht weiß, wo er sich setzen soll. Es war dieß eine Mahnung. Noch vor zehn Tagen habe ich nicht auf sie geachtet und nur auf die Hartnäckigkeit meines Willens gehört; dann hat der Herr mich gezwungen, die Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen. Sind doch, wie Dr. Pusey irgendwo bemerkt, gerade die Ereignisse, die wir nicht suchen, zum öfteren für uns eine be-

sondere Anordnung Gottes. Mehr noch, ich fühle jetzt, daß der Stein des Anstoßes bei mir die Unterwerfung des Dichters unter den Seelsorger war. Stärker als je zuvor hat sich im Lauf dieses Adventes bei mir das Bewußtsein befestigt, daß ich der Freude an der Literatur und der Poesie zu viel Herrschaft über den Priester eingeräumt habe. Ich könnte augenblicklich mit wenig Ueberwindung mir in Bezug auf die Poesie dauernd Abstinenz auferlegen, aber Keble ist der Ansicht, daß dieß Unrecht sein würde, weil das mein Bestes, wenn nicht mein einziges Talent; zudem sei gerade das Maßhalten, d. h. dasjenige, was in der Poesie schwierig sei, die erste und wirkliche Pflicht des Priesters. Gegenwärtig tritt der gebieterische Charakter der Pflichten eines Seelenhirten meinem Willen im Namen Gottes in den Weg, und ich bin nicht, wie mir scheint, Weltmensch genug, um diese Pflichten leichthin zu nehmen. Thatsächlich ist das Seelsorgsamt, dem zu unterwerfen mir so schwer fällt, vielleicht ein viel wirksameres Mittel gegen die Fehler eines poetischen Temperamentes, als die weniger fest bestimmten Pflichten des Lebens im Colleg. Ich glaube, bester Freund, ich beurtheile die Frage recht. Ich fühle mich jetzt so glücklich und weiß doch gar nicht, warum und wie mir so ist; ich meine, gut zu handeln. Und im Grunde, wie schwach ist das Opfer für einen Sünder gleich mir, von der Herrlichkeit meiner Berge und von allen meinen guten Freunden mich zu trennen. Meine Bücher sind schon abgeschickt und nun, wenn einmal die Berge meinen Blicken entrückt sind, will ich für Gott leben. Bete für mich, daß ich, in jenem Dorfe begraben, wenigstens versuchen möge, ein apostolisches Leben zu führen, beschränkt auf meine Kirche, mein Pfarrhaus und die Hütten meiner Armen. Mit Gottes Hilfe sei es mein feierlicher Vorsatz, so zu handeln. Zweimal schon, wenn nicht dreimal ist der Advent für mich eine Gnadenzeit gewesen. Möge es von nun an mein alleiniges Ziel in diesem Leben sein, mich auf die großen Tage unseres wirklichen und ewigen Ad-

ventes vorzubereiten und auf seine erbarmungsreichen Offenbarungen."

Auch an Wordsworth hatte Faber seinen Entschluß geschrieben. Seine Antwort lautete: „Ich sage nicht, daß Sie Unrecht thun, aber ich muß sagen: England verliert einen Dichter!" Recht hatte der gefeierte Mann von seinem bloß dichterischen Standpunkte aus, dem bloß äußerlichen, den Geist, der die Romantik in's Leben gerufen, ganz verflachenden und verweltlichenden Standpunkte des Naturdichters. Allein er ahnte nicht, daß der Muth der Consequenz des Fortschreitens auf der einmal betretenen Bahn der Selbstverläugnung etwas unendlich Erhabeneres war, als alle vorübergehenden Triumphe der Poesie; er wußte nicht, daß in dem Ringen nach den höchsten Zielen der christlichen Vollkommenheit nicht nur keine natürliche Gabe Gottes — und eine solche ist die echte Poesie — verloren geht, sondern erst recht vollendet und, unendlich über sich erhaben und verklärt, in den Dienst des Allerhöchsten gestellt wird. Doch nehmen wir jetzt schon Abschied von Wordsworth. Als er die Conversion Fabers erfuhr, kündigte er ihm die Freundschaft! An Faber trat mit der Annahme einer Seelsorgsstelle zuerst der volle, ihm unbekannte Ernst des Lebens heran. Er nahm ganz im Sinne der Oxforder Bewegung das Seelsorgsamt als etwas sehr Verantwortungsschweres an; er hielt mit dem Führer der tractarianischen Schule an der Giltigkeit der anglicanischen Weihen, an dem übernatürlichen Charakter des Priesterthums und seiner legitimen Fortpflanzung durch den anglicanischen Episcopat fest; dafür legt die Fassung des oben mitgetheilten Briefes (16. December) Zeugniß ab. Es drängte ihn, in Uebereinstimmung mit diesen Anschauungen, vor dem Antritt seiner Pfarrstelle noch eine kleine Reise nach dem Continent zu machen, zu dem Zwecke, mit eigenen Augen in katholischen Ländern und besonders in Rom selbst die von der römischen Kirche in der Leitung der Seelen befolgte Methode zu prüfen und für sein zukünftiges Tagewerk Er-

fahrungen zu sammeln. Die vier letzten Jahre hatten seine früheren Ansichten über die katholische Kirche erschüttert und ihm die Nothwendigkeit ihrer Prüfung auferlegt. Was ihm die letztjährige Orientreise nicht gebracht, wollte er jetzt suchen und für seinen Beruf verwerthen; es galt, die Kirche unmittelbar bei ihrer Arbeit an den Seelen zu beobachten, von ihr zu lernen, weniger, sie zu kritisiren. Die Annahme des Pfarramtes in Elton hatte dieser Idee einen neuen Reiz und ein bestimmtes Ziel gegeben.

Um seinen Zweck möglichst sicher und gut zu erreichen, verschaffte sich Faber von Dr. Wiseman, damals Coadjutor des Bischofs des Centraldistriktes, Empfehlungsbriefe an den in Rom residirenden Cardinal Acton und den Vorsteher des dortigen englischen Collegs, Dr. Grant. Seine Bekanntschaft mit dem Coadjutor des apostolischen Vicars von London (England erhielt erst 1850 durch die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie Bischöfe im eigentlichen Sinne des Wortes, Ordinarien; bis dahin hatte es nur apostolische Vicare mit bischöflichen Rechten) rührte von der Herausgabe seiner „Gedanken und Ansichten“ her. In denselben hatte er einige Stellen der Vorträge Dr. Wisemans über die Liturgie der Charwoche und deren dramatischen Charakter angegriffen und an einer anderen Stelle einen größeren Abschnitt des Wiseman'schen Buches angeführt, bei dem durch die Schuld des Setzers die Anführungszeichen weggeblieben waren. Faber entschuldigte pflichtschuldigst dieses Versehen bei dem Bischofe und damit war der Anfang ihrer Correspondenz gegeben.

An dem Sonntage des 2. April 1843 hielt Faber in der Pfarrkirche zu Elton inmitten einer dichtgedrängten Zuhörerschaar seine Antrittspredigt. Der Empfang von Seiten seiner Pfarrkinder war ein so herzlicher, daß Faber erklärte, er freue sich auf die Heimkehr von seiner Reise, wie auf die Rückkehr in ein altes liebgewonnenes Familienhaus.

Am folgenden Tage reiste er von Elton in Begleitung

eines seiner früheren Zöglinge ab und gelangte noch im Laufe der Woche über Southampton-Havre nach Rouen. Begeistert spricht er hier von der gothischen Architektur der alten Normannenstadt und besonders von ihrer schönsten Blüthe, der Kirche Saint Ouen, die ihm, von der Höhe aus betrachtet, vorkommt, wie ein vom Himmel herabgefallenes mächtiges Steinkreuz. Im Uebrigen vermag er sich mit der neuen, durch die Revolution vorgenommenen Landeseintheilung in Departements gar nicht zu befreunden. „Diese elende Eintheilung Frankreichs, das nun das Land der Conscription und der Tricolore geworden, diese Zerstückelung in Departements, die an die Stelle jener alten Provinzen traten, deren bloße Namen ein unersetzlich kostbares Echo in der Geschichte hatten, scheint das Land aller seiner Lieblichkeit, die es noch in den Chroniken des alten Froissart hatte, beraubt zu haben. Das alte Frankreich, dieses katholische und ritterliche Land, ist unter dieser ungeschickten Flickarbeit fast verschwunden. Es widerte mich an, vom Augenblicke meiner Abreise von Havre an, nicht mehr von der Normandie sprechen zu hören. Die Reise-Handbücher ohne Ausnahme kennen Rouen nur als Hauptort des Departement der unteren Seine!... Wie fade!..."

Man sieht, der Kampf des Dichters mit dem Theologen war diesseits des Kanales noch nicht beendet. Dieß zeigte sich indessen erst recht, als die Wanderer über Bordeaux, am Saume der Pyrenäen vorbei durch die Frühlingspracht Süd-Frankreichs reisten. Gegen Ende April kamen sie in Marseille an, wo die heftigen Aprilstürme sie mehrere Tage hindurch zurückhielten. Faber konnte in dieser Zeit unfreiwilliger Muße dem Drange nicht widerstehen, ein mehr als zweihundert Verse umfassendes, odenartiges Gedicht „Frankreich" zu schreiben. Dasselbe besingt in freier rhythmischer Behandlung mit hohem Pathos die neuere katholische Bewegung in diesem Lande im Anschluß an die Forderung: „Bringt uns wieder das Reich der Lilien!" Beim Eintritte des ruhigeren Wetters suchten die

Reisenden sich für ihre Haft dadurch schadlos zu halten, daß sie über Brignolles, ehemals die zweite Stadt der Provence, auf herrlichen, wenig bekannten Bergwegen nach Italien eilten. Daß der aus der Ferne zu den Bergeshöhen herauf leuchtende Indigospiegel des Mittelmeeres, daß Frejus, das Vaterland des Tacitus, daß besonders das liebliche vor Cannes liegende Lerin und der einst auf ihm lebende große Lehrer des katholischen Traditionsprincips, Vincenz, und sein „Mahnruf gegen die Häretiker" den weihevollen Gruß Fabers erhielten, versteht sich von selbst.

In Savona zwingt ihn die Grabschrift, welche sich der älteste italienische Dichter, Gabriel Chiabrera († 1637), dort setzen ließ, zur ernsten Selbstprüfung. „Oft habe ich schon," schreibt Faber, „auf meinen Kampf zwischen dem Dichter und dem Priester angespielt: die Poesie reißt Alles an sich; das Priesterthum schließt Alles von sich aus. Mehr als einmal habe ich schon das Dichten aufgegeben, aber der natürliche Hang hat schließlich doch wieder über meine heiligsten Entschlüsse gesiegt. Wie ist mir das jünst wieder so lebhaft durch den Geist gezogen! Ich stehe nun schon wieder in einem neuen Kampfe unter dem Eindrucke der Predigt, die mir Chiabrera aus seinem Grabe in S. Giacomo zu Savona hält. Auf seinem Grabe hat er das Wort einmeißeln lassen:

Freund, lebend suchte ich meine Stärke auf dem Parnaß,
Du, besser berathen, suche sie auf Calvaria.

„So eindringlich ist die Mahnung, glaube ich, noch nicht an mich ergangen; ich erinnere mich kaum eine Zeile zur Ehre unseres Heilandes ausschließlich geschrieben zu haben. Ich habe das Gelübde eines Gesanges gerade zu Ehren Calvaria's gemacht und habe bereits damit begonnen." Faber meint damit eine Reihe ascetischer Hymnen über das Leiden und das Kreuz Christi in Gebets- und Betrachtungsform, die er in schlichter, möglichst allen poetischen Effect meidender Sprache übersetzen wollte.

Angesichts des herrlichen Golfes von Spezzia widmete er einem englischen Sänger der Apenninen, dem unglücklichen, auf einer Lustfahrt durch den Hafen ertrunkenen Atheisten Shelley († 8. Juli 1822) einige Zeilen. „Er war ein Elender niedrigster Sorte, principienlos, nichts weniger als ein romantischer Träumer.“ Wer sich erinnert, was Shelley Zeit seines Lebens an rohem atheistischen Skandal in England geleistet, den Byron selbst nach seinem Tode durch eine herausfordernde Leichenfeier, durch die Verbrennung der Reste Shelley's am Strande von Spezzia nach Art der Alten fortgesetzt, wie der Shelley-Cult damals noch schamlos betrieben wurde, wird diese Worte nicht ungerecht finden.

Auch Faber will gleich Shelley die Apenninen besingen, aber in anderer Art. „Die Apenninen haben für den theologischen Dichter einen ganz besonderen Reiz; denn sie bergen die Heiligthümer Umbriens in sich; sie sind der Sitz der schönen Franziskaner-Legenden. Ihre Höhen sind meist alle mit Klöstern gekrönt, und es ist ein gar ergreifender Gedanke, daß diese endlose Bergkette von Savona bis Benevent keine Stunde des Tages, keine Stunde der Nacht ohne den Gottespreis des Psalmengebetes ist.“ Wenn Faber sodann in der begeisterten Schilderung dieser theologischen Bedeutung der Apenninen meint, daß besonders drei Gegenden des christlichen Europa etwas Uebernatürliches an sich tragen: Umbrien, der Uebergang Frankreichs nach Piemont und die Umgegend des Brockens im Deutschen Harze, so muß in Bezug auf die beiden letzten dieser Gegenden bemerkt werden, daß Faber damals noch ganz unter dem Eindrucke der von englischen Schriftstellern über die Maßen gepriesenen Geschichte der Waldenser-Thäler zwischen Pignerol und Briançon und ihrer „christlichen Heroen“ stand. Das „Uebernatürliche“ des Brocken beschränkte sich für ihn auf das Evangelium des Goethe'schen Faust. Besser begründet ist folgende Bemerkung über Umbrien. „Der Geschichtschreiber Italiens, Leo in Halle, sagt gelegentlich einiger Be-

merkungen über den hl. Franciscus, daß die überwältigende Naturschönheit Umbriens in der Religion düstere Enthusiasten hervorbringe. Schön mag dieß Wort zur Erklärung der Dinge vom bloß physischen Gesichtspunkte aus sein. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Enthusiasmus Umbriens das Antlitz der Kirche umgewandelt; daß er die Kunst und die Poesie recht eigentlich gezwungen, eine andere Richtung einzuschlagen; daß, wenn es ihm auch nicht gelungen, die heidnische Renaissance der Medici und ihre abstoßende Schule zu verdrängen, er doch wenigstens ihren Einfluß gemildert hat; daß selbst bis auf diesen Tag der Charakter der römischen Kirche ein sichtlich umbrischer ist, so würde es doch einen offenbaren Mangel an Hochachtung verrathen, wollte man annehmen, daß so gewaltige Umwälzungen von der Vorsehung Gottes als das übernatürliche und prädestinirte Werk dieser unvergleichlichen Gegend nicht (physisch) vorbereitet worden seien."

Die lieblichen Naturbilder, welche Faber bei seinem weiteren Vordringen nach Süden entgegentraten, wie das Fest der hl. Monika unter den Landbewohnern der Umgegend von Spezzia, die in ihren Ruinen so rührende Kunstpracht Lucca's und Pisa's, dessen Campanile ihn an das alte Bilderbuch in Bishop-Auckland und an seinen Dolmetscher, die Liebe und Geduld seiner armen Mutter erinnert; Siena, für ihn außer Venedig die schönste Stadt Italiens, — alles das ruft den Dichter in Faber wieder so lebendig wach, daß er unter den köstlichen Träumen der Kunst und Natur und Geschichte in den blühenden Gärten Siena's trotz der mahnenden Gestalten der hl. Katharina und des hl. Bernardin schier den Zweck seiner italienischen Reise vergessen will. „Gerade gegen diese, für sinnliches Behagen und Träumen so verlockende Poesie, welche Italien so vielen Leuten einflößt, hatte ich mich im Voraus gewappnet, als entnervend, sinnlich, rein literarisch, aber einer frommen Seele, eines priesterlichen, katholischen, christlichen Herzens wenig würdig. Ich will in Italien nicht als Dichter oder Tourist, sondern

als Pilger reisen, der das Land als ein zweites Palästina ansieht, als das heilige Land des Occidentes ... und hier schon, kaum erst auf dem Boden Italiens, bin ich ein Besiegter."

Von Siena aus über das „traurige" Radicofani, das freundlichere Acquapendente, am See von Bolsena vorbei, kommen die Reisenden spät Abends nach dem „armseligen" Viterbo. „Ich mußte alle Hilfsquellen der Geschichte zu Hilfe rufen, um mich in diesem Viterbo zufrieden zu fühlen. In der modernen Geschichte ist alles das, was das Papstthum betrifft, außerordentlich, wechselvoll, am geeignetsten, uns den Menschen einmal in seiner ganzen Größe zu zeigen, und der Art sind auch für den weniger mit der Geschichte Vertrauten die Erinnerungen Viterbo's; als ich seine Mauern verließ, mußte ich immer wieder an Karl von Anjou denken."

Auf der beschwerlich zu ersteigenden Höhe des Monte Cimino sieht Faber das Ziel seiner Pilgerreise in einem unvergleichlichen Landschaftsbilde, ihm aus der Ferne winkend, vor sich: „Zu meinen Füßen der schöne blaue See (von Vico); fern zur Rechten die hellglänzenden Lichtstreifen des Mittelmeeres, rings vor mir die fahlen Hügelwellen der weiten Landschaft; links die Apenninen von Albano, die Hügel des Sabinerlandes und endlich, einsam in majestätischer Pracht in seinem violetten Purpurgewande sich hoch erhebend und das ganze Land beherrschend, der Soracte. — Vides ut alta stet nive candidum (Du siehst, wie hoch im Schnee weißglänzend der Soracte ragt), entschlüpften bewundernd die antiken Dichterworte (des Horaz) meinen Lippen, und ich dachte nicht daran ... Auf das Land mit seinem ganz eigenartigen, blaßgrünen Kleide, das von tiefer grünenden Linien wie von Adern durchzogen war, hinzuschauen, war eine Lust. Von dem Rande des Kraters von Baccano aus erschaute ich den St. Petersdom; ich überschritt die Ponte Molle, von der Constantin, der Sieger über den Maxentius, einst aufbrach, um dem Christenthum zum Siege zu verhelfen, und endlich, endlich schlich ich mich beim

hellen Mondeslichte noch spät Abends zum Grabe der Apostel, vor dem ich fast ganz allein in der ungeheuren Metropole des Erdkreises mich hinwarf, um zu beten. Meine Gefühle zu beschreiben, ist mir unmöglich."

Das geschah am Abende des 9. Mai 1843. Folgen wir nun sorgsamer und eingehender dem Pilger auf seinen römischen Wanderungen, nicht um seine, von keiner andern Hand je so beredt entworfene Schilderung der äußeren Eindrücke Roms zu hören, sondern um ihn in der geheimnißvollen Werkstatt seines Herzens zu belauschen, das, den Winken der Gnade gehorsam, in seltener Geistessammlung und Eingezogenheit dem christlichen Rom, trotz aller sich entgegenstemmenden Einwirkungen protestantischer Erziehungs- und Denkweise, gerecht zu werden fest entschlossen war.

Dank der Güte des Dr. Grant, des späteren Bischofs von Southwark, und des Dr. Baggs, des späteren apostolischen Vicars des englischen Westdistrictes, war Faber im Stande, viel eingehender, ruhiger und gewissenhafter die verschiedenen religiösen Einrichtungen in Rom kennen zu lernen, als dieß den Romreisenden gewöhnlich möglich ist. Nebenbei verlegte er sich gleich Anfangs mit allem Eifer auf das Erlernen des Italienischen, um besonders die in dieser Sprache veröffentlichten Heiligenleben besser zu verstehen.

Hier in Rom bei seinen ersten Besuchen der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten war es, wo er die erste Andacht zu dem hl. Philippus Neri faßte, der später sein geistlicher Vater werden sollte. In den Conferenzen, die Faber im Jahre 1850 über den „Geist und das Genie des hl. Philipp" veröffentlichte, schildert er diese Anfänge: er besuchte in Chiesa Nuova das Zimmer, wo der hl. Philipp die Messe zu lesen pflegte. „Wie weit entfernt war ich noch vor wenigen Jahren, wo ich als Protestant in seinem Zimmer weilte, von der Ahnung, daß ich eines Tages der Familie des Heiligen angehören würde, und daß der Pater des Oratoriums, welcher mir

das Zimmer zeigte, binnen kurzem vom Papste zum Novizenmeister für ein Oratorium in England würde ernannt werden! Ich erinnere mich noch, wie er, das Glas des Schreines küssend, in dem das kleine Bett des hl. Philippus als Reliquie aufbewahrt wird, aus Rücksicht auf meinen Protestantismus sich entschuldigte, und wie er mir die zarte Liebe offenbarte, die die Kinder des Heiligen für ihren Vater hätten. Dieser Reliquiencult hatte mich damals nicht verletzt, aber jetzt bin ich mehr im Stande, zu fassen, was er mir von der kindlichen Liebe sagte, die der hl. Philipp seinen Kindern einflößt. Wenn mir Jemand vor sieben Jahren gesagt hätte, daß ich heute dasselbe Kleid und dasselbe weiße Coller in den Straßen Londons tragen würde und daß ich ein Triduum zur Ehre des Apostels von Rom predigen würde, ich wäre schon über einen so wenig wahrscheinlichen Traum überrascht gewesen."

Welch' tiefe Eindrücke Rom auf Faber machte, ohne daß er es sich eingestehen mochte, geht aus seinen Briefen immer wieder hervor, um so mehr, je länger sich sein Aufenthalt hinzieht. Am 20. Mai 1843 schreibt er an Morris, die Wunder Roms hätten ihn mit Ausnahme des Colosseums enttäuscht; weder die Gallerien noch die Museen, weder die Alterthümer noch die literarische Kritik hätten viel Reiz für ihn; in der vielen Zeit, die ihm bleibe, beschäftige er sich eifrig mit der Theologie. „Wenn man aber auch in Einzelheiten in Rom enttäuscht werden kann, von Rom selbst wird man unmöglich eine Enttäuschung erfahren. Mache einmal im Geiste einen Rundgang durch die Straßen. Hier war das Haus des Centurio, des Wächters des hl. Paulus; unter dieser Kirche schrieb der hl. Lukas seine Apostelgeschichte; dort wurde das Blut des hl. Ignatius vergossen; von diesem Predigtstuhle herab hat der hl. Thomas gepredigt; in diesem Zimmer hat der hl. Franciscus geschlafen; in diesem Hause hat der hl. Dominicus seinen Orden gegründet; in jener Basilika saß Papst Zosimus zu Gericht, verhörte und verurtheilte den Cölestius und ver-

dammte die pelagianische Häresie; unter diesem Grabe ruhen die Reliquien der Heiligen Petrus und Paulus; in jener Kirche sind fünf berühmte Concilien gehalten worden; in jenen Katakomben ruhen die Gebeine von Martyrern, deren Namen nur Gott allein bekannt sind; und so könnte man diese Aufzählung bis in's Unendliche fortsetzen. Rom ist die Stadt des heiligen Schreckens; daher sein unauslöschlich tiefer, nachhaltiger Eindruck. — Es ist natürlich, daß, wenn man, die Fußtapfen Gottes in der Geschichte anbetend, die Autorität dieser heiligen Orte auf sich einwirken läßt, gar sehr der Durst nach der katholischen Einheit wächst und bald so stark erwacht, daß man versucht wird, ganz außer dem Bereiche aller Regeln zu handeln, und zwar um so mehr, als man mit heiligen Personen lebt und ihr beredtes und liebewarmes Wort über Rom und die Einheit hört. Dazu füge noch mein principielles Bestreben hinzu, aufmerksam auf Alles zu hören, was im Stande sein könnte, mich zu überzeugen und allen widervernünftigen Widerspruchsgeist aus meinen Gedanken zu verbannen; denn weder die Beschämung noch das Interesse sollen mich, das hoffe ich zu Gott, jemals hindern, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Von einer Erschütterung meiner Ueberzeugungen fühle ich nichts, wohl aber sehe ich mich vielfach und auf verschiedene Weise gedemüthigt. Ebenso sehr und in ebendemselben Maße, wie ich suche, den Eindrücken und den Ansichten, die mir nahe gelegt werden, mein Herz zu öffnen, ebenso ernst und fest ringe ich um die Gnade, mich weder von der Begeisterung noch von meinem Eigenwillen irgendwie fortreißen zu lassen. Ich fühle in Rom meine Anhänglichkeit an die Kirche Englands wachsen, und ich beklage unsere Lage. Jeden Streit über die Lehre von dem Ablasse und über andere Einzelheiten habe ich bei Seite gestellt und meinen Freunden gesagt, der einzige Punkt, auf dessen Beweis es wirklich und in allem Ernste ankomme, sei der Beweis der Nothwendigkeit der Anhänglichkeit einer jeden einzelnen Kirche an den heiligen Stuhl. Daß diese Anhäng-

lichkeit zum Wohle aller Kirchen im Allgemeinen nothwendig sei, das gebe ich zu . . . Indem ich zu Hause das Abendofficium las, machte mir folgende Psalmstelle besondere Freude: ‚Die dem Willen Gottes gemäß leben, werden keines Gutes beraubt sein.' Diese Worte schienen mir ganz besonders die Art und Weise der Controverse, die ich gewählt, zu bestätigen und zu rechtfertigen. In einer Auseinandersetzung sehr ernster Natur sagte ich dem Rector des englischen Collegs: ‚Es ist nicht recht, mich so zu drängen; bevor man mir die Nothwendigkeit nahe legt, das zu verlassen, was man meine vermeintliche Kirche nennt, müßte man mir zunächst den Beweis liefern, daß dieselbe keine Kirche mehr sei oder daß sie sich aufgelöst habe; im anderen Falle verlangen Sie ja etwas von mir, was nach ihrer eigenen Moraltheologie geradezu eine Sünde ist, nämlich einen Act des Willens, des Urtheils, der einen Widerstand gegen eine Autorität in sich schließt, deren Illegitimität man mir nicht bewiesen hat. Das ist nicht wohlgethan. Sie verpflichten mein Gewissen zu einer Sünde!' Er ergriff meine Hand und sagte: ich hätte Recht. So lange in meinem Gewissen ein solches Hinderniß bestehe, meine Kirche zu verlassen, würde er mir niemals rathen, dieß zu thun, und meine Bekehrung würde nicht nach seinem Willen sein. Ich finde dergestalt, daß meine Romreise mir wohl gethan, ohne daß mein Gehorsam gegen die Kirche Englands irgendwie erschüttert ist."

Wir sehen, eine gar ernste religiöse Stimmung hatte bei Faber Platz gegriffen; er freut sich, dem Freunde mittheilen zu können, wie in wenigen besonders unruhigen Stunden die Oxforder Erinnerungen und die Universitätsfreunde ihm einen mächtigen Schutz seien gegen alle zu starken Bedrängungen des Feindes; wie er Gott danke, gerade in Rom fester geworden zu sein in der Geringschätzung seiner selbst; wie besonders die Furcht vor dem großen Gerichtstage und die Liebe zu Jesus Christus ihn hindern, in die Fallstricke des bösen Geistes zu fallen und in jene religiösen Metamorpho-

sen, welche die Liebe zum Wechsel, das Vertrauen auf die eigene Geisteskraft oder irgend eine andere Sünde so leicht erzeugen.

Daß Faber bei so ernster Geistesstimmung sechs bis acht Stunden des Tages den theologischen Studien widmet, unter denen die „Vorlesungen" des P. Perrone und „die praktischen Werke" der hl. Theresia in erster Linie stehen; daß er sein Tagebuch nicht mehr weiterführt und aller Poesie entsagt hat, um sich ja keiner Zerstreuung mehr hinzugeben, wundert uns ebenso wenig, wie sein entschiedener Tadel über die gewöhnlichen Urtheile der englischen Touristen über Rom. „Jetzt, wo ich an Ort und Stelle bin, wundere ich mich gar nicht mehr über die widersprechenden Berichte, die man uns daheim über diese mächtige Hauptstadt der Christenheit vorträgt. Es gibt zwei ganz verschiedene Rom: das Rom der Engländer, exclusiv, frivol, unwissend, wimmelnd von Lohndienern, die die Protestanten schmeichelnd beschwindeln dadurch, daß sie Scandalgeschichten über den Papst oder Liebeshändel der Cardinäle und Priester erfinden. Diese römische Welt findet man in den Conditoreien beim Eisessen; sie abonnirt auf die Lesecirkel, kauft Cameen, mustert die Künstlerateliers, rennt von einer Gemäldegallerie in die andere, verschlingt die neuesten Romane und geht zur Messe, um Musik zu hören, ohne je daran zu denken, den Leib des Herrn zu unterscheiden. Dieses Rom ist das nordwestliche, und ich sehe aus seiner Welt nur dann und wann einen verirrten Flüchtling. Das andere Rom besteht aus den ansäßigen Bewohnern, den fremden wie den eingeborenen, aus freundlichen Cardinälen, demüthigen Jesuiten, eingezogenen Mönchen, frommen Studenten. Hier lebt eine ganze Welt von Herzensgüte, schlichter Sitteneinfalt, tiefer Gelehrsamkeit. Dieses zweite Rom ist von einem ganz anderen Interesse. Unter hundert englischen Touristen wissen neunundneunzig von seiner Existenz ebensoviel, wie von den Geheimclubs zu Ispahan, und doch liegen beide kaum einige Straßen

von einander getrennt. Die Verbrecherstatistik ist in dieser Grosstadt fast dieselbe, wie in jeder anderen Grosstadt, und die wirklich ernsten Personen der verschiedensten Culte kommen darin überein, den Zuwachs an Ausschweifungen dem Strome der englischen, französischen und amerikanischen Touristen zuzuschreiben. Wie in der Kirche selbst, so ist auch in Rom Böses genug, um das Gute den übelwollenden Augen, die nicht sehen wollen, zu entziehen. Ich finde hier unendlich Vieles, was ungetheilte Hochachtung und Liebe erheischt."

Die Einwirkung seiner römischen Studien und Arbeiten auf die Bildung des Urtheils nach einer anderen Seite hin tritt uns in einem Briefe Fabers vom 27. Mai an seinen Bruder F. A. Faber mit einer Entschiedenheit entgegen, die nicht minder beachtenswerth ist, als das Urtheil über das kirchliche Rom: wir meinen seine Anschauungen über den Protestantismus. Wir müssen auf dieselben um so mehr aufmerksam machen, als gerade in diesem Punkte namhafte Führer der tractarianischen Bewegung, trotz des offenen Widerspruches ihrer eigenen Principien, den Weg klarer und fester Entschiedenheit nie gefunden haben. Sein Bruder hatte ihm von einigen von den (protestantischen) Secten ausgehenden Angriffen auf den englischen Episcopat, wie es scheint, Mittheilung gemacht. Faber wies auf das Unrecht hin: die Hochachtung vor den Bischöfen könne nicht groß genug sein. „Alle diese Hochachtung indessen," fährt Faber fort, „darf uns nicht in die Irre führen in Betreff der dem Protestantismus als solchen wesentlich innewohnenden Gottlosigkeit. Erinnere dich, daß die Kirche von England nicht protestantisch ist, und daß auf den Versammlungen ihrer Bischöfe und Geistlichen des verflossenen Jahrhunderts ausdrücklich diese sectirerische Bezeichnung verworfen worden ist und die Glieder der Kirche im Gewissen verpflichtet wurden, dieselbe in diesem Sinne zu verwerfen. Ich bin nicht blind genug zur Abläugnung der Thatsache, daß in der Kirche Englands viel Protestantismus ist;

aber man kann es nicht rückhaltslos genug aussprechen, daß in diese Kirche ein Geist sich eingeschlichen hat, der ihr fremd ist, ein Geist, den sie verdammt und den man mit ihr ebensowenig verwechseln darf, wie man die vom Teufel Besessenen für den Teufel selbst halten darf, der aus ihnen seine Opfer gemacht. Ich habe mich hierüber so oft und so laut ausgesprochen, daß du keinerlei Grund hast, aus diesen meinen Ansichten das geringste Hehl zu machen. Glaube mir, wir haben mit der Kirche Roms einen sehr ernsten Kampf zu bestehen, und nur dadurch, daß wir den katholischen, d. h. streng antiprotestantischen Charakter unserer Kirche betonen, können wir es hindern, daß unsere besten, heiligsten und gelehrtesten Mitglieder sie nicht verlassen. Der Protestantismus hat jetzt dreihundert Jahre hinter sich. In Preußen, wo er entstand, ist er in einen Rationalismus ausgeartet, der auf der blasphemischen Läugnung der vier Evangelien beruht; in der Schweiz, seiner zweiten Heimath, ist er eine Beute des schlimmsten Socinianismus geworden; bei unserem englischen Dissenterthum ist er zur gottlosen Carricatur der Wahrheit geworden, und in der Staatskirche kämpft er einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Sacramente und die guten Werke. Wir müssen jetzt Stellung nehmen. Die Heftigkeit der Sprache mag immerhin tadelnswerth erscheinen, aber was auch komme, wir dürfen unsere Ansichten, die die Frucht gewissenhafter Studien sind, nicht länger für uns selbst behalten. — Den von unserer Kirche verworfenen Namen Protestant annehmen oder sich nur beilegen lassen, heißt ihr den Gehorsam weigern, und das ist, wo es bewußt geschieht, eine Todsünde. Die Zahl derjenigen unserer Glaubensgenossen, die uns verlassen und zur römischen Kirche übertreten werden, wird in genauem Verhältnisse zu der Halbheit in der Verschweigung unserer eigenen Glaubensüberzeugungen stehen. Ich bitte dich ausdrücklich, diesen Brief nicht zu zerstören. Wenn Gott unser Leben noch um ein Vierteljahrhundert verlängert, werden unsere Zweifel eine Lösung erhalten.

Der Protestantismus stirbt hin: was er noch Gutes in sich schließt, wird seine Stelle in den Speichern Roms finden; was er Schlimmes birgt, wird sich in blasphemischen Unglauben auflösen. Erst der Ausgang dieses Kampfes wird es an's Licht bringen, ob unsere Kirche wirklich eine Kirche ist, und ob sie etwas mehr als eine Form des Protestantismus ist. Ist sie wirklich keine Kirche, dann stehe uns Gott bei: es bleibt uns kein Weg, als nach Rom. Ist sie aber eine Kirche, und das ist mein Glaube, dann sind wir Katholiken, und ohne zu suchen, unser Gewissen zu beugen oder uns den Forderungen anzubequemen, die das moderne Rom dem alten Gebäude hinzugefügt hat, wollen wir uns in Frieden des Priesterthums und der Sacramente der einzigen Kirche Christi (Eph. 4.) erfreuen. Wenn Gott es zuläßt, soll mein ganzes Leben ein Kreuzzug gegen die verabscheuenswerthe und diabolische Häresie des Protestantismus sein, deren Namen selbst von meiner Kirche öffentlich und feierlich abgeschworen worden ist. Der Arianismus, der Pelagianismus und andere Secten derselben Art sind gewiß schrecklich und verderbnißvoll für die Seelen, aber der Protestantismus ist das Meisterwerk des bösen Geistes. Er hat sich in die Heerde Englands eingeschlichen; man muß ihn wie ein wildes Thier aus derselben vertreiben. Was mich anlangt, so werde ich mit meinen schwachen Kräften mein Bestes thun, weil ich an dem Heil der Protestanten zweifle, und weil es meine Pflicht ist, die Seelen zu retten."

Mit solcher Klarheit, Bestimmtheit und Entschiedenheit hat sicherlich nie ein Tractarianer den unheilvollen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus erfaßt und mit so kühnem Auge die großen Zielpunkte bemessen, auf welche die Oxforder Bewegung unbewußt lossteuerte. In Rom war Faber das rechte Licht gekommen: es war noch nicht das volle Licht der Tageshelle; es war erst die Morgendämmerung, und ihr röthlicher Schein hatte noch nicht Kraft und Wärme genug, die

Nebel zu verscheuchen. Es rührt uns, wenn wir sehen, wie heilig Faber dieses erste Licht achtete und sich von der profanen englischen Welt und ihrem nichtssagenden Leben in Rom fern hielt. Wie er seinem Bruder meldet (27. Mai), hat er noch in keine Gemäldegallerie den Fuß gesetzt; nur in der Abtheilung der vaticanischen Museen hat er sich umgesehen, wo die Martyrerwerkzeuge, die heiligen Gefäße und sonstigen Denkmäler aus der ersten christlichen Zeit aufbewahrt werden. Er studirt die Geschichte und die Theologie der Päpste; er besucht Trastevere und die Insel des hl. Bartholomäus, die klassische Aesculapinsel; er pilgert nach St. Francesco à Ripa, wo der hl. Franciscus von Assisi in Rom lebte; er weilt in St. Pietro in Montorio, wo der hl. Petrus gekreuzigt wurde; er geht nach St. Onofrio, wo Tasso bei den guten Mönchen starb, und wo der hl. Philipp Neri die kleinen armen Kinder von Rom katechisirte; er steigt mit Dr. Grant in die Welt der Peterskuppel hinauf und bewundert die kleine Republik der Petrini; er steigt in die Unterkirche zu den Gräbern der Apostelfürsten hinab, wo ihn eine Furcht so seltsam erschütternder Art ergreift, daß er sich später des Reichthums des unterirdischen Altares nur noch ganz allgemein zu erinnern vermag; er beschreibt ‚das Fest Roms‘, den Tag des hl. Philipp Neri, besucht mit den Römern während der Festtage das Zimmer des Heiligen, sieht sein altes Gewand und sein Arbeitspult, tritt in die Zelle des Cardinals Baronius, wo derselbe aus Gehorsam gegen seinen geistlichen Vater an einem der größten Werke frommer Gelehrsamkeit schrieb, das die Welt besitzt, während er die jungen Römer, die ihn dort aufsuchten, in der Kirchengeschichte unterrichtete. Nur in der Ermüdung und Abspannung sucht er bisweilen die Lieblingsfichten Wordsworths auf Trinità de Monti auf, um sich in ihrem Schatten der Abendkühle zu erfreuen. „Dieser Hügel ist für mich wie ein Ruhekissen, auf welchem meine Gedanken sich von dem Heimweh erholen müssen zur Vesperstunde, von der die Weihe der

Religion — wie könnte es auch anders sein — nicht fern ist. Wahrlich, Rom bietet ein unvergleichliches Interesse dar, selbst dem, der so wenig Liebhaber davon ist, wie ich. Rom ist etwas ganz Verschiedenes von jedem anderen Orte, wo ich gewesen bin, und ich segne Gott, daß es auf dieser Welt der Sünde noch ein ähnliches Plätzchen gibt. Welche Frömmigkeit und welche Demuth! Wie viel Hingebung und heilige Größe habe ich da gefunden, ohne von den großen Lehren der Geschichte und den Denkmälern des Glaubens zu sprechen! Es scheint mir, daß ich, um meinen Gesinnungen Ausdruck zu geben, mit entblößtem Haupte und barfuß durch die Straßen gehen könnte, so wie man es vor dem heiligen Grabe zu Jerusalem thut; so sehr ist mir die Gegenwart Gottes in dieser geheimnißvollen Stadt nahe! Und doch lebt um mich herum eine so kleinliche Welt, die meiner Landsleute, die Mosaiken kaufen, auf dem Corso schlendern, auf dem Pincio Parade machen, Soireen geben, in den Ateliers Kunst treiben und gelehrte Thorheiten über Cameen feilbieten. Oh, das ist zum Herzbrechen traurig. Wer ist noch im Stande, diesen Leuten bessere, ernstere Gedanken zu geben!"

Die Zeit der Abreise von Rom nahte heran und Faber hatte bis dahin nur einmal den Papst gesehen. Es war am Himmelfahrtstage in der Mutterkirche der Welt, im Lateran, der Kathedrale des Papstes. „Welch ein Schauspiel habe ich da gesehen!" ruft er. „Ich stand nahe dem Altare hinter der Schweizergarde. Als der Papst von seinem Throne herabstieg und an den Altarstufen niederkniete, knieten wir Alle mit ihm nieder; es war das die rührendste Scene, deren Zeuge ich je gewesen. Die rothen Gewänder der auf den Knieen liegenden Cardinäle, das Violett der niederen Prälaten, die Soldaten und die bunte Volksmenge gleichfalls auf den Knieen, die wunderbare Herrlichkeit der Kirche, die unsichtbare Gegenwart ihrer großen historischen Erinnerungen, und in der Mitte jener in weiße Gewänder gekleidete Greis, niedergeworfen vor dem

Frohnleichname des Herrn, den er erhoben in seinen Händen trug, und dann das Schweigen, das feierliche Schweigen des Grabes: welch ein Schauspiel! Der hl. Augustin pflegte oft zu sagen, wie gerne er einmal einen römischen Triumphzug gesehen hätte! Sein Wunsch wäre mehr als erfüllt gewesen, wenn er die Pracht des letzten Donnerstags und den heiligmäßigen Gregor (denn das ist er) im Lateran hätte sehen können. Als wir die Kirche aus dem großen westlichen Thor verließen, war der ungeheure Platz dicht gedrängt voll Menschen; wir erhielten indeß einen guten Platz dicht unter dem Balkon des Papstes, und trotz der Mittagssonne kniete ich mich entblößten Hauptes mit allem Volke hin und empfing freudigen Herzens den Segen des Papstes; ich kniete da, bis er sich wieder auf seinen Thronsessel niederließ und weggetragen wurde. Nie bin ich aus einem so durch und durch christlichen Gottesdienste mit einem so befriedigten Herzen heimgekehrt, als verflossenen Donnerstag aus dem Lateran."

Doch noch eine andere Ueberraschung wartete auf Faber. An einem Morgen, wo er im Begriffe stand, Albano zu verlassen, wohin er von Rom gereist, empfing er den Besuch Dr. Grants, der ihn aufforderte, eilig nach Rom zurückzukehren, da der heilige Vater ihm auf Ersuchen des Cardinals Acton eine Privataudienz für denselben Tag gegen Abend bewilligt habe. Ueber diese Audienz schreibt Faber an Morris: „Wir warteten seit einer halben Stunde in dem Vorzimmer der vaticanischen Bibliothek, als der Papst kam. Ein Prälat öffnete die Thüre und blieb draußen. Der Papst war vollständig allein, ohne einen Prälaten oder eine andere Persönlichkeit seines Hofes; er stand inmitten der Bibliothek in weißer Soutane, auf dem Haupte die gleichfalls weiße Calotte von Seide (das Weiße ist die Farbe des Papstes). Als ich eintrat, kniete ich nieder; nachdem ich einige Schritte weitergegangen, kniete ich nochmals und ein letztes Mal unmittelbar vor ihm; er hielt mir freundlich die Hand entgegen, aber ich küßte seinen Fuß;

es schien mir unaussprechlich kindisch, ihm die gewohnte Huldigung zu versagen (obschon für Protestanten auf diesem Punkte der Hofetikette nicht bestanden wird). Wir hatten eine lange Unterhaltung. Dr. Baggs war Dolmetscher. Der Papst sprach mit Staunen und Unwillen über die Suspension Dr. Pusey's, der das katholische Dogma von der Eucharistie vertheidigt hatte; er sagte mir: ‚Man darf nicht damit spielen und immer bloß die Einheit wünschen und warten, bis Ihre Kirche sich endlich einmal in Bewegung setzt; denken Sie zunächst für Ihre Person an das Heil Ihrer Seele.' Ich sagte, ich fürchtete mich vor meinem eigenen Willen und meiner individuellen Entscheidung. ‚Ihr Alle,' entgegnete er, ‚seid nur Individuen in der englischen Kirche. Ihr habt nur das Aeußere einer Gemeinschaft, wobei der zufällige Umstand entscheidend war, daß ihr unter der Regierung der Königin steht. Ihr wißt es, daß alle nur erdenkbaren Lehren unter euch in der einen oder anderen Weise gelehrt werden. Du, mein Sohn, hast gute Wünsche; möge Gott sie stärken! Denke an Dich und an Deine Seele!' Dann legte er die Hand auf meine Schultern, aber ich kniete mich sofort; da streckte er die Hand über mein Haupt aus und sagte: ‚Möge die Gnade Gottes Deinen guten Wünschen entgegenkommen! Möge sie Dich freimachen von den Fallstricken des Anglicanismus und Dich führen zur wahren und heiligen Kirche!' Ich verließ den Papst fast in Thränen, so sehr hatten der liebevolle Empfang des guten Greises, sein Segen und sein Gebet mich gerührt. Ich werde mein ganzes Leben diesen St.-Albanstag (17. Juni nach englischem Kalender) des Jahres 1843 nicht vergessen."

Die Rührung hatte Faber gehindert, zu bemerken, was ihm erst später durch seinen Begleiter mitgetheilt wurde, daß der Papst sich nach ihm umgewendet und thränenden Auges zweimal ihm nachgerufen: „England! o England!"

Die Verurtheilung Pusey's, von der der Papst gesprochen, hatte auf Faber einen tiefen Eindruck gemacht. „Wenn man,"

schrieb er an Morris am folgenden Sonntage, „die Ehre des Leibes des Herrn durch das Blasphem (der Zwingli'schen Lehre) entweihen läßt, dann gibt es kein Band der Einheit, keine Hierarchie, keine Autorität mehr!“ Er erklärte entrüstet dem Freunde, nichts halte ihn mehr zurück, als die Furcht, seinem Eigenwillen zu folgen; er werde mit jedem Tage römischer, ohne daß er einsehe, daß das ein Fehler sei. Wie weit der Gehorsam gegen die Autorität bei ihm ging, zeigt die Erklärung, daß er seit dem Beginne der letzten Fastenzeit auf die Vorstellungen seines Freundes (Morris) hin alle Anrufung der Heiligen und besonders der heiligen Jungfrau ganz ausgesetzt.

Immerhin schien ihm jede Kundgebung des katholischen Lebens einen Zweifel mehr zu nehmen, eine Befürchtung mehr zu zerstreuen, ein Vorurtheil mehr zu entkräften; der Rath des heiligen Vaters, nur an die Rettung seiner eigenen Seele zu denken, haftete tief in seiner Seele, und die rückhaltslose und scharfe Verurtheilung des Anglicanismus, wie Faber sie von den römischen Theologen, die er hierüber befragt, gehört hatte, überzeugten ihn langsam, aber in immer größerer Klarheit von der Unhaltbarkeit der tractarianischen Theorie, auf die er sich noch stützte. Es kann also nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß Faber schon um jene Zeit sich vorübergehend mit dem Entschlusse trug, um die Aufnahme in die Kirche zu bitten. Als er am Feste des hl. Aloysius vor dessen Reliquienschrein gebetet hatte, verließ er, wie er selbst gesteht, ohne ein Wort sprechen zu können, und ohne zu wissen, wohin er gehe, die Kirche. Später erklärte er, wie P. Bowden schreibt, daß er in jenem Augenblicke des Gebetes klar erkannt habe, daß er in drei Jahren entweder katholisch sein oder seinem Kopfleiden erliegen werde. Nach seiner Aufnahme in die Kirche vertraute Faber Dr. Grant an, daß bei der jedesmaligen Wiederkehr des 21. Juni der hl. Aloysius stark an die Pforte seines Herzens gepocht habe.

Man wird die letzten Bemerkungen besser verstehen, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe an Morris (von Florenz aus auf der Rückreise geschrieben) beachtet. „Es hat Gott gefallen, aus meiner Reise eine wahrhafte Leidensreise zu machen. Ich habe viel, viel an Geist und Körper gelitten. Dir zu schreiben, was ich in Rom empfunden, dafür kann ich kaum Worte finden, und ich glaube Dir schon gesagt zu haben, daß ich schon zweimal meinen Hut ergriffen, um mich nach dem englischen Colleg zu begeben und dort abzuschwören." Jedesmal aber hatte ihn irgend eine auffallende Begegnung an der Ausführung seines Vorhabens gehindert, und Faber schrieb dieß der Führung seines heiligen Schutzengels zu, zu dem er eine ununterbrochene innige Verehrung hegte. Dieser Zustand fortwährender Gewissensnoth, in dem er aus Gehorsam gegen die Autorität der anglicanischen Kirche gegen sein eigenes Urtheil ankämpfte, auch da noch, wo die zunehmende Erkenntniß der Wahrheit diese Autorität vollends erschütterte, erhöhte und vermehrte seine Leiden, die er von nun an nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse sein ganzes Leben hindurch tragen sollte.

Von Rom begab sich Faber alsbald nach der Audienz bei Gregor XVI. über Velletri am Rande der Pontinischen Sümpfe nach Mola di Gaeta und Neapel, aber schon dort befällt ihn das Heimweh nach Rom. „Die feierliche Pracht Roms," schreibt er an seinen Bruder (5. Juli 1843), „das Schweigen, die Heiligkeit, der himmlische Anblick dieses Sancta Sanctorum, alles das liegt weit, weit hinter den latinischen Hügeln, und hier stehe ich nun inmitten der lärmenden Heiterkeit, des außerordentlichen Glanzes, des militärischen Gepränges, der unaufhörlichen Bacchanalien, all des dolce far niente dieses Paradieses auf Erden. Ich fühle mich niedergeschlagen, wie erstickt über all das Böse, was in der Welt ist; es ist mir, als hätte der Teufel die Oberhand gewonnen und das Walten der Vorsehung zeige sich nicht mehr. Die Wirkung ist seltsam. In Rom herrscht, das erkenne ich jetzt, entschieden das Gute vor.

Die beste Vorstellung, die meine Einbildungskraft vom Himmel sich machen kann, ist die, daß er ein zweites Rom ist; nicht das Rom des spanischen Platzes, das Rom der Touristen und der Lohndiener, ihrer Freunde, sondern das andere, das wahre Rom, wo ich gewohnt. In Neapel ist viel Frommsinn, es ist wahr; aber das Neapel, das hier das Auge bannt, ist das schöne und mäßige, das lachende und wollüstige Neapel. O du theures, du strenges Rom! Deine verbrannte Campagna mit den zertrümmerten Aquäducten sind erhabener, als alle diese elysäischen Gefilde, die mich hier am Strande des Meeres anlachen!"

Nachdem Faber Sorrent besucht und sich einige Tage in Salerno aufgehalten, mußte er daran denken, seine Schritte nach dem Norden zu lenken. Ein heftiger Krankheitsanfall machte für ihn die Landreise unmöglich. Auf den von ihm geplanten Besuch der Franciscaner-Heiligthümer Umbriens verzichtend, schiffte er sich in Neapel nach Livorno ein. In Florenz machte er Halt und benützte den Aufenthalt dort, um für seine Pfarrkinder zu Elton eine Reihe von Predigten über die Kindheit und die Jugend des Herrn zu entwerfen. „Ich werde hierbei nicht versuchen," schrieb er, „tiefe und großartige Gedanken zu entwickeln, aber die Ideen stellen sich mir in so überreicher Fülle ein, daß ich, will's Gott, in der dolcezza dieses Themas einige Wochen glücklich sein werde. Die Kindheit des Herrn war eine der besonderen Andachtsübungen des hl. Antonius von Padua gewesen, und für uns, die wir die Ehre der wirklichen Gegenwart des Heilandes zu vertheidigen haben, sind alle Themata, die seine heilige Menschheit betreffen, von doppelt heiligem Interesse."

Sichtlich erholte sich Faber in der schönen Umgebung von Florenz. Von Livorno suchte er in Gesellschaft einiger befreundeter Familien auf einem zu dem Zwecke gemietheten Schiffe die unvergleichlich schöne Arnomündung auf und verweilte einen Tag an den Ufern derselben.

Aus Fabers Briefen über die Vorfälle der Rückreise durch Italien erschien uns nur einer wegen der Bedeutung für die principielle Charakteristik des Verfassers von Wichtigkeit. Faber spricht sich über das bei den englischen Touristen herrschende Unwesen aus, an jedem Orte von hervorragender Naturschönheit alle Poesie durch Citate aus den Modedichtern zu verscheuchen. „Ich habe gestern," schreibt er (18. August), „einen köstlichen Abend in Fiesole zugebracht. Keine einzige Erinnerung an den fanatischen Königsfeind, den häretischen Milton, hat mir dießmal die friedevolle Schönheit des Sonnenuntergangs und die Rosanebel des Valdarno in ihrem Zauber getrübt. Ich gestehe, daß viele Scenen Italiens mir durch irgend einen geschäftigen Freund verdorben worden sind, der sich berufen fühlte, mich an den Atheisten Byron zu erinnern; und wenn ich nicht gestern in Gesellschaft einer katholischen Familie verweilt hätte, wäre mir ohne Zweifel wiederum dieses schlimme Kind des Teufels vorgeführt worden, dessen großes Gedicht so schrecklich durch den Haß gegen den Sohn Gottes und die Blasphemie gegen seine Gottheit entstellt ist. Die vielgenannten Verszeilen des ‚verlorenen Paradieses', die mir diesen Morgen eingefallen sind, waren gestern Abend glücklicher Weise meinem Gedächtnisse entschwunden. . . . Ich verstehe die seltsame Anomalie der Reisehandbücher und jener Salonleute nicht, die Männer wie Milton und Byron lobend citiren und doch ihren Stolz darin suchen, Christum zu lieben und auf ihn ihre ganze Hoffnung zu setzen. Man liebt Christum in der Kirche, und man lobt seine Feinde in der Gesellschaft; man betet und spricht gegen die Unsittlichkeit als etwas Gott Verhaßtes, und man lobt einen Menschen, dessen Leben und Schriften von unreinen Schmähungen gesättigt sind. Ich habe kein Verständniß für eine solche Unterscheidung zwischen dem Dichter und dem Menschen, zwischen reinen und unreinen Versen. Wenn ein Mensch dem Gegenstande meiner Liebe schmähend Unrecht thut, mag ich bei ihm keine Hilfe, keine Freude mehr suchen;

und ich begreife es nicht, wie man bei einer innigen und zarten Liebe zu seinem Erlöser noch Wohlgefallen an den Werken seines Feindes finden kann. Der Geist mag solche Unterscheidungen zulassen, aber nimmer das Herz. Milton, auf dessen blasphemischem Andenken der Fluch ruht, hat einen großen Theil seines Lebens damit verbracht, gegen die Gottheit meines Erlösers, meines einzigen Glaubens, meiner ausschließlichen Liebe, zu schreiben: Dieser Gedanke vergiftet mir den ‚Comus‘ (ein Maskenspiel allegorischer Art des Dichters). Byron, der seine Pflichten gegen das Vaterland mit Füßen getreten und alle besseren Regungen verhöhnt, hat sich schändlicher Weise selbst exilirt, in schöne Verse sein Verbrechen und seinen Unglauben hüllend. Dieser Unmensch, der (kaum wage ich es auszusprechen) Christum auf gleichen Fuß als Genossen mit Jupiter und Mahomed hingestellt, ist für mich wie ein wildes Thier selbst an den Stellen, die noch die reinsten sind, und ich habe nie die Stunde bedauert, wo ich zu Oxford meine prächtige Shelley-Ausgabe in vier Bänden in's Feuer geworfen. Man hat Milton den Beinamen des ‚göttlichen‘ gegeben. Aber wenn meine Thränen dieses Wort auslöschen könnten, würde sein Werk wenigstens frei von Argwohn auf die Nachwelt übergehen, der bewirkt, daß jetzt viele treffliche Leute, in Oxford wie anderswo, ihn kalt und mißtrauisch betrachten, ohne mehr an das zu denken, was er noch Katholisches in sich schließt; aber ich tadle sie nicht; selbst die peinlichste Gewissenhaftigkeit in allem, was die Ehre Christi, der Gott und Mensch zugleich war, verletzt, ist höchstens ein heiliger Fehler. England bedarf Miltons nicht. Wie sollte denn ein Land irgendwie der Politik, des Muthes, des Talentes oder was auch immer man sich denken mag, bedürfen, wenn dasselbe von Gott verworfen ist? Oder wie kann der ewige Vater das Talent oder irgend ein Werk von der Hand Dessen segnen, der in Prosa oder in Versen die Gottheit seines Sohnes verläugnet, lächerlich gemacht, blasphemisch erniedrigt hat? ‚Wenn Einer unsern Herrn Jesum

Christum nicht liebt, der sei verflucht!' Das war die Ansicht des hl. Paulus; doch genug über diesen Punkt."

Mag auch der herbe Ton des vorstehenden Urtheils zu sehr die Lebhaftigkeit der religiösen Reaction verrathen, in der sich Faber damals befand, das Urtheil selbst behält seinen Werth als eine von einem Protestanten ertheilte Lehre und Warnung vor jenem blinden Culte schöngeisterischer Bewunderung des antichristlichen Klassicismus, der auch in manchen katholischen Kreisen Mode geworden. Voltairianischer Glaubens- und Autoritätshaß ist ja leider das Erbe des modernen Klassicismus geworden, der auch in England an Byron einen seiner bewundertsten Vertreter gefunden. Was Milton anlangt, so wird kein Katholik der seltenen Gelehrsamkeit, dem idealen Charakter seiner Poesie und dem tief religiösen Sinne, dem sein großes Gedicht „Das verlorene Paradies" entsprossen ist, seine Bewunderung versagen, allein diese wird sich nicht ohne ein tiefes Mitleiden mit den politischen, religiösen und Familien-Schicksalen des unglücklichen Mannes geltend machen. Ein einziger Vers des „verlorenen Paradieses" — wir sehen hier von der Anlage und Behandlung des Stoffes in seiner protestantisch-naturalistischen Auffassung ab — umschließt das Gift des Arianismus in der Läugnung der Gottheit des Erlösers, und dieser Vers ist von einer ganzen Rauchwolke der wunderbaren Prophezien wie huldigend verdeckt. Dieser Vers hat dem Dichter kein Glück gebracht; in dem „wiedergewonnenen Paradies" ist aller ideale Schwung fort und nur frostige, verblaßte und nicht mehr leserliche Tiraden sind geblieben. — Byron ist noch weniger zu lesen. Er war für den Katholicismus geschaffen, und die einzige Rolle, die er als Peer von England gespielt hat, war ein beredter Appell zu Gunsten der Katholiken-emancipation, die uns sein Freund, der Ire Thomas Moore, aufbewahrt hat. Im Uebrigen athmen sein Leben wie seine Poesie nur den wildanstürmenden, oft unheimlich dämonischen Haß der Selbstzerstörung aller besseren Regungen seiner Natur,

die erst Ruhe im Tode fand. Milton wie Byron gehörten jenem Geschlechte hochbegabter Naturen an, die wie die Geister des Abgrunds nie ihren göttlichen, erhabenen Ursprung verläugnen können. —

Während seines Aufenthaltes in Florenz hatte man Faber vermocht, eine gesegnete Medaille zu tragen, und kurze Zeit nachher schrieb er von Bologna einen leider nicht erhaltenen Brief, der sich über eine Reihe von Einwürfen gegen den Anglicanismus verbreitete, die ihm, wie P. Bowden schreibt, ganz unangreifbar schienen.

Durch die Schweiz nahm er den Rückweg nach England; er wollte im Laufe des Octobers in Elton seine pfarramtliche Thätigkeit eröffnen. Von Bern aus legte er (30. September) seinem Freunde Morris seinen Geisteszustand offen in einem Briefe, der klar zeigt, daß, wenn er in der Kirche von England bleibe, die nur aus Gehorsam gegen die Autorität Derer geschah, denen er sich freiwillig in Gewissensfragen unterworfen hatte. Er schrieb: „Welches auch immer das Ende meiner Zweifel sein mag, über Eines darf und will ich mich jetzt schon freuen, nämlich darüber, daß ich viel gelitten habe. Ein Heiliger hat gesagt: ‚Leiden und Sterben‘; aber die hl. Maria Magdalena von Pazzi ging weiter, sie sagte: ‚Leben und Leiden‘. Wenn wir nicht Glieder der einen Kirche sind, so bleibt, so lange uns darüber ein Zweifel quält, die Hoffnung, daß das Fegfeuer, dieses letzte Erbarmen Gottes, uns der wirklichen Braut des Herrn endlich zuführen wird. Wenn aber der Zweifel weicht, was wird dann geschehen? Du rufst mir zu: ‚Leide, leide, leide!‘ Ist das nothwendig, so muß ich meinen Weg weiter gehen: Gott wird sich zeigen. Wenn ich im Harren auf ihn zu beten versuche, wenn ich mich in Erkenntniß der Gegenwart Gottes sprachlos vor ihm niederwerfe, wenn ich versuche Christum zu lieben, wenn ich betrachtend in sein Leiden mich versenke, dann verschwindet Alles um mich in nebelhafter Dunkelheit. Mich verfolgt der Gedanke:

alle diese guten Werke müssen in der Einheit der Kirche ihren Anfang nehmen. Bist Du ein Theil von ihr? Wenn nicht, wozu nützt das alles? Diese Kirche ist unter Deinen Augen gewesen: siehe ihre Katholicität, ihre Einheit, ihre Missionen, ihre offenbaren Wunder, ihre Heiligen, ihr Alterthum. Dein Gebet ist eitel, weil Du dich nicht in Demuth vor der Kirche gebeugt hast, die Dir ist geoffenbart worden; eitel sind Deine Beichten, eitel Deine Communionen; Du hast doch nichts als Schatten. Wenn ich in glücklicheren Stunden mir sage: amore amoris tui mundo moriar, qui amore amoris mei dignatus es in cruce mori (o, daß ich doch der Welt absterbe aus dankbarer Gegenliebe für Deine Liebe, für Dich, der Du, um meine Liebe zu gewinnen, aus Liebe für mich am Kreuz gestorben bist), alsdann kommt mir immer wieder die andere Frage, die mein ganzes Wesen in erschütternder Trauer erfaßt: Warum bist Du nicht in der Gemeinschaft Dessen, der diese Worte sprach und nach ihnen lebte? Aber, wirst Du mir antworten, Du denkst doch zu sehr an das Heil Deiner Seele und nicht genug an die Kirche. Aber, mein Theurer, ich habe nicht den Trost, zu denken, daß wenn ich einer schrecklichen Gefahr entgegengehe, das wenigstens für die Kirche geschehe; wohl aber habe ich die Befürchtung, ein Unrecht an einer gewissen Anzahl von Verirrten zu begehen, wenn ich nicht dem Lichte folge, das mir angeboten ist und das mir die Kirche zeigen soll da, wo sie in Wirklichkeit ist. Ach, ich fühle das Elend, daß ich bleiben muß; ich wage nicht, fortzugehen."

In einem anderen Briefe faßt er die Wirkungen seiner Romreise in folgende Worte zusammen: „Ich bin seit meinem Ausfluge sehr verändert, aber vor Allem bin ich durchaus römisch. Ich habe Bedeutsames gelernt sowohl für das Innere als für das Aeußere, und ich hoffe, daß dieß auch einen Schritt weiter führen soll, als zu bloßen Eindrücken."

In der That, bis zu seiner völligen Bekehrung war noch ein großer Schritt; Faber mußte noch in die Schule der

Erfahrungen gehen, dieser großen Lehrmeisterin, vor der der Eindruck und der Entschluß des Augenblicks die Feuerprobe der Bewährung abzulegen hatte. Nicht überstürzt, sondern in Stufen vollzog sich die innere Umwandlung, d. h. das Gotteswerk jener Gnade, die bei allen, die ihr geheimnißvolles Walten an sich erfahren, dieselbe, doch so tausendfach verschiedenen Wege mit denen zu gehen hat, die auf sie hören, bis die langsame Bereitwilligkeit des Gehorsams gegen sie sich in die volle Freiheit des Willens auflöst. Für Faber lautete fortan die große Frage des Lebens: Kann ich in der Gemeinschaft der anglicanischen Kirche mein und meiner Pfarrkinder Seelenheil wirken? Es galt einen hochherzigen, von der Gluth der ersten Liebe zu den unsterblichen Seelen geleiteten Versuch.

IV.

Anglicanische Seelsorge (1843—1845). Die Pfarrei Elton; katholische Pastorationsversuche. „Die Leben englischer Heiligen." Wachsende Seelennoth Fabers; Newmans Einflüsse. Abtödtungen und innerliches Leben. Angriffe auf das „Leben des hl. Wilfrid". Erfolge in Elton. Newmans Conversion. Bischof Wareing. Letzte Hindernisse und Conversion Fabers in Northampton. Faber in St. Chad zu Birmingham. Hutchisons Conversion. „Gründe, in der anglicanischen Gemeinschaft zu bleiben."

Vom Tage seines Eintreffens in Elton an begann Faber seine Seelsorgsarbeit. Er war entschlossen, wenigstens eine Zeitlang alle Zweifel bei Seite zu setzen, die ihn hinsichtlich der anglicanischen Kirche seit lange beschäftigten, die ihm aber erst durch seine italienische Reise in ihrer furchtbaren Bedeutung für sein Seelenheil vollkommen klar geworden waren. Mit dem ganzen Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit seiner Lage ging Faber an die Arbeit. Seine Ueberzeugungen blieben über alle Controverslehren dieselben; aber die Scheu, auf eigene Einsicht hin eine Entscheidung zu treffen, bestimmte ihn, einige Zeit ganz ruhig zu bleiben und ja keine Illusion

irgendwelcher Art in sich aufkommen zu lassen. Zudem hoffte er als Rector von Elton Gelegenheit genug zu haben, die wirkliche Bedeutung der anglicanischen Kirche in den Erfahrungen der Seelsorge endlich kennen zu lernen entweder zur Bestätigung oder zur Verwerfung seiner eigenen Ansichten und Zweifel.

Man darf zur Beurtheilung der folgenden Vorgänge nicht außer Acht lassen, daß um jene Zeit die Idee des Uebertrittes zur römischen Kirche den Anglicanern, selbst den Tractarianern noch sehr wenig nahe getreten war. Der Hauptführer der letzteren, Newman, lebte schon einige Zeit in Littlemore in strengster Zurückgezogenheit, durchaus nicht wissend, welchen Weg er einzuschlagen habe; auch denen, die ihn um Rath fragten, konnte er nur denselben Aufschub jedes weiteren Schrittes auf dem einmal betretenen Wege nach Rom, den er sich selbst auferlegt hatte, anrathen; und wenn Faber noch zwei Jahre in der anglicanischen Kirche blieb, so geschah das hauptsächlich aus Gehorsam gegen die freigewählte Autorität Newmans, freilich nicht ohne eine endlose Reihe großer Kämpfe und Beschwerden.

Schon von Bern aus (30. September 1843), am Ende seiner italienischen Reise, hatte er Newman geschrieben, welchen Trost ihm der erhaltene Rath des Abwartens gebracht angesichts des am Aloysiustage in Rom gefaßten Entschlusses, vor der Wiederkehr des Aloysiustages des Jahres 1845 keine entscheidenden Schritte zu thun. Der Gedanke, den Augenblick der ersten Gnade zu verlieren, mache ihn oft unbeschreiblich unglücklich; nicht minder die Zweifel, alles, was geschehe zum Wohl der Seele, habe keinen Werth ohne die wirkliche Verbindung mit der einen wahren Kirche. „Ich hoffe nur,“ schließt er, „das Ende wird für uns Alle sein, daß wir doch endlich zur ganzen, ungetheilten Wahrheit geführt werden und daß wir Geduld üben lernen während des traurigen Wartens, das für Einige aus uns in Aussicht steht.“

Die Absichten Fabers hinsichtlich seines seelsorglichen Wirkens zielten auf eine möglichst strenge Nachahmung des von der katholischen Kirche befolgten Systemes hin: er wollte seine Pfarrei nach dem Geiste des hl. Philipp und des hl. Alphons lenken. Ohne, wie die meisten seiner anglicanischen Gesinnungs- und Amtsgenossen, auf eine bloß äußere Werthschätzung der Ceremonien und der Kirchenzier einen großen Werth zu legen, galt ihm für die sittliche Reform seiner Pfarrkinder als das Heilmittel die Predigt und der Empfang dessen, was er in seiner Ueberzeugung für „Sacramente" hielt und ausgab. Er hielt auf den Anstand und die Würde in seinem Gottesdienste, machte aber so wenig Aufhebens von dem, was anderwärts als eine Hauptfrage für das kirchliche Leben behandelt wurde, daß er zur Zeit, wo die Frage nach dem Gebrauche des Chorrockes Alles in Aufregung setzte, seinen Pfarrkindern erklärte, auch er werde ihnen fortan im Chorrock predigen, weil er diese Bekleidung für passender als jede andere erachte, aber er werde so wenig daran festhalten, daß, wenn er ihnen einen größeren Dienst damit leiste, er lieber in Hemdärmeln predigen möchte.

Mit endlosen Mühen gelangte er im letzten Jahre seiner Wirksamkeit zu Elton dazu, nachdem er einen Kirchenchor gebildet, den Sonn- und Festtags-Gottesdienst feierlich abzuhalten. In Uebereinstimmung mit den Entschlüssen für seine pfarramtliche Thätigkeit, von denen wir oben gesprochen, vertheilte er unter seine Pfarrkinder eine „Geschichte des heiligsten Herzens Jesu"; er war der Ansicht, Niemand könne wohl etwas gegen eine Andacht haben, die in so inniger und doch so entschiedener Weise die Anbetung unseres göttlichen Erlösers zum Gegenstande habe. Aber er bedachte dabei nicht, daß auch der orthodoxen anglicanischen Hochkirche — und darin zeigte sich ja ihr ächt protestantischer Grundcharakter — nicht daran gelegen sei, die einzelnen Thatsachen und Geheimnisse der heiligen Menschwerdung Christi und seines erlösenden Leidens

und Sterbens zum Gegenstande einer besonderen Andacht zu machen. Man witterte alsbald „Papismus“ dahinter; dieß störte ihn indeß in seinem weiteren Vorgehen nicht. Er vertheilte nun drei kleine gedruckte Abhandlungen über die Gewissenserforschung, eine damals außerhalb der katholischen Kirche kaum mehr bekannte und beachtete Uebung.

Ein Jahr später gab er seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer innerlichen Erneuung im „Leben des hl. Wilfrid“ folgenden entschiedenen Ausdruck: „Seien wir doch Männer, und keine Träumer; in Sachen der Religion ist alles Träumen nichts als Entheiligung. Sich stürmisch über den Altarschmuck, die Kerzen, den Predigtstuhl, den Credenztisch ereifern, wenn man vorher die Gläubigen nicht sorgfältig über die heiligen Geheimnisse unterrichtet, wenn man sie nicht zum Glauben an die wirkliche Gegenwart und an das unblutige Opfer und dessen sacramentale Gedächtnißfeier hingeführt hat, ist das nicht ein Kinderspiel, das unglücklicherweise hier, wo es sich um die unaussprechlich erhabene Größe des Opfers handelt, geradezu zur Entweihung wird? Ist es denn kein handgreifliches Uebel um jene Pedanterie, welche mit der Architektur Parade macht, um jenen hochkomischen Ernst, den man für Kunstspielereien in die Wagschale wirft, um jenen Fetischcult, der mit den vermeintlichen Formen der Vergangenheit getrieben wird? Die Altäre sind ja ein Kinderspiel für sehr ernste Gesellschaften des neunzehnten Jahrhunderts geworden! Auf der einen Seite belehrt man uns, in der Kirche gelte kein Wechsel, keine Aenderung, keine Erweiterung des Cultus; auf der andern Seite möchte man uns glauben machen, die Kirche datire erst aus dem letzten Jahrhunderte. Man streitet, erbittert, bekämpft sich; man will mit aller Gewalt mit dieser oder jener Form altkirchlicher Gewandung die majestätische Gestalt jenes Katholicismus lächerlich machen, der doch genug hat an seiner Wahrheit und an seiner Dauer. Ist es denn verzeihlich, dergestalt mit verkleideten Mummereien,

die zweifellos mit äußerster Genauigkeit nach einem mittelalterlichen Costümbuche copirt sind, sich zu belustigen, und das in einem Augenblicke, wo wir alles Ernstes an der angestrengten Arbeit für unser Jahrhundert und für unseren Nächsten stehen sollten? Aber man findet die Rede leichter als das Handeln. Ein gestickter Altarvorhang ist ja für das Auge angenehmer, als ein armseliges Haus und ein nackter Tisch; aber am Ende ist auch seine Wirkung doch wenig eindrucksvoll: ein bleiches Antlitz spricht bei einer heiligen Handlung beredter, als eine alterthümlich zugeschnittene Stola oder eine kleidsamere Casel. Es ist die Lehre eines heiligen Mannes gewesen, daß das Christenthum nichts an sich habe, was bloß äußerlich sei: der genaue Werth aller Form bestehe darin, der Ausdruck der inneren Ueberzeugung zu sein; ich frage, welche Ueberzeugungen können denn für unsere englischen Armen, die zum heiligen Opfer ohne Beichte kommen, in dieser Wiederbelebung alterthümlicher Zier liegen? Die Kinder spielen gerne Begräbniß, und es hat für mich etwas Rührendes, wenn ich das Spiel der Unschuld mit den Schrecken des Todes sehe; aber große Kinder mit dem Buche in der Hand Messe spielen sehen, Kirchenzier über die Wahrheit stellen, unter dem Aeußeren das Innere ersticken, die Armen erbittern, statt ihre Seelen zu führen, sich in katholischen Gefühlen zu gefallen, anstatt das Gott allein wohlgefällige Opfer der Arbeit und der Bußstrenge darzubringen, ist das etwas anderes, als eine schreckliche Enthüllung der Falschheit der Zeit, ein Meisterwerk der Nachstellungen des Satans? Das ist nicht das Mittel, wieder katholisch zu werden; es ist das nur eine profanere, viel verweltlichtere Form des Protestantismus, als alle diejenigen, die ihr vorausgegangen sind. Ernst und Strenge sind die Mütter der Schönheit: nur in ihnen darf diese ihre Wiedergeburt in würdiger Weise feiern."

Wir haben dieß Urtheil ganz hierhergesetzt, weil es nicht nur ein helles Schlaglicht auf den Grundcharakter der ritua-

)en Bewegung unserer Tage und ihre Halbheit und
e Unwahrheit wirft, welche die Rückkehr vieler Seelen zur
wahren Kirche vereitelt und unmöglich macht, sondern
glich um den ungebeugten, unerschütterlichen Ernst kennen
:rnen, mit dem es Faber um Erringung der Wahrheit
und um den Sieg des inneren Menschen und seine Um=
lung zu thun war. Wer an der Härte des Faber'schen
:iles über die Bestrebungen seiner Amtsgenossen Anstoß
:e, den möchten wir bitten, hier wie in so manchen anderen
'ten seiner anglikanischen Seelsorge und seines eigenen
bens nach sittlicher Vervollkommnung nicht zu vergessen,
:hm die sichere Leitung und Führung der katholischen Kirche,
Maß ihrer Weisheit und Gerechtigkeit und die beruhigende
rsicht ihrer göttlichen Autorität ganz mangelte.
:s fehlte dem neuen Rector von Elton nicht an Gelegen=
seinen Seeleneifer thatsächlich Tag für Tag zu erpro=
Die Pfarrei stand in schlechtem Rufe; da sein Vorgänger
3 zu ihrer sittlichen Hebung gethan hatte, so waren die
rangehörigen wegen ihrer Unmäßigkeit und Ausgelassenheit
er Umgegend fast sprüchwörtlich geworden. „Ich bin,"
b er bald nach seiner Ankunft in Elton, „in eine traurige
rei hineingerathen: achthundert Pfarrkinder und vierhundert
denten, wüthende Fanatiker, die in mir nach dem Aus=
: eines mir feindseligen Kirchmeisters zum mindesten einen
Gifte des Puseyismus Angesteckten entdeckt haben." Auch
:reiftere Erfahrung von einigen Monaten änderte an diesem
ile nichts. Am 24. März des folgenden Jahres schrieb
Es erregt meine Ungeduld, wenn ich bedenke, daß, wäre
in Römer und fühlte nicht die Kugel unseres Systemes
edem Schritte an meinen Füßen, ich Alles in meiner
:ei vermöchte. Ich habe hier ungefähr tausend Seelen
Alles ist noch zu thun. Aber ich habe kein Recht zu kla=
Die Dissidenten sind sehr heftige Leute; sie halten den
ath in Ehren, und trotzdem sie im Punkte der Sittlichkeit

und der Redlichkeit wenig zart erscheinen während der Woche, so scheint doch keiner ihrer Nachbarn daran zu zweifeln, daß sie ‚Auserwählte‘ sind. An den Freitagen, Mittwochen und an den Festtagen der Heiligen versammle ich außer den Kindern zwanzig bis dreißig Arme um mich, und wir haben ungefähr vierzig Communionen im Monate. Der wochentägliche Gottesdienst bringt eine Art Abwechselung; er führt mir die ruhigen, verständigen, bescheidenen Leute zu oder, wie die Dissidenten sagen, die moralischen. Am Sonntag Abend versuchte der auf meine Bitte zum Zwecke der Wiederholung versammelte Chor den Litaneigesang ohne Orgel, so wie wir ihn jetzt in der Kirche ausführen: und das hat zum Gerüchte den Anlaß gegeben, ich hätte mich eingeschlossen mit den Sängern, um die Messe zu feiern, trotzdem der Zufall wollte, daß ich an jenem Abende den Fuß nicht in die Kirche gesetzt hatte.“

Es dauerte jedoch nicht lange und die Früchte der unausgesetzten Anstrengungen Fabers traten zu Tage. Seine Predigten wurden sehr populär und die Methodistenkapelle des Dorfes wurde täglich leerer. An Sonntag Nachmittagen stand der zum Pfarrhause gehörende Hofraum und Garten für alle Pfarrgenossen, für Reich und Arm, offen, und hier suchte Faber, das Beispiel des hl. Philipp Neri nachahmend, die Seelen zu gewinnen. Man nahm zwar an dem Cricket- und Ballspiele Anstoß, das Faber bei diesen Zusammenkünften eingeführt hatte; aber angesichts der offenbaren Zeichen der sittlichen Besserung in der Pfarrei mußten die Gegner verstummen. Zuletzt hatte Faber die Liebe seiner Pfarrkinder in dem Grade gewonnen, daß bei der Versteigerung, die nach seiner Abreise von Elton mit seinen Sachen im Pfarrhause vorgenommen wurde, ganz unbedeutende Artikel besonders von den Armen hoch über ihren Werth gesteigert wurden, um nur ein Andenken an ihn zu besitzen.

Eine bestimmte Anzahl von Pfarrangehörigen, besonders jüngere Leute, fingen an, häufig zu beichten und die Communion

zu empfangen. Aus den Besten derselben bildete Faber eine Art geistlicher Genossenschaft. Alle Abende um Mitternacht versammelten sie sich im Pfarrhause und brachten eine Stunde im Gebete und besonders in der gemeinschaftlichen Recitation irgend eines Theiles des Psalters zu. Der Gebrauch der Disciplin war für die Freitage, die Vorabende der Heiligenfeste und die Fastenzeit eingeführt; Einer gab sie dem Anderen. Diese Zusammenkünfte dauerten bis zur Abreise Fabers in Elton fort. Neben dieser dem Bußleben dienenden Genossenschaft hatte Faber eine andere, eine Gesellschaft zum hl. Joseph, eingeführt, die sich dem Krankenbesuch und anderen Liebeswerken innerhalb der Pfarrei widmete. Auf diese Weise zog allmählich ein anderer Geist in einzelne Familien und durch sie in die Pfarrei ein. Bald war zum Staunen der Umgegend das Antlitz des Dorfes ganz verändert: die Autorität und das Beispiel des Rectors steuerten der Unordnung; Trunksucht und lärmende Vergnügungen hörten nach und nach auf; die Regelmäßigkeit des Lebens förderte den Wohlstand und den Frieden. Die Leitung seiner Genossenschaft, die regelmäßigen Besuche seiner ganzen Pfarrei und die fortwährenden Verschönerungen und Reparaturen, die Faber an seiner Pfarrkirche ausführen ließ, nahmen seine Zeit dergestalt in Anspruch, daß er in den beiden Jahren, die er an der Spitze der Pfarrei stand, weniger als bisher den literarischen Arbeiten obliegen konnte. Nichtsdestoweniger fand er Zeit, für die berühmte tractarianische Sammlung das „Leben englischer Heiligen", die der Londoner Verleger Toovey veröffentlichte, die Leben der hhl. Wilfrid, Paulin, Edwin, Oswald u. A. zu schreiben; er sah ferner den „Sir Lancelot", ein Gedicht in sechs Gesängen, auf's Neue durch und gab es heraus; außerdem stellte er ein Bändchen weniger bedeutender Poesien zusammen, dessen Ertrag er für die Restauration seiner Kirche bestimmte.

Alles das war nicht im Stande, das gewaltige Ringen seines Geistes nach Vereinigung mit dem Mittelpunkte der

katholischen Einheit inmitten der größten Schwierigkeiten von ihm fern zu halten; im Gegentheile, er sah dasselbe von Tag zu Tag mit steigender Gluth wachsen. Sein Herz blieb zwischen dem Gehorsame, den er seinen Gewissensleitern unverbrüchlich hielt, und dem mächtigen Zuge nach Rom, seinen Lehren und geistlichen Uebungen getheilt. Dieser Zwiespalt, diese Seelennoth wurde ihm bald drückender und unerträglicher als je. Er hatte sich zum Beichtvater seinen Freund Watts-Russel, damals Rector von Benefield, gewählt, einen ernsten und würdigen Geistlichen, der sich noch im Jahre 1868, nachdem er schon am 28. November 1845 zur katholischen Kirche übergetreten, zum Priester weihen ließ. Allein das Bedürfniß, einen Leiter seines Gewissens ganz in der Nähe zu haben, um sich leichter bei ihm Raths erholen zu können, ließ ihn wiederholt an seine Oxforder Freunde die Bitte richten, ihm einen Vicar zu senden. Die Nothwendigkeit der Beichte empfand er so sehr, daß er am 14. Juli 1844 an einen Freund schrieb: „Ich werde in Betreff Deiner, mein Lieber, nie zur Ruhe kommen, bis daß ich höre, Du habest den einzig zuverlässigen Grundstein zu einem heiligen Leben in der beständigen Uebung des Bußsacramentes gelegt. Je weiter ich im Leben vordringe, je mehr Erfahrungen ich in der Leitung der Seelen mache, desto tiefer befestigt sich meine Ueberzeugung, daß es fast die einzige Schutzwehr gegen Selbsttäuschungen ist. Alle Bußstrenge gegen den Körper kann mit ihm als Mittel der Heiligung nicht verglichen werden."

Was Faber in Elton bisweilen besonders schmerzlich empfand, war der gänzliche Mangel einer ihm gleichstehenden Gesellschaft. „Du siehst," schrieb er an Morris (17. Juli 1844), „ich habe nicht eine einzige gebildete, religiös gesinnte Person um mich; meine Vereinsamung ist thatsächlich eine so vollständige wie die der Anachoreten der Thebais; ich erfahre an mir die Schrecken, aber keine der Ehren des Anachoretenlebens. Bisweilen sehe ich darin eine süße Buße für meine besonderen

Fehler; ein anderes Mal sind meine Gedanken hierüber ganz andere geworden; wie dem aber auch sei, ich fühle bisweilen, daß dieß Leben mich entnervt und daß meine Seele sich in sich selbst verzehrt. Wenn ich irgend ein rein intellectuelles Buch zu lesen mir vornehme, ist mir, als hätte ich allen Geschmack an der Literatur verloren, und als sei alle Zeit, etwas anderes als ausschließlich geistliche Bücher zu lesen, verlorene Zeit. Ein anderes Mal denke ich an die Poesie, aber für mich ist das zu sehr alles andere Interesse vernichtend. Abgesehen von den wenigen Versen, die ich Dir geschickt, und den unerläßlichen Aenderungen an ‚Sir Lancelot' für den Druck desselben, habe ich seit meiner Ankunft in Elton nichts Poetisches mehr geschrieben. ... Es klingt nicht gut aus dem Munde eines Priesters, wenn er sagt, daß die Armen für ihn keine ausreichende Gesellschaft sind; nichtsdestoweniger fühle ich für die Stunden der Erholung das Bedürfniß einer Unterhaltung, die selbst die Mönche sich nicht versagt haben. Für einen Mönch in meinem ungeheuren Pfarrhause mich zu halten, fällt mir zwar nicht ein; indessen wünschte ich, Du decktest mir das Geheimniß auf, wie ich mit einem Mühlsteine am Halse, das will sagen mit unserem schwerfälligen Pfarrsysteme, noch heiter sein kann."

In den Briefen Fabers aus der damaligen Zeit finden sich zahlreiche Spuren seiner Uebung des unablässigen Gebetes, und an einigen Stellen zeigt sich deutlich, daß seine Abstinenz und seine Abtödtungen seiner Gesundheit schadeten; kurz, wir finden auch hier die Spuren eines durch die weisheitsvolle Leitung der Kirche noch nicht geregelten Ascetismus, wie ihn oft in hochstrebenden Seelen eine religiöse Reaction erzeugt. Während manche seiner geistlichen Freunde mit ihm hierin wetteifernd die Väter der Wüste nachahmen wollten und ihre Gesundheit zu Grunde richteten, fielen andere in das ganz entgegengesetzte System und achteten nicht einmal auf die allerunerläßlichsten Uebungen der christlichen Abtödtung. Bei Faber verband sich mit dieser äußeren Abtödtung die beständige Uebung der inneren Abtödtung.

Er übte das betrachtende Gebet nach der Anweisung des hl. Ignatius; die „geistliche Vollkommenheit“ von Rodriguez war beständig in seinen Händen und daneben das „Leben des hl. Philipp Neri“, welches er in's Englische zu übersetzen begann. Besonders eingehend beschäftigte ihn das Studium der Schriften des hl. Alphons und des hl. Franz von Sales.

Was später aus den Kreisen seiner Umgebung von seinen Abtödtungen bekannt geworden ist, zeigt, daß er damals sein eigener rückhaltslos strenger Führer gewesen. Oft war seine Sonntagsmahlzeit die einzig volle, die er sich für eine ganze Woche gestattete; und die Aerzte erklärten, seine Krankheitsanfälle und Ohnmachten rührten hauptsächlich und meist vom Mangel an Nahrung her. Unter anderen Bußen trug er beständig einen härenen Strick um seine Lenden und mußte trotzdem gestehen (22. August 1844): „Es ist sehr schwer, den Geist der Salbung und Sammlung zu bewahren, wenn unsere Bußen zum großen Theile das Werk unserer eigenen Wahl sind und nicht die Garantie an sich tragen, uns als Pflicht auferlegt zu sein, besonders wenn man von Natur geneigt ist, auf sich selbst zu hören.“

Seltsam und ergreifend steigerte sich die Seelennoth Fabers immer mehr; es schien ihm, als ob das Unbehagen in seinem jetzigen religiösen Zustande, inmitten von Zweifeln und Unsicherheiten aller Art, ihm allen Halt genommen. Aus dem Ende des Jahres 1844 liegen drei Briefe an Newman vor, worin er im innersten Gefühle der Trostlosigkeit und geistigen Verlassenheit bittet, das ihm im October des verflossenen Jahres auferlegte Verbot der Anrufung der allerseligsten Jungfrau, der Engel und der Heiligen doch wieder aufzuheben. Am 11. August 1844 schreibt er zur Unterstützung seiner Bitte: „Etwas gibt es jetzt in meinem Leben, was nicht weiter geht; unser (anglicanisches) System entnervt mich mehr und mehr; und bisweilen überfällt mich wie mit Blitzesschnelle die furchtbare Ahnung, als sei in meiner Stellung als Pfarr-

seelsorger etwas Unwahres, Verlogenes!" Drei Monate später (20. November) schreibt er trotz des erneuten Newman'schen Verbotes: „Ich kann nicht mehr zurückhalten, ich muß mein Ersuchen an Sie erneuern; aber ich will mich unbedingt einem Nein unterwerfen, wenn Sie es aussprechen." Am 12. December ist das Bewußtsein und zugleich die Furcht, die endliche Gnade der Bekehrung zu verlieren, so groß, daß er an Newman schreibt: „Was ich auch thue, ich kann über die Furcht, als ein außerhalb der Kirche Stehender verloren zu gehen, nicht mehr Herr werden; ich fasse die Gefahr, um meiner Sünden und um der Schwachheit meiner Buße willen verloren zu gehen, nicht scharf genug in's Auge. Ich strebe nach einer Sicherheit, und darin versteckt sich meine Eigenliebe. Immerhin kann ich auf Eines rechnen, darauf, daß ich bis zu einem gewissen Punkte im Bereiche der Gnade bin: ob ich derselben entspreche oder nicht, gleichviel, sie ist mir angeboten. So kann ich mich also noch gedulden. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß mir die Gnade meist durch Kanäle zuströmt, die ich einem andern Systeme entliehen habe, anstatt daß sie mir aus dem meinigen fließt; so daß ich meine falsche Lage wohl fühle. So schmerzlich dieß ist, so erkenne ich doch, daß dieser Schmerz nur von meiner Eigenliebe herrührt. Somit darf und will ich denn keine Entscheidung meinerseits treffen, sondern nach Ihrem Rathe in Geduld warten, bis die Barmherzigkeit Gottes uns ein Licht für unseren Weg sendet. Auch die geringsten Fortschritte in der Reinheit des Lebens, in der Gleichmäßigkeit des Charakters, in dem beständigen Denken an Gott, darf man wohl als Zeichen ansehen, daß hierin wenigstens Christus mit uns ist. Im andern Falle, wenn ich gar kein Zeichen meiner Vereinigung mit ihm besäße, wüßte ich nicht mehr mein Leid zu ertragen."

Der Anfang des Jahres 1845 brachte einen äußerst heftigen Angriff auf die bei Toovey erschienene „Leben der englischen Heiligen". Männer von großer Autorität, wie

Newman später in seiner „Apologie“ constatirte, hatten ihr Urtheil dahin abgegeben, daß das von dem späteren Oratorianer P. Dalgairns verfaßte „Leben des hl. Stephan Harding“ (des Abtes von Citeaux, welcher den hl. Bernhard in's Kloster aufnahm), so wie es vorläge, niemals einen anglicanischen Verleger hätte finden dürfen. Unter den folgenden Heiligenleben war keines, das durch dieses Verdict die in den weitesten Kreisen des Anglicanismus erregte Erbitterung vollkommen hätte beruhigen können; als aber nun gar das „Leben des hl. Wilfrid“ erschien, da hatte alle Zurückhaltung der Gegner ein Ende; denn die katholischen Tendenzen der Schule der Tractarianer waren hier mit dem größten Freimuth, mit einer Schärfe, Consequenz und Aufrichtigkeit entwickelt, die nichts mehr fürchtet, als die Wahrheit zu verschleiern. Man wußte recht gut, daß Faber das „Leben“ geschrieben, und daß er die von manchen seiner Freunde empfohlene Politik der Zurückhaltung als unvereinbar mit den Pflichten gegen die Wahrheit hatte fallen lassen. „Ich sehe,“ hatte er an Morris geschrieben, „weder die Bedeutung, noch die Gerechtigkeit dieser Zurückhaltung ein; aber dieß hindert mich nicht, zuzugeben, daß ich mich nicht wie Andere in einem Zustande sittlicher Vollkommenheit befinde, der mir die gewünschte ‚Oekonomie der Wahrheit‘ gestattet.“ Um zu verstehen, was Faber hiermit sagen will, erinnere man sich der Lehre Newmans, von dem auch die „Oekonomie der Wahrheit“ dem Ausdrucke nach herrührt, daß die göttliche Wahrheit nur mit Vorsicht und Sparsamkeit, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, mitgetheilt werden dürfe, und daß man nur in dem Maße, als die Geister für die Fülle ihrer Aufnahme vorbereitet seien, sie verkündigen solle. Diese Idee, die man unter einer anderen Form und ganz anderen Verhältnissen gegenüber beim hl. Paulus ausgesprochen findet, sollte noch fünfundzwanzig Jahre später der Gegenstand jenes heftigen Angriffs auf Newman werden, der ihn veranlaßte, gegen Dr. Kingsley seine herrliche „Apologie“ zu schreiben.

Die bisherige Entwickelung des inneren religiösen Lebens bei Faber, wie wir sie dargelegt haben bis zum Zeitpunkte, wo er das Leben des hl. Wilfrid schrieb, die Umstände, unter denen er schrieb, machen sowohl seine selbständige Stellung Newman gegenüber in diesem Punkte, wie auch die Energie erklärlich, mit der er sich hinsichtlich der Lehren und der Einrichtungen der katholischen Kirche ausdrückte.

Um unseren Lesern ein Urtheil über den Charakter dieses Buches zu ermöglichen, welches indirect zu einem Wendepunkt in Fabers Leben werden sollte, theilen wir einige Auszüge aus demselben mit; daß dieselben von einem Mitgliede der anglicanischen Kirche geschrieben sind, wird der Leser aus den Worten an sich kaum errathen. Faber schreibt über den heiligen Bischof von York (634—709), den vielverfolgten Apostel Northumberlands, u. A. Folgendes: „Wilfrid erkannte, das Einzige, was hier zu thun sei, wäre für ihn die Reise nach Rom, um im Schatten des Stuhles des hl. Petrus den besten Weg kennen zu lernen, den er zu gehen habe. Es lebt tief im katholischen Herzen, wie ein Instinkt, der ihm um der Sicherheit des Glaubens willen verliehen ist, sich in solcher Lage stets nach Rom zu wenden.

„Wilfrid erkannte, daß unter den Pflichten eines Bischofs wenige von solcher Wichtigkeit seien, wie die strenge Ueberwachung der klösterlichen Orden. Die Klöster sind das Blut und Leben der Kirche, die Säulen des wahrhaft apostolischen Christenthums, die Zufluchtsstätten des echten geistlichen Lebens in schlimmen Zeiten, die Pflanzschulen heroischer Bischöfe, die Mütter der starkmüthigen und hochherzigen Missionäre. Eine Kirche ohne Klöster ist ein am rechten Arme erlahmter Leib.

„Es ist zweifellos, daß Wilfrid in höchst wirksamer Weise zu dem heiligen Werke beitrug, die Bande enger zu schlingen, welche England an den Stuhl des hl. Petrus fesseln, Bande, die ohne den Untergang der für die Christen allerkostbarsten Güter nie gebrochen worden sind. Wilfrid beging, um im Stile unserer Tage zu sprechen, an der Freiheit der nationalen

Kirche einen Verrath, d. h. in die Sprache der Katholiken übertragen, er brachte England schon im siebenten Jahrhunderte die Freiheit von der erniedrigenden Sklaverei und dem leeren Schwindel des Nationalismus.

„Hat jemals auf Erden ein Richterstuhl sich erhoben, der dem von Rom vergleichbar wäre? Während in den lokalen Kirchen der Parteigeist, der Aufruhr der Factionen, der Zorn der Könige und der Hader der Prälaten Alles in Aufregung versetzen konnte, war das Urtheil Roms stets von klarer, geduldiger, gemessener und auf den Principien der Frömmigkeit beruhender Weisheit geleitet; es wurde von leidenschaftsloser Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum, von langmüthiger Nachsicht und Schonung, von heiliger Mäßigung, ohne Ansehen der Person, und endlich von der klargefaßten, ruhigen Entschiedenheit seines Richterspruchs dictirt, was Alles den Richterstuhl Roms als ein wahres Wunder der Jahrhunderte hinstellt. Mit aller den Dingen Gottes gebührender Hochachtung sei es gesagt, war dieser Richterstuhl nicht ein Abglanz des unzerstörbaren Friedens, der Geduld, der Langmuth, der Barmherzigkeit und der schnellen Bereitschaft der Liebe, die wir an den göttlichen Gerichten bewundern? ‚Die Erde erbebte und wurde wieder ruhig‘: in diesen Worten ist auf Jahrhunderte hin die Geschichte Roms ausgesprochen. Das war offenbar das Werk Gottes; und dieß ist in unseren Augen ein Wunder.“

Solche, aus einem protestantischen Pfarrhause in die Welt gesandten Worte mußten allseits überraschen. Die Feinde der tractarianischen Bewegung sahen in solchen Aeußerungen den unwidersprechlichen Beweis, daß Rom das Ziel sei, auf das eine mächtige Partei im Schooße der Hochkirche lossteuere. Die dem Stuhle Petri zuerkannte Autorität, die Nothwendigkeit des eucharistischen Opfers, die wunderbaren Heiligenlegenden, welche fort und fort unter stillschweigender Zustimmung der anglicanischen Bischöfe verbreitet wurden, der Geist und

Inhalt des Faber'schen Wilfrid, das Alles galt als sicheres Anzeichen, daß endlich die Oxforder Partei alle Rücksicht bei Seite geworfen und daß der letzte Schritt, die erklärte Unterwerfung unter die römische Kirche, nun nicht mehr auf sich warten lassen werde.

So wenig Eindruck indessen die wachsende Aufregung auf Seiten der Gegner der tractarianischen Partei bei Faber machte, so sehr schmerzte ihn die Haltung seiner Freunde. Letztere waren zum weitaus größten Theile mit dem Leben des hl. Wilfrid unzufrieden: der Freimuth der in demselben geführten Sprache habe, so meinte man, die Partei weiter geführt und verpflichtet, als man darauf vorbereitet gewesen. Kundgebungen dieser Art fanden bald den Weg in das stille Pfarrhaus zu Elton. Sein Freund Morris, Pusey und andere hervorragende Männer der Oxforder Schule hatten sich energisch gegen ihn ausgesprochen, und obwohl Newman das Werk vor dem Drucke geprüft und es selbst zum Drucke befördert hatte, obwohl Oakley Faber geschrieben, daß er mit Nutzen seine Arbeit gelesen, so vermochte Faber sich dennoch nicht über das Urtheil der Ersteren hinwegzusetzen, und am 29. Januar 1845 gab er an Morris seiner Stimmung folgenden Ausdruck: „Ich begreife vollkommen, daß ich diese Heiligenleben aufgeben, ja daß ich für einige Zeit ganz aufhören muß zu schreiben. Alles das führt mir handgreiflich den Fehler und das Unrecht vor Augen, welches ich dadurch begangen, daß ich mich in den Vordergrund gedrängt und einen Antheil an einer Bewegung genommen, deren Zweck es eingestandener Maßen ist, war und sein wird, die Geister aus ihrer schlaffen Ruhe aufzurütteln. In der Weise, wie ich es gethan, hätte ich mich auf diesem Wege nie verpflichten sollen: ich fühle dieß um so lebhafter, als ich in meinem Leben des hl. Wilfrid nicht die Hälfte dessen gethan habe, was Andere, die man nicht tadelt, fort und fort thun, um die Geister aufzuregen und zu romanisiren. Andererseits sehe ich in dem Gedanken, einen Collegen dem Geschrei der

Oeffentlichkeit zu opfern, nur einen Mangel an dem einfachsten und vollkommen zu rechtfertigenden Vertrauen. Das grundlose Gekläffe und endlose Geheul ist nun einmal eine periodische Krankheit unserer Tage, und im Grunde hat dasselbe selten etwas mit der Sache wirklich zu schaffen, die man anheult. Das legt mir den Gedanken nahe, daß hierin für mich eher eine Mahnung der Vorsehung, als irgend etwas Anderes zu suchen ist. Ich fühle mich schon längere Zeit hindurch zu einem strengeren Bußleben, zu einem einsameren und beschaulicheren Leben berufen, als das ist, welches ich bis jetzt hier geführt habe; und es scheint mir der Wille Gottes zu sein, daß ich hier in einer tieferen Zurückgezogenheit lebe und nur noch mit den niedrigen Arbeiten mich beschäftige, die mich hier zurückhalten. . . . Was seit einem Monate mit Bezug auf das Leben des hl. Wilfrid geschehen, hat sich in Bezug auf mich wohlthätiger erwiesen, als alles Andere eine sehr lange Zeit hindurch. Mein Buch steht so wenig mit den erreichten Resultaten im Zusammenhange, daß man in alledem nur diese Lehre finden kann: ich werde dieselbe, so gut ich kann, mir aneignen."

In diesem für Fabers Seelenleben so kritischen Augenblick erhielt er von Seiten eines der Würdenträger der katholischen Kirche in England einen gegenüber allen den Angriffen, deren Gegenstand er war, um so kostbareren Beweis liebevoller Achtung. Der apostolische Vicar des Ostdistrictes, Dr. Wareing zu Northampton, hatte, aufmerksam gemacht durch die heftige Controverse in der Presse, das Leben des hl. Wilfrid gelesen und sich durch die dort ausgesprochenen Gesinnungen veranlaßt gefühlt, Faber seine Anerkennung zu bezeugen. In der Antwort Fabers ist der schlichte Dank für diese Theilnahme mit dem Bemerken verbunden, daß es ihm (Faber) begreiflicher Weise widerstrebe, von der gegenwärtigen Lage der anglikanischen Gemeinschaft und von den Schwierigkeiten zu sprechen, von denen man sich mit Gewalt umschlungen fühle, wenn man vor sich — wenn auch nur in Gedanken — einen Wechsel

in der Religion sehe. Er bittet den Bischof, ihm den Trost seines Gebetes und des Andenkens beim heiligen Opfer nicht zu versagen. „Es ist der Wille Gottes,“ heißt es zum Schlusse, „daß der Wechsel, den er mir bestimmt, weder durch meinen Eigenwillen beschleunigt, noch durch Beweggründe des Interesses verzögert werde.“

Trotz der sich mehrenden Trostlosigkeit, trotz der erneuten Angriffe, die ihm durch die schwankende Haltung mancher Freunde ruhig zu ertragen schwerer wurde als je, ließ sich Faber in dem verdoppelten Eifer seiner Arbeiten für das Seelenheil der Pfarrangehörigen nicht entmuthigen. In einem Briefe vom 11. März 1845 theilt er Morris mit, daß er jetzt siebenzehn vollkommen Convertirte, d. h. der Beicht regelmäßig sich unterziehende Pfarrkinder habe, von denen einige den Eifer der Vollkommenheit besäßen; er habe letzten Sonntag einunddreißig Communionen gespendet und seine Predigten über die Gewissenserforschung hätten das ganze Dorf aufgerüttelt. „Das gegenwärtige Aussehen des Dorfes,“ schreibt er, „ist selbst in den Augen der Weltleute vortheilhaft verändert, besonders hinsichtlich der Mäßigkeit und der nächtlichen Ruhe. Ich kann ohne Herzensangst dem Gedanken nicht in's Auge sehen, alles das jetzt zu verlassen und diese Seelen dem . . . und ich weiß was zu überlassen.“ Aber obwohl Faber Alles that, um sich und seine Pfarrei zu bessern, die Unsicherheit über seine wirkliche Stellung zur Kirche wich nicht mehr; sie wurde seit dem Beginn des Jahres 1845 immer qualvoller. Die Fäden, welche ihn an die Kirche Englands banden, entglitten immer mehr seiner Hand, so krampfhaft er sie festzuhalten suchte. Dieses Seelenleid, die endlosen Arbeiten der Fastenzeit und die schweren körperlichen Bußen, die er sich auflegte, erschütterten seine Gesundheit so sehr, daß er mit Beginn des Sommers die Pfarre zur Erholung verlassen mußte. Aber auch diese Abwesenheit aus der Pfarrei hielt er nicht aus; er kehrte bald zurück.

Als nun im Herbste 1845 Schlag auf Schlag die Nachrichten von den Conversionen vieler seiner liebsten Freunde — wir erinnern nur an die Namen Dr. Ward, Dalgairns, St. John, Newman, Bowles, Stanton, Walker, Oakley, Collyns, Christie u. A. — in das Pfarrhaus von Elton gelangten, da erkannte Faber, auch für ihn sei der Uebertritt zur katholischen Kirche nur noch eine Frage der Zeit. Jede Nachricht wurde für ihn eine neue Mahnung der Gnade. Welche letzten und höchsten Kämpfe damals die zartbesaitete, auf alle Regungen der Gnade so aufmerksame Seele Fabers durchgekämpft, wer vermöchte das zu sagen im Hinblick auf seine schüchterne, allen Eigenwillen mit höchstem Mißtrauen betrachtende Natur? Sicher ist, daß in diesen schweren, qualvollen Stunden die Gebete der Heiligen, zu deren Verherrlichung er so viel gearbeitet, in deren Geiste er die Seelen zu leiten versucht hatte, ihn schützend umgaben und immer mehr mit unsichtbarer Gewalt dem Versucher entzogen und jenem Centrum der Einheit des Glaubens und der Liebe näher brachten, wo auch für sie die Quelle ihres heiligen Gottesfriedens gewesen.

Besonders die Conversion Newmans war von erschütterndem Eindrucke auf ihn. War er es doch gewesen, dessen Lehren den kaum den Schlingen des Evangelismus Entrissenen und dem Glauben an eine sichtbare kirchliche Autorität Wiedergegebenen auf den Weg gestellt, der zur Kirche hinführte. Mochte er auch nicht immer mit Newmans Lehren sich in Einklang finden, durch die Leitung seines Gewissens war Newman der Vater seines neuen Seelenlebens geworden; seiner Autorität hatte er sich gerne und freiwillig seit lange in allen Gewissensfragen unterworfen. Und nun war Newman kein Anglicaner mehr. Und er? Ein Freund, der gerade bei Faber sich aufhielt, als die Nachricht von Newmans zu Littlemore erfolgter Aufnahme in die katholische Kirche anlangte, constatirt die Bestürzung, welche die Nachricht auf beide Freunde hervorbrachte. Als der Freund zu Faber gewandt ausrief: „Auch

Du stehst draußen vor der Thüre des wahren Schafstalles!" versetzten ihn diese Worte in einen solchen Schrecken, daß er sich nicht fassen konnte. Nie hatte er die einschneidende Kraft dieser Worte so empfunden; es war, als würde ihm nun erst die Veränderung in seinem Seelenleben klar, die Gott seit Jahren in ihm stille vorbereitet hatte. Alles, was ihn sonst so ängstlich und so rückhaltsvoll gemacht hatte, schien plötzlich seine Bedeutung zu verlieren: er erschaute sich und seine Umgebung in verändertem Lichte. Es hatte keinen Reiz mehr für Faber, daß ein hoher anglicanischer Würdenträger öffentlich auf die Pfarrei Elton als eine Musterpfarrei hinwies, wo das System der Kirche von England in seinem ganzen Umfange zur Anwendung und Ausführung gebracht worden sei; war es doch gerade diese Pfarrei, wo in den Augen ihres Rectors der Anglicanismus lange und sorgsam gewogen und zu leicht befunden worden war.

Am 14. September 1845, also unmittelbar nach Newmans Uebertritt, schrieb er an Bischof Wareing und bat ihn um Aufklärung über die Frage, in wie weit sich für einen Anglicaner die Abschwörung behufs Wiederversöhnung mit der Kirche erstrecke und bis zu welchem Punkte ein solcher gehalten sei, sich irgend eine Meinung über die Giltigkeit seiner Weihen und der in seinem Pfarramte vorgenommenen geistlichen Handlungen zu bilden. Er bat den Bischof um eine Antwort unter Nachsicht für die Zudringlichkeit eines Mannes, der sich so elend, so preßhaft fühle, daß er von keiner Seite mehr eine liebende Sorgfalt zu hoffen wage, als nur noch von Seiten derjenigen, deren Mission es sei, das verirrte Schaf zurückzuführen. In der Antwort erklärte ihm der Bischof die Aufnahmeformel für Convertiten: dieselbe verlange das Aufgeben jeder falschen Lehre und erstrecke sich nicht über das hinaus, was nothwendig das feierliche Bekenntniß alles Dessen in sich schließe, was man gläubig als Wahrheit annehme; man beschränke sich also auf die einfache und aufrichtige Annahme der

Lehren der Kirche und die Anerkennung ihrer göttlichen Lehrautorität; die weitere Frage, in wie weit diese Lehren und diese Autorität mit dem Anglicanismus zusammenfiele, bleibe unerörtert.

Am 2. October legte Faber dem Prälaten abermals eine Reihe von Fragen hinsichtlich der Aufnahme in die Kirche vor und fragte zugleich an, in wie langer Zeit ein Convertit die niederen Weihen und das Priesterthum empfangen könne. Unterdessen verdoppelte Faber seine Gebete und Bußübungen, um von Gott das Licht der Gnade zur Erkenntniß seines Willens und die Kraft zum Gehorsame gegen denselben zu erlangen.

Sein Entschluß war bald gefaßt, und Faber unterrichtete ohne Verzug seine Verwandten und Freunde von dem Schritte, den er zu thun beabsichtige. In einem Briefe an Morris (21. October 1845) theilte er demselben mit, er könne in der Sorge für die ihm anvertraute Heerde nicht mehr die einzige Pflicht gegen die Kirche von England sehen. Auch sei der quietistische Standpunct Pusey's, der sein Urtheil über die Lehren Roms in suspenso halten wolle, für Den unannehmbar, der an die Wahrheit und Heiligkeit der Lehren des Concils von Trient glaube; unmöglich sei darum für ihn die Annahme der von den Zöglingen der Universität Oxford (im Jahr 1845) verlangten Unterschrift unter die neununddreißig Artikel vom Jahre 1562, d. h. den in diesen Artikeln kurz ausgesprochenen Inbegriff der anglicanischen Lehre, wie sie zuerst Cranmer unter der Regierung Eduards VI. entworfen, dann unter Elisabeth mit einigen Modificationen von den ersten Synoden ihrer Bischöfe angenommen und in das „Allgemeine Gebetbuch" aufgenommen worden seien. „Ich hoffe," schließt der Brief, „wir Alle können erlangen: 1) das aufrichtige Herz, welches den Weg des Willens Gottes sucht; 2) das Licht, um ihn zu finden; 3) die Liebe, um den einmal gefundenen Weg zu einer tieferen Erkenntniß zu benutzen; 4) die Kraft, dem Wege

Gottes zu folgen, und 5) die besondere Gnade, nicht mehr unsere Ueberzeugungen zu ersticken. Wir können Alles das erhalten, wenn wir jeden Tag uns den heiligen fünf Wunden aufopfern, die unser liebenswürdiger Erlöser trägt. R... erinnerte mich an die vom hl. Alphons von Liguori an die Cardinäle bei einer höchst schwierigen Frage gerichteten Worte: ‚Alles, was ich jetzt sagen kann, ist, daß man viel beten muß.‘“

Zwei Umstände schienen indeß Fabers wirklichen Uebertritt hinauszuschieben. Der erste war das Aufgeben des ihm in Elton anvertrauten Werkes und die Befürchtung des unwiederbringlichen Schadens, das vielen Seelen hieraus erwachsen könnte. Ein vertrauter Rathgeber, dessen Entscheidung er zu unterwerfen sich gewöhnt hatte, erklärte ihm: „Ihre Seele und deren Rettung ist jetzt die einzige Rücksicht, die Sie zu nehmen haben, weil...“ — „Nein,“ unterbrach ihn Faber; „ich habe Ihnen als Protestant ohne jedes Weil immer gehorcht; heute mag ich nicht anders handeln.“ Der andere Grund, der anscheinend eine längere Verschiebung der Bekehrung nothwendig machte, war die Regelung von Geldangelegenheiten.

Als Faber seine Pfarrei antrat, hatte er bei zweien seiner Familienangehörigen eine beträchtliche Summe entlehnt, um seine Pfarrwohnung in Stand setzen und Verbesserungen in der Cultur seiner Ländereien vornehmen zu lassen. Mit dem jährlichen nicht geringen Pfarreinkommen hatte er stets freigebig geschaltet: er hatte jedes Jahr von London verschiedene Waaren zur Vertheilung unter die Aermeren seiner Pfarrkinder kommen lassen; auch hatte er angefangen, die Stallungen seiner Pfarrwohnung als Armenhäuser umzubauen; doch war diese Aenderung noch nicht weit fortgeschritten, als er Elton verließ. Nach dem Aufgeben seiner Pfarrstelle und dem Verluste seines Pfarreinkommens (500 Pfd. Sterl. = 10 000 Mark) blieb Faber keine Möglichkeit mehr, das Kapital und die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen; denn er besaß dann außer dem Ertrage

aus dem Verkaufe seines Mobiliars nichts mehr. Die Gerechtigkeit verlangte aber, daß, da ihm das Geld vertrauensvoll auf sein Pfarreinkommen hin war geliehen worden, er in Elton ausharre, bis die Schulden abgetragen seien. Ein über diesen Punkt befragter höherer anglicanischer Geistlicher sagte ihm indeß, „daß, wenn Gott wolle, daß er katholisch werde, er sich hierdurch nicht hindern lassen solle".

Faber beschloß also, dieß solle die Conversion nicht länger aufhalten; und kaum hatte er die Briefe, welche seinen definitiven Entschluß ankündigten, abgesandt, als seine immerhin mißliche Lage unerwartet durch das hochherzige Anerbieten eines Freundes, dem seine Verlegenheit durch Zufall bekannt geworden, beendet wurde. Dieser Freund schrieb ihm, es schmerze ihn, daß ein Mann wie Faber in seiner Handlungsfreiheit auf solche Weise behindert sein solle; in dem Briefe lag eine Anweisung genau in der Höhe des Betrages, den Faber zur Erledigung aller seiner Verbindlichkeiten bedurfte; nur die einfache Bitte war beigefügt, diese Freundesgabe anzunehmen und für alle Zukunft nie mehr eine Sylbe davon zu sprechen. Diese edle Handlung verdient um so größeres Lob, als, wie P. Bowden bemerkt, dieser Freund von seiner ausgesprochenen Abneigung gegen alle Conversionen zur katholischen Kirche nie ein Hehl gemacht hatte.

So waren also endlich alle Wege geebnet, aber für Fabers Herz war der schwerste Schritt noch zu thun; wir meinen den Abschied von seinen heißgeliebten Pfarrkindern, für deren ewiges Wohl er sein Herzblut hätte vergießen mögen. Nachdem er in London Dr. Pusey, in Oscott Dr. Wittman und in Littlemore Dr. Newman aufgesucht und gesprochen, setzte er den Tag der Abreise nach Northampton fest, um in die Hände Dr. Wareings den Anglicanismus abzuschwören. Ein unerwartet bitteres Seelenleid sollte ihn noch vor Ausführung dieses Entschlusses befallen. In der Nacht des 12. November ließ ihn ein Kranker seiner Pfarrei rufen und verlangte von ihm

die heilige Communion. Wie mit Blitzeshelle ergriff ihn die Ueberzeugung, diese Communion sei keine wahre und er selbst sei kein Priester. Von diesem Augenblicke an fühlte er die Unmöglichkeit, dieselbe ferner noch zu spenden; im vorliegenden Falle einer für ihn schrecklichen Gewissensnoth erinnerte er sich der Lehre des hl. Alphons, daß er nach dem, was er für eine einfache probable Meinung ansehe, noch einmal handeln dürfe.

Sonntag den 16. November hielt Faber den letzten anglicanischen Gottesdienst in Elton. Die Communion theilte er bei demselben nicht mehr aus, was schon allgemein auffiel. Im Abendgottesdienste sprach er einige einleitende Worte. Mit zitternder, aber fester Stimme erklärte er sodann seinen Zuhörern, daß die Lehren, in denen er sie unterrichtet, zwar wahr, aber nicht die Lehren der anglicanischen Kirche seien, die, so viel in ihrer Gewalt stehe, dieselben verläugne; daß er selbst folglich nicht länger in deren Gemeinschaft verbleiben dürfe, sondern sich dahin wenden müsse, wo die Wahrheit allein zu finden sei. Er wollte weiter sprechen, aber die Bewegung hatte ihn dergestalt ergriffen, daß ihm die Stimme versagte. Er stieg hastig die Stufen des Predigtstuhles herunter, zog eiligst seinen Chorrock aus, den er zur Erde fallen ließ, und ging, so schnell er konnte, aus der Kirche nach dem Pfarrhause.

Einige Augenblicke stand die ganze Gemeinde wie angedonnert, stumm vor Staunen da; dann aber gingen die Einen schweigend und traurig weg; Andere blieben in der Kirche um die Kirchmeister versammelt. Letztere beschlossen, von einigen Pfarrgenossen begleitet in's Pfarrhaus zu gehen. Sie baten flehentlich Faber, er möge seinen Entschluß zurücknehmen: er könne und solle ihnen ganz nach seinen Ideen predigen, ohne daß er je eine Bemerkung ihrerseits darüber hören werde, wofern er nur bei ihnen bleiben wolle. Als sie aber einsahen, daß sein Entschluß nicht zu erschüttern sei, nahmen sie unter Thränen Abschied und gingen.

Faber selbst fühlte sich durch Unwohlsein und innere Unruhe

so gebeugt, die Trennung von seiner Pfarrei und seinen Pfarrkindern, deren Seelen er mit mehr als väterlicher Liebe geliebt, hatte ihn so überaus schmerzlich angegriffen, daß er noch im letzten Augenblicke fürchtete, das Opfer nicht ertragen zu können. Er ließ sich daher förmlich von seiner Umgebung versprechen, daß sie ihn am anderen Morgen, nöthigenfalls mit Gewalt, aus dem Pfarrhause wegführen wollten. Alle Vorbereitungen waren schon getroffen und Montag früh, den 17. November 1845, verließ Faber Elton in Begleitung seines Freundes M. T. F. Knox, Fellow des Dreifaltigkeits-Collegs zu Cambridge, den er eingeladen hatte, mit ihm in die Kirche sich aufnehmen zu lassen. Seine beiden Diener und sieben von seinen Pfarrkindern, die alle Mitglieder seiner kleinen Genossenschaft waren und die seinen Entschluß theilten, folgten ihm. Faber hatte die früheste Morgenstunde zur Abreise gewählt, weil er hoffte, alle Aufmerksamkeit zu vermeiden. Aber er hatte sich getäuscht. Kaum hatte er mit seiner Begleitung die Straße betreten, als alle Fenster und Thüren wie auf Verabredung sich öffneten. Die guten Leute schwenkten ihre Tücher und nahmen weinend Abschied. Inmitten ihres Schluchzens riefen sie von einem Hause zum andern: „Gott segne Sie, Herr Faber, wo Sie auch hingehen! Gottes Segen über Sie!“ „Diejenigen,“ fügt P. Bowden bei, „welche später das Glück gehabt, unter dem Zauber seiner Stimme und seiner liebgewinnenden Haltung zu leben, die, welche die bezwingende Macht der Erscheinung gekannt, welche dieses Herz so reich an Liebe und Sympathie auf alle wahrhaft kindlichen Seelen ausgeübt, werden leicht die Trauer der Pfarrinsaßen von Elton begreifen.“

Noch gegen Abend desselben Tages nahm Dr. Wareing feierlich die kleine Schaar in die Kirche auf und am folgenden Morgen hielten Alle ihre erste heilige Communion und empfingen aus seinen bischöflichen Händen die heilige Firmung.

Von diesem Augenblicke an empfand Faber das Glück jenes vollkommenen, inneren Seelenfriedens, den nur die Fülle der

katholischen Gemeinschaft bringt. Später erklärte er, daß er im Augenblicke der heiligen Firmung, wie die Apostel am ersten Pfingsttage, von der wirklichen und fühlbaren Gegenwart des heiligen Geistes sich ganz ergriffen gefunden habe. Krank von so vielen überwältigenden Bewegungen, war er selbst nicht im Stande zu schreiben; er konnte nur noch einem seiner Gefährten einen Brief an Morris dictiren. Als derselbe fertig war, ergriff er die Feder und schrieb mit zitternder Hand darunter: „Der Friede! der Friede! der Friede!"

Als Patron in der heiligen Firmung hatte er sich den hl. Wilfrid gewählt, an welchen er immer eine besondere Anhänglichkeit gezeigt. „Ist es nicht seltsam," hatte er genau ein Jahr vorher von Elton aus geschrieben, „daß ich einer der ersten Diakonen gewesen, die von dem neuen Bischofe in der alten Kathedrale zu Ripon ordinirt worden sind, und daß der Kirchthurm von Dundee, oder vielmehr seine Spitze, die so freundlich aus der Ferne in meinen Pfarrgarten winkt, mich immer an jenes Undalum erinnert, wo der hl. Wilfrid starb?" Faber hätte beifügen können, daß er in einer Wilfridskirche die heilige Taufe empfangen und daß er während seiner Anwesenheit in Rom, wie ehedem der Heilige selbst in seiner Verbannung, in der Nähe von St. Maria Maggiore gewohnt und oft vor dem alten Muttergottesbilde gebetet, vor dem der Heilige einst so innig für England gefleht hatte.

Von Northampton aus besuchte Faber seinen Bruder, Rector zu Saunderton bei Tring. Von dort schrieb er an Morris (19. November 1845): „Gestern Morgen bin ich gefirmt worden und habe meine erste Communion gehalten. Alsdann habe ich für Dich gebetet, und jede Stunde scheint mir jetzt einen Zweifel mehr wegzunehmen und meinen innern Frieden derart zu mehren, daß ich nicht anders kann, als mit innerster Herzenssehnsucht den Augenblick herbeizuwünschen, wo Du, den ich liebe, desselben Glückes theilhaft wirst, wie ich. Es ist mir, als wäre ein neues Licht über Alles ausgegossen, und besonders sehe ich hell

in meine vergangenen Tage; — und dieses Licht ist von so hellströmender Klarheit, daß ich nicht aus dem Staunen komme. Und trotzdem ich nun ohne Heimath, ohne Stellung, ohne irgend etwas dastehe, was mir eine Zukunft in dieser Welt sichert, habe ich doch in der Ruhe meines Gewissens einen überreichen Schatz von Genugthuung für die schrecklichen Kämpfe, die ich seit Mittwoch der letzten Woche bis Montag der folgenden zu kämpfen hatte." „Jeden Tag," schrieb er zwei Wochen später (5. December) von Birmingham aus, „jeder Tag bringt mir Mehrung meines Glückes, und das Bewußtsein der katholischen Gemeinschaft macht mir das Herz weit, weit offen, wie zu einem neuen Leben. Ich fühle, daß ich mehr und mehr Deiner Bekehrung bedarf, wie lange wird sie noch hinausgeschoben? ... Ich habe die Gewalt aller der Bande, die Dich noch fesseln, leidensvoll empfunden; und nun, wie armselig, schwach und nichtig scheinen sie mir! ... Es vergeht kein Tag, keine Messe, wo ich nicht mehr und mehr die Größe der Gefahr sehe, aus der Gottes Erbarmen mich befreit hat: in Sicherheit auf meinem Berge, kann ich da wohl anders, als meine Blicke dorthin fest gerichtet zu halten mit dem ruhelos besorgten Sehnen meines Herzens, wo ich den Engel Gottes zu sehen hoffe, der mir Diejenigen befreit aus dem Brande Sodoma's, die ich liebe?"

Die Conversion von Morris ließ nicht lange auf sich warten. Noch war der kommende Januar nicht zu Ende, als ihm Faber schreiben konnte: „Mein Herz wird froher und froher, so oft ich daran denke, daß wir nicht mehr getrennt sind. Einmal vertraut mit den neuen Formen, wenn einmal — der Ausdruck sei gestattet — das neue Costüm seine Steifheit verloren, dann wirst Du Dein Glück wachsen sehen. Zuerst fühlt man dankbar eine natürliche Ueberzeugung, die wohl thut, dann kommen die Gaben und die Schätze der Kirche. Jeder Tag scheint mein Glück zu mehren und meine Vereinigung mit Gott in einer Weise enger zu schließen, von der ich früher keine Ahnung hatte."

Bald nach seiner Conversion mußte Faber verschiedener Gründe

wegen nach Birmingham gehen. Dort war die Pfarrei St. Chad unter den seeleneifrigen Arbeiten ihres Pfarrers Mr. Moore ein großer Mittelpunkt katholischen Lebens geworden; besonders viele Conversionen waren in dieser Pfarrei vorgekommen, und viele der Convertiten, die sich mit ihrem Uebertritte zur katholischen Kirche von Allem trennen mußten, was ihnen bis dahin lieb war, hatten ihre Wohnung in der Nähe der Kirche genommen. Was Faber insbesondere den Aufenthalt in Birmingham wünschenswerth machte, war die Nähe Bischof Wiseman's im Oscott-Colleg. Faber schätzte Wiseman besonders wegen der Theilnahme, die der Prälat der Oxforder Bewegung zugewandt. Das Anerbieten Bischof Wareings, Faber zum Priesterthum zuzulassen, um ihn in der Seelsorge zu verwenden, schlug dieser aus Demuth aus; das Anerbieten Moore's dagegen, ihn mit seiner Convertitenschaar, die ihm von Elton gefolgt war, in St. Chad aufzunehmen, bis Faber seine Pläne für die Zukunft fest gefaßt hatte, nahm er dankbar an.

In St. Chad war Faber bald der eifrige und vielgesuchte Freund der Convertiten. Ein Student aus dem Trinity-Colleg zu Cambridge, Hutchison mit Namen, hat uns über den ersten Besuch bei Faber in Birmingham, wohin er gekommen, um sich in die Kirche aufnehmen zu lassen, folgende Schilderung hinterlassen: „Ich stieg zum Zimmer Mr. Moore's hinauf und fand dort einen auf der Erde vor dem Feuer knieenden Mann, der sich bemühte, dasselbe neu anzufachen. Die greisen Haare, das lange schwarze Gewand, die Ermüdung und Entbehrung, die aus seinem Aussehen sprach, alles das sagte mir, dieß müsse wohl irgend ein armer Schelm sein, den man hier um Gotteswillen aufgenommen und dem man, aus der großen Menge von Büchern zu schließen, die rings umherlagen, wohl das Amt eines Bibliothekars in der Pfarrwohnung übertragen. Ich weiß nicht, wie weit ich noch in meinen Ideen gekommen wäre, wenn nicht Mr. Moore uns vorgestellt und ich zu meinem Staunen nicht den Namen Faber gehört hätte. Bis zu welchem Grade

dieser Augenblick der glücklichste meines Lebens werden sollte, ahnte ich damals freilich nicht; in der That aber war jener Augenblick für mich ein entscheidender. Zunächst sicherte er meine Conversion. Ich hatte zwar mit Mr. Moore mehrere Unterredungen über Ablässe, Heiligenverehrung u. A. gehabt und waren auch seine Antworten zufriedenstellend; allein trotzdem ich keine Schwierigkeiten mehr hinsichtlich der Lehre hatte, fehlte es mir doch noch am rechten Ernste zu einem unmittelbaren Entschlusse, und vielleicht bald hätte ich mich ohne Faber wieder von der Kirche entfernt. Am ersten Tage unseres Beisammenseins hinderte die natürliche Schüchternheit uns Beide an einem weitergehenden Gedankenaustausche, aber bald wurden wir vertrauter. Und jetzt begann er mir von unserem am Kreuze sterbenden Heilande zu sprechen, wie derselbe dort an mich insbesondere gedacht, als er auch über mich sein göttliches Blut ausströmen ließ, gleichsam als wäre Niemand außer mir auf der Welt gewesen. Faber ließ mich das Alles in ganz anderer Weise sehen, als ich es bis dahin angeschaut hatte. Von diesem Augenblicke an suchte ich keine Ausflüchte mehr; ich folgte seinem Rathe und wurde am 21. December, am Tage des hl. Apostels Thomas, von Mr. Moore in der Privatkapelle des Bischofshauses aufgenommen. In der Weihnachtsnacht hielt ich meine erste heilige Communion und am Tage des hl. Thomas von Canterbury erhielt ich die heilige Firmung."

So begann dann gleich mit den ersten Tagen ihres katholischen Lebens zwischen Faber und Hutchison jener enge und unlösliche Freundschaftsbund, der erst mit dem Ende ihres Lebens hienieden aufhören sollte. Anton Hutchison wurde Fabers Vertrauter und seinen Aufzeichnungen verdanken wir Vieles aus dem inneren Leben Fabers.

Wie so manche Convertiten veröffentlichte auch Faber über seine Unterwerfung unter die Autorität der katholischen Kirche eine kleine Schrift, deren Analyse füglich hier als Ergänzung dessen, was wir über den Geistesgang Fabers vorgebracht,

ihren Hauptargumenten nach stehen möge. Dasselbe ist in Form eines Briefes an einen Freund (vom 10. Januar 1846) abgefaßt und behandelt eine Reihe von vermeintlichen „Gründen, um in der anglicanischen Gemeinschaft zu bleiben".

Nachdem Faber zunächst auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen der Forderung der Katholiken auf unbedingte Sorge für das Seelenheil eines Jeden und der Gleichgültigkeit der Protestanten hinsichtlich dieses Punktes besteht; nachdem er seinen Freund auf die Alternative hingewiesen, entweder in seiner (anglicanischen) Kirche eine Autorität anzuerkennen und sich derselben zu unterwerfen, oder selbst mit Hülfe der persönlichen Einsicht und des unablässigen Gebetes sich ein Urtheil zu bilden, zeigt Faber, daß die erste dieser Alternativen durch das Verhalten der anglicanischen Kirche gegenüber den Fundamentallehren der Offenbarung unmöglich gemacht worden sei und also nur die letzte bleibe. „Wenn das Resultat dieser Nachforschung darin besteht, Dir die schreckliche Ahnung aufzudrängen, daß Du in der denkbar unvortheilhaftesten Lage hinsichtlich Deines geistlichen Lebens stehst, dann bleibt Dir nichts übrig, als zu handeln, wie Jemand, der an nichts mehr denkt, als an die Rettung seiner Seele."

Zur Besprechung der einzelnen Gründe übergehend, die für das Verbleiben in der anglicanischen Gemeinschaft angeführt werden können, tritt Faber dem Vorwurfe der Undankbarkeit gegen die anglicanische Kirche entgegen, mit dem man die Convertiten schmähe. „Warum sollten gerade sie denn," ruft er, „entartete Kinder sein, sie, die doch eben durch ihre Flucht aus dieser Kirche, aus Furcht für ihr ewiges Seelenheil, zeigen, wie loyal und wie edel ihre Erinnerung an diese Kirche ist? Wem schulde ich denn meine Unterwürfigkeit? Ist es nicht gerade die Kirche meiner Taufe? Du insbesondere, mein Freund, gibst sicherlich nichts auf die thörichte Annahme, Du seiest für einen Theil, einen Zweig, für eine Insel, für eine Nation oder für eine Provinz der Kirche getauft. Man wird

für die katholische Kirche Jesu Christi getauft; ihr schulde ich Gehorsam und ihr gebührt Dein Gehorsam. Ein falsches System hat mich von meiner Mutter getrennt vom ersten Augenblicke an, wo ich offen eine schismatische Handlung setzen, oder freiwillig eine Todsünde begehen konnte; dieses System hat mich im Hasse gegen den apostolischen Stuhl und in einer falschen Lehre großgezogen; es hat sich mit Gewalt meiner Jugend bemächtigt; es hat meinem geistigen Leben die Richtung gegeben und mich in einer seltsamen Gleichgültigkeit gegen das herangebildet, was die Belehrung hinsichtlich meines Glaubens und die Reinerhaltung der Sitten anlangt. Und wem schulde ich denn heute die Treue? Der Mutter, deren Schooß man mich entrissen und deren Antlitz man mir so lange verhüllt hat? Oder der Kirche, die mich dieser Mutter geraubt, die einen Namen usurpirt hat, der nicht der ihrige war und deren Trug ich endlich aufgedeckt habe? Nein, ich schulde meine Unterwerfung der Kirche, in der ich getauft worden bin, der Kirche, in der meine Ahnen gestorben sind, der Kirche, aus deren Schooß heraus ich allein noch diejenigen meiner Väter unterstützen kann, die fern von ihr in (unverschuldeter) Unwissenheit gestorben sind. Es ist die Geschichte des geraubten Kindes, das seine Mutter wiedergefunden hat: die zarte, unbeschreibliche Herzensfreude, die es bei der ersten Begegnung mit ihr empfunden, und der eigene Instinkt haben es ihm gesagt und sagen es ihm immer überzeugender wieder, als alle legalen, alle nur möglichen Beweise der Blutsverwandtschaft das vermögen, daß sie und sie allein die wahre Mutter ist, welche es einst Gott wiedergeboren hat, und die es nun mit einer Liebe wieder annimmt, welche um so mehr beschämt, als sie ohne Mißtrauen, ohne Widerstreben, ohne einen Laut des Vorwurfes es an ihr Herz schließt."

Bei der Aufzählung der Gründe, auf die man sich für das Verbleiben in der anglicanischen Gemeinschaft stützt, stellt Faber an zweiter Stelle den folgenden: „Du sagst, daß diese Schwie-

rigkeiten (die Nachtheile der anglicanischen Stellung) Prüfungen sind, die Gott Dir sende, um Deinen Glauben zu stärken, und daß also die Ungeduld, sich diesen Prüfungen zu entziehen, eine Sünde wäre." Daß gewisse Schwierigkeiten hier als Prüfungen Gottes anzusehen seien, gibt Faber zu, aber die Behauptung, daß die anglicanischen Schwierigkeiten unmittelbar von so erhabener Stelle kämen, kann er nicht zugeben; denn die schlechthinige Unterwerfung unter dieselben würde jede Idee einer sichtbaren Kirche in Wirklichkeit sofort vernichten. „Wir müssen," sagt er späterhin, „Zweifel und Ungewißheit haben, aber die Kirche soll wahrlich, weit entfernt, deren Quelle zu sein, in diesen Kämpfen unsere Stütze bilden. Wir müssen das Kreuz tragen; aber unter welchen Umständen haben wir gelernt, daß die Kirche selbst unser Kreuz sein soll? Indessen, Du erkennst an, daß Deine Kirche an sich und deutlich genug für Dich ein Kreuz ist. Dein Licht ist also Dunkelheit, ach, und Du sagst sogar, daß dem so sein müsse! Aber, sagst Du vielleicht, es ist nicht so sehr die Kirche, die dunkel ist, sondern es seien Deine Sünden, die Dich hinderten, ihr Antlitz zu sehen... Ein Katholik aber würde Dir sagen, daß das Antlitz der Kirche nie heller, nie leuchtender und erkennbarer ist, als in dem Augenblick, wo ihr mitleidsvoller Blick ermuthigend auf dem armen Sünder ruht."

Auf den Einwand, daß ein Anglicaner Unrecht thun würde, seine Stellung aufzugeben, bevor er alle Mittel der Gnade, die sie ihm bietet, erschöpft habe, antwortet er, daß diesem Principe nach „Niemand vom Irrthum zur Wahrheit je sich bekehren könne; denn man könne sich kaum in Gedanken jemals eine so total falsche Lage vorstellen, die nicht noch weit mehr Hülfe und moralische Stützen zu bieten vermöchte, als daß ein ganzes Leben sie erschöpfen könnte." — Nach dieser anglicanischen Theorie dürfe der beste aller Methodisten, so lange er nicht alle Mittel der Selbstverdemüthigung, der Befragung und der geistlichen Leitung, die ihm seine Versammlungen bieten, er=

schöpft habe, von dem anglicanischen Pfarrer zum Eintritte in die Staatskirche nie gedrängt werden; das würde unmoralisch sein. „Wenn Du demnach, lieber Freund, ein berechtigtes Gewissensbedenken hast, die anglicanische Staatskirche zu verlassen, bevor Du alle Mittel der Gnade erprobt hast, müßtest Du nicht auch ebenso mit Deinen geheimen Andachtsübungen und Deinen ascetischen Bußwerken verfahren, mit denen Du nicht offen hervortreten darfst und die dem Geiste Deiner Kirche entgegengesetzt sind? Lebst Du denn nicht jetzt schon ein zweifaches, ein gespaltenes Leben, ein anglicanisches und ein römisches zugleich? Treibst Du denn nicht Religionsmengerei? Ist denn die Religion, der Du folgst, so sehr, so ganz die Regel Deines Lebens, wie sie es sein sollte? Bist Du es nicht vielmehr, der Du nach der Richtung Deines Geschmackes dem Papste, dem Bischofe oder Deinem geistlichen Führer nach eigenem Belieben folgst? Bist Du nicht eher ein Eklektiker, als ein Katholik?"

Hinsichtlich der anglicanischen Anschauung, die Staatskirche als einen vollberechtigten Zweig der allgemeinen Kirche anzusehen, fragt Faber: „Wann ist denn die Theorie der Zweigkirchen aufgekommen? Der Ausdruck ist schon sonderbar. Sind denn etwa alle Kirchen Zweigkirchen? Gibt es denn keine Stammkirche? Und wenn es eine gibt, wo ist sie? Wenn es die römische Kirche ist, dann ist ein abgeschnittener, feierlich vom Stamme durch den Zahn der Excommunication getrennter Zweig wahrlich nicht in der Lage, sich dessen zu rühmen. Wenn die Anglicaner ihre Zweigkirchen durch ihren eigentlichen Charakter bezeichnen wollten, so würden sie durch ihre eigene Theorie nothwendig dahin geführt werden, mit dem Namen von Zweigen, die keine Verbindung mehr haben, sich bloßzustellen." „Die römische Kirche gibt uns den Schlüssel für die Analogie von dem Baume und seinen Zweigen. Die Katholiken Englands sind ein Zweig von dem sichtbaren Stamme Roms; die Anglicaner aber sind ein Zweig eines unsichtbaren Stammes, eine reine Schöpfung ihrer

Phantasie, die weder in der Schrift noch in der Tradition eine Bestätigung für sich hat."

Nachdem Faber diejenigen, welche es als den sicheren Weg hinstellen, zu warten mit dem Eintritte in die römische Kirche, bis Andere den Weg nach Rom betreten, als solche bezeichnet hat, die nicht Gott, sondern den Menschen und ihrem Urtheile folgen wollen, weist er nach, daß die Stellung seines Freundes und jedes ehrlichen Anglicaners in seiner Kirche eine total isolirte sei. Aus der Geschichte der Staatskirche zeigt er, daß diese nicht im Stande ist, der Wahrheit gegen die immer weiter in ihr vordringende Häresie eine Stütze zu sein. „Wie steht es denn heute? Wo sind die großen Kämpfe dieser Kirche? Sie besitzt Reichthümer, Würdenträger, öffentliche Gewalt; sie hat Kirchen, Collegien, Schulen, Privilegien und besonders das unschätzbare Privileg der Cathedra Victoriae. — Wir haben kein Recht, Wunder von ihr zu erwarten. Wo sind ihre Triumphe? Sie ist beständig auf der Flucht vor ihren Gegnern, deren Schläge sie bis hinter die Kirchenöfen und die Vorhänge der Sakristei getrieben haben."

Gegenüber der festen Stellung dieser Cathedra Victoriae, d. h. des auf die Staatsgewalt sich stützenden Dogma's von der siegreichen Gewalt des Stärkeren, gezieme es sich schlecht, führt Faber weiter aus, so ungerechte Anklagen auf die Convertiten zu häufen wie die, daß sie in ihrer Feindseligkeit gegen die Staatskirche ungerecht seien; daß sie die Zwietracht in die Familien brächten; daß sie die Gewissen beunruhigten und an der Bekehrung Anderer arbeiteten. Alles das seien doch nur die naturgemäßen Folgen ihres Glaubenswechsels. Auch den künstlich gemachten Charakter der Neubelebung der anglicanischen Kirche deckt Faber auf, und behandelt hierbei besonders die Frage nach den anglicanischen Weihen. Er vermeidet geflissentlich alle theologischen Fragen und geht nur auf die besonderen von seinem Freunde ihm vorgelegten Einwendungen ein. „Du meinst," sagt er, „die Kirche habe niemals die

Frage entschieden, es liege kein dogmatisches Urtheil des Papstes hier vor, dem Du dich immerhin unterwerfen wolltest. Aber, mein Lieber, gestatte mir die Frage, ob Du loyal gegen die anglicanische Kirche handelst, indem Du in ihr mit dem festen Entschlusse bleibst, Dich einem Decrete Gregors XVI. hinsichtlich der Weihen eurer Geistlichen von vornherein zu unterwerfen? Ist denn das nicht offen gestanden durchaus illoyal? Hat denn Rom nicht indirect die Frage eurer Weihen dadurch entschieden, daß es die Firmung und die Priesterweihe bedingungslos, ohne auf die anglicanische Firmung und Ordination Rücksicht zu nehmen, wiederholt? Dieß Verhalten ist um so beachtenswerther, als die Kirche nur bedingungsweise den Convertiten die Taufe spendet; sie thut dieß ohne Ceremonien, aller Feierlichkeiten sich enthaltend, die zu deren Gültigkeit nicht stricte erforderlich sind; sie zeigt dadurch, wie sehr in ihr die Furcht vor einem Sacrileg mit der Sorge ihrer Liebe im Kampfe liegt." Indem er sodann die Frage historisch vom Gesichtspunkte der Intention und der Jurisdiction prüft, zeigt er die Uebereinstimmung der Theologen in der Verwerfung der Giltigkeit der anglicanischen Weihen. Aber auch für einen Augenblick deren Giltigkeit vorausgesetzt, so bleibe es darum nicht minder wahr, daß einer der unerträglichen Uebelstände des Schisma's darin bestehe, daß die giltig gespendeten Sacramente den Anhängern des Schisma's keine Sicherheit und Ruhe geben könnten, da ihre Wirksamkeit suspendirt sei, bis die Liebe des Evangeliums, die Caritas im Sinne des hl. Augustin, d. h. die volle Einheit mit der Kirche, ihnen den unbehinderten Zutritt zu den Herzen verschaffe.

Nach einer einfachen Aufzählung der geheimen Beweggründe, die viele Anglicaner zum Verbleiben in der Staatskirche verpflichteten, bittet Faber seinen Freund in herzbewegenden Worten, nicht außerhalb des einzigen Schafstalles Christi länger zu bleiben. Er schließt: „Du bist nicht Katholik, darum hast Du auch nicht den Glauben, von dem der hl. Ambrosius

spricht: Credis, quod tibi prodesse praesumis, non credis, quod Deo dignum est. (Du glaubst das, was, wie du vermeinst, dir von Nutzen sei, aber du glaubst nicht das, was Gottes würdig ist.) Wie lange wird das noch von Dir und den Deinigen als wahr gelten? . . ."

V.

Neue Prüfungs- und Lehrjahre (1844—1848). Das gemeinschaftliche Leben der Eltoner Convertiten in Birmingham. Neue italienische Reise mit Hutchison. Plan einer religiösen Genossenschaft. Erfahrungen und Vorsätze für das religiöse Leben Englands. Die Wilfridianer in Birmingham. Ihre Verpflanzung nach Cotton-Hall. Fabers Wirksamkeit daselbst. Die heiligen Weihen. „Moderne Heiligenleben"; Angriffe auf dieselben. Innere Prüfungen. Entschluß der Vereinigung der Wilfridianer mit dem Oratorium. P. Newman in St. Wilfrid.

Nach seiner Conversion begann für Faber ein neues Leben, ein Leben nach seinem Herzen. Alles Leid und alle Angst der vergangenen Tage waren vergessen im friedevollen Besitze des gegenwärtigen Glückes. Die neuen, ihm durch die Aufnahme in die Kirche verliehenen Rechte, besonders die Theilnahme an den Sakramenten, erfüllten ihn mit einer Seligkeit, die ganz nur von dem verstanden werden kann, der selbst etwas von jenem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit an sich erfahren, den der Druck der Ungewißheit über den Gnadenzustand der Seele und die bange Furcht ihrer ewigen Zukunft in denen erzeugt, die aufrichtig streben, aber den Frieden dort suchen, wo er nicht ist und nie gefunden werden kann. Trotz der mißlichen ökonomischen Lage, in der sich Faber befand, wurde er von Tag zu Tag, je mehr er sich in das katholische Leben einlebte, glücklicher. Die Rathlosigkeit, welche ihn früher so sehr niedergebeugt hatte, war verschwunden und in dem ihm neu gewordenen Seelenfrieden erschienen ihm alle Schwierigkeiten verhältnißmäßig unbedeutend und leicht.

Sein ernster Gedanke war, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Sache der Kirche zu widmen, und die geistlichen Behörden nahmen das Anerbieten eines so vielversprechenden Hilfsgenossen an. Unabhängig von den Arbeiten, die er bei einer großen Anzahl seiner noch nicht convertirten anglicanischen Freunde übernommen hatte, mußte er zunächst auf die Versorgung der kleinen Gesellschaft Bedacht nehmen, die ihm von Elton aus gefolgt war. Es waren ihrer acht, die auch nach ihrer Conversion sich an den Gehorsam gebunden erachteten, den sie ihm einst gelobt. Sie drückten alle den Wunsch aus, wenn möglich, das quasi-Ordensleben wieder zu beginnen, welches sie im Pfarrhause zu Elton angefangen hatten, und Faber faßte mit Billigung Dr. Wisemans und Mr. Moore's den Entschluß, seine Gefährten in einer kleinen Genossenschaft zu vereinigen und zu ihnen zu ziehen. Schon am Feste der unbefleckten Empfängniß konnte er schreiben, daß er gegen das Ende der Woche „alle seine lieben Mönche" in einer Hütte um sich haben würde. „Von was werden wir leben? Ich weiß es nicht. Obwohl die gegenseitige Zuneigung keineswegs von der Sorge für unseren Unterhalt frei macht, so gibt mir doch der Gedanke Trost, daß ich genau dasselbe Leben der Armuth führen werde wie sie. Ich hoffe, später ein Kloster aus ihnen zu machen und rechne darauf, binnen kurzer Zeit nach Italien zu gehen, um die Mittel hierfür zu gewinnen."

Es wurde demgemäß zu Birmingham (Carolinastreet 77) eine kleine Wohnung gemiethet, und die kleine Genossenschaft ergriff am 19. December 1845 von ihr Besitz. Eine feste Regel hatte man noch nicht. Faber war der Superior und seinen Anordnungen folgte man im Gehorsame. Bei ihm herrschte der allgemeine Gedanke vor, einstweilen die Elton-Convertiten als Laienbrüder zur Aushülfe des Klerus beim Krankenbesuche, beim Unterrichte der Schwachen und Unwissenden und zu ähnlichen Diensten zu verwenden. An eine streng-klösterliche Organisation wollte man später erst denken.

Auch von dem Leben der Genossenschaft in der Carolinastreet hat uns Hutchison ein recht anschauliches Bild auf Grund eines Besuches entworfen, den er einige Tage nach ihrem Einzuge dort machte. „Am 22. December," erzählt er, „begab ich mich dorthin zum Besuche. Man war gerade mit den Vorbereitungen zum Mittagsmahle beschäftigt. Der Obere (Faber) versah die Functionen des Koches, und obwohl ganz erhitzt vom Feuer, rührte er mit der größten Ausdauer in einem Topfe voll Kartoffelsuppe. Die Laienbrüder und er trugen noch die schwarze Soutane nach englischem Schnitte, die sie von Elton mitgebracht hatten. Ich erinnere mich noch recht gut des Eindrucks, den John Strickson (später Bruder Chad) auf mich machte. Er trug einen Rock von Linnen mit langen Schößen und sah so mager und verhungert aus, daß er auf mich den Eindruck eines mit einem Schafspelze angethanen Wolfes zu machen nicht aufhörte. Seitdem habe ich freilich Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß dieser Wolf der allerbesten und allerunschuldigsten Sorte angehörte. Das Mobiliar des Hauses war das allerdürftigste, das man sich vorstellen kann. Man hatte gut gezählt, auf den Kopf einen Stuhl, dazu einen tannenen Tisch zum Essen; jeder hatte außerdem ein Messer, eine Gabel und einen Löffel. Ein Wohlthäter hatte ihnen einige zinnerne Löffel geschenkt, denen das Versprechen der Mäßigkeitsgesellschaft eingedrückt war. Da sie zu arm und zu abgetödtet waren, um irgend etwas Stärkeres als Thee zu trinken, so hatte dieß Versprechen nicht viel Gefährliches für sie. Ein runder Tisch von Tannenholz mit drei Füßen, in der Mitte gespalten, dazu ein Lehnstuhl altfränkischer Art, machten das ganze Mobiliar eines Zimmers im Vorderhause aus, welches als Refectorium, Ansprachzimmer und Recreationszimmer diente. Der Lehnstuhl war für Faber, ebenso der runde Tisch, auf welchem das Elfenbein-Crucifix des Oratoriums von Elton stand; und auf diesem Tische schrieb er in den Ruhepausen, die ihm seine Küchendienste ließen, seine vielbesprochene Broschüre über die

angeblichen ‚Gründe, in der anglicanischen Kirche zu bleiben'. Hinter dem Refectorium befand sich noch ein elender Verschlag, die Küche, und oben vier kleine Zimmer. Eines derselben diente als Kapelle und war ohne alle und jede Ausstattung — selbst der Altar fehlte — mit Ausnahme eines an der nackten Mauerwand hangenden Crucifixes. Dort kam man zu den festgesetzten Stunden zur Abhaltung der Litaneien und anderer Gebete zusammen. Die anderen Zimmer waren Schlafstuben: die Betten lagen auf der bloßen Erde und warteten auf die Bettladen; außerdem stand noch eine alte baufällige Commode dort, in der Faber seine Kleider aufbewahrte; sein Lager war auf bloßer Erde, wie das aller Uebrigen. Man begreift, wie furchtbar hart und entbehrend ihr Leben sein mußte, und ich glaube wahrlich, daß sie zu jener Zeit von nichts als von Almosen lebten. Nichtsdestoweniger fand ich alle heiter und aufgeräumt, besonders Faber, trotzdem seine Gesundheit durch ein so armseliges und arbeitsames Leben geschwächt war, und die Kopfleiden häufiger sich zeigten, als je zuvor."

Da eine solche im Werden begriffene Genossenschaft nur durch Unterstützung von Außen sich halten konnte, beschloß der Superior, nach Italien zu gehen, um einen Freund, der ihm früher eine Unterstützung in sichere Aussicht gestellt, für seine Genossenschaft zu gewinnen. Ein ungewöhnlich reiches Almosen, welches ihm um diese Zeit zugesandt wurde, setzte ihn alsbald in den Stand, die Reise anzutreten und für den Unterhalt der Brüder während seiner Abwesenheit ausreichend zu sorgen. Die Schwierigkeit, die Brüder längere Zeit sich selbst zu überlassen, wurde durch Mr. Moore gehoben, der für die Zeit von Fabers Abwesenheit die Stelle des Superiors zu vertreten versprach. Auch bestimmte Faber, die Brüder sollten sich bei den katholischen Kaufleuten der Stadt Arbeit suchen, was ihnen bald gelang. Sie gingen also Morgens aus zur Arbeit und kehrten Abends nach Carolinastreet zurück.

faber fand seinen Freund Hutchison bereit, ihn nach Italien
egleiten. Am Feste Mariä-Reinigung (2. Februar 1846)
en sie nach London ab und kamen am 8. Februar über
thampton in Havre an. Von diesem Tage an begannen
gemeinschaftlich das Brevier zu recitiren und setzten diese
ung auf der ganzen Reise fort. Am 14. Februar waren
n Sens zur Verehrung der Reliquien des hl. Thomas von
terbury in der dortigen Kathedrale. Hier, in den Stunden
n Gebetes, faßte Faber zuerst den Plan zur definitiven
lung der Verhältnisse seiner neuen Genossenschaft. Er
e sich so wunderbar angeregt und erleuchtet, daß er beim
assen der Stadt die Statuten für dieselbe auf die weißen
ter des Reisehandbuches seines Freundes bis zu Ende
rschreiben konnte. Am selben Tage, fast zur selben Stunde
Jahre später wurde Fabers Genossenschaft in die Congre-
on des Oratoriums aufgenommen.

In Lyon konnten die Reisenden einen Hirtenbrief des Erz-
ofs dieser Stadt lesen, der für die jüngst erfolgten Con-
onen, welche der Kirche einen Newman, Oakley und Faber
enkt, öffentliche Dankgebete anordnete. Den vorübergehend
ßten Plan, zuerst und direct einen kurzen Besuch im heili-
Lande zu machen, mußten sie aufgeben. Sie schifften sich
Marseille nach Livorno ein und begaben sich von dort nach
renz, um hier einige Wochen alle und jede Eigenthümlich-
des religiösen Lebens in einer katholischen Stadt kennen zu
en und besonders an den Andachten selbst Theil zu nehmen.
von den englischen Convertiten der damaligen Zeit getheilte
eifrige Vorliebe für nordische Baukunst, Sitte und Fröm-
keit rief auch bei Faber einige herbe Urtheile über kirchliches
en und Treiben im Süden hervor, die indessen unter dem
flusse tieferer Beobachtung und eigener Erfahrung alle
rte schnell verloren, ja schon vor der Rückkehr aus Italien
r aufrichtigen Bewunderung der italienischen Frömmigkeit
st in ihrer äußeren Entfaltung Platz gemacht hatte.

Daß die Gedanken Fabers fast beständig bei seiner kleinen Genossenschaft in Birmingham weilten, war natürlich. Von jedem größeren Orte aus, wo er anhielt, sandte er einen längeren Brief bald an dieses, bald an jenes Glied der Genossenschaft. Doch es sind das nach Inhalt und Umfang weniger Briefe, als kleine wohlberechnete Anreden, in denen er nicht müde wird, die Brüder zur Ausdauer inmitten der großen Schwierigkeiten ihrer Lage aufzumuntern. Es ist sein sichtbares Bestreben, ihnen auf diese Weise für die durch seine Abwesenheit unter ihnen entstandene Lücke einen Ersatz zu bieten: jetzt ist es ein lebhaftes, ihre Einbildungskraft fesselndes Bild von den Wundern der Kirche, deren Zeuge er gewesen; öfter noch ist es ein auf eine seltene Erkenntniß des Charakters eines Jeden von ihnen gegründeter Rath für das geistliche Leben; immer ist mit diesem Rath die liebevollste Erinnerung an die Umstände, unter denen die Brüder leben, und ihre Belehrung verbunden. Leider gestattet der Raum keine umfangreiche Berücksichtigung dieser herrlichen Briefe, die für Fabers Talent zur Seelenleitung den überzeugendsten Beweis ablegen; nur wenige und beschränkte Auszüge mögen uns den Geisteszustand dieser kleinen Körperschaft und die eifervolle Wachsamkeit des Superiors schildern.

Von Havre aus theilt er (Septuagesima 1846) dem schon genannten Bruder John Strickson seine Zukunftspläne mit; er wolle versuchen, in den rein katholischen Gegenden so viel als möglich zu lernen, um dem armen England nützlich werden zu können. Die Zeit seiner Abwesenheit sei für die Brüder eine Zeit ernster Prüfung, voll von großen Gefahren; es müsse sich in der Art und Weise, wie sie dieselben überwinden, zeigen, ob sie alle zu Höherem nach seiner Rückkehr aufsteigen könnten. Von Rouen aus schreibt er (10. Februar) an William ... einen besonders langen und eindringlichen Brief über die Gnade und den Beruf des Ordenslebens, die Beweggründe zu demselben und die Mittel, in dem Berufe aus-

zuharren. Von Paris folgt schon zwei Tage später (12. Februar) ein an die ganze Genossenschaft gerichteter, nicht minder umfangreicher Brief über die in dieser Stadt empfangenen Eindrücke. „In St. Sulpice habe ich der heiligen Messe beigewohnt; zu dieser Kirche bewahre ich eine besonders andächtige Hinneigung um des großen Nutzens willen, den ich aus einem Büchlein geschöpft, welches Tronson (Vorsteher der Sulpicianer) zum Gebrauche für seine Zöglinge verfaßt hatte. Einige von euch werden sich noch des kleinen französischen Büchleins erinnern, aus dem ich zu Elton jene Gewissenserforschungen von einer uns wahrhaft verzweifeln machenden Vollkommenheit vorlas. Ich hatte die Gewohnheit, jeden Mittag nach dem Gebete in der armen kleinen Kapelle zu Elton einen Gewissensfall zu lesen; aus dem Büchlein strömt der Weihrauchduft der Kapelle, und wenn ich jetzt dieselben Seiten nochmals umblättere, vermeine ich auf ihnen noch die farbigen Schatten des Fensterlichtes zu sehen, wie ehedem in Elton. Werde ich wohl je wieder einen Ort so lieben, wie ich diese Kapelle geliebt habe? Doch ich will keine Klage vorbringen. Wie viele, wie lange Stunden geistiger Bitterkeit und Verlassenheit habe ich dort zugebracht in heißem Gebet, daß Gott mich doch wissen lassen möge, ob ich katholisch werden solle! Wie oft habe ich die Füße des Crucifixes geküßt mit innigem Flehen zu Jesus, mich doch in der Kirche von England zu lassen, wenn es sein Wille sei, und doch aus innerstem Herzen um die Kraft gebetet, nicht zurückzuschrecken, wenn er mich seinen Willen erkennen lassen würde! Dieser Wille hat sich mir geoffenbart; die Stunde kam; wie sehr ich zurückschreckte, weiß ich nicht; ich weiß bloß, daß der Muth nicht von mir allein gekommen.... Ich lese am Rande eines in meiner Briefmappe mir eben wieder in die Hand fallenden Bogens die Worte: ‚O mein vielgeliebter Jesus! Nimm dieses tiefe Herzeleid für meine Sünden in Gnaden auf, und segne meine armen Leute, die trauern! Rectorat von Elton, 16. November 1845. Amen.

Amen.' Vermuthlich habe ich dieß geschrieben, gleich nachdem ich aus der Kirche am Nachmittag nach Hause mich geflüchtet. Ich will das Blatt als Andenken an Gottes Güte gegen mich bewahren und auch, um mich zu beschämen und zu einem Leben der Strenge zurückzuführen, wofern ich jemals meine Ruhe und Bequemlichkeit zu lieben versucht würde. Ach, nachdem ich durch solche Prüfungen gehen mußte, wäre es ja tausendmal beschämend, nach etwas anderem noch zu streben, als nach der Vollkommenheit." Am Schlusse des Briefes gibt er seiner Sehnsucht zur baldigen Rückkehr nach England Ausdruck. „Alles, was ich befürchte, ist, nicht genug für Gott zu thun; denn das Leben ist kurz und mich drängt es, bald in England an der Arbeit zu sein. Es sind kaum erst einige Wochen her, seit ich predigte, katechisirte, Beichte saß, die mir anvertrauten Seelen leitete, und jetzt, über das Antlitz Europa's in Eile dahinjagend, komme ich mir vor so unnütz, wie ein Rohr, das der Wind über einem Sumpfe hin und her bewegt."

Von Auxerre aus, wohin Faber eine besondere Pilgerfahrt zur Verehrung der hier ruhenden größeren Reliquien des hl. Thomas von Canterbury unternommen hatte, beschreibt er unterm 14. Februar die dort verrichteten Andachtsübungen und fährt dann fort: „Was mir aber am meisten bei meiner feierlichen Anrufung des hl. Thomas aufgefallen, ist, daß mir den ganzen Tag über die großen und hellen Gedanken hinsichtlich unserer Pläne zuzuströmen gar nicht aufhören wollten. Ich bin im Augenblicke schon ganz fertig mit dem, was ich früher trotz aller Anstrengungen gar nicht zu Stande bringen konnte, nämlich die vollständigen Entwürfe unserer Regeln, unserer Pflichten, unserer Verfassung, der Methode der Regierung, unserer besonderen Andachtsübungen und alles Uebrigen abzufassen; ich glaube eine ganz besondere Erleuchtung darüber erhalten zu haben, einen sehr wichtigen Theil unseres ersten Planes ganz zu beseitigen. Alles das wird zwar noch einem

geistlichen Rathgeber zur Prüfung unterbreitet werden müssen, aber ich versichere euch, daß heute in mir etwas ganz Außerordentliches lebte, und ich habe das Vertrauen, daß Gott es war, der sich in Alledem wirksam zeigte." Ueber eine besondere Andacht, welche diesem Briefe als Devise vorgeschrieben ist, und die später die Devise der Genossenschaft Fabers wurde, schreibt er sodann: „Erinnert Euch vor Allem, daß ihr einen Geist besonderer Andacht gegen den heiligen Willen Gottes in euch pflegt. Ich habe seit lange schon vor dem Crucifixe in der kleinen Kapelle zu Elton das Versprechen abgelegt, mich dieser Andacht zu weihen, wenn Gott mich in seinem Erbarmen würdigte, seinen heiligen Willen in Betreff meines Eintrittes in die römische Kirche mir zu erkennen zu geben. In dem Ordensstande wie überall sonst ist der Gehorsam die Königin unter den Tugenden, und in dem protestantischen England ist seine Uebung am schwersten. Der königliche Weg, der zur Gewinnung dieser Gnade führt, ist die Anerkennung des Willens Gottes bis in die kleinsten Prüfungen hinein, ist die Liebe zu diesem Willen und die Unterwerfung unter ihn. In der Religion gibt es so viele Dinge zu lernen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo fortsetzen; aber strebet nur darnach, dem Willen Gottes gleichförmig zu werden; habt ihr dieß einmal errungen, so ist alles Andere mitgewonnen."

In den folgenden Briefen findet die Sehnsucht nach England und nach dem baldigen Wirken für die Sache Gottes unter dem englischen Volke einen immer stärkeren Ausdruck. Diese Sehnsucht macht den Pilger fast krank. „Bei meiner letzten Durchreise durch Livorno," schreibt er am Aschermittwoch 1846 von Florenz aus, „war ich Rector in Elton; ich war auf der Rückreise, um mein Pfarramt anzutreten, und mein Kopf war voll von Plänen für das geistliche Wohl meiner Pfarrkinder; und nun, wie ist das Alles ganz anders geworden! Ich fühle mich um fünfzig Jahre mehr gealtert, gebrochen, ermüdet; ich liebe nicht mehr ein Leben, das mir

nichts mehr zu bieten hat; aber ich fühle zugleich fest in mir den Wunsch, den Willen Gottes zu erfüllen. Mehr und mehr dürstet meine Seele nach Arbeit, nach vieler, schwerer Arbeit in England. Ich will es gestehen, für einen Augenblick wollte mir beim Anblick der schönen Berge, des blauen Himmels und der Glocken Italiens scheinen, als könnte ich nicht wohl mich entscheiden, dorthin zurückzukehren, wo mich ringsum nur Schwierigkeiten aller Art, Unruhen, Haß und Feindseligkeiten erwarten. Aber es war nur die Versuchung eines Augenblickes, die schnell vorüberging. Wohlleben, Luxus und die süßen Reize eines eigenen Heim sind nicht für den, der Christo folgen will!" „Ich fühle mich," heißt es in einem anderen Briefe von Florenz (11. März), „wie ein Gefangener, wie im Käfige! O wie drängt es mich, in England zu sein, für England zu leiden und zu arbeiten, auf's Neue in eurer Mitte zu sein; aber jetzt so ganz anders, wie vordem. Tag und Nacht, die Wochen, die Monate, die Jahre; ach, Alles für Gott, Alles für Jesus! Möge der Wille Gottes geschehen!"

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Florenz entschlossen sich Faber und Hutchison, nach Rom zu reisen und dort ihre erste Ostercommunion zu halten. Am Tage Mariä Verkündigung (25. März) brachen sie auf und kamen am 30. März über Arezzo, Perugia und Foligno nach Loretto, wo sie einige Tage frommen Andachtsübungen widmeten und dann nach Rom aufbrachen, in Begleitung eines der Fate benefratelli des hl. Johannes von Gott, den sie aus Barmherzigkeit mitnahmen und der zum Danke dafür Fabers Füße, die durch zu angestrengtes Gehen erkrankt waren, heilte. Am Tage vor Palmsonntag zogen sie zum ersten Male als Katholiken in Rom ein und ließen sich sofort nach dem englischen Colleg führen, wo Dr. Grant sie gastlich für die Zeit ihres Aufenthaltes in der ewigen Stadt aufnahm.

Ihre Absicht, sich in den Uebungen der katholischen Frömmigkeit zu stärken, wurde unter der umsichtigen und liebevollen

Leitung Dr. Grants zu aller Zufriedenheit mit jedem Tage ihres römischen Aufenthaltes besser erreicht. Cardinal Acton, dem sie ihre Pläne in Betreff der Zukunft mittheilten, billigte dieselben, nur gab er zu bedenken, ob es nicht besser sei, daß die aus dem anglicanischen Klerus Convertirten Priester würden, wofern keine Hindernisse im Wege stünden, weil die Volksanschauung in England in dem Charakter der priesterlichen Ordination immer noch trotz alles sonstigen protestantischen Wesens etwas Unzerstörbares sähe und bei convertirten anglicanischen Geistlichen das volle Aufgeben priesterlichen Wirkens nicht gut begreifen könnte.

Am Ostertage brachte sich Hutchison bei seinem Freunde Faber als Mitglied der neuen Genossenschaft formell in Vorschlag. Faber hatte den schon öfter auf der Reise ihm erklärten Wunsch Hutchisons nicht beachtet, ja geflissentlich jedes eingehende Gespräch über diesen Punkt vermieden, weil er selbst noch zu keinem definitiven Entschlusse gelangt war, ein Verhalten, das von Seiten Fabers als ein um so interesseloseres bezeichnet werden muß, als er in der sicheren Erwartung einer Unterstützung, um deretwillen er die Reise angetreten, sich getäuscht sah und die Aufnahme Hutchisons seinen Verlegenheiten in Birmingham alsbald ein Ende machen konnte. Auf den Rath Dr. Grants hin wurde jedoch jetzt der Vorschlag Hutchisons angenommen und der Eintritt in die Genossenschaft mit der Rückkehr nach England vereinbart.

Mit welchen Augen Faber damals auf sein demnächstiges Wirken in England schaute, zeigen einige Briefe aus der Zeit seines römischen Aufenthaltes. Am Gründonnerstag schrieb er an Watts-Russel: „Wenn ich mit nur fünf Gefährten anfänglich ein Haus beziehen kann, bin ich zufrieden; es ist die Zahl der Wunden des Erlösers. Aber es geht gegen Sturm und Fluth, und ich bin verbraucht. Mein Fußübel vom letzten Jahre ist wieder gekommen, und mehr als je lastet auf mir die erdrückende Last eines neuen Lebens, das ich beginnen soll in

meinem Alter, allein, rings nur Ungewißheiten schauend. Dann finde ich hier, daß es eine Menge kanonischer Hindernisse für das Reglement und die Congregation gibt, und ich weiß gar nicht, nach welcher Seite ich mich hinwenden soll. Ich bin wie die erschöpfte Spinne endlich bereit, das immer wieder neu gesponnene und doch zerstörte Netz zu verlassen. Der hl. Wilfrid scheint mir noch immer eine gewisse Heiterkeit zu schenken, und ich suche und gehe meinen Weg, wie ich eben kann; vielleicht habe ich nicht mehr lange zu leben, und dann wäre es doch gut für mich, zu arbeiten bis zum Ende."

Die Osterwoche verbrachte er mit dem englischen Colleg in Monte-Porzio, und auf Ausflügen nach Tusculum, Nemi, Albano und nach dem berühmten Gnadenbilde der allerseligsten Jungfrau vom guten Rathe in Genazzano. In einem Briefe vom Ostermittwoch an Morris schreibt Faber: „Die Vollkommenheit besteht darin, den Willen Gottes zu thun; wollte ich nur auf meinen Fortschritt sehen, so wäre das Noviziat der Jesuiten der rechte Ort, der mir gefiele; aber so weit meine Armseligkeit hierüber ein Urtheil hat, scheint es, daß dieser heilige Wille Gottes nicht dabei ist. Die Vorsehung scheint mich für England bestimmt zu haben und mir dort geistliche Bande bereitet zu haben, die ich nicht brechen kann. Ich hoffe also, für den Tag des hl. Philipp Neri (27. Mai) in England zu sein und werde dann unter Autorisation des Bischofs den Plan meiner Genossenschaft einer Probe von achtzehn Monaten unterwerfen, und besteht er die Probe nicht, so werde ich Newman bitten, mich in Maryvale zu sich zu nehmen. Nach meiner Rückkehr will ich den Bischof bitten, mir einen kleinen Studienplan unter seiner Leitung vorzuschreiben, damit, wenn ich jemals (doch ich wage es kaum zu hoffen) zum Priesterthum geeignet befunden werde, meine Studien so geleitet werden, wie es sein muß. Das ist mein Plan, so weit ich einen solchen habe."

Nach seiner Rückkehr nach Rom hatten Faber und Hutchison eine Audienz bei Gregor XVI., über welche Hutchison später

folgendes niederschrieb: „Se. Heiligkeit hat uns mit der größ-
en Güte empfangen. Dr. Grant erinnerte ihn, daß ihm einige
Jahre vorher Faber, damals noch Anglicaner, vorgestellt wor-
en sei, und daß der Segen Sr. Heiligkeit gute Früchte ge-
ragen. Als der Papst das jährliche Einkommen nennen hörte,
velches Faber mit seinem Rectorate in Elton aufgegeben, schien
r sehr bewegt, und ihm die Hand auf die Schulter legend,
agte er: ‚Das war ja ein hübsches Vermögen!‘ Se. Heiligkeit
eendete die Audienz, uns segnend, wir sollten nach England
zurückkehren und so viele unserer Freunde bekehren, als wir nur
könnten. Wir erkannten in dieser Mahnung eine bestimmte
Mission und eine Approbation für unsere Pläne.“

Die tiefe Besorgniß Fabers um seine Genossenschaft in Birmingham ließ ihn trotz der begeistertsten Liebe für Alles, was römisch war, nicht mehr lange in Rom aushalten; ihn begleitete fortan nur ein Gedanke, für Rom in England zu wirken. Eine Menge von Belehrungen und Winken, die sie in Rom für die Zukunft gesammelt, die guten Rathschläge Dr. Grants für ihre Arbeiten, die ermunternden Worte und die herzlichste Theilnahme Cardinal Actons hatten sie in dem Vertrauen befestigt, die befürchteten Schwierigkeiten zur Uebernahme der heiligen Weihen würden sich in England wohl bald mindern. So reisten denn die Freunde am 25. April ab. Ihr letzter Gang galt dem Abschiede vom hl. Philipp in der Chiesa-Nuova; im Augenblick, wo sie aus der Kirche auf die Straße nach Civita-Vecchia traten, versammelte sich gerade der Klerus der römischen Basiliken auf dem Petersplatze zur Marcus-Procession. Am folgenden Tage schifften sie sich nach Livorno ein und eilten von da zu einem letzten Aufenthalte von wenigen Tagen nach Florenz. Ueber Genua, Turin und den Mont-Cenis suchten sie Annecy auf, um die Reliquien des hl. Franz von Sales und die der Erbin seines Geistes, der hl. Johanna Francisca von Chantal, zu verehren.

Ueber Genf und Straßburg kamen sie an den Rhein, den

sie bis Köln hinabfuhren. Von Ostende führte sie das Dampfboot nach England. Hutchison beschreibt den Eindruck der Heimkehr, wie folgt: „Wenn man die Themse hinauffahrend sich London nähert, kann man sich des tiefen Eindrucks fast gar nicht erwehren, den die ungeheuere Stadt mit dem ewigen Rauchdache macht, das ihre ungeheuere Ausdehnung zu verhüllen scheint, vielleicht nur um sie zu vergrößern. Aber für uns, die wir sie nur als die Großstadt der Sünde und der Häresie betrachten konnten, hatte ihr Anblick etwas Schmerzliches, fast Niederschlagendes; denn was konnten wir für die Bekehrung eines so ungeheueren Reiches zu wirken hoffen? Und doch kehrten wir jetzt mit der Absicht heim, uns diesem Werke zu widmen."

Von dem Landungsplatze an der Londonbridge eilten die Reisenden alsbald nach dem Bahnhofe (Euston-Square) und waren am Abende desselben Tages (Samstag, 16. Mai) in Birmingham. Ihre Ankunft kam um so unerwarteter, als man angenommen, sie hätten ihren Aufenthalt in Italien verlängert. Außer einem großen Vorrathe von Rosenkränzen, Medaillen, Kreuzen, brachten sie eine ganze Sammlung von italienischen Andachts- und Betrachtungsbüchern mit, die damals in England noch fast ganz unbekannt waren, und die die Quelle mehrerer der späteren so beliebten Oratorianer-Andachten wurden. Der Rosenkranz der sieben Schmerzen Mariä gehörte dazu und seine Ausbreitung durch das Oratorium darf als eine der Früchte dieser italienischen Reise angesehen werden.

Mit der Stunde, wo Faber wieder in Birmingham anlangte, begann für ihn, wie er in Italien geahnt, eine Reihe von neuen Prüfungen und Leiden. Aber wie ganz verschieden waren sie gegen die früheren! Hätten diese ihm den Weg zur Wahrheit erst ebnen müssen in aller Selbstüberlassenheit und Bitterkeit, dann besaß er jetzt die Wahrheit und die Gnade. Ihr Ziel war ein anderes: es war die Vollkommenheit mit ihrem unermeßlichen Reichthum an Liebe und Frieden, die nie *mehr enden* sollte.

Das Werk, welches Faber auszuführen im Begriffe stand, war mit mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten umgeben. Als einfacher Laie, erst seit wenigen Monaten convertirt, sollte er eine gewisse Anzahl von jungen Leuten, die im katholischen Leben ebenso wenig erfahren waren, wie er selbst, leiten, ja, zu einer religiösen Genossenschaft heranbilden; er sollte unter der Leitung oder besser nach der Anweisung der geistlichen Behörden des Centraldistrictes die Stellung eines Superiors und Begründers einer neuen Congregation einnehmen. Auf Allem, was die damaligen englischen Convertiten schrieben, sprachen und thaten, ruhte das Auge der Eifersucht in einer Weise, die man heute nicht mehr kennt, die aber durch die gerade damals hochgehende religiöse Bewegung nicht bloß auf anglicanischer Seite eine geschärfte und erbitterte war. Daß Fabers Beginnen einer ganz besonders strengen Kritik unterliegen würde, verstand sich bei seinem öffentlichen Ansehen von selbst.

Während seiner Abwesenheit in Italien waren Schritte geschehen, für die Genossenschaft einen passenderen Aufenthaltsort als Carolinastreet zu gewinnen. Fabers Freund, Watts-Russel, hatte ein nicht möblirtes Haus zu Colmore-Terrace (Birmingham) erworben, welches an das seinige stieß; und letzteres hatte er Faber gleichfalls, als er kurz darauf aus der Stadt wegzog, überlassen. Die Einfachheit der Bedürfnisse und Ansprüche der Genossenschaft machten die Vorbereitungen der Ueberfiedelung äußerst leicht, und vierzehn Tage nach der Rückkehr Fabers vom Continente hatten die Brüder von ihrem neuen Hause schon Besitz ergriffen. Noch aus dem Hause der Carolinastreet schrieb Faber an einen alten Freund über seine Pläne Folgendes: „Am Tage des hl. Augustin (von Canterbury, 26. Mai) beziehe ich ein Kloster. Wie groß mein Glück bei dieser Aussicht ist, kann ich Dir nicht beschreiben. Obschon Trübsale, Prüfungen und Verstellungen von Außen und die niederschlagendsten Verleumdungen mich umringen, obschon ich nicht ohne zu zittern die Aufgabe übernommen habe, welche mir

im heiligen Gehorsame jetzt auferlegt ist, so kann doch nichts meinen inneren Frieden stören. Freilich ist zwischen dem blauen Himmel, den grünenden Feldern, den lachenden Ufern des Flusses, den grauen Giebeldächern und der fast abgöttischen Liebe, die ich zu Elton fand, und dem Rauch, dem dichten Volksgedränge und dem noch dichtern Unglauben, der Verbissenheit der Köpfe, der erstickenden Luft der Krankenstuben, dem Geheule, den Angriffen und der Verfolgung hier in Birmingham ein großer Unterschied; und doch ist der letztere Ort jetzt mehr nach meinem Geschmacke, und ich hoffe, daß Gott uns segnen und mehr und mehr unsere Liebe für diese armen Arbeiter Englands wecken wird. Sie müssen mich, gleichviel wie, bald besuchen, und ich hoffe, Sie werden in dem, auf den rauchigen Gassen Birminghams durch Rotten von Gassenbuben verfolgten Bruder Wilfrid, über dessen Kleid sie sich ärgern, ein nicht weniger heiteres Geschöpf wiederfinden, als es Frederick Faber, der Poet der Seen, war, der nun noch viel kindlicher trotz der bösen grauen Haare geworden ist, die ihm der Zorn und die Verfolgungen seiner theuersten Freunde bescheert haben."

Die Genossenschaft bestand zur Zeit ihres Umzuges nach Colmore-Terrace aus dem Superior, der den Namen „Bruder Wilfrid von der Menschheit Jesu" angenommen, und drei Chor- und neun Laienbrüdern. Hutchison, unter dem Namen „Bruder Anton vom heiligen Sacramente", und Mr. Mills, ein anderer Convertit der Universität Cambridge, später dem Oratorium zu Birmingham angehörend, waren der Genossenschaft beigetreten. Mit Erlaubniß des Bischofs hatte dieselbe sich den Titel der „Brüder vom heiligen Willen" unter dem Patronate der allerseligsten Jungfrau, des hl. Joseph und des hl. Wilfrid — daher Wilfridianer — beigelegt. Der Zweck des Institutes hinsichtlich der Chorbrüder war, dem Bischofe und dem Pfarrklerus eine Körperschaft von Priestern zur Unterstützung heranzubilden, die sich verpflichteten, die ihnen aufgetragenen Werke *zum* Wohl der Seelen auszuführen. Wie das Oratorium sollte

auch ihre Genossenschaft stets bereit sein, zu jeder Zeit alle die, welche sich dazu einfänden, Beichte zu hören. Auf die Arbeiten der Laienbrüder ist schon vorhin hingewiesen worden. Die Wilfridianer hatten die drei einfachen Gelübde abzulegen und ein gemeinschaftliches Leben zu führen. Nach dem von Bruder Wilfrid ausgesprochenen Willen hatten sie den hl. Joseph als ihren wirklichen Oberen anzusehen: Bruder Wilfrid bestand nämlich darauf, den Titel und die Würde eines Oberen auf einen Anderen übertragen zu sehen.

Am Pfingstfeste, das in diesem Jahre auf den Beginn des Maimonates fiel, begann die Genossenschaft ihr gemeinschaftliches Ordensleben nach den angenommenen Regeln. Bruder Anton hat über ihre klösterliche Lebensweise folgenden Bericht hinterlassen. „Wir hatten," schreibt er, „drei Abstinenztage die Woche. Das Morgenbrod, für einen Engländer gewöhnlich das liebste Mahl, war für uns das gerade Gegentheil; es wurde stehend und schweigend eingenommen und bestand aus trockenem Brode und Thee ohne Zucker. Butter und die Erlaubniß zum Niedersitzen wurde nur für die Festtage bewilligt; und was mich anlangt, so erwartete ich einen solchen immer mit einer gewissen Genugthuung. Um ½ 6 Uhr standen wir auf; um 6 Uhr versammelten wir uns in dem zur Kapelle eingerichteten Zimmer zu einer halbstündigen, gemeinschaftlichen Betrachtung. Wenn die Chorbrüder das Stundengebet verrichtet hatten, gingen wir zur Messe nach St. Chad zu zweien oder zu dreien. Nach der Messe und Communion gingen wir zum Frühstück nach Colmore-Terrace zurück. Hierauf machten wir einen kurzen Besuch in der Kapelle, worauf die Laienbrüder sich mit den Geschäften des Hauswesens befaßten. Um 12½ Uhr beteten die Chorbrüder Vesper und Complet, und die Uebrigen kamen zu einer gemeinschaftlichen Andacht zusammen. — Dann kam das Mittagessen, während dessen ein geistliches Buch vorgelesen wurde. Es folgte die Recreation, bis zu welcher von Tagesanbruch an

Stillschweigen beobachtet werden mußte, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. — Am Nachmittage war hinlänglich freie Zeit bis gegen 5 Uhr, wo Matutin und Laudes gebetet wurden. Nach dem Thee und nach der Erholung versammelten wir uns meist in der Kapelle, um die Belehrung Bruder Wilfrids über die Betrachtung, die Gewissenserforschung und andere Gegenstände solcher Art anzuhören. Alsdann wurden die Punkte der morgigen Betrachtung angegeben. Der Rosenkranz der sieben Schmerzen und andere Abendgebete beschlossen die Uebungen der Genossenschaft. Die Brüder waren noch zu anderen Andachtsübungen den Tag über, wie auch zum Gebrauche der Disciplin auf ihrem Zimmer verpflichtet. Außerdem war fast immer eine drei- oder neuntägige Andacht zu halten oder irgend eine Reliquie eines Heiligen zur Verehrung auf dem Altare ausgesetzt."

Die Brüder trugen eine schwarze Soutane, nach vorne wie beim römischen Weltklerus zugeknüpft, mit weiten Aermeln und auf der Brust ein Kreuz in rothem Tuch zwischen den beiden Buchstaben V. D. (Voluntas Dei, der Wille Gottes). Ueber der Soutane legte man einen knappen schwarztuchenen Mantel an, auf welchem dasselbe Abzeichen wiederholt war; um den Leib ein schwarzer Ledergürtel, an dem der Rosenkranz hing. Die Chorbrüder hatten das römische Collar und die Laienbrüder ein schwarzes, unverziertes Collar.

Während der ersten Wochen hatten die Brüder manche Unbequemlichkeiten zu ertragen. Der Raum reichte vor der Abreise ihrer Nachbarn für so viele Personen nicht aus. Zudem lag Colmore-Terrace in einer Niederung und war rings von Häusern eingeschlossen. Dazu machte die mehr als gewöhnliche Hitze des Jahres 1846 sich in der grausamsten Weise geltend.

Bischof Wiseman und Bruder Wilfrid waren der gleichen Ansicht, die Genossenschaft mit einer Wirksamkeit nach Außen *gleich anfangs* nicht zu überladen, weil ihre Mitglieder die

Uebungen des geistigen Lebens, ihr Noviciat, noch nicht zur Genüge durchgemacht hätten. Aller Verkehr nach Außen wurde deßhalb auf wenige Krankenbesuche eingeschränkt, eine Maßnahme, die den Absichten Mr. Moore's, des damaligen Beichtvaters, nicht entsprach. Selbst ein Mann rastlosen, seelsorglichen Wirkens und nichts kennend, als die praktischen Bedürfnisse seiner Pfarrgemeinde, konnte er sich mit den Gründen des Bruders Wilfrid nicht befreunden und gab das Amt eines Beichtvaters an Mr. Heneage von Erdington ab, der nach dem Willen des Bischofs eingehender sich mit seinen Beichtkindern befassen konnte.

Erst gegen Ende Juni wurde Bruder Wilfrid in den Besitz der anliegenden Wohnung gesetzt, und nach Vollendung der Verbindungsarbeiten zwischen den beiden Häusern konnte die Genossenschaft sich regelrechter und besser einrichten. Für die Bibliothek wurde ein großes Zimmer gewählt und dort wurden die Bücher Bruder Wilfrids von Elton und die in Italien angekaufte ascetische Bibliothek untergebracht und so der Grundstock zu der späteren Oratorianer-Bibliothek in London gelegt. Den unmittelbar größten Nutzen von dem neuen Hause hatte die Genossenschaft in einer geräumigen Kapelle, die nun alle Mitglieder des Hauses aufnehmen konnte: sie wurde in gothischem Stile decorirt und erhielt in einem von Pugin gezeichneten Altare ein recht kirchliches Aussehen. Der Bischof gestattete, daß dort das heilige Sacrament aufbewahrt wurde, und vom St. Annatage (26. Juli) 1846 an las dort ein Priester von St. Chad die heilige Messe.

Auch einen Raum hinter dem Hause hatten die Brüder jetzt erhalten, und obwohl derselbe den Name eines Gartens kaum verdiente, so reichte er doch zur freien Bewegung aus, ohne daß man deßhalb die Stadt zu verlassen brauchte. Am Abend gestattete man einigen katholischen Kindern der Nachbarschaft, dorthin zu kommen und zu spielen. Ihre Spiele endeten in der Regel mit einer kleinen Procession, während deren man die

Lauretanische Litanei sang. Wären die Brüder länger in Birmingham geblieben, so wäre wohl aus diesen Anfängen eine Art von kleinem Oratorium entstanden.

Wenige Ereignisse von Bedeutung unterbrachen anfangs das religiöse Stillleben. Bruder Anton schreibt: „Wir gingen wenig aus; nach St. Chad zur Wochenmesse und Sonntags zum Hochamt und zur Vesper, wo den Chorbrüdern die Chorstühle eingeräumt wurden. Die anfängliche Sitte, in unserer klösterlichen Tracht auszugehen, wurde später auf die Vorstellungen des Mr. Moore hin aufgegeben. Es scheint mir, daß es uns vollkommen gelungen war, das Innere unseres Hauses nach den Wünschen und den Absichten Bruder Wilfrids einzurichten: wir wußten vom Protestantismus gar nichts und lebten so, als wären wir in Italien gewesen. Vielleicht geschah dieß, weil wir ganz im ersten Eifer unserer Bekehrung verharrten, aber gleichviel, wir lebten nur in der Gemeinschaft der Heiligen und der Madonna. Mochte auch bisweilen irgend eine Ueberschwenglichkeit mit unterlaufen, im Ganzen war unser Leben, ohne irgend etwas Weltliches an sich zu tragen, ein durchaus ernstes und wirklich geistliches. Als einfache Anfänger ließen wir uns von den Schönheiten aller der katholischen Andachtsübungen hinreißen, die wir bis dahin kaum gekannt hatten. Kurz, wir lernten wie in andern Punkten so auch in den Erfahrungen des klösterlichen Lebens während der ersten Monate in Birmingham Vieles."

Daß Bruder Wilfrid und Bruder Anton von Zeit zu Zeit Newman und ihre Freunde in Old-Oscot, das von dieser Zeit an den Namen Maryvale trug, besuchten, versteht sich von selbst. Bruder Wilfrid schlug selbst vor, Newman solle die Leitung der Genossenschaft übernehmen, allein dieser lehnte ab. Um diese Zeit war die Einführung des Oratoriums in England noch nicht entschieden. Ebenso schlug Faber um diese Zeit einen Vorschlag des Bischofs von Nottingham, ein zweites Kloster seiner Genossenschaft zu gründen, aus. „Was uns Papisten anlangt,"

schrieb Faber an einen protestantischen Freund mit Bezug auf den Vorschlag des Bischofs und seine eigene Lage und Aussichten, „so ist es vielleicht besser für uns, länger noch in den Katakomben zu bleiben. Hier haben wir nur mit den Arbeitern und den Armen zu thun und in dieser Sphäre müssen wir anfangen uns auszubehnen, bevor wir daran denken, unser Glück auf dem Lande und unter den höheren Ständen zu versuchen. Es ist meine Ansicht, daß sich die großen Fabrikstädte zuerst bekehren werden und daß ihr Gewicht das übrige England nach sich ziehen wird. Im Allgemeinen hat man keine Idee, wie sehr dieses Werk schon fortgeschritten ist. Was mich anlangt, so habe ich hierüber, wenn ich mich politisch ausdrücken darf, weder einen Wunsch noch eine Befürchtung; mich drängt einfach das Verlangen, die Frucht des Leidens meines Erlösers zu mehren und in meinem vielgeliebten England die Zahl der eifrigen Diener Mariens zu vergrößern. . . . O Bruder meines Herzens, einst mir auch Bruder im Glauben, ich kann Dir nicht mein Glück schildern, ich kann Dir nicht ausdrücken, wie sehr die katholische Wahrheit mir liebenswürdig erscheint und wie rauh, falsch, innerlich lügenhaft und zweideutig mir die Häresie und das Schisma vorkommen. Sie halten zwar noch meinen trauten Freund gefangen; bei der Hoffnung indeß, daß dieß nicht auf lange mehr so sein wird, weilt gerne das hohe Sehnen meiner Liebe; aber ich darf nicht streiten, es ist mir besser, hier zu schweigen. Ich bin ja Bruder des Willens Gottes und muß auf diesen Willen harren; dazu verpflichtet mich meine Regel. Mein gegenwärtiges Leben ist fast ein Himmel auf Erden und das Glück steigert sich mit jedem kommenden Morgen, weil die Stille und ihr Friede jeden Tag tiefer rings um mich sein wird. Ich lese viel, und in dem Maße, wie meine Lectüre fortschreitet, gewinne ich eine rationelle und unbezweifelbare Gewißheit von den ausschließlichen Privilegien der heiligen römischen Kirche. Ich wollte, Du wüßtest ein wenig nur von dem, was ich empfinde. Man wird Dir sagen,

daß Du mit dem Eifer eines Neubekehrten bei mir rechnen müßtest. Ach! Ein Tag des Eifers in der Liebe Gottes bringt Gnade genug, um aus einem Menschen einen Heiligen zu machen. Acht Monate ist schon etwas lang für einen Anfall von Eifer; und es ist seltsam, daß dieser Eifer wächst, anstatt inmitten der Armuth, der Ungewißheit und der äußern Schwierigkeiten sich zu mindern. . . . Meine Natur hat sich nicht geändert. Wenn ich das überlese, was Du mir ‚von den grünenden Feldern und der St. Katharinenkirche schreibst, die sich in dem leuchtend hellen Spiegel des Silbersees widerspiegeln', so wässert mir darnach, ich gestehe es, der Mund; der Gedanke an alles das, was einst mein Fleisch und Blut fesselte, der Gedanke an die Orte, die ich abgöttisch geliebt habe und von denen mich nun ein schrecklicher Abgrund trennt, macht mich schaudern, aber das rothe Kreuz, welches auf meinem groben Kleide ruht, hält das arme Herz in Schranken und läßt es mit stets größerem Liebeseifer nur für Jesus allein schlagen, . . . für Jesus allein, mein Vertrauter mit jedem Tage, mein Herr, mein Leben, mein Alles."

Trotz der Verleumdungen, die man geflissentlich über Faber und das Leben in Colmore-Terrace in Umlauf zu setzen nicht müde wurde, schritt das Werk blühend voran. Aus einem Briefe an den damals in Maryvale weilenden Morris ersehen wir, welcher Art diese üble Nachrede war. Faber bittet den Freund, derselben keinen Glauben beizumessen und sich in seiner Liebe zu ihm nicht irre machen zu lassen. Der Inhalt des umfangreichen Briefes (5. August 1846) ist für uns besonders wichtig, um des Rückblickes willen, den Faber gegen das Ende auf seine Vergangenheit wirft.

Was zunächst die seltsamen Urtheile über Fabers eigenes Leben in Colmore-Terrace anlange, so lehnt er es ab, auf müßiges Geschwätz einzugehen. In Bezug auf das Verweilen der Genossenschaft in Birmingham schreibt er: „Es kommen fast alle Tage fremde Priester zu uns, die uns rückhaltslos ihre

Fragen über unsere Pläne und unsere Regel vorlegen; es ist sehr schwer, hier geradezu unsere Lage darzulegen, ohne daß das Resultat eines kurzen Besuches die Befestigung der Idee jener eifersüchtigen Zurückhaltung sei, mit welcher die Katholiken älteren Datums auf die Convertiten sehen und die sie oft verabscheuen. . . . Ich kann meine Thüre als ein junger Laie, der frei von allen Gelübden ist, nicht schließen, ohne der Ueberspanntheit oder auch des Wunsches geziehen zu werden, mich vor den alten Katholiken zu verbergen. Ich glaube nicht, daß irgend ein Anderer als Dr. Wiseman und bis auf einen gewissen Grad Mr. Heneage weiß, was ich bis jetzt schon zu leiden gehabt habe, aber Du, Du kennst mein heißes Verlangen, Alles zu verlassen und, anstatt zu befehlen, mich unter einen gänzlichen Gehorsam zu stellen."

Hinsichtlich des Vorwurfs der Mariolatrie bemerkt Faber: „Du erinnerst Dich, wie man sich in dieser Hinsicht in Zweideutigkeiten herumdreht und die Lehre Liguori's angreift, des Heiligen, dessen Moraltheologie die Kirche empfiehlt und bei dessen Canonisation sie seine Werke für frei von allem Tollkühnen, Aergernißvollen und den Irrthum Begünstigenden erklärt hat. In der That, es wäre sonderbar, daß ich zu Loretto gewesen, um mir die Andacht zu Unserer Lieben Frau zu erflehen; und daß ich alsdann in zwei feierlichen Communionen Leben, Gesundheit, Kraft, Intelligenz, alle meine Sinne ihr geweiht, nur um als Sklave ihr zu dienen, nur um ihre Andacht auszubreiten; und daß ich das zum großen Theile gethan aus Furcht, die neuen Convertiten aus Mangel an diesem großen Zeichen der Auserwählung fallen zu sehen; und daß ich dann trotz alledem noch Anlaß zu der Auffassung gegeben hätte, daß ich einer von denen sei, die in Bezug auf Maria niemals Feuer gefaßt." (Der Ausdruck rührt von einem Bischofe her.)

Alsdann zu seiner eigenen augenblicklichen Lage im Hinblicke auf seine anglicanische Vergangenheit übergehend, fährt

Faber fort: „Möge Gott es mir verzeihen und mich demüthigen für alles das, was ich zu meiner eigenen Vertheidigung gesagt haben mag. Mir schwebte bei dem Schreiben wirklich der Gedanke vor, es handle sich hier um etwas sehr Wichtiges. Ich sehe mich in einer schwierigen und gefahrvollen Lage; ich scheine hier nicht mit meinem eigenen Willen zu sein, sondern in Folge der Umstände, unter denen ich convertirte. Der Bischof hat mich an diese Stelle gesetzt; er hält mich wider meinen Willen an derselben; wir thun nichts, wir rühren an nichts, ohne daß er es weiß und ohne daß er seine Zustimmung gibt; er schreibt mir, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß ‚ich selbst von guten Leuten nicht verstanden würde'; aber trotzdem solle ich mich tapfer halten und auf seine Liebe und sein vollkommenes Vertrauen mich verlassen. Was endlich die Möglichkeit des Abfalles betrifft, so kann ich nur sagen, lieber Freund, bete Du für mich. Ich glaube eher die Hartnäckigkeit als ein Schwanken meinerseits befürchten zu sollen. Schon seit der Zeit, von der Du sprichst, glaube ich niemals mich geändert zu haben. Als ich aus einem Evangelical ein Puseyist wurde, bin ich nie so weit gegangen, als die Anderen, und Du wie die Anderen haben darüber oft geklagt, Du insbesondere, daß ich ungehorsam gegen den Anglicanismus dächte. Viele haben Anstoß daran genommen, daß ich Oxford verließ und meinen literarischen Erfolgen nicht nachging: Du und Newman, ihr gehörtet zu dieser Zahl und ihr behandeltet dieß als Unbeständigkeit. Hierauf kann ich nur mit voller Ruhe zurückblicken; ich glaube, daß ich damals alle nur möglichen Mittel ergriff, meinen Beruf zu erkennen, und ich glaube feierlich, daß mein Beruf die seelsorgliche Thätigkeit und nicht ein Stubenleben sei. Noch heute denke ich so. Ich bin wahrscheinlich zu zurückhaltend bei meinen Freunden; ich gebe nicht gerne die Gründe für mein Verhalten an, auch halte ich wenig darauf, mich zu rechtfertigen. So sehr ich also gute Gründe hatte, Ambleside zu verlassen, so habe ich doch darin meinen Entschluß fest durchsetzen kön-

nen, den Ansichten nicht zu entsprechen, die Du mir in diesem Punkte gabst.

„Im Jahre 1843 hat der Besuch, den ich in Rom machte, eine vollständige Aenderung in mir hervorgerufen. Ich bin von dort zurückgekehrt getrennt von den Puseyisten der gewöhnlichen Art durch abweichende Ansichten, die in einer Hinsicht ebenso groß waren, wie die, welche mich früher von Dir und den Anderen nach einer anderen Richtung trennten. Wir haben nie die gleiche Grundlage der religiösen Ueberzeugung gehabt, so wenig wir Beide auch Katholiken waren. Für mich hatte die Umänderung wenig Bedeutung, mit Ausnahme, was selbstverständlich ist, hinsichtlich der Sacramente. Man sollte es sich nicht vorstellen, aber im Grunde besteht meine Umwandlung darin, daß meine italienischen Ideen, die bis zu meinem Weggehen von Elton durch einen Damm zurückgehalten wurden, seitdem frei, natürlich und gerade ihren Weg gehen. Zweimal habe ich zu Rom hingeneigt, und Newman hat mich jedesmal mit Gewalt zurückgehalten, aber ich wüßte nicht, daß ich je einen Schritt zurückgethan, noch einen einzigen Augenblick geschwankt hätte. Nach Allem indeß, mag ich nun eine schwankende Natur haben oder nicht, bleibt es dabei, daß die Gnade Gottes es ist, die uns vor tödtlichem Falle bewahrt: die Gewohnheit, von der die Anglicaner so gerne träumen, und die von meinen altgewurzelten Instincten des Evangelismus zurückgestoßen werden würde, hat dabei so gut wie gar nichts zu thun. Wenn Gott gegen mich erzürnt ist, werde ich fallen. Was mich in einziger Weise in Staunen setzt, ist die Thatsache, daß je mehr ich Römer bin, desto mehr scheinen mir, wenn auch jetzt auf eine sichere Weise und mit dem ausreichenden Gegengewichte, die alten evangelistischen Gesinnungen meiner Kindheit wiederzukommen... Suche Du also meine Vollkommenheit, lieber Freund, und sei ohne Unruhe über das, was man sagt." Wir finden in *diesen* interessanten Darlegungen das *einfache Wort bestätigt*, welches Faber gleich nach seiner Be-

kehrung an Dr. Grant schrieb: „Die Gnade Gottes u
Liebe zu Rom, die Sie in mein Herz gepflanzt, habe
jetzt zum Katholiken gemacht!"

Im Monat Juli wollten die Brüder ihr Werk aus
und besonders eine Kapelle für einige volksthümliche G
dienste errichten: schon bereiteten sie die Ausführung
Pläne vor, als ein Ereigniß eintrat, welches dieselben g
umänderte. „Lord Shrewsbury," schrieb Faber an Mr.
Russel am 23. Juni, „der ich weiß nicht welchen Entl
mus für mich und meinen Orden zeigt, hat mir die S
kung eines an die Kirche zu Cheable anstoßenden G
stückes anbieten lassen, welches er mit 1330 Pfd. St. (
Mark) bezahlt hat, und dazu Cotton Hall als Lands
meinen Orden. Newman ist selbst herbeigeeilt, um m
Nachricht zu bringen. Ich habe gezaudert; der Wille
ist meine Regel.... Seltsam, Samstag ist der letzt
der Novene zur glorreichen hl. Anna, und gerade dieser
hat Lord Shrewsbury gewählt, um von Alton-Towers
Residenz) zu kommen und meine definitive Antwort zu

Das fürstliche Anerbieten des edlen Lord wurde der G
stand vieler Gebete und der aufmerksamsten Erwägung.
Ansichten waren sehr getheilt unter Bruder Wilfrids Fre
der Klerus in Birmingham, der nicht gerne solche Helf
lieren mochte, widersetzte sich dem Gedanken, daß die Ge
schaft die Stadt verlassen könne. Anderseits war Ne
sehr für die Aenderung, weil er es als einen großen V
für die Brüder erachtete, nicht mehr der Gefahr, durch
sehr angestrengtes Leben zu frühe sich zu Grunde zu
ausgesetzt zu sein. Auch Bischof Dr. Walsh und Mr. H
standen auf seiner Seite. In einem Briefe vom 2.
1846 an Watts-Russel finden wir von Bruder Wilfr
Gründe für und gegen den Plan auseinandergesetzt, w
den Ausdruck unveränderten Gleichmuths, in der ganzen
nichts zu thun, als die Weisung seiner Oberen abzu

„Lord Shrewsbury," schreibt Faber, „ist Samstag der verflossenen Woche hier gewesen und am Sonntage mit Lady S. zurückgekommen. Ich habe es vorgezogen, ihn lieber in unserem Hause als in einem Hotel zu sprechen; aber ich fürchte so sehr, nicht den süßen und friedevollen Willen Gottes zu thun, daß ich den Lord gebeten habe, mir Zeit zu bewilligen, und er ist gütig genug gewesen, dieß zu thun. Die Einwohner von Birmingham widersetzen sich sehr unserer Abreise, und da der edle Lord ihre liebevolle Gesinnung gegen uns so stark fand, erklärte er, sich mit einer Succursale begnügen zu wollen und sein Anerbieten nach Belieben zu theilen, und entweder Cotton ohne Cheadle oder Cheadle ohne Cotton nehmen zu können, wofern ich beides nicht nehmen wolle. So hat denn dieses Anerbieten uns erkennen lassen, daß wir hier geschätzter sind, als wir vermutheten; aber ich sehe nicht, wie sich eine Hilfspfarrei so schnell bilden läßt: die Idee, sich von mir zu trennen, gefällt Niemanden; keiner fühlt sich hinlänglich genug im Geiste des Reglement und des Ordens gebildet. Alsdann kommt die Frage, ob ein Ortswechsel nicht irgend eine wesentliche Aenderung in den Einrichtungen und Besonderheiten des Instituts nöthig machen wird. So halten sich in der That das Für und das Gegen vollständig die Stange. Das Einzige, was ich als Oberer zu thun habe, ist, so viel als möglich den Gleichmuth des hl. Ignatius zu bewahren, und das ist, so hoffe ich, mir mit der Gnade gelungen. Die ganze Genossenschaft drängt mich nach der Seite der Umänderung, und ich fühle, daß ich der Nothwendigkeit, jetzt Stellung zu nehmen, nachgebe. Um mir selbst Rechenschaft zu geben, bin ich Donnerstag Abend nach Cheadle und Freitag Morgen nach Cotton gegangen und noch am selben Abend nach St. Wilfrid zurückgekehrt, aus Furcht, die grünen Bäume, die reine Luft und der Anblick der guten Bauern, die mich an die von Elton erinnern, könnten mir einen schlimmen Streich spielen. . . . Die Beweggründe zu Gunsten der Aenderung sind eine größere

Trennung von der Welt, ein zurückgezogeneres Leben, wie es den Convertiten, die man mit eifersüchtigen Augen betrachtet, recht wohl ansteht, eine bessere Vorbereitung fern von den Augen des Publikums, die Gewinnung eines größeren Einflusses bei Gott durch die Heiligkeit, die Vermeidung eines Uebermaßes zu früher Arbeit, die unseren Untergang herbeiführen könnte. Trotzdem werde ich mit Gottes Hülfe keinen Entschluß aus mir selbst fassen. Die Hauptsache ist und bleibt sein Wille, dessen Süßigkeit ganz in dem Maße der Treue in unserer Anbetung und Liebe groß zu werden scheint. Wir haben Grund, oft in die Kühnheiten einer ekstatischen Dankbarkeit bei der Betrachtung dieses so heiligen, so starken Willens zu verfallen, trotzdem man doch selbst so niedrig und so gemein bleibt. Man erstaunt, wenn man sieht, daß Gott, anstatt uns in den großen Bewegungen und Wendungen seiner Vorsehung untergehen zu lassen, aus uns eines der kleinsten Werkzeuge dieses anbetungswürdigen Willens macht. In der That, wenn uns die Wucht der Regierung niederdrückt, können wir einen Blick auf die goldstrahlende Thüre des Tabernakels werfen, das unseren Gefangenen aus freiwilliger Liebe einschließt, und erfahren, daß auf die Musik dieses Willens zu lauschen die höchste Glückseligkeit ist. Kurz, die heißen und erstickenden Alleen von Birmingham, die aufreibenden Anstrengungen des Körpers und des Geistes im Dienste der Nächstenliebe sind mit dieser Musik etwas Erhebenderes, als die feierlichen Wälder von Cotton und die Seufzer des Abendwindes in ihren Wipfeln. In dieser Einsamkeit, scheint mir, sind wir mehr mit Jesus, aber die Frage ist, zu wissen, ob man dorthin gezogen wird durch die Poesie des eigenen Willens oder durch die Musik des göttlichen Willens: dieser Wille allein macht allen Berathungen ein Ende; von ihm allein hängt die Entscheidung ab."

Am 1. September fand die feierliche Einweihung der von Lord Shrewsbury in Cheadle erbauten Kirche statt. Bruder

Wilfrid und Bruder Anton nebst einem anderen Mitglied der Genossenschaft erhielten eine Einladung nach Alton Towers, um der von Bischof Walsh vorzunehmenden Consecration der Kirche beizuwohnen. Erst bei dieser Gelegenheit erklärte Bruder Wilfrid dem edlen Lord die Annahme seines Anerbietens mit dem Danke für das Haus und die Ländereien von Cotton Hall. Die Genossenschaft zog Anfangs September hinüber und am 13. September, am Feste des heiligen Namens Mariä, feierten sie in ihrem neuen Hause den ersten Sonntag.

Die Lage von Cotton Hall war äußerst günstig in mancher Beziehung. Es lag oberhalb einer Waldfläche an dem Ausgange eines tiefen Thales; man sah gegenüber einen Kranz von schottischen Fichten auf dem entgegengesetzten Hügel, mit einer weiten Wiesenfläche im Vordergrunde, schöne Waldstriche nach Westen, einen geräumigen Garten vor dem Hause. Das war für die den engen Straßen und Zimmern Birmingham's, seinen blumenlosen Höfen und seiner rauchigen Atmosphäre Entflohenen ein wahres Paradies.

Mit Eifer und Energie gingen die Brüder unverweilt an die Einrichtung ihrer neuen Heimath. Große Umänderungen wurden vorgenommen und Gärten, Alleen und Baumpflanzungen angelegt. Diese Arbeiten wurden vorzugsweise von den Laienbrüdern besorgt, von denen einer in Elton Gärtner gewesen. Nachmittags wurden sie verstärkt durch die Chorbrüder, welche den Morgen den Studien gewidmet hatten. Als Kapelle diente zunächst ein Zimmer des Wohnhauses, aber dasselbe erwies sich als so unzureichend, daß man alsbald den Bau einer passenden Kirche beschloß. Den Plan in gothischem Stile hatte Mr. Pugin entworfen und die nöthigen Fonds wurden durch drei der Brüder und durch Lord Shrewsbury, der 1000 Pfd. St. gab, beschafft. Bruder Anton Hutchison, der das Meiste beigetragen, hat, wie P. Bowden bemerkt, in seinen Noten über jene Zeit auch nicht eine Sylbe über die von ihm *gespendeten Summen* niedergeschrieben. Der ursprüng-

liche Plan war äußerst einfach, aber in dem Maße, wie die Arbeiten fortschritten, wurde er erweitert und bald erhoben sich auch andere Gebäulichkeiten für den Gebrauch der Genossenschaft. Die Brüder hatten damals den unschätzbaren Vortheil eines bei ihnen wohnenden Priesters; es war Mr. Kennedy, der bei der Aufnahme Fabers in der Kirche zu Northampton Bischof Wareing assistirt hatte. Am 5. October, also kaum einen Monat nach ihrer Installation in St. Wilfrid in Cotton, schrieb Faber an Watts Russell: „Sie können sich kaum einen Begriff von dem Wirrwarr, der Eile, der Arbeit, ich kann sagen der Ubiquität (allörtliche Gegenwart) machen, die man seit den letztverflossenen Wochen von meiner armen Person verlangt. Von Alton Towers nach Cotton, von dem Hause nach dem Garten, von der neuen Kirche zur neuen Schule, von dem Steinbruche zum Walde, von den Maurern zu den Schreinern, von den Anstreichern zu den Glasern, von Lord Shrewsbury zu Bruder Chad: Bäume, Mauern, Fenster, alles scheint zu rufen: Bruder Wilfrid, Bruder Wilfrid in allen Ecken. Und der unglückliche Bruder Wilfrid ist überall, ausgenommen an der Stelle, wo er doch sein sollte, auf den Knieen vor dem heiligsten Sacramente.“

Ueber sein ferneres persönliches Leben bringt derselbe Brief folgende Nachrichten: „Alles, was ich für den Augenblick schreiben kann, ist: 1) daß ich nächsten Montag mit Bruder Anton und Bruder Augustin die niederen Weihen in Alton Towers erhalten soll; 2) daß der Bischof hierfür den Tag des hl. Eduard festgesetzt hat, aber nun, da Lord Shrewsbury an diesem Tage abgehalten ist, den St. Wilfridstag dazu genommen hat; 3) daß der Prälat am selben Tage, die Mitra auf dem Haupte, den Bischofsstab in der Hand, den Umgang um die neue St. Wilfridskirche halten, sie segnen und die Litaneien unter den sich erhebenden Mauern singen wird. Pugin erklärt mir, daß es ‚die einzig vollendete Kirche in England‘ sein, und daß sie ein Fenster nach Osten erhalten solle, für das er

sich das Leben nehmen lassen würde; 4) ich wünsche, Du mögest inständig darum bitten, daß Tadel und Verleumdung in überreichem Maße mein Antheil werde; ich glaube, daß das die Absicht Gottes ist und ich bete heiß darum; ich hoffe mit Hülfe der Gnade einen Theil aus dem Kelche unseres innigstgeliebten Erlösers trinken zu können; 5) bete auch dafür, daß der katholische Klerus mehr kirchlichen Geist und weniger Aehnlichkeit mit den (anglicanischen) Predigern habe; daß Gott uns einen Priester nach seinem Herzen erwecke, Newman oder irgend einen anderen, der uns ein Seminar schafft, das nicht mehr ist wie unsere Collegien, ein Gegenstück zu Oxford! Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß das uns gerade noth thut."

Alles ging so vor sich, wie es Faber angekündigt. Am St. Wilfridstage (12. October) empfingen die Brüder Wilfrid, Anton und Augustin von Bischof Walsh die Tonsur und die vier niederen Weihen und am gleichen Tage segnete der Bischof den Grundstein zur neuen Wilfridskirche ein. Vor Allerheiligen machten die Brüder zehn Tage lang die geistlichen Uebungen durch. Das beständige tiefe Schweigen und die langen Stunden der Betrachtung und die ununterbrochene Einsamkeit waren mehr, als Bruder Wilfrid bei allen den Anstrengungen, die ihn bereits erschöpft hatten, noch ertragen konnte. Am Ende der Exercitien befiel ihn ein heftiges, nervöses Fieber, das sich bis zur Todesgefahr steigerte. Obschon er den Gebrauch aller seiner geistigen Fähigkeiten behielt, wurden dennoch die Symptome so beunruhigend, daß er noch am Abende vor Allerheiligen mit den Sterbsacramenten versehen werden mußte. Er legte feierlich sein Glaubensbekenntniß ab, richtete an seine Brüder Abschiedsworte und empfing den letzten Segen und einen vollkommenen Ablaß, das Sterbekreuz in den Händen haltend, welches Bruder Anton vom Papste zum Geschenk erhalten. Es gefiel jedoch Gott, sein Leben zu erhalten und ihm bald die Gesundheit wieder zu schenken.

Sobald es sich ermöglichen ließ, begaben sich die Brüder an's Werk, für das Seelenheil ihrer Umgebung zu arbeiten. Sie begannen damit, eine Schule für Knaben zu eröffnen und von Ende November an hatten sie 46 Schüler. An Sonntagen erklärte Bruder Wilfrid in der Kapelle für die Schüler den Katechismus, wozu deren Eltern und Verwandte zugleich eingeladen wurden. Da kein Priester der Genossenschaft angehörte, so blieben ihre Arbeiten indeß immer sehr eingeschränkt und erst nach der Ordination Bruder Wilfrids zum Priester begannen die Conversionen sich zu mehren.

Aber auch jetzt waren die Feinde der Genossenschaft nicht ruhig; allerlei der seltsamsten Gerüchte wurden über die Brüder in Umlauf gesetzt. Welch' abgeschmackter Art dieselben waren, mögen folgende Zeilen aus einem Briefe Bruder Wilfrids an Watts Russel zeigen. „Man erzählt sich," schreibt er, „ich hätte einen meiner Mönche erdrosselt; die Geschichte wird überall verbreitet und findet Glauben. Frau R..... ist nach St. Wilfrid gekommen, ‚um den Menschen zu sehen', und nachdem sie schweigend einen Tigerblick auf mich geworfen, hat sie Lord Shrewsbury und Lady Arundel erklärt, ich sei fähig zu Allem, was sie von mir gehört; ihre Ueberzeugung stehe jetzt fest. — Ein Verwandter des Bruder Anton hat einen schottischen Arzt zur Inspection und zur Berichterstattung hierher geschickt. Der erwähnte Verwandte sagt in einem seiner Briefe, ich sei ‚ein Schurke, ein Ehrgeiziger, ein infernaler Tyrann, und überall wo er in London hingekommen, sei ich der Gegenstand des Hohnes'. Gott sei gepriesen! Dieser Tadel ist genau die Verwirklichung meiner Gebete. Ich habe nie so tief gefühlt, daß ich meinem süßen Heilande angehörte und daß ich ihn liebte. Sprechen Sie, ich bitte darum, niemals ein Wort zu meiner Vertheidigung; ich verharre hierüber im strengsten Schweigen und würde nicht einmal daran denken, wenn meine guten Fratelli es sich zu Herzen nähmen."

Im Laufe des Advents wurde Bruder Wilfrid von seinem

Bischofe nach Oscott beschieden und dort am 19. December zum Subdiakon geweiht: ein letztes bedeutungsvolles Ereigniß in diesem für Faber so wichtigen Jahre 1846.

Einer der ersten, die, durch den Ruf ihres Oberen bewogen, sich der Genossenschaft der Brüder vom Willen Gottes anschlossen, war Frederick Fortescue Wells, der mit dem Beginn des Jahres 1847 als Novize unter dem Namen Bruder Alban eintrat. Seine Familie wohnte in der Nähe von Elton; dort hatte er Faber und durch ihn etwas vom Katholicismus kennen gelernt. Er hatte die in Elton erhaltenen Eindrücke in das Trinity-Colleg nach Cambridge, wo er studirte, mitgenommen, und als er dort die Conversion Fabers erfuhr, alsbald Urlaub erbeten, um Faber in Birmingham aufzusuchen. Seine letzten Schwankungen waren bald beseitigt und Mr. Moore nahm ihn in die Kirche auf. Die Monate December (1845) und Januar (1846) verlebte er sodann in London, wo er die Bekanntschaft von Hutchison, Rowe und anderen Convertiten machte und vom Bischof Griffiths die heilige Firmung empfing. Da er noch minderjährig war, übergaben ihn seine Eltern einem protestantischen Geistlichen zur ferneren Erziehung in der sicheren Erwartung, ihn zum Anglicanismus zurückkehren zu sehen. Sein Glaube bestand indeß diese Probe, und man stellte ihm endlich die Uebung seiner Religion anheim. Im Laufe des Jahres 1846 erneuerte er seine Verbindungen mit Bruder Wilfrid und brachte von Zeit zu Zeit einige Tage in Colmore Terrace zu. Seinen Wunsch, sich den Brüdern vom heiligen Willen anzuschließen, konnte er erst mit seiner Mündigkeit im folgenden Januar erfüllen. Am 1. September begleitete er den Bruder Wilfrid, von dem er sich nur schwer trennen konnte, zur Kirchweihe nach Cheadle; auch nahm er thätigen Antheil an der Ueberführung der Genossenschaft nach Cotton Hall. Als er nach Vollendung seines 21. Jahres sich nun den Brüdern zur Aufnahme vorstellte, begrüßten sie einen alten *Freund als Wilfridianer*. Sein offener und gewinnender

Charakter machten ihn der Genossenschaft bald lieb und werth, und es war ihm beschieden, mit seinen Talenten und seiner Energie dem Werke der Brüder wichtige Dienste zu leisten.

Gegen Ende Januar wurde Bruder Wilfrid vom Bischofe nach Derby berufen, um sich auf den Empfang der heiligen Diakonatsweihe vorzubereiten. Am 20. März, dem Tage vor Passionssonntag, empfing er dieselbe; es war der Festtag des hl. Cuthbert, des Patrons von Durham und des Universitäts-Collegs, in dem Faber früher gewirkt. Auf Charsamstag den 3. April, den Todestag seines Vaters, erhielt er den weiteren Auftrag, sich auf den Empfang der heiligen Priesterweihe vorzubereiten.

Er benützte die Gelegenheit seines kurzen Aufenthaltes in Derby, sich mit dem dortigen Verleger Richardson über die Veröffentlichung einer Reihe von Heiligenleben zu verständigen, die er seit einiger Zeit vorbereitet hatte. Die große, auf Jahre hinaus dauernde Controverse, welche an dieses Unternehmen anknüpfte, mag es erklären, warum wir auf dieselbe näher eingehen. Wir glauben, daß diese Controverse manchen Wink für die Entwicklung unserer wenig fortgeschrittenen deutschen Hagiographie zu geben vermag. Faber hatte sich die Mitarbeiterschaft mehrerer seiner Freunde versichert. Es galt die Bearbeitung der Leben der Diener Gottes, sowohl der heilig als der selig gesprochenen, wie auch der durch die kirchliche Autorität für ehrwürdig erklärten und der unter den Katholiken im Geruche der Heiligkeit Verstorbenen. Ueber den Zweck seiner Sammlung sprach sich Faber in einem Prospectus aus. Die Heiligenleben sollten:

1) „Den englischen Katholiken ein Lesebuch für die Familie, die Schule und das Refectorium der Ordensleute bieten und eine Auswahl der besonders den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Leben bringen. Die Sammlung soll das Interesse mit der Erbauung verbinden und dadurch mit der Hülfe Gottes die unvermeidlichen Wirkungen entkräften, welche die Nach-

barschaft der Häresie, die Einflüsse verweltlichender Principien und die plumpen Ideen über die Gnade auf den Geist und den Charakter der Gläubigen gewinnen können;

2) „ihren Landsleuten an einer Reihe von Beispielen die durch das System, die Lehre und die Disciplin, welche das heilige Concil von Trient ausgesprochen, erzeugten Früchte nachweisen, um dadurch denen, die wirklich sich hierüber belehren und mit dem Heile ihrer Seele beschäftigen wollen, ein Argument von überzeugenderer Wirksamkeit vorzuführen, als einfache Controversgründe es zu bieten vermögen;

3) „einem demüthigen Verlangen entsprechen, die Ehre und die Liebe zur seligen Königin der Heiligen zu verbreiten durch den Nachweis, wie sehr die Andacht, welche die Heiligen zu ihr hegten, mächtig dazu beigetragen hat, jene staunenswerthen Wunder heroischer Tugend zu bilden, mit denen das Wohlgefallen des heiligen Geistes die Kirche seit dem Schisma Luthers vielleicht mehr als in den früheren Jahrhunderten geziert hat. Die Sammlung sollte indeß nicht ausschließlich auf die modernen Heiligen beschränkt bleiben, weil auch die alten Heiligen den englischen Laien nicht allgemein bekannt seien und meist nur durch eine verzerrte leblose Analyse."

Es wurde festgesetzt, sechs Bände das Jahr hindurch zu veröffentlichen und sofort mit dem Leben des hl. Philipp Neri anzufangen. Diese Wahl deutet auf die große Verehrung hin, in der der heilige Stifter des Oratoriums in der Genossenschaft der Wilfridianer gehalten wurde, eine Verehrung, welche später dieselben in die Congregation der Oratorianer zu führen bestimmt war. Faber hatte die Bearbeitung dieses Lebens schon in Elton begonnen und dann zu St. Wilfrid mit Hülfe der Brüder Anton und Alban vervollständigt.

Während des kurzen Zwischenraumes zwischen der Rückkehr Fabers von Derby und der für seine Weihe festgesetzten Frist verwandte Bruder Wilfrid alle Zeit und alle Sorge auf seine *Vorbereitung zur Priesterweihe.* Unabhängig von

seinen theologischen Studien, bereitete er sich durch unablässiges Beten und durch unausgesetzt strenge Bußübungen auf die Weihe und die Feier des anbetungswürdigen Opfers der heiligen Messe vor. „Wenn man bedenkt," schrieb er an Morris, der sich gleichfalls auf den Empfang des Priesterthums vorbereitete, „wie unwürdig man ist, das Heilige der Heiligen darzubringen, so tritt uns diese Unwürdigkeit als eine so unendliche entgegen, daß selbst der Unterschied zwischen einem Heiligen und einem Sünder verschwindet. Alles, was Sie von sich selbst bemerken, ist nur eine um so furchtbarere Lehre für mich, den Sie während so vieler Jahre durch ernste Mahnungen, gute Beispiele und Gebete hinter sich her geschleppt haben. Ich halte mich bei dem Gedanken, bald die heilige Messe zu feiern, nie auf, ohne mich zu Füßen der süßesten Mutter hinzuwerfen; dort allein bleibe ich in Frieden, ohne mich weiter mit meiner Unwürdigkeit zu befassen; sie wird mich, wenn sie es nicht schon gethan hat, an den hl. Joseph verweisen."

Am Charsamstage empfing Bruder Wilfrid dann von Bischof Wiseman in Oscott das heilige Weihesacrament; er erhielt zugleich die Autorisation, Beicht zu sitzen und wurde für seine Person allein mit der Seelsorge für Cotton beauftragt. Als er noch am Nachmittage seines Weihetages nach seinem Kloster zurückeilte, fand er in einiger Entfernung von demselben das Volk versammelt, das ihm trotz seiner unerwartet frühen Heimkehr entgegengekommen war: man spannte die Pferde vom Wagen und zog mit ihm im Triumphe in St. Wilfrid ein. Noch am selben Abend begann er seine Seelsorgsarbeit mit Beichthören und am folgenden Ostermorgen las er seine erste heilige Messe.

Am vierten Fastensonntage hatte er an das in der Kapelle versammelte Volk folgende bedeutsamen Worte gerichtet: „Acht Jahre hindurch bin ich protestantischer Prediger gewesen und war mit der Leitung wichtiger Pfarreien beauftragt; aber endlich gefiel es Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit, mir die

schrecklichen Irrthümer des Protestantismus und dessen Widerspruch mit der heiligen Schrift zu zeigen, mich in die wahre Kirche zu führen und mir so das unaussprechliche Glück zu gewähren, ein Katholik zu sein. Dieses Glück empfinde ich mit jedem kommenden Tag auf's Neue und immer mehr. Während dieser acht Jahre habe ich mein Leben den Armen geweiht, habe unter ihren Kindern gelebt, bin beständig in ihren Hütten gewesen und habe an ihrem Todesbette gestanden. Als Engländer von Geburt war mir nichts so theuer wie die Armen Englands, diese so elend vernachlässigten, mißhandelten, verlassenen Armen Englands. Im Augenblicke, wo ich mich vorbereite, zum katholischen Priester geweiht zu werden, erwacht in mir mehr als je die Sehnsucht, alle meine Kraft und meine Gesundheit diesem Werke zu weihen, meine armen Landsleute für das wahre Licht des Evangeliums zu gewinnen, sie in den Nöthen ihres Leibes und ihres Geistes zu trösten, für sie Ruhe und Gesundheit zu opfern, und da ich die Prüfungen und Schwierigkeiten der Armen wohl erkenne, ihnen die Religion so leicht, so süß als möglich zu machen, mit anderen Worten, ihnen das Joch Jesu Christi, so wie der Heiland selbst es gesagt, zu einem leichten und erbauungsreichen Joche zu machen." Das wurde fortan das Programm seines priesterlichen Wirkens. Gibt es namentlich für unsere Tage ein größeres, ein erhabeneres?

Seit dem Beginne des Jahres hatten die Brüder sich mit ihrem Missionswerk in der Nachbarschaft beschäftigt; nun gestattete die Ordination Bruder Wilfrids ihnen, ihre Arbeit besser zu organisiren und fruchtbarer zu betreiben. Die Bevölkerung war sehr zerstreut, sie aufzusuchen sehr erschwert und das Arbeitsfeld hatte einen weiten Umfang, weil mit Ausnahme von Alton und Cheadle auf mehreren Meilen im Umkreise eine katholische Mission nicht war. Man theilte also die Pfarrei in Districte und wies jedem der Brüder einen District an, um vorab einen großen Theil des Tages dem Besuche der einzelnen

Wohnungen zu widmen. Die Insassen wurden zum Gottesdienste und zum Besuche der Katechese über die wichtigsten Punkte der christlichen Heilslehre eingeladen.

Die Resultate dieses Wirkens zeigten sich bald. Die Besucher Bruder Wilfrids schieden stets mit günstigen Eindrücken von seiner gewinnenden Persönlichkeit und verfehlten nicht, den Eifer und die Energie ihrer katholischen Freunde mit der Gleichgültigkeit ihrer eigenen Prediger zu vergleichen. Während des Sommers predigte Bruder Wilfrid im großen Hofe neben dem Hause oder auch wohl unter den hochstämmigen Buchen des Gartens; denn für die herbeiströmende Menge erwies sich die Kapelle bald zu eng. „Wir sind hier," schrieb Bruder Wilfrid am Maria-Magdalenenfeste 1847, „in voller Arbeit. Gott hat die Anstrengungen der armen Missionäre reich gesegnet und ich glaube gegen 150 Convertiten seit Ostern in die Kirche aufgenommen zu haben. Bruder Anton wird zu Maria Himmelfahrt zum Priester geweiht; das wird eine unschätzbare Hülfe für uns sein. Zugleich wird Bruder Augustin das Diakonat und Bruder Alban die Tonsur und die vier niederen Weihen empfangen. Die Zeit, die Studien, die Arbeiten gehen Hand in Hand, die Genossenschaft scheint sich zu consolidiren und alle Dinge nehmen mehr Festigkeit an. Morgen wird das Dach der Kirche gedeckt werden; sie wird ein prächtiges Gebäude, ganz vollendet mit Thurm und Glockenbehälter; man hat uns fünf Fenster mit farbigen Gemälden geschenkt, die aber erst in zwei Jahren fertig sein werden."

Nach Ablauf einiger Monate blieb von den Protestanten der Umgegend nur noch eine Familie zu convertiren, und ihre Kirche, eine Enclave von Cotton Hall, war fast ganz verlassen, so daß Bruder Anton um jene Zeit schreiben konnte: „Wir haben Alles bekehrt bis zum Kirchenbüttel herab und dem Prediger bleiben nur noch sein Küster und zwei Trunkenbolde als Communicanten."

Eine so tiefgreifende Umgestaltung in den religiösen Ver-

hältnissen der Gegend konnte nicht ohne heftige Opposition vor sich gehen. Die Correspondenz Bruder Wilfrids mit Mr. Watts Russel enthält zahlreiche Nachrichten über die Kämpfe und Streitigkeiten mit den anglicanischen Predigern und besonders den Methodisten. P. Faber — so nannte man den Bruder Wilfrid seit dieser Zeit — predigte an den Straßen in seinem Habit, das Kreuz in der Hand. In dem Berichte über eine Controverse mit dem Methodistenprediger M. Moß, der P. Faber zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert, aber auf P. Fabers Einladung hin, bei derselben nur den griechischen Text der Bibel zu benutzen, sich aus dem Staube gemacht hatte, vergleicht P. Faber den Protestantismus bei seinen Angriffen mit einem großem Kinde, das sich an dem mächtigen Pfeiler einer Kirche gestoßen und sich nun an demselben auf Kosten seiner armen geschundenen Fäuste rächen will, und dabei nicht aufhört zu heulen und zu jammern, weil der alte Bau seinen Schlägen Widerstand leistet.

Bei seinem Wirken fand Bruder Wilfrid auch in katholischen Kreisen Widerstand, und dieß besonders in einem Unternehmen, das ihm damals am meisten am Herzen lag. Die englischen Leser waren damals noch so wenig mit den Offenbarungen des übernatürlichen Lebens vertraut, dessen Reichthum besonders in den Heiligenleben so überwältigend hervortritt, daß man von verschiedenen Seiten an der Publication des „Lebens des hl. Philipp Neri" Anstoß nahm. Die Correspondenz mit Watts Russel enthält über diese Opposition eine Reihe von äußerst lehrreichen Bemerkungen. „Ich muß Ihnen mittheilen," schrieb P. Faber am 23. September 1847, „daß wie alle meine Werke, so auch die Heiligenleben einem heftigen Sturm ausgesetzt sind. Das ist mir ein Beweis, daß die Serie schon die Frucht bringt, die wir erwartet haben. Die Opposition kommt, es ist wahr, von einer ganz unerwarteten Seite, allein ich sehe darin nur einen Trost und ein Zeichen der göttlichen Billigung. Haben wir nur erst acht bis zehn

Bände in's Publikum geschleudert, so werden wir stark genug sein, den Stoß zu ertragen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht schon der dritte Band mit dem Leben der hl. Rosa von Lima, der seligen Columba von Rieti und der hl. Juliana von Falconieri den Sturm noch stärker entfesselte. Ich habe die Predigt für die Eröffnung der neuen Kirche zu Rugby ausgeschlagen, in der Absicht, vergessen und ruhig zu bleiben, aber man soll daran nicht denken. Ich werde Sonntag nach Wolverhampton gehen, um dort ein Denkmal zu Gunsten der Erziehung zu errichten, und die vier folgenden Sonntage mit den Montagen will ich eine Mission in den ‚Töpfereien' halten, selbst auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden. Durch die von Gott unserer Unwürdigkeit gewährte Gnade sind wir Wilfridianer, wie Sie sehen, in einen doppelten Kreuzzug geworfen; der eine geht gegen die Unwissenheit und das thierische Sündenleben der Armen, der Verirrten Jesu Christi, der andere gegen die mezzo-protestante fredezza (halbprotestantische Kälte) mittelst der Heiligenleben."

Unterm 11. December schrieb er in derselben Angelegenheit die folgenden Worte, die nur zu deutlich den tiefen Seelenschmerz über die katholische Opposition verrathen: „Man verfolgt mich noch immer wegen meinen Heiligenleben und ich habe mich angeboten, die Arbeit abzubrechen. Aber ich hoffe, die seligen Heiligen werden nicht zugeben, daß die Dinge bis dahin kommen; ich vertraue, daß Dr. Wiseman fest bleiben wird. Ich habe nun 40 Schriftsteller, die mitarbeiten und von denen 19 Geistliche sind, die mehr oder weniger Ruf haben. Der Verkauf der Bände geht gut; in Amerika über alles Erwarten. 4000 ‚Leben des hl. Philipp' sind schon verkauft worden, und seine ‚Maximen', die ich seit wenigen Tagen veröffentlicht, werden, wie ich glaube, viel Gutes thun. Von jedem der vier weiteren schon veröffentlichten Bände werden bis Weihnachten 1000 Exemplare verkauft sein. Das ist ein schöner Anfang für die katholische Literatur in England. Alles das wirkt auf

mich stets wie siedendes Wasser; dazu füge noch die Abneigung, die Eifersucht, die Verfolgung, die Erschöpfung; anstatt einzig und allein an Gott denken zu können, habe ich mit meinem Crucifix den lieben langen Tag um die Charitas zu kämpfen. Und vergessen Sie nicht, daß diese Leute in mir einen Wilden sehen, einen exaltirten und gefährlichen Menschen, der des Zügels und der Candare bedarf; sie glauben, Gott einen Dienst zu leisten, wenn sie mich züchtigen, und vielleicht haben sie Recht. Alles das wäre wohl im Stande, aus mir einen Heiligen zu machen, und doch werde ich es nicht. ‚Wehe mir, weil meine Pilgerschaft verlängert wurde!‘ Anderseits kann ich wenigstens in voller Freiheit sterben; meine Genossenschaft bedarf meiner nicht mehr, ich bin überhaupt Niemanden mehr nothwendig und ich habe fast mit freudigem Bewußtsein daran gedacht, daß das ein Wink Gottes sei, der mich bald zu sich rufen will. Worauf ich mich bis dahin ernst vorbereiten muß, ist die tägliche Prüfung, Prüfung des Gehorsams, der Unterwürfigkeit, der abtödtenden Veränderungen. Beten Sie für mich, daß ich doch alle diese verschiedenen Gnaden erlange, damit ich mich jeden Tag etwas mehr von der Erde loslöse und von den Dingen dieser Erde. Meine Genossenschaft war für mich ein attaccamento (ein Gegenstand zu großer Liebe). Gott will ohne Zweifel mir Gutes erweisen, indem er mich von ihr trennt.“

Daß P. Faber große Veränderungen bevorstanden, darin täuschte ihn seine Ahnung nicht; auch darin nicht, daß dieselben sein Verhältniß zur Genossenschaft betrafen; auch darin nicht, daß Gott ihm durch weitere schmerzliche Prüfungen Gutes erweisen, d. h. ihn einer höheren Vervollkommnung entgegenführen wollte. Das eigentliche Ziel dieser Prüfungen war ihm indessen noch verborgen. Es handelte sich — das sollte ihm nur nach und nach klar werden — um seinen Uebertritt zum Oratorium des hl. Philipp Neri, um dessen Einführung in London, dessen Verherrlichung unter den englischen Katholiken, um die Krone und Vollendung seines Lebens und Wirkens.

Berichten wir genau über diese höchst wichtigen Vorgänge innerer und äußerer Art; glücklicherweise liegen über dieselben höchst interessante Mittheilungen vor.

Die Genossenschaft der Brüder vom Willen Gottes bestand nachgerade lange genug, um an die Ablegung der Gelübde zu denken. Bruder Wilfrid schlug demgemäß vor, er und Bruder Anton, die einzigen Priester der Genossenschaft, sollten während des Adventes nach London gehen und dort ihre Gelübde in die Hände Bischof Wisemans aussprechen, der inzwischen Verwalter des Londoner Distriktes geworden war. Die Antwort des Prälaten war noch nicht angekommen, als die Nachricht von der Rückkehr P. Newmans aus Rom mit dem Titel eines Superiors des Oratoriums sich in England verbreitete und die Idee, in diese Congregation einzutreten, sich von Neuem und mächtiger als je bei Bruder Wilfrid einstellte. Alle Einzelheiten dieses Vorganges und was sich weiter daran anschloß, schildert Faber in einem Briefe an Watts Russell vom 11. December in seiner dem Uebersetzer ganz unnachahmlich lebendigen Darstellungsweise. Am St. Andreastage war Faber morgens früh in der Betrachtung, als plötzlich bei dem Gebete um die Gabe der Klugheit und des Rathes seine Betrachtung eine andere Richtung einschlug. „Ich verspürte," schreibt Faber, „einen inneren Beruf für das Oratorium des hl. Philipp Neri, und im selben Augenblicke waren alles Leid, alle Aengsten meiner Seele, die seit Wochen auf mir lasteten, beruhigt. Ich warf mich augenblicklich auf die Kniee nieder und versuchte diesen Ruf aus allen Kräften zu bekämpfen. Ich flehte zum hl. Joseph, unserem besonderen Patron und Oberen, aber er schien zu antworten, daß hier nur der Wille Gottes im Auge zu behalten sei, daß wir ihm zu folgen hätten und Aehnliches. Alsdann nahm ich die Reliquie des hl. Philipp; ich flehte zu diesem Heiligen in der Fülle seines seligen Gottschauens, frei von jeder Schwäche der Eigenliebe für sein Institut, aber er schien mir zu antworten, daß bis zu dieser Stunde er es ge-

wesen, der Alles gethan, und daß er es sei, der jetzt die Vollendung vorbereite; daß ich zu Elton angefangen, sein Leben zu übersetzen; daß er seit dieser Zeit mein Vorbild gewesen; daß meine Klosterordnung nur der Ausdruck seines auf England angepaßten Geistes sei; daß jetzt der Stellvertreter Gottes die Regel des Oratoriums für England genehmigt; daß er (der hl. Philipp) nach und nach die Stelle des hl. Wilfrid in unseren Andachtsübungen eingenommen ꝛc. Ich versuchte sodann auf ein gewisses Widerstreben mich zu stützen, das ich immer gefühlt; aber ich fand jetzt, daß dasselbe verschwunden sei . . . Es war für mich eine Erneuung der Vorgänge zu Elton: der Wille Gottes trieb mich aus meiner neuen Wohnung und zerbrach nochmals alle Bande. Ich befand mich somit, fast ohne daran zu denken, im Zustande eines friedlichen Bruches mit der Vergangenheit, und ich überließ es Gott, mich nach seinem Wohlgefallen zu berauben. Versuchen Sie, lieber Freund, davon zu begreifen, was Sie können; alles das ist auf eine Art in mir vorgegangen, für die einen Ausdruck zu finden mir unmöglich ist. Wie war doch bei meinem Austritte aus dem Hause Alles so verändert! Alles hatte aufgehört, mein zu sein. Der Glockenthurm über unserer prächtigen Kirche, die jungen Baumpflanzungen, Alles schien mir wie begraben, aufgegangen in der einzigen Wirklichkeit, im Willen Gottes. Nun hatte ich dem sehr lebhaften Widerstande unserer Chorbrüder entgegenzutreten; denn da die Zeit der Ablegung der Gelübde nahe bevorstand, so galt es, keine Zeit zu verlieren. Noch am selben Tage (Mittwochs) ging ich mit P. Hutchison aus und erzählte ihm eingehend Alles; er rief ohne alles Bedenken: ‚Das kommt von Gott; ich werde mit Ihnen gehen!‘ Sein Widerstreben war vollkommen verschwunden. Dasselbe war, wie sich alsbald herausstellte, bei den Brüdern Augustin und Alban der Fall; es war wunderbar. Ich schlug vor, Exercitien bei den Jesuiten zu machen, in der Absicht, zu prüfen, ob alles das wirklich von Gott komme. Am folgenden Morgen langte ein Schreiben

von Dr. Wiseman an, der uns (Hutchison und mich) auf den Tag der Unbefleckten Empfängniß nach London berief, um dort unsere Gelübbde abzulegen. Nach Empfang dieses Briefes hielten wir es für besser, ohne die Erlaubniß Dr. Wisemans, der immer unser Lenker gewesen, nicht nach Stonyhorst (Colleg der Jesuiten) zu gehen, und wir Beide reisten alsbald nach London ab. Seltsam! Der erste Oratorianer, den England gesehen, der P. Stanton, war gerade im Oratorianerkleide vor uns in London angekommen und befand sich bei dem Prälaten der Golden-Square (Wohnung Dr. Wisemans). Ich blieb mit dem Bischofe Donnerstag bis gegen Mitternacht zusammen; er billigte feierlich das Ganze als von Gott kommend und als einen Erweis seines anbetungswürdigen Willens. Am folgenden Morgen, am Tage des hl. Franz Xaver, lasen wir Beide in dieser Absicht die Messe und nach derselben sprach sich der Bischof definitiv in bejahendem Sinne aus. Daß ich nach solchen Vorgängen krank wurde, wird Sie nicht Wunder nehmen; da ich die Londoner Luft nicht mehr athmen konnte, so bat ich den Bischof, mich nach Tring fahren zu lassen, um dort zu schlafen. P. Hutchison, bleich wie ein Todter und ebenfalls sehr krank, reiste Freitag mit mir ab, aber schon in Euston-Square waren wir gezwungen, uns zu Bette zu legen; Abends reisten wir in einem Zuge durch nach Derby und kamen noch zeitig genug zu Hause an, um die Abendbeichten zu hören. Die Laienbrüder und Katecheten, sowohl die von Elton als die übrigen, folgen mir, wie auch M. N. Darnell von New-College, siebenzehn Personen im Ganzen. Für den Augenblick ist noch Alles tiefes Geheimniß; denn wir wissen nicht, ob Newman uns annehmen will. Sie wissen, daß er einmal schon in Maryvale mich zurückgewiesen. Der Bischof sagt, Dank den Vollmachten des Papstes könne St. Wilfrid erhalten und ein Oratorianerhaus werden; auch hat er uns die Versicherung gegeben, unsere so trefflich im Fortgange befindliche Mission solle fortgesetzt werden."

P. Newman selbst kam am Vorabende des Weihnachtsfestes in England als Oratorianer-Oberer an und im Laufe des Januar 1848 gingen Bruder Wilfrid und Bruder Alban zu ihm nach Maryvale. Die Väter des Oratoriums nahmen den Wilfridianer in ihre Congregation auf. Alle Vorbereitungen wurden nun getroffen, und trotz aller Opfer, die die dieser Schritt für P. Faber nach sich zog, der nun die glücklich errungene Heimath nochmals verlassen und die Stelle eines Oberen mit der eines Novizen vertauschen sollte, fühlte er sich glücklich und zufrieden, trotz aller Befürchtungen für seine Gesundheit. Am 11. Februar 1848, am Vorabende seines Wegganges von St. Wilfrid, konnte er dennoch nicht umhin, wie in einem Anfluge von Entmuthigung an Morris zu schreiben: „St. Wilfrid verlassen heißt mich mit den Wurzeln aus der Erde graben, auf der ich stehe, und die Zukunft thut sich vor mir auf wie eine ungeheure Lawine gleich der des Todes.“ „Vier von unseren Laienbrüdern,“ schrieb Faber am selben Tage an Watts Russell, „sind bereits nach Maryvale abgegangen. Montag, am Tage des hl. Valentin, am selben Tage, wo ich vor zwei Jahren die Reliquien des hl. Thomas von Canterbury zu Sens verehrte, und wo ich den Plan zur Regel der Wilfridianer entwarf, werden wir feierlich unter die Oratorianer aufgenommen. Mein Muth läßt ein wenig nach; ich bleibe hier noch einige Wochen, aber alsdann trete ich als Novize in der vollen Strenge des Wortes in Maryvale ein und es ist mir, als würde ich nie mehr nach St. Wilfrid zurückkehren. So geht Alles dahin; Haus, Kirche, Heerde, meine Eltoner Kinder und alles Uebrige. Die Bevölkerung ist in Aufregung; man sendet Adressen an den Pater Superior; die Shrewsbury sind unwillig; die benachbarten Priester schreiben Briefe auf Briefe; die Laienbrüder sind niedergeschlagen. Was den Bruder Wilfrid selbst anlangt, so denkt er glücklich zu sein. Gewiß habe ich leidender Mann bisweilen Anfälle von *Entmuthigung*. *Ich kann* meine Bibliothek nicht nach

Maryvale mitbringen; ich werde also von ihr getrennt sein; auch wird Maryvale nicht eine feste Wohnung für mich bleiben. Aus dem ersten Schiffbruche habe ich meine Bücher und meine Eltoner Kinder gerettet, jetzt verliere ich beide. Dank dafür Gott und dem hl. Philipp! Sicherlich ist meine Verbindung mit dem Oratorium für mich nur eine Einigung des Blutes und der Beschneidung, wie die der Gattin des Moses; aber ich hoffe, dieselbe soll mir einen neuen Bund mit der Gnade erringen. Die Oratorianer sind gegen uns von ausnehmender Güte, und sie thun Alles, was von ihnen abhängt, damit wir uns bei ihnen heimisch fühlen. Ich hoffe, daß wir sie durch unser Verhalten nicht täuschen und unsere Stellung als Novizen nicht vergessen. Aber das wird schwer sein, und es ist nöthig, daß Sie mich mit Ihren Gebeten unterstützen. Der Pater Superior scheint zu denken, mein Lebenselement sei in den großen Städten; es ist für mich eine große Genugthuung, nichts mehr aus mir selbst zu entscheiden und fortan nur im strengen Gehorsam arbeiten zu sollen. Mein neuer Name als Pater Wilfrid beginnt mir ganz natürlich zu werden; und ist der Schmerz der Abreise einmal verwunden, dann hoffe ich ganz heiter zu sein. Aber Sie wissen, wie sehr ich mit meinem Leben an den Stätten meiner Liebe wurzle. St. Wilfrid umschließt für mich achtzehn Monate von ununterbrochenen Kämpfen, voll von tiefstem Interesse und reich an Schwierigkeiten aller Art. An seine außerordentliche Schönheit mag ich nicht denken. Die Bäume, die ich gepflanzt, die Alleen, die ich angezogen, die Bächlein, die ich abgelenkt, an Allem und Jedem hängt hier mein Herz so sehr, daß ich davon ganz beschämt sein würde, wenn ich nicht wegen meinen zweihundert Convertiten mich erniedrigen müßte. Alles endlich, was ich nur sagen kann, ist, daß ich sehr glücklich sein werde, wenn ich nur zu dieser Verpflanzung ein wenig mehr Gleichmuth und distaccamento (Loslösung von Allem) mitbringe. Gott schenkt nicht immer dem Menschen ein zweites Mal Gelegenheit zu

einem vollständigen Opfer; ohne Zweifel ist es unsere vielgeliebte Mutter, die mir diese Gnade erlangt hat; doch unseres Geplauders ist genug, vielleicht schon zu viel.

„Donnerstag, 17. Februar. — P. Superior hat uns soeben verlassen; nun sind wir Alle im Kleide des hl. Philipp, und unsere zurückgeschlagenen Halskragen machen uns jenen braven Knaben ähnlich, denen man gestattet, nach Tisch in's Zimmer zu kommen. Bei unserer feierlichen Aufnahme am Montag Morgen hat P. Superior eine prächtige Anrede gehalten mit vielen jener wunderherrlichen Pausen, die Sie kennen. Er hat gezeigt, wie wir Alle hier von verschiedenen Punkten zusammengeführt worden seien und wie auf den Einen wie den Andern der hl. Philipp die Hand gelegt zu haben schiene, um uns als sein Eigenthum gegen und mit unserem Willen in Beschlag zu nehmen. Seit meiner Zulassung scheint mein Herz an nichts Anderem mehr als am Gehorsam zu hangen. Ich könnte vor Lust den ganzen Tag singen und tanzen und weiß in meinem Glücke gar nicht, was ich aus meiner Person machen könnte."

VI.

Das Oratorium in England; seine Anfänge (1848—1854). P. Faber als Novize, dann als Novizenmeister. Die Controverse über die „Heiligenleben"; ihr Verlauf und Ende. Die Gründung der Oratorien in Birmingham und London. P. Faber Oberer im Oratorium der King Williamstreet. Religiöse Zustände in London. Arbeiten der Oratorianer; ihre Resultate. Verfolgungen. Die ersten Londoner Armenschulen. Reise nach dem Mittelmeere. St. Mary in Sydenham. Neue Arbeiten P. Fabers. „Alles für Jesus!" Vorurtheile und Angriffe gegen seine Theologie.

Die sechs ersten Monate seines Lebens als Oratorianer hatten für P. Faber wenig Bemerkenswerthes. Am 21. Februar 1848 war er zum Antritte des Noviziates nach Maryvale beschieden worden; P. Newman selbst diente ihm als Novizenmeister und machte ihn mit den Uebungen der Congregation

vertraut. Wider alles Erwarten wurde er nach Verlauf weniger Tage nach St. Wilfrid zurückgeschickt. Ostermittwoch (25. April) wurde die dortige Kirche feierlich eröffnet und fast die gesammte Genossenschaft von Maryvale wohnte der Feier bei. Der Eifer P. Fabers bei der Vorbereitung zu derselben, die Arbeiten der Fastenzeit, während welcher er in mehreren Kapellen Londons zuerst predigte, und die Arbeiten und Uebungen der heiligen Woche endigten für ihn an einem heftigen Anfalle von Rheuma. Kaum hergestellt, mußte P. Faber den Bruder Stanislaus pflegen, einen der ältesten Brüder von St. Wilfrid. Derselbe starb am 21. Mai, und P. Faber ging nach Maryvale, um dort dem Feste des hl. Philipp beizuwohnen. Er war indessen noch so leidend, daß man ihn alsbald zur Erholung für drei Wochen an die Küste der Grafschaft York schickte, und hier dichtete er während seines Aufenthaltes in Scarborough an einem Abende auf die Bitten P. Hutchisons die beiden heute noch in den englischen Kirchen so gerne gesungenen Lieder auf „die Mutter der Barmherzigkeit" und „das heilige Sacrament". Zu Anfang des Juli wohnte er in Begleitung des P. Dalgairns der Eröffnung der Kathedrale zum hl. Georg in Southwark bei, dem anderen Theile von London auf dem südlichen Themseufer. An einem der Abende der Octav predigte er daselbst.

Von dem im Institut des Oratoriums vorgeschriebenen Noviziate von drei Jahren sah man für P. Faber ab, und am Tage des Festes der hl. Magdalena (22. Juli 1848) wurde er von dem übrigen Theile des Noviziates entbunden und sofort zum wichtigen Amte eines Novizenmeisters ernannt.

Um jene Zeit wurde dem Oratorium der Antrag, in London ein Haus zu errichten. Man bot zu diesem Zwecke ein Grundstück in Bayswater an, nebst einer zum Baue einer Kirche bestimmten Summe: der Antrag wurde nach einigen Berathungen verworfen, und trotz den wiederholt erneuten Anerbietungen konnte man sich nicht entschließen, das Terrain

anzunehmen, wo heute die Kirche der hhl. Helena und Elisabeth steht, die später den Oblaten vom hl. Karl übergeben und Unserer Lieben Frau von den Engeln gewidmet wurde.

Ueber das neue Leben im Oratorium schrieb P. Faber am 13. August: „Das Oratorium blüht in höchster Weise; wir haben unsere Prüfungen und unsere Kreuze, aber desto besser. Mein Noviziat ist durch besondere Dispens abgekürzt und ich bin jetzt Novizenmeister. Dieses Amt ist ganz nach meinem Geschmacke, obschon ich meine Unfähigkeit, dasselbe auszufüllen, wohl fühle. Wir sind jetzt zehn Priester in der Congregation; vier weitere sollen demnächst geweiht werden; wir bilden, Sie sehen, schon ein sehr ansehnliches Collegium. Durch die Stürme und Angriffe werden wir auf den Weg, den wir zu machen haben, hingewiesen, je früher desto besser, vorausgesetzt, daß Gott uns die Gnade gibt, an innerer Gnade zu wachsen in dem Maße, als die Noth von Außen drängt. Ich glaube, wir haben ein großes Werk unter den Händen. Natürlich gehört meine Zeit ganz der Unterweisung meiner lieben Novizen im inneren Leben. Ich bin jetzt an einer Stelle, wo ich zu sein wünschte, vollkommen verborgen, einem verborgenen Werke lebend, einem Werke, das ich mehr als alles Andere liebe; ich vermag kaum, allem zu genügen; nichtsdestoweniger möchte ich doch keine der Prüfungen und Kreuze missen, welche mir aus ihm erwächst: alles das wirft uns ja auf Gott und auf Gott allein. Wir englische Katholiken streiten uns um die kleinlichen Fragen nach den Lettnern und ähnlichen Leckereien, während das arme häretische England zu unseren Füßen liegt, wie der arme Lazarus zu den Füßen des reichen Prassers. Hier nehmen wir gar keinen Antheil an derartigen Nichtigkeiten.“

Das Eintreten neuer Postulanten machte schnell das Bedürfniß eines geräumigeren Hauses nöthig, und man beschloß daher, das Institut von Maryvale nach St. Wilfrid zu verlegen, was im October ausgeführt wurde. Die Genossenschaft

wurde bald der geräumigeren Wohnungen und der freieren frischen Luft von St. Wilfrid froh. Maryvale mit seiner drückenden Atmosphäre war ein wahres Labyrinth von Gebäulichkeiten, deren Plan schwer zu verstehen war. Mit seinen winkeligen Gängen und seinen versteckten Treppen an den entlegensten Punkten, mit seiner abgelegenen, gar keine Aussicht bietenden Lage war es der gerade Gegensatz zu St. Wilfrid, dessen rother Stein mit der herbstlichen Farbe des Waldes schön harmonirte. Ein Muttergottesbild unter einem Baldachin auf der Wiese vor dem Hause, nach dem Thale ausschauend, schien dasselbe besonders zu segnen. Das alte, im gothischen Stile vergrößerte Haus von Cotton Hall, ein kleiner Kreuzgang zur Verbindung des Hauses mit der Kirche, das mit seiner schlanken Thurmspitze vorspringende Westportal, welches mit dem Hause einen rechten Winkel bildete, die Kreuzwegstationen im Garten, alles das bildete ein Ganzes von so ausgeprägt katholischem Charakter, wie man zu jener Zeit noch sehr Weniges in England fand.

Die damals mehr als vierzig Mitglieder zählende Genossenschaft lag den pflichtmäßigen Uebungen mit einer exemplarischen Regelmäßigkeit ob. Den Ceremonien der Kirche trug man die peinlichste Sorgfalt entgegen, und das Volk zeigte durch den Eifer und die Ausdauer, mit der es bei denselben erschien, daß es die geistlichen Vortheile recht zu würdigen verstand, an denen man es theilnehmen ließ. Das heiligste Sacrament wurde bisweilen in Procession zu den Kranken getragen, und wie in katholischen Ländern begleitete man betend die Leiche vom Hause bis zur Kirche.

Um diese Zeit, die erste seit langen Jahren, wo eine tiefe Ruhe Faber umgab, brach die Controverse über die Heiligenleben P. Fabers auf's Neue und heftiger als je aus. Das Ende war, daß die Publication auf einige Zeit suspendirt wurde. Gleich Anfangs waren die Heiligenleben auf eine Opposition gestoßen, welche ihre Veröffentlichung als

höchst unzeitgemäß betrachtete, als für die Lage der englischen Katholiken wenig passend und nur dazu angethan bezeichnete, die Protestanten zurückzustoßen und mit Widerwillen gegen die Kirche und das Uebernatürliche zu erfüllen. Faber schrieb um diese Zeit die Vorrede zu der englischen Uebersetzung der Schrift Papst Benedicts IV. „über die heroischen Tugenden", welche der oratorianischen Serie der Heiligenleben einverleibt wurde, und füglich als eine in sich abgeschlossene Lehre über die Hagiologie zu deren Einleitung dienen konnte. Dort bemerkt P. Faber, Viele seien der Ansicht, es hieße von den Regeln der christlichen Klugheit sich entfernen, wenn man den Blicken der Häretiker das innere Geistes- und Gnadenleben der Diener Gottes bloßstelle und auf total unfruchtbarer, für alles Uebernatürliche ungläubiger Erde die Werke der Gnade auseinandersetze, die nothwendig ganz und gar außerhalb der bloß materiellen Erfahrungen einer skeptischen und indifferenten Generation liege.

In der Vorrede des im September 1847 veröffentlichten Bandes mit den Leben der hl. Rosa von Lima und Juliana Falconieri wie der sel. Columba von Rieti, hatte der Herausgeber diesem Einwande schon zum Voraus die Antwort entgegengestellt. „Die englischen Leser," sagte er dort, „die nicht an die Lectüre der Heiligenleben und besonders an das authentische Proceßverfahren der Congregation der Riten gewohnt sind, werden sich nicht wenig von dem Leben der hl. Rosa von Lima überrascht finden. Die Erscheinungen der beiden Ordnungen, der natürlichen und der übernatürlichen, welche sich durchbringen und vermischen, und zwar in um so höherem Grade, als die Gnade Gottes die Heiligen dem Zustande der ersten Unschuld nahe bringt, können solchen Personen zum Anstoß gereichen, welche sich eine Gewohnheit daraus gemacht, alle Einwendungen geschickt zu vermeiden und die Mühe der Controverse dadurch sich zu erleichtern, daß sie das Uebernatürliche läugnen. Das ist freilich schneller geschehen, als mit einem von Dankbarkeit

und heiliger Bestürzung vermischten Schrecken den Wundern Gottes in seinen Heiligen nachzusinnen und in ernster Weise Dem nachzuforschen, was innerhalb der Tiefen der christlichen Philosophie und der allgemeinen Gesetze, welche die erhabenen Regionen der Hagiologie beherrschen, im Bereiche unseres Verständnisses liegt. Die Gewohnheit, in erster Linie nur auf die Art und Weise zu sehen, wie man ein Dogma, eine Uebung der Frömmigkeit oder eine übernatürliche Thatsache unseren Gegnern am passendsten darstellt, führt sehr schnell und auch fast unmerklich dazu, in Glaubenssachen Alles profan und rationalistisch anzuschauen. Nach den Werken unserer größten katholischen Schriftsteller zu urtheilen, würde es scheinen, daß ein je tieferer Theologe man ist, man desto weniger der Versuchung nachgibt, die Schwierigkeiten um jeden Preis zu vermindern, indem man sich nur bei einer formellen Läugnung dessen aufhält, was Glaubenssatz ist.

„Die erste Sorge unserer großen Theologen ist immer, die Wahrheit gewissenhaft darzustellen, so wie es Gott gefallen, sie uns zu schenken; sie haben nicht speculirt, mit welcher Sauce man diese Gaben für die Bedürfnisse der Controverse zurechtmachen und mit wie geschickten Manipulationen man sich an einer Schwierigkeit vorbeidrücken könnte. Die Frage für sie ist nie: ‚Was wird man hierzu sagen? Welchen Eindruck wird dieses oder jenes in der Controverse machen? Werden die Häretiker dieß quer nehmen?‘ Ihre Frage lautet: ‚Ist dieß wahr? Ist dieß von der Kirche gebilligt? Und wenn dem so ist, welchen Nutzen kann ich hieraus für meine Seele ziehen? Und ist es nicht für mich eine Pflicht, schärfere und tiefere Ideen über diesen Gegenstand zu haben?‘ Die Zeitgemäßheit, in England Werke zu veröffentlichen, welche thatsächlich als klassische Werke der Frömmigkeit in katholischen Ländern gelten, ist eine Frage, welche allein das Resultat entscheiden kann und zwar in einer wenig entfernten Zeit. Alles, was hier gesagt zu werden verdient, ist, daß das Werk

nicht blindlings und auf's Ungefähr, sondern nach ernster Berathung und Billigung derer, die dazu das Recht haben, unternommen worden ist.

„Sollte es demnach einige Personen geben, die mit der Literatur der katholischen Länder wenig vertraut sind und deren Ohr, ohne daß sie daran denken, vor dem Phrasengeklingel des Irrthums und des Unglaubens, in dessen Mitte sie leben, gefälscht ist und die über dieses Werk beunruhigt wären, so mögen sie mit ihrem Urtheile warten. Was auch ein Katholik thun mag, er kann nicht seine Religion so auseinanderreißen, um ihr das Uebernatürliche zu nehmen. Es bedarf einer langen und beschwerlichen Arbeit, einer studienvollen und auf tiefes Betrachten sich stützenden Arbeit, um die Unterscheidung des Uebernatürlichen von allem Abergläubischen sicher und gut zu treffen. Und sicherlich, wenn man es nicht verstanden hat, eine Wahrheit auf beiden Knieen zu betrachten, ist es sehr schwer, sie rings um sich herum läugnen, die Kreuz und die Quer entstellen zu hören und ihr doch freudig und unerschütterlich die Treue zu halten. — Der vorliegende Band umschließt zwei Leben, welche beide ganz aus den authentischen Prozeßverhandlungen geschöpft sind. Das eine ist das Leben einer heiligen Frau Mittelitaliens aus dem fünfzehnten, und das andere einer heiligen Frau Südamerika's aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Und in dem Maße, wie die Serie fortschreiten wird, wird der Leser Männer und Frauen aus verschiedenen Jahrhunderten und mit nicht minder verschiedenen Charakteren finden; sie werden zu uns kommen von den Hügeln Apuliens und Calabriens, aus den Ebenen der Lombardei und den schattigen Grotten Umbriens, aus den Klöstern Spaniens und den Seminarien Frankreichs, von den düsteren Straßen der vlämischen Altstädte, von den Ufern eines holländischen Canals, aus den immer grünen Wäldern Portugals, den alterthümlichen Städten Deutschlands und Ungarns, aus den Bergwerken und von den Ufern der Ströme Südamerika's. Päpste

und einfache Ordensfrauen, Bischöfe und Bettelmönche, der gelehrte Cardinal und der Kapuzinerbruder, ein alter Missionär und ein Kind aus einem Jesuitennoviziate, eine römische Prinzessin und eine arme gelähmte Ekstatische — Alle vor wie nach der Reformation bieten uns dasselbe Leben, dieselben übernatürlichen Erscheinungen, dieselbe Vertrautheit im Umgang mit den guten und in dem Kampfe gegen die bösen Geister, denselben Verkehr in den Unterhaltungen mit der unsichtbaren Welt und dieselbe wunderbare Macht über die Natur. Die Leben, welche alles das erzählen, sind meist in vier oder fünf verschiedene Sprachen übersetzt und von großen Theologen und hervorragenden Gelehrten verfaßt. Der gründliche Augustinermönch, der urtheilskundige Dominikaner, der schlichte Franziskaner, von Einfalt und Salbung überströmend, der Oratorianer mit dem fließenden Stile, hervorragend in der Kunst der frommen Lebensbeschreibung, der ruhmvolle und gediegene Jesuit, der alle durch die Gabe der Scharfsicht überragt, ohne daß seine Geschicklichkeit als Kritiker seiner geistlichen Belehrung etwas schadet. Wenn eine solche Welt im Strahlenglanze der Heilig- und Seligsprechung in Folge feierlicher und unfehlbarer Decrete sich dem Blicke des schwachen Lesers darstellt, welches ist dann seine Pflicht, wenn nicht die der ernstesten Prüfung, ob seine schwankenden Ansichten nicht im Widerspruch mit dem Geist der Kirche sein würden; ob sein Glaube das ist, was es sein soll; ob er nicht durch vermessenes Mißtrauen gegenüber den Wundern Gottes sündige, und endlich ob das Wohl seiner Seele es nicht erheische, daß er sich an's Werk mache, allen Rationalismus zu verlernen, um ihn durch einen weitherzigeren, erhabeneren, tieferen Glauben zu ersetzen, ohne darum weniger einen wirklichen und vernünftigen Glauben zu besitzen, einen Glauben, der lebenskräftiger wird, ohne daß er aufhört, kindlich zu sein? Und diese Lehre wird er schon in der Betrachtung des ‚Quam mirabilis est Deus in sanctis suis‘ (‚Wie wunderbar ist Gott in seinen Heiligen‘) finden, an dem er Anstoß zu nehmen sich versucht fühlt.“

In einer Nachschrift zu demselben Leben sagt der Heraus-
ber: „Danken wir dem allmächtigen Gott in der Liebe und
infalt unseres Glaubens für das Siegel, welches seine Kirche
uf diese authentischen Wunder gedrückt hat, Wunder, die sich
icht in der weiten Ferne eines dunkeln Alterthums verlieren,
ndern die Angesichts der modernen Kritik constatirt worden
nd. Und wenn wir daran denken, daß es die Autorität der
tholischen Kirche selbst ist, die diese mächtigen Offenbarungen
nserer Verehrung und Liebe darbietet, nehmen wir sie mit kind-
ch ehrwürdiger Scheu hin, als ein Blatt aus den verlorenen
hroniken Edens, und suchen wir uns von jenen mit Anmaßung
ch vermischenden Furchtsamkeiten frei zu machen, die uns mit
en Profanen lachen und mit den Skeptikern zweifeln lassen,
m unmögliche Zustimmungen zu finden und Spöttereien zu
ermeiden, die unser Erbe und der Prüfstein für unsere heili-
en Wahrheiten sind. Hat man denn jemals auch nur eine
inzige Seele für Christus und seine Kirche oder auch nur die
Achtung eines Gegners gewonnen dadurch, daß man sich unter
en Ungläubigen versteckte? Rosa von Lima ist nun auf die
Altäre der Kirche erhoben durch das Decret ihrer Heiligsprechung;
ie ist eine heilige Katholikin, und keinerlei menschliche Spötterei
kann je mehr die wunderbaren Blüthen dieser süßen und geheim-
nißvollen Rose zerstören, welche der hl. Dominicus in den
Garten seines göttlichen Meisters gepflanzt hat; wohl aber ist
an ihr ein Dorn immer bereit für Den, der es wagen würde,
seine rauhe Hand an dieselbe zu legen.“

War das eine Ahnung, eine Vorhersagung dessen, was bald
eintreffen sollte? Die Gegner der Heiligenleben ließen bald
nach dem Erscheinen des Lebens der hl. Rosa von Lima in
„Dolmans Magazine“ (September 1848) einen Artikel von
der Hand eines wohl bekannten und fähigen Schriftstellers
gegen dasselbe erscheinen. Obschon der Verfasser vorab selbst
bemerkte, „daß eine gute Biographie von einem Heiligen Gottes
ein unschätzbares Werk ist“, so sah er doch ihren Hauptzweck

weit mehr in der Erbauung, als in dem Berichte über unglaubliche Bußstrengen, Kasteiungen, staunenswerthe Wunder. „Dergleichen Dinge sind nur die äußeren Zeichen und bisweilen Scheinzeichen von Frömmigkeit . . . Wenn die Handlungen der Heiligen, die berichtet werden, in strengem Einklange mit den Geboten und den Räthen des Evangeliums sind, so sind sie praktische und nützliche Vorbilder wahrer Heiligkeit. Wenn dem anders ist, wenn sie vollständig dem Zwecke und der natürlichen Existenz des Menschen widersprechen, so verdienen sie weder Bewunderung noch Nacheiferung und müßten eher einem achtungsvollen Vergessen überlassen bleiben. Sie rufen die spöttischen Streitigkeiten wach; sie geben einen falschen Eindruck von Dem, worin wirklich die wahre Frömmigkeit besteht; sie machen aus der Religion eine Reihe unbedeutender Kindereien."

Nachdem der Verfasser sodann eine Beschreibung von einigen Bußübungen gegeben, die wohlbemerkt in einer päpstlichen Bulle approbirt waren, fuhr er fort: „Ohne Jemanden beleidigen zu wollen, sind wir englische Katholiken denn nicht im Rechte, zu fragen, ob solche Strengheiten von der Kirche gebilligt oder gar sanctionirt werden? Wir hoffen nicht. Wir sind schmerzlich, sehr schmerzlich betroffen, daß man jemals solche Einzelheiten veröffentlicht hat, solche für empfindsame Seelen mörderische, für schwache Geister gefahrvolle Einzelheiten, die im Stande sind, sie zu ähnlichen Excessen des religiösen Eifers, wir möchten fast sagen, des Fanatismus zu verleiten. Alban Butler hatte ohne Zweifel alles das gelesen und vielleicht noch mehr, indessen ist er weise und klug genug, nichts davon mitzutheilen. Warum solche Schrecken des Henkers erneuern?" Der Verfasser schloß mit folgendem Proteste: „Im Namen aller Derer, die ihre Religion kennen, im Namen aller Derer, die sie in ihrer Reinheit und in ihrer angeborenen und makellosen Wahrheit verehren, protestiren wir auf das Feierlichste gegen diese Publication und andere ähnlicher Art. Welchen Schmerz uns auch *dieser* Protest kostet, wir können die heilige und öffentliche

Pflicht nicht außer Acht lassen, auf die gefährlichen Tendenzen dieser modernen Hagiologisten hinzuweisen."

Der Verfasser dieses Aufsatzes stand nicht allein mit seiner Kritik: die Principien, die er aussprach, wurden, wenn auch in vielleicht maßvollerer Sprache, von vielen Katholiken gebilligt, die die neuen Heiligenleben nur mit Kälte aufnahmen. Unter Denen, die ihre Meinung dahin aussprachen, erwähnt P. Newman in einem Briefe an Dr. Pusey auch die eines weisen Prälaten, „der die Linie des Verhaltens der Oxforder Convertiten, die sich zum ersten Male öffentlich an das Werk machten, mit besorgtem Auge verfolgte und der die Wirkung dieser italienischen Compositionen als wenig diesem Lande entsprechend tadelte". Diese Ansicht schien auch von anderen Prälaten getheilt zu werden, und da der Angriff auf die Heiligenleben von Seiten des Episcopates weder Billigung noch Tadel erfuhr, so sprachen seine Urheber es offen aus, daß der Episcopat sich auf ihre Seite gestellt habe.

Während einiger Zeit gab diese Agitation weder dem Herausgeber noch der Congregation, der er angehörte, Anlaß zu irgend ...er Maßnahme; als man indessen erfuhr, daß die kirchliche ...rität des Districtes, wo dieselbe ihren Sitz hatte, den ...sch ausgedrückt hatte, die Serie nicht fortgesetzt zu sehen, ...ien alsbald ein Circular Fabers an die Uebersetzer und ...scribenten, in welchem er erklärte, daß er bei seinem Ein... in das Oratorium den Vätern desselben seine Arbeit ...breitet, in der Absicht, zu erfahren, ob dieselbe fortgesetzt ...en solle. Die bis dahin verzögerte Antwort sei ihm jetzt zugegangen. P. Newman habe ihm den einstimmigen Rath der Väter dahin bekannt gegeben, daß die Serie für den Augenblick suspendirt werden möge. In dem in dem Circulare Fabers mitgetheilten Schreiben Newmans (vom 30. October 1848) spricht sich letzterer über den Grund der Suspension also aus: „Es scheint, daß diese Publication eine sehr starke Abneigung eines Theiles *der katholischen* Gemeinschaft in England hervor-

gerufen, und man gibt uns zu verstehen, daß die Heiligenleben, so erbaulich sie auch in andern Ländern wirken mögen, für England nicht passen und für die Protestanten nie annehmbar sind. Wir sehen es als unsere Pflicht an, aus Liebe zum Frieden ihre Drucklegung hinauszuschieben. Was mich selbst anlangt, mein theurer Pater Wilfrid, so wissen Sie sehr wohl, ohne daß ich es Ihnen sage, wie ich mich mit Ihnen hinsichtlich dieses Gegenstandes durchaus identificire; aber da Ihnen vielleicht daran liegt, diesen Brief zu veröffentlichen, so ergreife ich diese Gelegenheit, die ich bisher noch nicht gefunden, zu der Erklärung, daß ich keinerlei Sympathie für die in Rede stehende Anschauungsweise habe, und daß die Schläge, denen Ihr Name als Zielscheibe ausgesetzt ist, ihn nicht treffen können, ohne den meinigen zu verletzen." Zum Schlusse des Circulars bittet Faber seine Leser, deren Zahl auf mehr als 1000 gestiegen sei, sowie die an 66 Orten mit ihm arbeitenden Schriftsteller, mit dem Vertrauen sich zu trösten, daß das, was mit so viel religiöser Hingebung geschaffen worden sei, sich zum Besten wenden werde, da es in der That etwas Gutes sei, wenn man zum Wohle Anderer einen Plan aufgegeben habe, den man so sehr geliebt. „In dieser Erwartung," schließt er, „werden Sie mit mir Ihren Trost in den Worten finden, welche die Kirche, unsere Mutter, noch dieser Tage so oft wiederholt hat und die nie auf ihren Lippen ersterben werden: ‚O wie glorreich ist das Reich, in dem alle Heiligen, angethan mit weißen Gewändern, mit Christo sich freuen und dem Lamme folgen, wohin es geht!'"

Bei der Uebersendung des Circulars an Bischof Wareing in Northampton schrieb Faber: „Am Morgen des St. Hugotages werden Sie mein Circular erhalten, an dem Tage, wo Sie vor drei Jahren so gütig waren, mich in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Wie weit waren wir damals entfernt, zu glauben, wir, denen die Heiligenleben eine so mächtige Stütze bei der Conversion gewesen, daß die Furcht, die Scham, die

Abneigung und ich weiß nicht welch' sonstige Gesinnung noch die Katholiken Englands hindern würden, die katholischen Biographien ihrer eigenen Heiligen zu unterstützen, die von Katholiken geschrieben und mit dem katholischen Imprimatur versehen gedruckt wurden, und daß wir, bei denen man irgend einen Mangel katholischen Geistes hätte befürchten können, zum Schweigen verurtheilt sein würden aus einem Uebermaße von Sympathie für die Katholiken anderer Länder. Ach, wenn wir doch nur unseren Religionsgenossen es begreiflich machen könnten, wie sehr diese Maßnahme sie in den Augen ihrer protestantischen Mitbürger erniedrigt! Für uns ist der Gehorsam besser als das Opfer, aber die Wirkung dieser Maßnahme in Oxford wie sonst wird alles das überbieten, was irgend einer von uns vermuthet, besonders in diesem Augenblick, wo man auf eine andere große Bewegung wartet; und gewiß haben Convertiten das Recht, wenn sie sich auf die Mittel zu convertiren zu verstehen vorgaben. Es ist traurig, daß die englischen Katholiken nicht einen Magen haben, der stark genug ist, die Literatur der katholischen Länder zu ertragen, und daß sie sich selbst über das aufregen, was selbst ihre protestantischen Landsleute passiren lassen würden."

Unterdessen zeigte sich bald, daß auch die Freunde der Heiligenleben nicht Lust hatten, der Controverse mit gekreuzten Armen zuzusehen, und besonders im „Tablet" erschien eine Reihe von Artikeln, die der Sache der Heiligenleben große Dienste leisteten. Zahlreiche Briefe an P. Faber sprachen die zuverlässige Erwartung aus, daß die Suspension nicht von langer Dauer sein werde. In kurzer Zeit war die Reaction stark genug, um ohne weiteren Anstoß die Serie fortsetzen zu können. Einige Personen waren der Ansicht, man solle mit Unterdrückung der besonders beanstandeten Stellen corrigirte Heiligenleben ausgeben, ein Plan, der, durchaus unpraktisch an sich, besonders den P. Hutchison in seiner feurigen Vertheidigung des Unternehmens zu folgenden, die Controverse treffend

ergänzenden Bemerkungen veranlaßte. Er schrieb in einem Briefe an Mr. Lewis:

1) „Nach welchem Princip soll eine solche Verstümmelung durchgeführt werden? Ein Wunder ist ebenso authentisch wie das andere. Wer eines ausläßt, wirft einen Zweifel auf die Authenticität aller.

2) „Solche Auslassungen würden von Seiten der Herausgeber einen Mangel an vollkommenem Vertrauen auf die Geschichte eines Heiligen in sich schließen, und der einfache Verdacht eines solchen Mangels an Vertrauen wäre die Ursache, daß viele Leser die Heiligenleben als ebenso viele Märchen und Legenden ansehen würden.

3) „Sehr oft würde es zutreffen, daß man Wunder als zu ungewöhnlich, zu ‚lächerlich oder zu sehr geeignet, Mißfallen zu erregen', ausließe, und daß man in den folgenden Leben einer Reihe ähnlicher Fälle begegnete, die das, was man ausgelassen, bestätigten, und die zugleich beweisen würden, daß solche Fälle zu einer besondern Ordnung von Thatsachen gehören. Nichts ist in dem Leben der Heiligen gewöhnlicher, als ähnliche Wunder zu finden, die durch verschiedene Heilige gewirkt worden sind und die sich dergestalt unter einander controliren. Ich glaube, daß man kaum in dem Leben eines Heiligen ein einziges Wunder oder wunderbares Ereigniß finden würde, zu dem man nicht bald ein Gegenstück in dem Leben eines anderen Heiligen entdecken würde; und dadurch würde man

4) „wenn man diesem Systeme der Auslassungen nachgäbe, einen der mächtigsten Beweggründe verlieren, an die übrigen zu glauben.

5) „Jedes Leben muß nicht für sich allein, sondern als ein wesentlicher Bestandtheil einer großen Serie betrachtet werden; diese Serie wird nicht allein geschrieben gleichsam als ein Jahrbuch für 1848, sondern auch für 1948. Denn auch die Heiligen selbst hatten nicht die Bestimmung, bloß ihre Zeitgenossen zu erbauen. Folglich muß die Serie, soll sie anders einen wirk-

lichen Werth besitzen und ihrem Zwecke entsprechen, treu und gewissenhaft redigirt werden. Da ihr Zweck ist, dieses Land an den Vortheilen Theil nehmen zu lassen, deren die katholischen Länder sich erfreuen durch den Reichthum ihrer Heiligenleben in der Volkssprache, so würde dieser Zweck nicht durch abgekürzte und verstümmelte Uebersetzungen erreicht werden. Man kann z. B., wenn man mehrere Leben verschiedener italienischer Heiligen vergleicht, gewisse Aehnlichkeiten beobachten, daraus Schlußfolgerungen ziehen, gewisse Principien aussprechen; aber wie wäre dieß möglich mit einer elenden Serie so entstellter Werke, wie man sie jetzt haben will? Setzen wir voraus, daß man in einem Heiligenleben etwas hat einschleichen lassen, was man hätte auslassen sollen und was man in der That in ähnlichen Fällen in anderen Leben ausgelassen hätte, so wird dieses einzelne Ereigniß, dieses Wunder alsdann als etwas ganz Sonderbares dastehen, obwohl es in dem wirklichen Leben der Heiligen etwas ganz Gewöhnliches ist, wie die Vermählung der hl. Katharina von Siena mit dem Jesukind ihr Gegenstück bei der hl. Rosa und der hl. Veronica Giuliani und vielen Anderen findet.

6) „Man sehe überdieß, welch' seltsame Gestalt ein derartig zurechtgestutztes Heiligenleben annehmen würde, z. B. das des hl. Alphons. Der Eine will nicht, daß man von den Mißbräuchen unter dem Klerus spreche; man läßt also die Geschichte seines Episcopates, abgesehen von den Hauptdaten und einigen unbedeutenden Thatsachen, weg. Ein Anderer ist der Ansicht, daß der Bericht seiner kindlichen Andacht zu Maria nicht mehr für unsere Zeit passe; tilgen wir also auch das noch, von jenem berühmten strahlenden Bilde ja zu schweigen, das zu ihm während einer seiner Predigten sprach. Dann könnte der Ungehorsam gegen seinen Vater dadurch, daß er sich zum Priester weihen ließ, viele Familienväter stören; also auch damit fort. Von seinen strengen Bußübungen darf natürlich keine Rede sein; er aß bittere Kräuter mit Hammelfett, das ist doch widerlich und

abstoßend. Man schmückte bisweilen die Ziegel seiner
mit Calicoroth; das ist doch der Gipfel alles Sonde
rufen unsere Ultra-Gothiker. Er war gegen seine gei
Vorgesetzten nicht so gehorsam, wie er wohl konnte; das
den jungen Klerus auf Irrbahnen führen; auch diese
also fort. Kurz, ein nach dem Abkürzungssysteme bear
Leben hätte genau das Schicksal jenes von einem unge
Maler ausgestellten Bildes, dessen Urheber die Besucher
hatte, daß jeder die Fehler daran corrigire, die er darin
decken vermöchte.

„Was würde man endlich von einer Gesellschaft vo
vertiten sagen, die es auf sich nehmen würde, Werke,
Rom das Imprimatur erhalten, zu verbessern und fü
land zurecht zu machen! Was die Abfassung von neuen H
leben anlangt, so ist diese für uns unmöglich; wir habe
nicht die Zeit, und solche Leben wären, wofern sie nich
in den Originalen mitgetheilten Thatsachen enthielten
den Einwendungen ausgesetzt, die ich soeben erwähnt.
sie Alles enthielten, würden unsere Gegner ihnen eben
gegentreten müssen, wie sie es jetzt thun, und mehr noc
würde uns auffordern, für jeden besonderen Theil unse
währsmann zu nennen, anstatt uns, wie wir jetzt thu
die Originalien und ihr Imprimatur zu stützen. That
muß also die Serie so sein, wie sie ist, oder sie m
Schreibpulte liegen bleiben."

Das Resultat der lebhaften Controverse fiel so au
es nur der begeistertste Bewunderer der Serie hätte w
können. Der Verfasser des Artikels über die hl. Rosa,
richtet P. Hutchison, widerrief schon in der folgenden N
Dolman's und entschuldigte sich; er schrieb gleichzeiti
Brief an den Bischof Ullathorne von Birmingham un
zweiten an P. Faber selbst, worin er dem Bedauern üb
was er geschrieben, und über das Aergerniß, welches
geben, wie über die Art und Weise seines Angriffs auf P

Ausdruck gab. Er erklärte, daß er den Artikel bedauert habe und bis zum Ende seines Lebens bedauern werde. Er versicherte P. Faber, daß er das Leben der hl. Rosa von Lima nicht gelesen vor dem Augenblicke, wo es ihm durch eine dritte Person in die Hände gespielt und er zu dem Angriffe gedrängt worden sei; in Zukunft werde es immer sein Bestreben sein, die Ideen des P. Newman und des Oratoriums zu vertheidigen. „Diese Retractation," sagt P. Hutchison, „war um so eher ausreichend, als sie nicht von einem Manne kam, der die Zuchtruthe gefühlt; sie war die ehrenvolle und hochherzige Sühne einer christlichen Seele."

Der Name des Verfassers des Artikels über die hl. Rosa, den P. Hutchison und P. Bowden nicht nennen, ist später bekannt geworden: es war der Vicar an der sardinischen Kapelle in Lincoln's Innfield zu London, J. Eduard Price († 3. Januar 1858), einer der begabtesten katholischen Publicisten des modernen England, der unter den englischen Katholiken durch seine „Sick-Calls", seine ergreifenden Berichte über persönliche Erfahrungen an den Krankenbetten der Londoner Armen, heute noch unvergessen ist. Noch im Jahre 1851, am Tage der hl. Rosa, schrieb er an P. Faber: „Heute vor drei Jahren habe ich Ihnen großes Aergerniß gegeben und die liebe hl. Rosa betrübt durch die Kühnheit und die Maßlosigkeit meiner Sprache in der Kritik ihres Lebens. Diese unselige Anschauungsweise ist indeß nicht von langer Dauer gewesen, Gott Dank, den ich oft um Verzeihung gebeten wie auch die hl. Rosa. Beten Sie für mich, mein lieber Pater, daß ich ausharre bis zum Ende. Ihre letzten immer gleich ausgezeichneten Bände haben mir sehr wohlgethan, besonders das Leben der hl. Johanna Franziska von Chantal. Ich habe während der Lektüre zu weinen nicht aufgehört."

Am Epiphaniafeste des Jahres 1849 erschien das Circular, welches die Wiederaufnahme der „Leben der canonisirten Heiligen" *ankündigte. In demselben* heißt es: „Die Congregation

des Oratoriums ist nun im Stande, die Fortsetzung der Serie der Heiligenleben auf sich zu nehmen, die P. Faber begonnen hatte und die jüngst suspendirt worden war. Bis dahin waren die Väter formell nicht für diese Serie verantwortlich: einzig der Eintritt ihres Herausgebers in ihre Genossenschaft hatte die Väter zufällig in Verbindung mit der schon angefangenen Publication gesetzt. Zur Zeit dieser Entschließung fühlten die Einen wie die Anderen, daß die neue Lage ein neues Abkommen nöthig machte und daß man entweder das Werk selbst in die Hand nehmen oder seine Publication suspendiren müsse.

„Sie verschoben ihre Entscheidung bis zum Ende des Jahres. Nun trat in dem für unsere Entschließung festgesetzten Augenblick eine starke Opposition auf, die sich auf ehrwürdige Namen stützte und in einem Theile der englischen Katholiken kund gab und die ihre ernste Aufmerksamkeit und Beachtung forderte. Es war wichtig, daß die Congregation nicht gleich in ihren Anfängen in einen Parteistreit verwickelt wurde; und da die Väter sich im Augenblicke nicht binden wollten, so empfahlen sie dem Herausgeber, seine Publication zu suspendiren. Es ist eine Ueberraschung und zugleich ein Trost, für welchen sie dem Vater der Erbarmungen und der Fürbitte der Heiligen zu danken haben, deren ‚Leben' in Frage standen, wenn sie jetzt so schnell dieses Werk mit der Ermuthigung der kirchlichen Oberen aufnehmen können, unter Zustimmung der Vorsteher der Collegien und anderer religiöser Körperschaften, sowie aller Derer, deren Meinung sie als die ihnen werthvolle oder nothwendige Leitung betrachten, unter dem ausdrücklichen Drängen endlich Derer, welche ihren Anfängen entgegengesetzt waren. Ohne diese allgemeine Zustimmung würden sie sich berechtigt gehalten haben, eine solche Verantwortlichkeit abzulehnen. Sie hoffen nun, dieselbe ohne Anmaßung annehmen zu können, als eine Art von Belohnung für die Bereitwilligkeit, mit der sie ihre eigenen Wünsche zu Gunsten des Friedens und der christlichen Liebe zum Opfer gebracht haben. Somit

wird also die Suspension keine andere Wirkung gehabt haben, als dem Werk und seinen Arbeitern einen Ausdruck der Sympathie zu sichern, die herzlich, einstimmig genug in dem Zeugnisse für das Gute, das sie hervorbringt, die endlich entscheidend genug ist, um ihnen zu erlauben, ohne Furcht vor dem Bösen vorzugehen, ihre Brüder zu erbauen und sich in Unruhe zu versetzen. Deßwegen sprechen sie ihren Entschluß aus, im kommenden Monat August, wenn der letzte Band der von P. Faber versprochenen Leben veröffentlicht sein wird, selbst das Amt der Herausgabe an seiner Stelle zu übernehmen."

Der Bericht über diese wichtige Controverse wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch einen Brief P. Newman's an Dr. Pusey gelegentlich seines „Eirenikon" berücksichtigen wollten, welcher die Stellung P. Newman's zu derselben im Auge hat. P. Newman schreibt: „Bei meiner Rückkehr (als Oratorianer) nach England trat die erste Gelegenheit, eine theologische Meinungsäußerung abzugeben, gelegentlich der von Dr. Faber unternommenen Serie der Uebersetzungen von Heiligenleben an mich heran. Es geschah dieß auf die Vorstellung eines weisen Prälaten hin, der sehr wünschte, die neuen Oxforder Convertiten nach einer möglichst vortheilhaften Seite hin auftreten zu sehen beim Beginne ihres Wirkens. Soweit ich mich seiner Ansicht noch erinnere, so hätte er, die Wirkung der italienischen, wenig für dieses Land geeigneten Compositionen befürchtend, eine aus den italienischen Quellen durch uns und unsere Freunde geschöpfte Arbeit lieber gesehen. Wenn ich selbst zu jener Zeit zu Schritten extremerer Art, als ich sie jetzt billigen mag, hingezogen wurde, so liegt die Verantwortlichkeit dafür natürlich ganz bei mir; aber der Anstoß zu diesem Schritte kam nicht von alten Katholiken, auch nicht von den geistlichen Oberen, sondern von jüngeren Männern als ich bin, die mein Vertrauen und meine Liebe besaßen. Welches aber auch jener Einfluß gewesen, ich erinnere mich nichts *Bestimmtes mehr hierüber*, nach kurzer Zeit kehrte mein

Geist wieder zu dem zurück, was mir der sicherste und praktischste Weg zu sein schien."

Die ganze Zeit, in die diese Controverse fiel, war für P. Faber eine verhältnißmäßig sehr ruhige. Vor dem Schlusse des Jahres 1848 wurde er in Gemeinschaft mit P. Dalgairns ersucht, eine Mission dem Töpfereidistrict von Longton zu predigen. Während des Adventes leitete er die Exercitien der Novizen zur Vorbereitung auf die Weihen; nach Weihnachten reiste er nach London und predigte die Lobrede auf den heiligen Thomas von Canterbury (29. December) in der St. Thomaskirche zu Fulham.

Nach dem Statut des Oratoriums, welches bestimmt, daß dasselbe immer in einer Stadt sei, war es unmöglich, daß St. Wilfrid auf die Dauer das Haus der Kinder des heiligen Philipp in England bleibe. Deßhalb erstand P. Newman, gedrängt, das eigentliche Werk der Congregation in Angriff zu nehmen, ein Haus in der Alcesterstreet zu Birmingham und verpflanzte am 25. Januar einen Theil der Genossenschaft dorthin. Unter den in St. Wilfrid Zurückbleibenden war auch P. Faber, der fortfuhr, sein Amt als Novizenmeister und als Pfarrer zu verwalten; jedoch nicht lange mehr.

Man hatte oft den Plan eines Oratoriums in London besprochen, und da die Zahl der Väter mehr als ausreichend für alle Bedürfnisse in Birmingham war, so entschloß man sich, dessen Ausführung nicht länger hinauszuschieben. Diese Idee erhielt einen neuen Anstoß durch einen Besuch, den Mr. Lewis, ein alter Freund der Väter, der ehemalige Vicar Newman's an der St. Marienkirche zu Oxford, in Begleitung seiner Freunde Mr. Fullerton und des Grafen von Arundel und Surrey, des späteren Herzogs von Norfolk, in der Charwoche zu St. Wilfrid machten. Ihr nächster Zweck war, den Rest der Fastenzeit an einem Orte der Einsamkeit in Gebet und Bußübungen zurückgezogen zu verleben; aber sie benutzten die Gelegenheit, in den Augen der Väter die Wichtigkeit eines

Oratoriums in London darzuthun, das sie warm zu unterstützen versprachen. Am Palmsonntage kam ein Brief von P. Newman in St. Wilfrid an, der einen Plan zur definitiven Theilung der gesammten Genossenschaft zwischen zwei Häusern, einem in Birmingham und einem in London, aussprach. Ueber ganz wenige Einzelheiten waren die Ansichten getheilt, aber da man bald erfuhr, daß P. Newman selbst lieber in Birmingham bleiben und P. Faber an der Spitze der Londoner Abtheilung abzusenden wünsche, nahm man endlich einen dahin zielenden Plan an.

Ohne Zeitverlust wurde zur Ausführung geschritten. Am Osterdienstage (10. April) verließen P. Faber und P. Hutchison St. Wilfrid, um eine Woche im Oratorium zu Birmingham bei P. Newman zu bleiben und von dort nach London abzureisen. Zu gleicher Zeit hatte Mr. Lewis in Begleitung des P. John Bowden, damals noch Novize, sich nach einem passenden Hause umgesehen. Als P. Faber und P. Hutchison dasselbe in London besichtigt, billigten sie die Wahl und traten nach einigen Unterhandlungen in den Besitz der Häuser Nr. 24 und 25 der King Williamstreet (Strand). Hinter den beiden Häusern befand sich ein gedecktes Gebäude von ungefähr 60 Fuß in der Tiefe und 30 in der Breite, bestehend aus zwei Etagen, deren obere das Licht durch den Plafond erhielt und eine Höhe von ungefähr 15 Fuß besaß. Das Ganze hatte bis dahin mehreren Zwecken gedient, hauptsächlich aber als Versammlungslocal und zuletzt als Wiskeyschenke; man gelangte dazu durch einen langen Corridor, der das Haus durchschnitt. Der obere Saal wurde als Hauptkapelle hergerichtet; in dem unteren wurde der Altar aus der alten portugiesischen Kapelle aufgestellt, um dem Publikum die Anhörung der Messe an Sonntagen leichter zu machen. Die Unzulänglichkeit dieser Eintheilung trat indeß bald zu Tage, und man theilte die St. Wilfridskapelle in zwei Theile, einen für das sogen. kleine Oratorium, den andern für das Refektorium der Genossenschaft.

Samstag den 28. April, zu einer schon vorgerückten Nachmittagsstunde, langten mehrere Mitglieder der Genossenschaft von St. Wilfrid an und nahmen von den beiden Wohnungen Besitz, die durch eine Thür in Verbindung gesetzt worden waren. Fast ganz entblößt von allem Mobiliar, gelang es doch noch, des Abends einen Nothaltar zu errichten, und am folgenden Morgen, dem Patronatsfeste des hl. Joseph, las P. Faber die erste heilige Messe. Lord Arundel und Mr. Lewis waren zugegen und blieben bei dem Dejeuner, dem einzigen vielleicht, das beide Herren in ihrem ganzen Leben in solcher Armseligkeit mitgemacht hatten.

Man begab sich unverweilt an die Herrichtung der Kapelle. Außer den vier nackten Mauern war Alles noch zu machen, was für den zur feierlichen Eröffnung festgesetzten Tag, den 31. Mai, außerordentlich viele Arbeit gab. Die, welche am Nachmittag des 30. Mai die Kapelle besuchten, wollten und konnten nicht glauben, daß für den folgenden Morgen Alles bereit sei. Indessen die Bänke wurden gebracht; einige Väter beschäftigten sich mit dem Altar; die Orgel machte noch außergewöhnliche Arbeiten nothwendig; allein der eiserne Wille und die unbesiegbare Energie P. Fabers, seine geschickte Hand, die so oft schon in den vorausgehenden Tagen geholfen, halfen auch hier. Am 31. Mai — es war der Donnerstag in der Pfingstoctave — zu einer wenig vorgeschrittenen Stunde, war Alles bereit; Dr. Wiseman, der apostolische Vicar des Londoner Districtes, erschien und wohnte dem Hochamte bei und predigte in demselben. Nach der in Gegenwart des Bischofs gesungenen Vesper hielt P. Newman die später von ihm veröffentlichte Ansprache über „die den katholischen Missionen eröffnete Aussicht“. Die Congregation bestand aus sechs Priestern: den PP. Faber, Dalgairns, Stanton, Hutchison, Knox und Wells, nebst zwei Novizen, den späteren PP. Gordon und J. Bowden. Die Väter wurden noch als zur Congregation von Birmingham gehörend angesehen und P. Newman war noch immer ihr

Oberer; sie waren dem P. Faber einstweilen unter dem Titel eines Rectors unterstellt. Gleich anfangs nahmen sie noch in King Williamstreet den Bruder des P. John Bowden, Charles Bowden, als Novize auf, der mit der Genossenschaft zu Maryvale und zu St. Wilfrid seit dem verflossenen Juli gelebt. Er trat nach Vollendung seiner Studien im Jahre 1856 in die Congregation ein.

Von diesem Augenblicke an ist die Lebensgeschichte P. Fabers ganz mit der Geschichte des Londoner Oratoriums verwachsen, an dessen Spitze er ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode bleiben sollte. Die Congregation wurde vom ersten Augenblicke ihres Einzugs in London der fast ausschließliche Gegenstand seiner oft übermenschlichen Hingebung; ihre Erfolge sind von jetzt an die freudevollen Tage in seinem Leben; ihr Kreuz und ihre Schwierigkeiten sein schwerstes Leid. An sich und seinen Namen, seinen Ruhm dachte er keinen Augenblick mehr; seine Zeit, seine Gesundheit, sein Genie und die unerschöpfliche Fundgrube seiner Talente galten nur noch der Ehre und dem Ruhm des hl. Philipp und der Ausbreitung seines Werkes auf dem kalten Boden Englands. Man kann wohl sagen, die Gründung, Befestigung und Verherrlichung des Londoner Oratoriums war das große Werk, zu dem die Vorsehung ihn berufen hatte.

Ein kurzgefaßter Rückblick auf den Zustand der Kirche in London zu Anfang des Jahres 1849 wird die Haltung, welche das neue Oratorium sofort annahm, besser verstehen lassen. Die gegenwärtigen Diöcesen Westminster und Southwark bildeten vor Wiedererrichtung der Hierarchie (1850 durch Papst Pius IX.) den Londoner District, dem Bischof Dr. Wiseman damals vorstand, der Nachfolger des nach kurzem Aufenthalte in London gestorbenen Dr. Walsh. Der Vorgänger Dr. Walsh's im Londoner Districte, der apostolische Vicar Dr. Griffiths, war unter keiner Bedingung zu bewegen gewesen, an einem Zustande der Dinge, der noch aus den Zeiten der barbarischen Strafgesetzgebung Englands gegen die Katholiken

herrührte und der seit verhältnißmäßig kurzer Zeit erst einige Milderungen erfahren hätte, etwas zu ändern; besonders hatte er keiner religiösen Ordensgenossenschaft die Eröffnung einer öffentlichen Kirche im Bereiche seiner Jurisdiction gestatten wollen. Dr. Wiseman nahm sofort hinsichtlich dieses Punktes eine ganz andere Linie des Verhaltens ein. Eines der größten Werke seines für England unvergeßlichen Episcopates war die Einführung der religiösen Genossenschaften in die öffentliche Seelsorge, ihre Hebung und ihr wirksamer Schutz.

Die Einführung der Oratorianer in King Williamstreet war besonders eine seiner Herzensfreuden. Von ihm rührte die erste Idee eines Oratoriums in England her; sie war von ihm schon sorgsam erwogen und in Aussicht genommen, bevor noch dessen Gründer Mitglieder der katholischen Kirche geworden waren. Als Bruder des kleinen Oratoriums in Rom war der Sinn und das Auge in ihm für all' das Gute geschärft worden, welches aus der beständigen Uebung der frommen Gebräuche Roms auch in England entstehen konnte, und er hatte dem hl. Philipp versprochen, seine Congregation in England einzuführen, wenn Solches je in seine Macht gestellt werden würde. In den „an Protestanten und Katholiken gerichteten Conferenzen" hat P. Newman, wie einst der Oratorianer Cardinal Berulle ein Licht des Jahrhunderts und seines Volkes, berichtet, daß er Bischof Wiseman den Beruf für das Oratorium verdanke. „Ich biete der Annahme und dem Schutze Ew. Gnaden," schreibt er in der Widmung dieser Schrift an Dr. Wiseman, „das Erstlingswerk dar, welches ich als Pater des Oratoriums vom hl. Philipp Neri veröffentliche. Es ist für mich eine Pflicht, so zu handeln, als Beweis meiner Dankbarkeit gegen Ew. Gnaden, weil ich es Ihnen vorzugsweise verdanke, daß ich nach Gottes Willen ein, wenn auch unwürdiger Schüler und Diener eines so großen Heiligen bin." Die Congregation des hl. Philippus in London fand an dem späteren Erzbischof und Cardinal Wiseman bis an dessen Ende einen wohl-

wollenden Freund und Schützer, bei dem sie des guten Rathes und der unverdrossenen Aufmunterung stets gewiß sein durfte.

Wenn wir die officiellen Angaben des „katholischen Almanachs“ von 1849 mit denen von 1872, wo P. Bowden schrieb, und dem letzten von 1879, die diese Schrift berücksichtigt, mit einander vergleichen, so ist es möglich, sich eine annähernde Vorstellung von der Arbeit zu machen, zu deren Mitwirkung das Oratorium berufen war. Im Jahre 1849 hatte der ganze Londoner District 97 Kirchen und Kapellen; im Jahre 1872 282 Orte, wo Gottesdienst gehalten wurde; an Priestern lebten 1849 156, 1872 479 dort. Auf die Stadt London allein beschränkt, stellt sich die Zahl der Kirchen im Jahre 1849 auf 42 mit 84 Priestern; im Jahre 1872 auf 100 Kirchen mit 273 Priestern; im Jahre 1879 auf 103 Kirchen mit 308 Welt- und Ordenspriestern. Doch der Unterschied zwischen den beiden erstgenannten Perioden war nicht bloß auf diese Zahlen beschränkt: die Ausstattung, die Zier und der Schmuck der Kirchen trug im Jahre 1849 noch ganz den oben angegebenen Charakter des Allernothdürftigsten, und ist mit dem, was heute die Londoner Kirchen aufweisen, ein Vergleich nicht mehr möglich. Um nur ein Beispiel anzuführen, so gab es damals in London nur eine öffentliche Statue Unserer Lieben Frau an der Marienkirche in Chelsea. Die Zahl der weiblichen Klöster hatte sich von 15 auf 81, die der Männerorden von 2 auf 43 gehoben. Die Passionisten von Hampstead und die Redemptoristen von Clapham hatten zwar ihre Häuser, aber beide hatten als öffentliche Kirche nur ein Zimmer, das als Kapelle diente. Vier Väter aus der Gesellschaft Jesu hatten zwar eine Residenz in der Hillstreet, allein der Almanach von 1849 weiß von einer öffentlichen Wirksamkeit noch nichts; ihre Kirche in der Farmstreet (London) war noch nicht vollendet und ihre große Mission in Westminster war noch nicht angefangen.

So scheint also das Oratorium in King Williamstreet die erste öffentliche *Kirche in London* gewesen zu sein, in der Ordens-

leute als solche ihre seelsorgliche Wirksamkeit eröffneten. Die heutigen Katholiken, welche rings in London dem öffentlichen Wirken der Passionisten, der unbeschuhten Carmeliter, Serviten, Jesuiten, Dominikaner, Väter der christlichen Liebe (Holborn), der frommen Missionen (Italian Church, Hatton Wall), der auswärtigen Missionen (Mill Hill), der Oblaten vom hl. Karl, der Maristen — alle diese Orden haben gegenwärtig Seelsorge in London — anwohnen, können sich nur sehr schwer einen Begriff von den Vorurtheilen und Einwendungen machen, mit denen man vor fast 30 Jahren die Ordensleute und ihr Wirken, selbst in katholischen Kreisen, ansah. Der Weltklerus war der Verwendung von priesterlichen Genossenschaften in der Pfarrseelsorge wenig geneigt, die, ohne in dem Maße, wie er selbst, die Lasten der Pfarrarbeiten zu tragen, wenn sie einigen Erfolg haben sollten, die Gläubigen den Kirchen, die ihr Altersrecht beanspruchen durften, abwendig machen mußten. Man hatte ein eifersüchtiges Auge besonders für den Umstand, daß die Väter dieser Genossenschaften fast alle Convertiten waren, die ihre Lehrzeit in London nicht durchgemacht hatten. Man betrachtete es als eine Indiscretion, daß sie ihr Ordenskleid öffentlich trugen, und an gewissen Stellen, die nicht die wenigst einflußreichen waren, man sah auf sie und ihr Wirken schon deßhalb mit Argwohn, weil sie die ersten waren, welche nun alle Vorsicht bei Seite warfen, die die Erinnerung an die erlittenen Verfolgungen der Freiheit des katholischen Cultus noch in den Weg stellten.

Hinsichtlich der Oratorianer fand man noch eine besondere Quelle der Klagen in den Andachten, die sie einführten. Man kann von dem damaligen London wohl sagen, daß Volksandachten an den Wochentagen gänzlich unbekannt waren. Hier und dort gab es zwar einige Segensandachten, besonders eine ein- oder zweimalige Complet mit Segen in der Advents- und Fastenzeit. Der Almanach von 1849 constatirt, daß in der Kapelle zu Kentish Town (seit 1859 Pfarrkirche zu Unserer

Lieben Frau von der Hülfe der Christen, Fortreß Place) jeden Tag des Jahres Abendandachten gewesen und Donnerstags Segen, sich anschließend an eine einfache Belehrung über die Pflichten des Christen; aber diese Thatsache und vielleicht noch die eine oder andere dieser Art, die heute vergessen sind, waren Ausnahmen. Einen eigentlichen Volksgottesdienst hatte man nicht, und das Schlimmste war, daß die Gläubigen den Sinn dafür verloren zu haben schienen. Die drei oder vier Lieder, welche in dem „Seelengarten" Dr. Challoners, dem damals noch allenthalben im Gebrauch befindlichen katholischen Gebetbuche, standen, konnten auf Volksthümlichkeit keinen Anspruch machen; auch gab der „Seelengarten" nur die nothwendigsten täglichen Gebete; andere Andachtsbücher, in die man ausländische Andachten der gewöhnlichsten Art aufgenommen, gab es damals noch nicht. Man war eben über die alles Leben der Frömmigkeit ertödtenden Zeiten der Verfolgung und des kalten protestantischen Indifferentismus, zu dem das katholische Leben verurtheilt war, praktisch noch nicht hinaus. Es ist darum nicht zu verwundern, daß, als die Andachten des Oratoriums mit ihren neuen Liedern, neuen Gebeten und einer neuen volksthümlichen Predigtweise begannen, die Londoner Katholiken sich anfangs nicht zurechtfinden wollten und bald formelle Klagschriften dem Bischofe eingereicht wurden. Man stellte dem Bischofe vor, daß diese Neuerungen unerhört und gefahrvoll seien; daß man damit eher nach Art der Methodisten als nach katholischen Principien vorgehe; daß man dieselben unterdrücken solle. Und seltsam, gerade die Andacht, gegen welche man am heftigsten anging, die Andacht zum kostbaren Blute des Heilandes, ist heute eine der weitverbreitetsten in England.

Doch der Erfolg half schneller als alles Andere zur Beseitigung des Argwohnes, und viele der rückhaltlosesten Tadler und Gegner der Oratorianer-Andachten wurden bald ihre ersten Lobredner und Nacheiferer. Die Kirche der King Williamstreet war immer sehr besucht, sowohl Morgens bei der Messe wie

Abends bei der Predigt und Andacht, deren Form bis auf den heutigen Tag unverändert beibehalten wurde. Besonders halfen die musikalischen Talente des P. Alban Wells zur schnellen Verbreitung der neuen Lieder des Oratoriums. Die eifrigen Missionäre der Londoner Kapellen, welche die herrlichsten Früchte der volksthümlichen Andacht sahen, ahmten schnell das Beispiel nach, und bald gab es wenig Pfarreien in London, wo die Faber'schen Lieder nicht gerne gesungen wurden.

Am 30. Juli, am Feste des hl. Ignaz, wurde die 1844—1845 erbaute Kirche der Jesuiten in der Farmstreet feierlich eröffnet und am Sonntag in der Octave predigte P. Faber dort im Hochamte.

Um diese Zeit wurden die Gottesdienste des Oratoriums für einige Wochen unterbrochen wegen der Vollendung der Kapelle. Auf Kosten eines Wohlthäters der Congregation sollten die improvisirten Decorationen des 31. Mai einer passenderen und dauerhafteren Zier Platz machen. P. Faber benutzte diesen Ruhepunkt, um in Begleitung der PP. Hutchison und Wells eine kürzere Rundreise durch die Hauptstädte Belgiens zu machen und dort die gottesdienstlichen Einrichtungen genauer kennen zu lernen.

Im September begaben sich einige Väter nach East Farleigh in der Grafschaft Kent, wo unter den zahlreichen Irländern, die dort bei der Hopfenernte beschäftigt waren, die Cholera heftig ausgebrochen war. Zwei Schwestern vom guten Hirten, zwei Patres und P. Faber selbst reisten dahin auf Einladung des anglicanischen Rectors der Pfarrei, Mr. H. W. Wilberforce, der ihnen alsbald die Pfarrschule als Hospital abtrat. P. Faber ließ über jedem Bette ein Crucifix und Weihwasser anbringen. Die Familie des Pfarrers nicht minder als er selbst waren unermüdlich thätig, um den Schwestern und den Geistlichen alles Nothwendige zu einer guten Pflege herbeizuschaffen. Dank ihrem Entgegenkommen konnte P. Faber, den seine Arbeiten bald nach London zurückriefen, vielen Ster-

benden die Sacramente spenden und manche der Lebenden wieder mit der Kirche versöhnen. Dem Pfarrer und seiner Familie wurde später, als bester Gotteslohn für ihre Liebe zu den Armen, das Glück zu Theil, selbst in die Kirche aufgenommen zu werden, und zwar nach Jahresfrist genau an dem Tage, wo er die Oratorianer nach Farleigh gerufen. Von den vier Söhnen des berühmten Vorkämpfers der Sklavenemancipation in England, des edlen William Wilberforce († 1833), blieb nur einer protestantisch: der anglicanische Bischof von Winchester. Der Pfarrer von Farleigh († 1873) wurde einer der gefeiertesten katholischen Publicisten.

Inmitten endloser Arbeiten und Schwierigkeiten aller Art verliefen die vier ersten Jahre der Genossenschaft in der King Williamstreet schnell. Die Theure der Miethe und des Lebens, sowie die unvermeidlichen Kämpfe bei jeder neuen Gründung machten sich mit unvermindertem Drucke stets wieder geltend. Anderseits wurden die reichen Früchte ihrer apostolischen Arbeiten für die Väter eine Quelle großen Trostes. Am 21. November 1849 schrieb Faber an seinen alten Freund J. B. Morris: „Wir sind bis an den Hals an der Arbeit, Männer des Gesetzes, Studenten der Medicin, Leute aller Art drängen sich durcheinander in unserer Kirche. Zuletzt habe ich ihrer zehn aufgenommen, aber wir sehen darauf, daß aller unnöthige Lärm vermieden wird. Ich halte mich auf den Beinen und, wie Dir Edward Bagshawe (seit November 1874 Bischof von Nottingham) sagen wird, der heute das Ordenskleid genommen, kann ich kaum meine polemische und geistliche Correspondenz bewältigen. Der Erfolg des Oratoriums ist wahrlich mehr als ein Wunder gewesen; wir haben gegenwärtig mehr als 500 Communionen die Woche; der Bischof bezeugt uns die größte Liebe, und unter uns selbst herrscht größere Heiterkeit, als ich Dir sagen könnte."

Im Laufe des Sommers wurde P. Faber mehrmals ernstlich krank; ein Ausflug nach Bath stellte ihn zwar her, aber

bei seiner Rückkehr nach London klagte er dem auf Malta befindlichen P. Bowden, daß er sich in London nie wohl fühle (24. Juni 1849). Im Laufe des Herbstes leitete P. Faber eine Mission in St. Wilfrid, wohin er nun nicht mehr zurückkehrte; nachdem das Eigenthum in verschiedene Hände übergegangen war, kam es endlich in den Besitz der Schulbehörden von Sedgley Park, die es zu Schulzwecken verwendeten.

Die Väter trafen große Vorbereitungen für ihren ersten Fastengottesdienst in King-Williamstreet. Trotz seiner fast beständigen Leiden, besonders heftiger Kopfschmerzen, von denen Faber, wie es schien, mit den Jahren immer heftiger befallen wurde, war er unermüdlich. Ohne Beihilfe leitete er eine Retraite von 15 aufeinanderfolgenden Tagen für Personen, die ein geistliches Leben führen wollten: er predigte dabei Morgens eine Betrachtung von zwei Stunden und gab Abends eine Conferenz von zwei Stunden, was ihn indessen nicht hinderte, unmittelbar nachher einen Theil der Fastenpredigten zu übernehmen und am Charfreitag in der feierlichen Andacht zu dem dreistündigen Todeskampfe Jesu zu predigen. Im Februar schrieb einer aus seiner Umgebung: „P. Faber arbeitet weniger wie ein Mensch, eher wie eine Dampfmaschine; ob er sich wohl befindet oder nicht, weiß ich nicht; ich wünsche, daß er wohl ist, aber sein Arbeiten ist etwas Fabelhaftes. Er hat 26 Fastenpredigten geschrieben und wird die große Predigt am Charfreitag halten: er macht noch andere Predigten gegen den Transscendentalismus, schreibt Andachten zum auferstandenen Heiland und macht Verse (nach Kilometer) auf unsern heiligen Stifter."

Vor dem Feste des hl. Schutzpatrons der Congregation hielt P. Faber drei Predigten, die später unter dem Titel: „Der Geist und das Genie des hl. Philipp Neri" veröffentlicht wurden. Um dieselbe Zeit hielt P. Newman in der Kirche seine berühmten Ansprachen über „die anglicanischen Schwierigkeiten", die für so viele Personen der Ausgangspunkt ihrer

Bekehrung zur katholischen Kirche wurden. Die Zuhörerschaft war der ausgesuchtesten Art und umfaßte eine große Anzahl anglicanischer Geistlicher, viele in der literarischen Welt bekannte Personen, wie Thackeray, Miß Charlotte Bronte u. a., die im Stande waren, die wunderbare Feinheit des Newman'schen Stiles und die Macht seiner klassischen Diction, die von wenigen seiner Landsleute erreicht wird, wohl zu würdigen. Der Eintritt in die Kirche war nur gegen Billete erlaubt.

Der erste Sonntag des Juli brachte die feierliche und förmliche Errichtung der Bruderschaft vom kostbaren Blute. Es war dieß eine der Lieblingsandachten des P. Faber. Dieselbe hing ohne Zweifel in seinem Geiste mit den theologischen Reminiscenzen seiner jüngeren Jahre zusammen. Bei seiner Aufnahme in die Kirche hatte er alle gebilligten und mit Ablässen versehenen Uebungen, die auf das kostbare Blut Bezug hatten, mit einem wahren Herzenseifer angenommen, so wie er sie in einem Büchlein gefunden, welches ihm Dr. Grant bei seiner Ankunft in Rom 1846 gegeben hatte. Der Zweig der Bruderschaft, der zu St. Wilfrid gebildet worden war (1847), hatte großen Erfolg gehabt, und es wurde ein süßer Trost für P. Faber, daß diese Errichtung resp. die Einführung der Bruderschaft in London mit der ersten großen, nun für die allgemeine Kirche vorgeschriebenen Festfeier zusammenfiel, welche der heilige Vater bei seiner Rückkehr von Gaeta zur Ehre des kostbaren Blutes angeordnet hatte. Die neue Bruderschaft resp. ihre Errichtung wurde durch päpstliches Rescript vom 12. August 1850 bestätigt.

Während des Sommers gönnte P. Faber sich nur kurze Augenblicke der Ruhe, die er hauptsächlich zu Lancing (Grafschaft Sussex) in einem kleinen, für die Saison gemietheten Hause zubrachte, wohin sich auch die anderen Mitglieder der Genossenschaft begaben, je nachdem sie frei waren. Ein alter Freund P. Fabers, der mit ihm für sein Leben gern über theologische *Dinge disputirte*, hatte die Güte gehabt, für diese

Erholung der von ihren Arbeiten fast ganz erschöpften Väter zu sorgen. W. George Ward, einer der gefeiertesten theologischen Schriftsteller des katholischen England, ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, war in mehrfacher Hinsicht ein Geistesverwandter Fabers. Als Fellow des Balliol-Collegs zu Oxford hatte er im Jahre 1844 sein „Ideal einer christlichen Kirche" erscheinen lassen, ein Werk, in dem die Principien der tractarianischen Bewegung in einer Schärfe hervortraten, daß die Häupter der Oxforder Universität, die die Newman'schen Tractate nicht zu verurtheilen gewagt hatten, trotz der von ihnen angepriesenen freien Forschung und der Freiheit des Privaturtheils dagegen einschritten. Mr. Ward, ganz von der anglicanischen Kirche zurückgestoßen, wurde von Dr. Wiseman mit offenen Armen aufgenommen und ihm bald nachher, trotzdem er Laie und verheirathet war, ein Lehrstuhl der Theologie in dem St. Edmond-Seminare übertragen. Seine allgemeine Gelehrsamkeit, seine durch dialektischen Scharfsinn und theologische Correctheit gleich ausgezeichneten Werke und seine vielen der Kirche in England geleisteten Dienste verschafften ihm den Doctortitel direct durch Papst Pius IX. selbst. Dr. Ward war bis zum Schlusse des Jahres 1878 der Herausgeber der „Dublin Review", unstreitig der besten in englischer Sprache geschriebenen theologischen Zeitschrift. Man wird begreifen, wie eng dieser Mann mit den gelehrten Convertiten der King Williamstreet befreundet und vertraut war und daß die Sorge für die Gesundheit der Väter nur einer der vielen ihnen in den Jahren der Gründung geleisteten Dienste war.

Um diese Zeit hatte das Londoner Oratorium offenbar Kraft genug erlangt, sich allein halten zu können, und man bestimmte, daß das Reglement des hl. Philipp jetzt in Kraft treten könne, welches bestimmt, daß die einzelnen Congregationen von einander unabhängig seien. Am 9. October entließ *P. Newman* unter Zustimmung der übrigen Väter von *Birmingham* schweren und leidvollen Herzens die Londoner Ge-

ossenschaft aus seiner Obedienz, mit dem Auftrag, nun als etrennte Genossenschaft sich zu constituiren. Auf wen hätte ie alsbald nothwendig gewordene Wahl des Oberen anders allen sollen, als auf P. Faber, der am Vorabende der Wahl 11. October 1850) an den Grafen von Surrey und Arundel chrieb: „Nicht ohne Unruhe eröffnet sich mir der Blick auf die norgige Vorsteherwahl bei dem Gedanken, selbst zum Oberen ewählt zu werden und die Interessen und das Ansehen der Familie des hl. Philipp in der größten Stadt der Welt auf o armselige Schultern gleich den meinigen gelegt zu sehen. Dieser Gedanke legt mir den Wunsch nahe, daß alle Welt och erkennen könne, was ich in Wirklichkeit bin, damit man nich verabscheue und zu den ewig Vergessenen werfen möge, vohin ich gehöre. Das wird nicht hindern, daß ich, einmal ewählt, anstatt in meiner Erhebung ein Uebel zu sehen, das Gott zu seiner Verherrlichung und zum Guten wird wenden önnen, mich als einen jener falschen Brillanten betrachten will, die der göttliche Juwelier unter dem Diamant seiner süßen Vorsehung verbirgt, um aus ihm dessen durchleuchtende Schönheit hervorstrahlen zu lassen."

Am 12. October, am St. Wilfridstage, wurde P. Faber zum Vorsteher der Londoner Congregation gewählt, ein Amt, welches er bis zu seinem Tode, in jedesmaliger Erneuerung von drei zu drei Jahren gemäß der Regel des Oratoriums, behielt. Damit waren nun zwar die amtlichen Bande mit P. Newman gänzlich gelöst, aber die tiefen Gefühle der Liebe und der Hochachtung waren und blieben unlösbar. P. Faber drückte nur die Gesinnungen der gesammten Congregation aus, als er fünf Jahre später an die Spitze seines einzig schönen Werkes über „das heilige Sacrament" die Widmung setzte: „Meinem einzig geliebten Vater, John Henry Newman, dem ich nach Gottes Erbarmen den Glauben der Kirche, die Gnade der Sacramente, das Kleid des hl. Philipp und so viele andere Dinge verdanke, für deren Ausdruck die Armuth meiner Worte

nicht genügt, um die aber mein Herz weiß, und die es als seinen Schatz in sich trägt in Erwartung der großen Offenbarungen des jüngsten Tages."

Da die Mitgliederzahl der Genossenschaft zunahm und der Raum zu beengt wurde, hatte Mr. Charles Kenny, der Besitzer des an das Oratorium anstoßenden Hauses (Nro. 27), die Gewogenheit, es den Vätern zur Verfügung zu stellen. Inmitten der Einrichtungen desselben überraschte sie zu Ende des Jahres 1850 ein heftiges, und mit ihm letztes Aufflackern jener altenglischen Nopopery-Agitation, welche unmittelbar der Herstellung der Hierarchie in England durch Pius IX. folgte. Das Ordenskleid der Väter bezeichnete sie den protestantischen Fanatikern als eine willkommene Zielscheibe des von ihnen künstlich erregten Volkshasses. „Es ist eine Zeit großer Unruhe," sagte P. Faber, „aber auch eine Zeit ebenso voll von großen Hoffnungen wie von großen Befürchtungen." Ueber diese für England ewig denkwürdigen Tage, in denen Bischof Wiseman als Cardinal und Erzbischof von Westminster nach London zurückkehrte, hat P. Faber in einem Briefe an Watts Russel, damals in Rom, unter dem unmittelbaren Eindruck derselben ein treues Bild entworfen. „Vermuthlich," schreibt er (St. Gertrudstag 1850), „siehst Du die Journale und erfährst genug von unserer gegenwärtigen Lage in England. Wir haben die Ehre, mehr als den uns zukommenden Antheil an der öffentlichen Erregtheit zu tragen, und wir schulden das vielleicht dem Hirtenbriefe, den der (anglicanische) Bischof von London gegen uns zu schleudern für gut befunden. Auf allen Mauern kannst Du lesen: ‚Nieder mit den Oratorianern!' — ‚Gehet nicht nach dem Oratorium!' — ‚Vertreiben wir die Oratorianer!' — Und im Leicestersquare erklärt ein dreifaches Plakat: ‚Weg mit dem Papismus! Nieder mit den Oratorianern! Keine Religion mehr!' Man flucht uns auf den Straßen; selbst die Gentlemen beschimpfen uns aus den herabgelassenen Fenstern ihres Wagens. Alles das hat nicht viel

zu sagen; aber der große, der entscheidende Punkt, der mir Sorge macht, ist die Richtung, welche die Bewegung einschlagen wird. — Als ich jüngst für den Cardinal (Wiseman) betete, war ich stark versucht, für ihn den Geist großer Abtödtung zu erflehen. Das ist es ja, woran wir Noth leiden, und wenn das heutige wüste Geheul uns dahin führt, so wird es für uns von wahrem Segen sein. Mein lieber Freund, wir haben hier in England zu sehr den Scheitel erhoben, wir Katholiken und Convertiten. Wir haben uns gehalten, als hätten wir schon das Heft in Händen. Wir haben uns mit zu großem Eifer auf die Pracht der Ceremonien, auf die Schönheit der Kirchen, auf die Großartigkeit des Auftretens, auf die Oeffentlichkeit geworfen, und wir haben nicht dem entsprochen, was Gott für uns nach Außen that, durch eine Vermehrung unserer Gebete, unserer Abtödtungen, der Uebungen des innerlichen Lebens. Wir wurden jeden Tag leerer und darum anmaßender. So mag denn Gott es zulassen, daß der böse Geist bellt, um uns zu belehren, oder daß er gar beißt, um uns zu züchtigen; ich hoffe nur, daß die Warnung nicht weggeworfen ist, sondern ihre Wirkung thun wird. Ach, das Unglück ist, daß so wenig Menschen empfänglich sind für die übernatürliche Seite dieser Dinge. Den Menschenkindern sind die Wahrheiten verkürzt." Wen erinnern diese Worte nicht schmerzlich an das ähnliche Schauspiel der Gottvergessenheit inmitten der Prüfungen, die wir durchzumachen haben?

Ueber die so drohenden Aengstigungen und Prüfungen, die bei P. Faber noch durch häufiges Kopfleiden gesteigert wurden, ging das bewegte Jahr 1850 zu Ende. Gleich mit dem Beginne des Jahres 1851 wurden mehrere anglicanische Geistliche in die katholische Kirche aufgenommen. Der bedeutendste unter ihnen war der Archidiakon von Chichester, H. Edward Manning (geb. 15. Juli 1808 zu Totteridge, Herfordshire), heute Cardinal-Erzbischof in Westminster. Noch im Laufe des Jahres empfing er von Cardinal Wiseman die heiligen Weihen und im

Oratorium übte er zuerst die Functionen des Diakons und Subdiakons aus; und als er bald darauf zum Priester geweiht wurde, war es P. Faber, der ihn über die Ceremonien der heiligen Messe belehrte. So verbanden also auch ihn unvergeßlich heilige Erinnerungen mit dem Oratorium und mit P. Faber insbesondere.

Im Monate Juni 1851 bildete sich auf Betreiben P. Hutchisons ein Comité zu dem Zwecke, Schulen für die Kinder der armen Katholiken herzustellen, um so jenen in den protestantischen Armenschulen herrschenden glaubens- und sittenfeindlichen Geist, der das Gift des antikatholischen Denkens und Lebens durch die Kinder in die katholischen Familien trug, endlich zu zerstören und damit eine der Quellen, welche das Aufkommen der katholischen Kirche in London in der Wurzel hinderte, abzugraben. In einem dem protestantischen Engländer fast natürlichen Ausdrucke, aus dem indessen der Accent entmenschter Brutalität und tiefster Seelenverachtung spricht, hießen diese Schulen Ragged Schools, d. h. Lumpenschulen.

P. Hutchison, der damals noch kaum eine Ahnung von der Größe des Elendes der armen Kinder hatte, schlug vor, zunächst ein Externat von 200 Knaben unter der Leitung der Väter des Oratoriums und später, wenn es gelänge, die dazu nöthigen Fonds zusammenzubringen, ein vollständiges Schulsystem für Knaben und für Mädchen zu errichten. Das Werk wurde von P. Faber nach diesen Vorschlägen dem P. Hutchison anvertraut, der weder Ruhe noch Mühe noch Geld kannte und sparte, bis es gelungen war. Am 9. October wurde die Armenschule in der Rosestreet (Covent Garden) eröffnet; im folgenden Jahre konnte sie in ein bequemeres Lokal nach Dunn's Passage (Holborn) verlegt und von da endlich in ein noch geräumigeres Lokal der Charlesstreet (Drury Lane) verpflanzt werden.

Der Erfolg des Unternehmens überschritt bei Weitem alle Hoffnungen. Bald erhielten mehr als 1100 katholische Kinder der benachbarten Straßen den Unterricht in den Schulen der

Väter; sie fanden dort zugleich eine leichte Gelegenheit, Sonntags die heilige Messe zu hören und die heiligen Sacramente zu empfangen. Die sämmtlichen Kinder gehörten der allerärmsten Volksklasse an, und der Einfluß, der aus einer geregelten Einwirkung zum Bessern auf ihre Haltung ausgeübt wurde, fiel den Bewohnern und den Besuchern des Stadtviertels bald der Art in die Augen, daß die Aufmerksamkeit der öffentlichen Behörden desselben auf die Schulen hingelenkt wurde. Ein Project führte zum andern, und P. Hutchison schonte sich so wenig in der Leitung, Verbesserung und Durchführung des Werkes, daß seine schwache Gesundheit bald vollständig wich und die Leitung der Schulen in die Hände des P. Rowe gelegt werden mußte, der sie in demselben Zustande erhielt. Nachdem man indessen die Niederlassung in King Williamstreet aufgegeben hatte, stellte sich heraus, daß die Entfernung der Schulen und der beständig sich steigernde Anspruch an die Kräfte der Väter es wünschenswerth machten, daß die Schulen in andere sichere Hände übergingen, und im Jahre 1863 wurde das ganze Institut der Diöcesan-Autorität übergeben. So erhielt denn auch unter Billigung und mit der Unterstützung P. Fabers jenes großartige Armen-Schulsystem der englischen Katholiken vom Oratorium einen Aufschwung, das im Schuljahre 1877/78 nicht weniger als 18 417 Kindern in der Erzdiöcese Westminster allein einen katholischen Unterricht vermitteln konnte und durch welches das katholische Leben der Armen auf seine rechte Grundlage gestellt wurde, eine Aufgabe, welche besonders der gegenwärtige Cardinal-Erzbischof bis zur Stunde als eine der nothwendigsten und wichtigsten seines Episcopates angesehen und mit dem segensreichsten Erfolge, unter dem Dank und der theilweisen Unterstützung der weltlichen Behörden, durchgesetzt hat.

Während einiger Wochen stillen Aufenthaltes am Meere zu Ende des Sommers 1851 beendete P. Faber seinen „Versuch über die Missionen in den Diöcesen“ unter den Katholiken, den er schon *früher begonnen* hatte. Trotz dieser verhältniß-

mäßigen Ruhe stand es indeß bei seiner Rückkehr nach London so schlecht mit seiner Gesundheit, daß man für sein Leben in große Besorgniß gerieth. Ein Aufhören aller und jeder Arbeit wenigstens für einige Monate und eine totale Luftveränderung wurden als erster Versuch zu seiner Wiederherstellung empfohlen. Es schien also die Gelegenheit endlich günstig, ein Jugendproject Fabers auszuführen, nämlich das heilige Land zu besuchen, und in Gesellschaft von P. George F. Ballard verließ P. Faber England zu Anfang October 1851 wirklich. Es erleichterte Faber den Abschied nicht wenig, daß der Bischof von Southwark, Dr. Grant, der vormalige Rector des englischen Collegs in Rom, die Väter im Predigen zu unterstützen versprach, was er denn auch zur hohen Freude der Väter und der Besucher des Oratoriums eifrigst ausführte.

Nach einem durch den Zustand P. Fabers nothwendig gewordenen Aufenthalte in Marseille schifften sich unsere Reisenden endlich auf einem französischen Dampfer nach Beyrut ein. Die Ueberfahrt war sehr unruhig: bei der Ankunft auf Malta war P. Faber außer Stande, weiter zu reisen, und der Reiseplan mußte abgeändert werden.

Erst gegen Mitte November konnten P. Faber und sein Gefährte Malta verlassen; sie begaben sich nach Messina und von dort nach Catania, Palermo, Neapel und Rom. In jeder dieser Städte war ihre erste Sorge, das Oratorium aufzusuchen; sie waren sicher, überall mit begeisterter Liebe aufgenommen zu werden als die jüngsten Kinder in der alten weitverzweigten Familie des hl. Philipp; ihre Freude, die Arbeitsweise der Väter, den Geist ihres Institutes und ihre Hilfsmittel kennen zu lernen, kannte keine Grenzen. Auf Malta hatte P. Faber den katholischen Matrosen bei Ankunft der englischen Flotte in San Philippo englisch gepredigt; in Messina entzückte er die Brüder des kleinen Oratoriums mit einer italienischen Predigt zu ihrer größten Zufriedenheit und Erbauung. Zu Palermo traf er Lord und Lady Shrewsbury, die ihn auf das Herzlichste

empfingen. Er kam gerade am Tage des Festes der Unbefleckten Empfängniß in Neapel an. Am andern Morgen schrieb er an P. Hutchison mit allem jugendlichen Feuer der ehemaligen Begeisterung: „Gestern im Augenblick, wo wir in den Hafen einliefen, kündigte ein Signal vom Dome die Erhebung der heiligen Hostie in der Pontificalmesse an. Es war ein Augenblick von zauberhafter Wirkung: auf allen Schiffen sah man wie auf einen Befehl sofort die Staatsflaggen in allen Farben aufhissen; von den Forts, den Kriegsschiffen, den Bastionen erdröhnte der Donner der Geschütze, der von Echo zu Echo in den fernen Gebirgen sich fortwälzte; alle Glocken rings die ganze Bucht entlang begannen im Fluge zu läuten, als hätte eine Verabredung zwischen ihnen bestanden, und im Hintergrunde lag der alte Vesuv, so friedlich seine Rauchwölkchen in die Sonne ausstoßend, daß man darüber hätte weinen mögen. Es ist dieß der große Glaubensact einer ganzen Stadt. Nur ein englisches und ein Yankee-Schiff machten in Protestantismus inmitten dieser großen Scene." Auf das Herzlichste wurde Faber, der „Preposto di Londra", von den Oratorianern aufgenommen. Am schwersten konnte er sich von den beneidenswerthen Schätzen der Bibliothek trennen, die, etwa 22 000 Bände umfassend, überaus reich an Manuscripten und seltenen Classikern war und worin er besonders ein Exemplar des Richard von St. Victor verehrte, das die Spuren der fleißigen Finger des hl. Philipp trug. Die Väter des Oratoriums waren die Tage während seines Aufenthaltes fast alle beschäftigt, ihm alte Drucke und besonders Oratorienschriften zu verschaffen. Am Ende seines neapolitanischen Aufenthaltes schrieb er nach London: „Ich kann gar nicht sagen, wie bittere Langweile mich befällt jedesmal, wenn ich fuori la Congregazione mich befinde. Tag und Nacht denke ich an London und kann hier keine Ruhe mehr finden. Mir träumte jüngst, ihr hättet einen Novizen erhalten; möchte es doch so sein! Ich mag nun keinen Brief mehr senden; ich *komme selbst.*" Die Reisenden blieben nur wenige

Tage zu Rom: sie erhielten nichtsdestoweniger die Ehre einer Audienz bei Pius IX. Der Papst empfing sie auf das Liebevollste und fragte P. Faber, welche Privilegien er wünsche. „Nichts für mich selbst," war die Antwort; „für meine Congregation aber Alles, was Ew. Heiligkeit zu bewilligen für gut halten." Als Faber sodann die Bittschrift um einen vollkommenen Ablaß an jedem Tage des Jahres für die Kirche der Oratorianer darreichte, sagte der Papst: „Das muß an die Congregation der Riten gehen." — „O heiliger Vater," entgegnete P. Faber, „Du kannst es selbst machen, wenn Du willst." Der Papst lächelte und unterschrieb das Papier. Nachdem P. Faber noch die großen Reliquien des hl. Philipp in der Chiesa Nuova, die ihm zu Ehren geöffnet und beleuchtet wurden, verehrt, hielt ihn nichts mehr zurück. Obwohl die ärztlich festgesetzte Zeit zu seiner Erholung noch lange nicht zu Ende war, eilte er mit seinen Begleitern über Florenz nach Genua, wo er das Weihnachtsfest feierte, und dann über den Mont-Cenis durch Deutschland nach England zurück. Am letzten Tage des Jahres 1851 kam er in London an.

Seine schnelle Rückkehr und die alsbald sich in erhöhtem Maße einstellenden Anzeichen dafür, daß sein Zustand ihm noch nicht erlaube, die gewohnten Arbeiten auf's Neue aufzunehmen, bewogen P. Faber, für einige Monate in Hither Green bei Lewisham (Grafschaft Kent) ein kleines Landhaus zu miethen und sich dorthin zurückzuziehen. Er konnte hier leicht von London aus den Besuch seiner Ordensbrüder und anderer Freunde empfangen und in den wichtigeren Dingen selbst die Entscheidung treffen. Zugleich konnte er von hier aus den Bau von St. Mary zu Sydenham Hill beaufsichtigen, dem neuen Landhause der Congregation, das dem Londoner Oratorium um diese Zeit von einem nicht genannten Wohlthäter geschenkt worden und zu welchem am 2. Februar 1852 der Grundstein gelegt worden war. Fabers Aufenthalt in Hither Green wirkte auffallend gut auf seine Gesundheit. An den damals auf Malta

weilenden erkrankten P. J. E. Bowden konnte P. Faber am 22. Januar schon schreiben: „Mein lieber John, die einzig reine Luft auf Gottes weiter Erde ist ein rechtschaffener englischer Nordwind, klar, eisig, durchdringend, der Dir durch die Haare pfeift, Deinen Hut vom Kopfe weg über ein Dutzend Hecken trägt, der Dir in die Aermel eindringt, Dir auf den Feldwegen entgegenheult und in den Zimmern Flöte spielt. Für mich taugen eure Alles bratenden Sonnenstrahlen, euer austrocknender Sirocco, euer wolkenloser Himmel nichts. Gestern bin ich ohne Hut im Regen draußen gewesen, was mir sehr gut bekommen ist."

Eines der Hauptereignisse des Jahres 1852 für das gesammte Oratorium in England war der berüchtigte Proceß, den der italienische Apostat, Dr. Achilli, der zum Anglicanismus übergetreten, schlau die erregten Zeiten benützend, gegen Dr. Newman wegen einer die Kirche gegen dessen Lügen und Verleumdungen entschieden vertheidigenden Entgegnung (in der „Dublin Review") bei der Queens-Bench in London angestrengt hatte. P. Newman weilte während der Gerichtsverhandlungen, die im April mit der Verurtheilung Newmans endeten, im Oratorium der King Williamstreet, und die, welche ihn während dieser furchtbar erregten Zeit gesehen, wie er fast Tag und Nacht vor dem heiligen Sacramente betete, werden, schreibt P. Bowden, nicht leicht die Erbauung vergessen, die seine Heiterkeit, so viel Gleichmuth der Seele, so viel friedvolle Ruhe inmitten der skandalösesten Mißhandlung durch die feile Tagespresse, unter seinen Ordensbrüdern erzeugte. Einen Ersatz für die Prüfungen der letzten Monate erhielt Newman in seiner fast gleichzeitig mit dem Ende des Processes erfolgenden Ernennung zum Rector der neugegründeten katholischen Universität Dublin.

Die im Juni 1853 von der (conservativen) Regierung des Lord Derby erlassene Proclamation, welche die alten strafgesetzlichen Statuten in Erinnerung brachte, wonach den römischen Katholiken untersagt wurde, das geistliche Kleid zu tragen,

konnte zwar das Cabinet nicht populärer machen; es wurde bald gestürzt. Die Väter des Oratoriums mußten sich indessen, wenn auch mit schwerem Herzen, entschließen, angesichts des in künstlicher Weise wiederum hervorgerufenen Fanatismus des Londoner Pöbels auf ihre bisherige Praxis zu verzichten und die Soutane nur im Innern ihrer Ordenshäuser zu tragen.

P. Faber predigte in King Williamstreet während der Octave des kostbaren Blutes zu Anfang Juli alle Abende und zog sodann, um die Vollendung der Arbeiten in St. Mary zu Sydenham zu überwachen, für die nächste Zeit ganz dorthin. Man begann den Einzug dorthin am 17. Juli und seit dem 2. August wurde das heilige Sacrament dort aufbewahrt. Es war eine hohe Freude, eine Herzensgenugthuung für P. Faber, am 10. August d. J. in dem neu erbauten Hause nach der Priesterweihe des P. John Bowden und dreier anderer Oratorianer, inmitten einer ausgewählten Schaar treuer Freunde, den Cardinal Wiseman, den Fürsten Massimo, dessen Familientraditionen seit den Tagen des hl. Philipp Neri, der Paolo de Massimi wunderbar zum Leben zurückrief, enge mit dem Oratorium verbunden sind, nebst dem Bischof Dr. Grant, in dessen Diöcese Southwark Sydenham liegt, zu bewirthen. Der Tag blieb ihm wegen vieler Erinnerungen unvergeßlich. Noch heute mahnen die von dem Cardinal, dem Fürsten und dem Superior bei dieser Gelegenheit gepflanzten Bäume an diesen Tag der Freude und Ehre für P. Faber und das Oratorium.

Das Landhaus zu Sydenham wurde P. Fabers Lieblingsaufenthalt. Der Reisende, welcher von London aus den Krystallpalast besucht, weiß, daß derselbe auf einem Hügel, etwa eine halbe Stunde (mit der Eisenbahn) von London liegt, und daß die von diesem Hügel sich darbietende Aussicht in mancher Hinsicht eine einzige ist. Nach Osten über die Gärten hinaus liegt ein weiter, mit Gartenanlagen, Villen und Lusthäusern aller Art besäeter Thalgrund, der sich bis nach Seven Oaks in der Grafschaft Kent ausdehnt; nach Westen dieselbe Aussicht in

Grafschaft Surrey; im Norden erheben sich die hochragen-
Gebäude der Hauptstadt wie Phantome, riesig in die fernen
el hineinragend. Auf diesem Hügel, vor diesem Bilde liegt
Mary; aus seinem Garten schaut man wie von einer
denswarte in dieses Amphitheater voll rastlosen, geschäftigen
ns, rings von Eisenbahnen durchkreuzt. Dort hat P. Faber
schönsten Stunden, die ihm Gott noch inmitten seiner irdi-
ı Thätigkeit schenkte, verbracht, allein, im Kreise seiner
.der, umringt von seinen Novizen, in Gebet, Betrachtung,
enschaftlichen Studien. Das ist der Ort, dem er einige
re später folgende Zeilen an einer hervorragenden Stelle
iner seiner schönsten Schriften widmete: „Setzen wir uns
den Gipfel dieses Hügels: die hellstrahlende Sonne und
reine frische Luft gießen um uns Ströme von Licht, Leben
Freude aus, während unsere Gedanken auffliegen zu Gott,
unsere Herzen sich in Frieden weit der ewigen Liebe auf-
ı. Vor unseren Blicken rollt sich jene schöne Ebene mit
n dunklen Laubmassen auf, die sich mehrere Meilen weit
r den funkelnden Strahlen der Sonne dahinziehen, unter-
hen und belebt von Grün und Blau, je nach der Ent-
ung und dem Schatten der Wolken. Zu unseren Füßen
: die Riesenstadt, bleich wie Elfenbein unter dem dunkeln
ıchdache, das über ihr auf- und niederwogt. Die mit Villen
säeten Hügel, die sie rings umgeben, ihre fast unzählbaren
ckenthürme, ihr ungeheures Stadthaus mit seinen reichen
ırmchen, der majestätische Kuppelbau, der alte gebleichte
ırm, ihre weiten Wasserflächen, auf denen sich die Schiffe
Individuen auf einem Forum tummeln, alles das bot sich
:ren Augen in einem Lichtschein dar, der nur dem präch-
n Helldunkel ihrer Atmosphäre eigen ist. Dort lebt in
ndlich verschiedener Abstufung Freude, Leid, Elend, Größe
) Erniedrigung, dort leben drei Millionen Seelen, ihren
schiedenen Geschicken nachgehend. Dicht neben uns ertönt
Luft von Jubelgesang der Vögel und vom köstlichen Sum-

men der Insecten, die die Sonnenstrahlen trinken und in tausend wunderlichen Schwingungen ihre launenhaften Tänze ausführen und dabei ihre kleine Musik sich selbst machen. Die Blumen hauchen ihren Duft und das Blattwerk der Gesträuche ist geschmückt mit kleinen Wesen in hellstrahlendem Kleide und goldener Rüstung, während über uns das Azurblau des Himmels tiefer und reiner als je sich dahinzieht und wiederhallt von dem hellen und freudevollen Ruf unsichtbarer Lerchen, und langsam das feierlich ernste Geläute der Stadt zu uns heraufbringt, um die Siege der Nation (nach der abyssinischen Expedition) zu feiern. Aus weiter Ferne trägt uns der Lauf des Stromes den Donner der Kanonen zu, und ganz vor uns wiegt sich voll Anmuth auf der Wasserfluth eine Flottille niedlicher Kähne, langsam, ohne irgend welche Unruhe, gleichsam als wollten sie selbst bewußt und ernst ihres kleinen Schmuckes sich freuen. Welches Bild, voll zugleich von dem Leben Gottes und des Menschen! Wie strahlend, wie schön, wie reich, wie friedevoll mahnt es uns in den unerschöpflich aus der Tiefe unseres Herzens aufsteigenden Gedanken an die kindliche Dankbarkeit gegen unseren himmlischen Vater!"

In der That, St. Mary zu Sydenham verdient diese Liebe, mit der Faber an ihm hing; auch als die Väter ihre alte beschränkte Wohnung in King Williamstreet mit einer schöneren und ihrem Berufe entsprechenderen bald vertauschten, blieb St. Mary für P. Faber, was es vom ersten Augenblick seines Besitzes gewesen. Doch kehren wir zur Erzählung des Lebens P. Fabers zurück.

Im September machte P. Faber mit P. Bagshawe seine erste Reise nach Irland; er wurde überall mit der den Iren eigenen Begeisterung und treuherzigen Liebe aufgenommen. Während des feierlichen Triduums zu Ehren der Seligsprechung des P. Peter Claver in der Kapelle der Jesuiten (Gardinerstreet) zu Dublin predigte er dort unter großem Zulaufe; auch für Wohlthätigkeitszwecke predigte er noch in zwei anderen

kapellen. Vor seiner Rückkehr machte er noch einen Ausflug nach Tervoe bei Limerick zu einem Besuche seines Freundes Monsel, des bekannten Parlamentariers.

Es war niemals die Absicht der Oratorianer gewesen, in dem beschränkten Lokale der King Williamstreet zu bleiben. Eine geräumigere Kirche und ein für die Bedürfnisse des klösterlichen Lebens geeigneteres Haus war das ersehnte Ziel ihrer Wünsche. Im Jahre 1850 hatte sich zu dem Zwecke ein Laien-Comité constituirt, an dessen Spitze der Graf von Arundel und Surrey stand. Mehrere Unterhandlungen des Comité blieben resultatlos. Der schon so gut wie abgeschlossene Kauf eines großen Hauses in der Nähe der Regentstreet wurde durch den Eigenthümer rückgängig gemacht. Gegen Ende des Herbstes 1852 kaufte die Congregation das unter dem Namen Blemell House zu Brompton bekannte Terrain. Das auf demselben stehende baufällige Haus wurde niedergerissen und der Bau des heutigen Oratoriums begonnen.

Die ersten Pläne P. Fabers waren zu großartig; sie mußten aus Sparsamkeitsrücksichten auf das beschränkt werden, was davon heute existirt. Der Bau begann im März 1853, und Dank der Energie, die P. Faber den Leitern desselben einzuflößen verstand, war das umfassende Gebäude am Ende eines Jahres vollendet und besetzt. Die erstaunliche Fruchtbarkeit P. Fabers in großen Plänen bildete für ihn und seine Umgebung oft einen Gegenstand heiterer Unterhaltung.

Während dieser Zeit ließ das eifrige Wirken in der King Williamstreet nicht nach. Außer den täglichen Predigten und dem beständigen Beichtsitzen war es besonders eine bei den neu eingerichteten Schulen in Dunn's-Passage für die ersten drei Wochen des Adventes von P. Faber und einigen seiner Mitbrüder abgehaltene Mission, die ihn ungewöhnlich beschäftigte. Ihr Zweck war, dem Werke der katholischen Erziehung in einem fast verlorenen Viertel einen neuen Impuls, durch die Wiederbelebung der Religion in den Familien selbst eine Grund-

lage zu schaffen. Der größte Theil der zahlreichen, anfangs meist aus Neugierde herbeigelockten Besucher der Mission war kaum noch dem Namen nach katholisch; man fand unter ihnen eine solche religiöse Unwissenheit, daß mehrere Brüder des kleinen Oratoriums ihre ganze Zeit darauf verwenden mußten, die Elemente der christlichen Lehre mit Einzelnen durchzuarbeiten. Es war eine furchtbar schwere Last, Seelen, die seit so langer Zeit durch Leichtsinn und Vernachlässigung aller religiösen Pflichten verhärtet waren, zu rühren und zum Pflichtbewußtsein zurückzuführen; aber am Ende gelang es doch. Nach einer Predigt, die mit Kälte und Theilnahmslosigkeit angehört worden war, rief P. Faber, ergriffen von Schmerz, mit bebender Stimme: „Wie kann ich denn um Gottes willen eure Herzen rühren! Ich habe Jesum angerufen; ich habe zu Maria gefleht; zu wem soll ich mich noch bittend wenden? Ach, euch selbst, ihr, meine geliebten irischen Kinder, euch flehe ich jetzt an, Mitleid mit euren Seelen zu haben.“ Diese Worte und der Anblick P. Fabers, der sich auf die Kniee geworfen, hatten eine außerordentliche, fast elektrische Wirkung. Die ganze Versammlung fiel auf die Kniee und einige Minuten lang hörte man nichts mehr als Schluchzen und Beten. Als die Mission beendet war, wurde das Werk in den bevölkertsten Straßen der Nachbarschaft fortgesetzt, indem man geräumige Zimmer miethete, wohin das Volk auf den Schall eines Glöckchens gerufen wurde, um den Katechismus erklären zu hören, einige geistliche Lieder zu singen und gemeinschaftlich den Rosenkranz zu beten.

Am 29. November 1859 schreibt Faber an die Gräfin von Arundel und Surrey folgende Einzelheiten der Mission: „Die Mission hat ihren Anfang unter unermeßlichen Tröstungen für uns genommen. Ungefähr 1000 Personen standen dicht gedrängt in dem Saale, der Mehrzahl nach arme, unglückliche Frauen, die noch vor dem Ende der ersten Predigt vor dem Crucifixe auf den Knieen lagen, schluchzend und sich an die Brust schlagend. Sie wissen, daß wir jetzt inmitten eines der

verworfensten und gottlosesten Viertel in London predigen. Ungefähr 150 Messen sind uns versprochen und mehrere Klöster sind fortwährend am Beten. Thun auch Sie dem Himmel Gewalt an; sagen Sie unserem guten Heilande, daß es hier einer Gnade ohne Maß bedarf, ja ohne Maß! Das Gewöhnliche wäre unzureichend. Oh, wenn Sie diese Massen von armen Geschöpfen gesehen hätten, Sie wären um ihrer Seelen willen erschüttert worden!"

Wie so oft bei P. Faber, so tritt auch in diesem Briefe, bei Meldung einer wichtigen, seinem Herzen nahegehenden Nachricht, ein ernster Rückblick auf sich selbst ein. „Heute," schreibt er, „habe ich Betrachtung gehalten über die Nothwendigkeit, Gott unverzüglich, sanft und ohne ein Wort zu sagen, die Seele zu schenken, die er mir gegeben hat, und ich habe nichts entdecken können, was mich daran gehindert: nicht mein väterliches Haus, nicht das Grab meiner Familie, das ich seit fast zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, weder meine im Irrthume noch verharrenden Verwandten, weder Brompton noch Sydenham, noch irgend einer der Väter. Alles, was mich noch ein wenig fesseln könnte, wäre eine arme Seele, die meiner bedürfte ... Und nun beten Sie für diese armen Seelen! Wenn wir nur aus unseren Kelten (Irländer) Heilige machen könnten, würden wir auch schon besser mit unseren Sachsen (Engländer) zurechtkommen."

P. Hutchison war nicht damit zufrieden, daß er seiner Arbeit im Oratorium die Leitung der Schulen in Dunn's-Passage beigefügt hatte. Von ihm gingen auch die ersten Versuche aus, eine Zufluchtsstätte für die entlassenen jungen, katholischen Sträflinge zu gründen. P. Faber hatte großes Interesse an dem Unternehmen, und sein Name steht mit auf der Liste des Comité, welches dasselbe in's Leben rufen sollte. Gegen Ende November gelang es P. Hutchison und Dr. Manning, Blythe House in Hammersmith zu erwerben, um es zur Besserungsschule für katholische Gefangene einzurichten, und zwar schon mit Beginn des kommenden Frühlings.

Noch vor Schluß des Jahres ließ P. Faber seinen „Versuch über die charakteristische Bedeutung der Heiligenleben" drucken. Er widmete die Schrift dem Cardinal Wiseman, im Hinblick auf das „Wohlwollen, die Ermuthigung, die kostbaren Rathschläge und die besondere Andacht zu den modernen Heiligen, mit denen er die englische Serie der Heiligenleben in ihren Anfängen und in ihren Fortschritten beschützt hatte." Diese Abhandlung verdient für die Abfassung der Heiligenleben mehr Beachtung, als sie bis jetzt gefunden; denn außer ihrem Hauptzwecke, die hagiographischen Arbeiten der Oratorianer gegen die Anklage der literarischen Unbedeutendheit zu vertheidigen, gibt sie sehr beachtenswerthe Einzelheiten über den Einfluß der hagiographischen Studien auf das geistliche Leben. Wir führen aus derselben nur folgende Stelle über den Einfluß der guten Literatur — hier der Bibel — für die Aufrechthaltung der christlichen Tradition an, weil dieselbe zugleich eine Reminiscenz aus seinen jungen Jahren bringt. „Wenn die arianische Häresie," sagt Faber, „mittelst ihrer volksthümlichen Hymnen sich ausbreiten und Wurzel fassen konnte, wer wird dann behaupten können, daß die mehr als gewöhnliche Schönheit und das wunderbare Englisch der protestantischen Bibel(übersetzung) nicht eines der Bollwerke der Häresie in diesem Lande ist? Es ist das eine Melodie, die dir im Ohre hängen bleibt und die man nicht vergessen kann; es ist ein Glockengeläute, das dem Convertiten nachgeht, ohne daß er sich dessen erwehren kann. [Nur sehr wenige katholische Kirchen hatten damals schon Glocken.] Ihre (der englischen Bibelübersetzung) glücklichen Ausdrücke scheinen mehr als bloße Worte zu sein; sie sind ein Theil des nationalen Geistes. Die Bibel hält diesen Geist noch trotz alles Schwankens vor Anker fest und gibt ihm etwas Ernstes. Mehr noch: der Cult, den man ihr erweist, ist zweifellos ein Götzendienst, ein ganz seltsamer Fanatismus, über welchen indeß dem Studenten und dem Manne *der Wissenschaft* leicht die wirkliche Schönheit des Gegenstandes

hinweghilft. Das Andenken an die Todten lebt in dieser Form fort. Die mächtigen Traditionen der Kindheit sind in Versen stereotypirt für das ganze Leben. Der erwachsene Mann findet in ihr den energischen Ausdruck seines Leides und seiner Prüfungen; seine Bibel schließt seine glücklichen Erinnerungen in sich, und Alles, was er an süßen, liebenswerthen, reinen, reuigen, guten Angedenken aus dem Leben mitgenommen hat, spricht zu seinem Herzen in der Sprache und den Lauten seiner englischen Bibel. Sie ist sein Heiligthum, auf das der Zweifel keine Schatten geworfen, welches die Streitsucht nicht befleckt hat; sie ist beständig für ihn, wie die stille geheimnißvolle, aber verständliche Stimme seines Schutzengels gewesen. Es gibt auf dem ganzen Umkreis der Erde keinen (englischen) Protestanten, der noch einen Funken Religion hätte, dessen geistliches Leben nicht an seiner sächsischen Bibelübersetzung hinge. Und wer wollte sagen, daß das nicht den Segen von Oben hätte! Menschlich gesprochen und nach dem Urtheile unserer Unwissenheit wäre es, wofern es sich thun ließe, diese Bibel zu adoptiren und sie nach der Vulgata zu verbessern, ein größerer Schritt zur Eroberung des nationalen Geistes, als selbst die Abschaffung des staatlichen Charakters der anglicanischen Kirche. So wie sie nun einmal ist, hat diese Bibel nicht den Segen der Kirche, und wer wollte sich in dem Traum je fangen lassen, daß alle Schönheit besser wäre, als dieser Segen?“

Der Anfang des Jahres 1853 fand P. Faber noch beschäftigt mit einer andern literarischen Arbeit. Am Feste des süßen Namens Jesu hatte Faber das Hochamt gehalten und sofort nach dessen Vollendung begann er die Serie seiner berühmten geistlichen Werke mit dem Buche: „Alles für Jesus“ oder „Leichte Wege zur Liebe Gottes“. An dem Buche arbeitete Faber unausgesetzt während des Frühjahres zu St. Mary Sydenham mit einem Eifer, daß er oft bis zu sechszehn Stunden des Tages schrieb. Mitte Juli erschien das Buch und wurde allseits mit einem solchen Enthusias-

mus von den Katholiken aufgenommen, daß in weniger als einem Monate eine zweite Auflage nöthig wurde. Von Seiten mehrerer ausgezeichneten Geistlichen trafen alsbald die freudigsten Zustimmungsschriften ein. Der Bischof von Birmingham, Dr. Ullathorne, einer der bedeutendsten der jetzt lebenden katholischen Theologen Englands, schrieb P. Faber am 18. August 1853: „Ich habe mit Ausnahme des letzten Kapitels das mir von Ihnen gütigst übersandte Buch: ‚Alles für Jesus' fertig gelesen. Ich bin davon mehr als befriedigt; ich bin bewegt, ergriffen. Gerade eines solchen Buches bedurften wir. Dasselbe war nothwendig, um die frommen Personen sich selbst zu entreißen, ihren Seelen die Gewalt der Liebe anzuthun und sie aus jener Art von Lähmung herauszuziehen, die sie in zu enger Anschauungsweise festbannt, die sie die göttlichen Dinge und übernatürlichen Wege ganz subjectiv und bloß persönlich betrachten lehrt. Ihr Buch ist der Ruf der Trompete, die aufweckt, ein Feuer, das durchdringt; es reißt die Seele aus der dunklen Höhle ihres Egoismus heraus, um sie einzureihen in die Partei Gottes und ihrer göttlichen Interessen. Ich bin überzeugt, daß Ihr Buch viel Gutes wirken wird, und ich danke Ihnen für dasselbe von Herzen. Dank für die Aufwendung von all' der Mühe, die es gekostet und für die Gott ihr Lohn sein wird. Ueber ein Resultat dürfen Sie jetzt schon vollkommen beruhigt sein. Ihr Buch wird die Zweifel zerstören, die Ihre ersten Schriften als Katholik in den Gemüthern über den einen oder andern Punkt noch hätten lassen können, z. B. darüber, ob Ihre Lehren von der heiligen Vertraulichkeit mit Gott nicht unvereinbar seien mit der Furcht und der Hochachtung, und ob diese Lehren in Ihrem Geist alle wünschenswerthe Durcharbeitung hatten."

Der gelehrte Vorsteher des St. Cuthbert-Collegs in Ushaw, Dr. Newsham, schrieb Faber schon am 28. Juli: „Ich habe Ihr neues Werk: ‚Alles für Jesus' mit Entzücken und, wie ich glaube, zu meinem großen geistlichen Nutzen gelesen. Ich

habe immer die Bedeutsamkeit dieser Art zu schreiben, um die Seelen zu Gott zu ziehen, erkannt, und das war immer der Zweck, den ich in meinen Unterweisungen und im Beichtstuhle verfolgte. Aber ich finde, daß Sie diesen schönen Stoff behandelt haben, wie ich es nicht vermocht hätte, und zwar in einer Weise, daß ich davon hingerissen bin und Gott danke für die hohe Erleuchtung, die er Ihnen nach seinem Wohlgefallen, zu seiner Ehre und zum Besten seines Volkes geschenkt hat. Es verlangt mich sehnlichst, die schöne Andacht, die Sie so sanft einschärfen, nicht allein im Colleg, sondern unter dem Klerus überhaupt eingeführt zu sehen. So oft ich nur Gelegenheit habe, will ich Ihr unschätzbares Buch zum Gebrauche und zum Studium empfehlen."

Von dem Jesuitenpater Carbella, dem Vorsteher des römischen Collegs, erhielt P. Faber folgenden Brief: „Sie wollen Jemanden, der Ihnen persönlich ganz unbekannt, aber Ihr Freund und Ihr Bruder in Jesus Christus ist, gestatten, Ihnen viele Herzensfreude zu dem Buche zu wünschen, das Sie geschrieben. Ihr ‚Alles für Jesus' ist mir von England durch einen lieben Freund geschickt worden; ich schrieb ihm dasselbe, was ich Ihnen schreibe, daß mir nämlich wenige Bücher je so viele Freude gemacht, wie das Ihrige. Was mir am meisten gefällt, ist der Reichthum an Gedanken und frommen Gesinnungen, der übernatürliche Geist, die Art der Unterweisung, die ebenso praktisch wie ermunternd ist, und, um Alles in einem Worte zu sagen, welches das Ihrige ist, die schöne Verschiedenheit in den leichten Wegen zur Liebe Gottes. . . . Glauben Sie mir, wenig Bücher sind so sehr nach meinem Geschmacke, wie das Ihrige. Es scheint mir, daß Sie in gar vielen Dingen das Rechte getroffen haben. Ich kann mich nicht enthalten, u. A. es auszusprechen, daß ich ungewöhnlich befriedigt bin über das, was Sie über die theologische Predigtweise, über die Andacht zu der göttlichen Person des menschgewordenen *Wortes und über* die Erkenntniß Gottes sagen.

Ich erinnere mich, als ich die ‚Meditationen‘, die ‚Soliloquien‘ und das ‚Manuale‘ las, Schriften, die unter dem Namen des hl. Augustin bekannt sind, daß ich oft gewünscht habe, dieselben in's Englische übersetzt zu sehen, ganz oder zum Theil, besonders deßhalb, weil sie so viel Theologie und eine so das Herz ergreifende Theologie enthalten, und weil sie die Seele aus diesem Thale der Thränen mit so viel Kraft und doch so großer Milde zu Gott erheben. Oft habe ich gesagt, daß die Prediger mehr von Gott und von unserem Heilande sprechen müßten. Mehr als einmal habe ich die große Wirkung beobachtet, welche auf arme einfältige Leute durch eine theologische Predigt über das Missus est (im Evangelium der Menschwerdung beim hl. Lucas) und durch die historische Erklärung des großen Geheimnisses der Menschwerdung, der göttlichen Botschaft an Maria, der Wirksamkeit des heiligen Geistes und der göttlichen Mutterschaft hervorgerufen wurde. Gewiß, nichts ist rührender, als die christlichen Geheimnißlehren, und was mich anlangt, so bewegt mich bei der Verehrung Mariens nichts so sehr, als der Gedanke, daß sie die Mutter Gottes selbst ist. Je tiefer ich sie in die Geheimnisse gehüllt sehe, desto der Verehrung und aller Liebe würdiger erscheint sie mir. Erstaunen Sie also nicht, wenn ich nochmals sage, daß wenige Bücher mehr nach meinem Geschmacke sind, als Ihr ‚Alles für Jesus‘."

Trotz dieser günstigen, die augenscheinlichen Vorzüge der Faber'schen theologischen Anschauungsweise nach verschiedenen Seiten würdigenden Urtheile fanden einige Kritiker, daß dieß Buch den Weg zum Himmel zu leicht nahm; dieselben haben unseres Erachtens in dem Buche diejenigen Seiten nicht gelesen, wo von einer Reihe damals in England fast ganz unbekannter Bußübungen die Rede ist. Es berührt auch manche in Deutschland gegen Faber's Theologie bestehenden Vorurtheile, was ihr Verfasser selbst einige Monate nach dem Erscheinen seiner Schrift an den Grafen von Arundel und Surrey (2. Januar 1854) schrieb: „Um mein Buch herum steigen allerlei Urtheile

ruf, die Sturm ankündigen. Wir werden ein Kreuzjahr bekommen, und dieser Sturm könnte andere leicht mit sich bringen. Streit soll es indessen nicht geben. Ich bin entschlossen, zu schweigen. Das Buch mag schlecht sein, und das ist ja wahrscheinlich, weil es von einem so wenig geistlich gesinnten Menschen, wie ich bin, kommt; aber ich habe es geschrieben, um den Seelen zu helfen, damit sie ein wenig Liebe mehr zu unserem Heilande gewinnen. Das Verbot des Buches wäre zwecklos. Wenn es dem Geiste der Abtödtung widerspricht, wie kann man die Lehre dieser Tugend von einem schwachen, kränkelnden und sich verzärtelnden Menschen, wie ich es bin, erwarten? Ich muß darum gerade denen dankbar sein, deren Zungen und Kritik die Gelegenheit für trefflich erachten, mir eine strengere Abtödtung als die Kupferdrähte der Geißel aufzuerlegen. Mein einziges Gebet besteht darin, daß diese guten Ordensleute und Andere nicht leichten Herzens mein schlechtes Brod von dem Munde der Kinder wegnehmen, ohne es vorher durch eine bessere und kräftigere Speise zu ersetzen. Man meint, ich schicke die Leute auf Ruhekissen in den Himmel. . . . Hat man unserem hl. Patron nicht vorgeworfen, er schicke sie in vierspännigen Karossen hinein? Daneben spielt mein bescheidenes Fuhrwerk doch eine armselige Rolle. Ist ein Mensch im Stande, Strengheiten an sich auszuüben, desto besser: sein Herz wird überströmen in Gott; aber wenn er sich nicht geißeln oder brennen, sich nicht die Nahrung entziehen kann, soll er darum auch das unterlassen, was er mit Liebe thun kann, soll er darum auch nicht einmal mit der Erfüllung der Gebote und der Gewinnung der acht Ablässe sich begnügen dürfen? Sicherlich, es wäre gegen die Glorie Gottes ein schlechter Dienst, wenn man es fertig brächte, daß so viele Personen, denen mein Buch Gutes gethan, nun mißtrauisch würden und nach einigen Anstrengungen in die Lauheit und die Trockenheit der vergangenen Tage zurückfallen. Indessen Gott *soll und er wird verherrlicht* sein, gleichviel wie; und

wenn die Verurtheilung und das Verbot meines Buches auch dazu nur ein ganz Weniges beiträgt, werde ich glücklich sein, wofern es das Mittel dazu wird."

Wie sich diese Anfeindung gegen Fabers Buch bildete, darüber kann vielleicht folgende, heute noch lehrreiche Stelle in der ersten Auflage Aufschluß geben; die Censur, die dieselbe aussprach, wurde in gewissen Häusern empfindlich verspürt. P. Faber schrieb nämlich: „Wenn Ordensfrauen sich selbst loben, unter dem Vorwande, ihre heilige Genossenschaft, ihre heilige Regel, ihren heiligen Stifter zu loben, wenn sie ganz geistliches Mitleid mit den Weltleuten sind, beredt über die Gefahren und die Schlingen, von denen sie befreit sind, und wenn sie sich überlaut über die Gnade ihres Berufes beglückwünschen, so kann ich nicht umhin, vielleicht nur aus Widerspruchsgeist, hieraus zu schließen, daß diese guten Ordensfrauen eine armselige Idee von dem haben, was Gott von seinen Bräuten verlangt: denn sonst würden sie mehr erschreckt über ihre Unvollkommenheit sein. Ich argwöhne, daß unser Heiland in einer solchen Genossenschaft nicht gut behandelt wird, und daß das innerliche Leben dort beklagenswerth oberflächlich ist. Sich selbst Lobreden zu halten, ist, glaube ich, eine Gewohnheitssünde mancher Ordensfrauen; sie thäten gut, von Zeit zu Zeit sich zu erinnern, daß ein Zöllner in der Welt weniger zu beklagen ist, als ein Pharisäer im Kloster. Eine allwöchentliche Betrachtung über die heiligste und anbetungswürdigste Reinheit Gottes würde zu diesem Zwecke besonders segensvoll sein. Wenn es einer guten Seele verliehen würde, plötzlich einzusehen, zu welcher Höhe von Vollkommenheit und Tiefe von Leiden sie sich durch die Ordensgelübde verpflichtet, könnte sie vielleicht mit dieser ihr zu Theil gewordenen Vision nicht ohne ein Wunder weiterleben. Ach, all das geistliche Geplauder über die Freuden und die Vorzüge des Klosterlebens ist doch nur in dem Munde einer jungen Novize oder einer Ordensfrau ohne Erfahrung zu begreifen.

Man versteht in diesen freudevollen Häusern, wo Alles das Uebernatürliche athmet, nie etwas von der Erniedrigung, von der friedevollen Ruhe, von dem Göttlichen; wo die Luft selbst den Gedanken des Stolzes zurückdrängt, und aus denen man nicht herausgeht, ohne eine kostbare Verachtung seiner selbst mitzunehmen, die nichts von den Bitterkeiten der verletzten Eitelkeiten an sich hat."

Andere Gedanken derselben Art äußerte Faber in einem Briefe an eine Oberin (28. Januar 1854), die ihm ihre Bedenken gegen sein Buch vorgetragen: „Ach," sagte er, sich rechtfertigend, „ihr Alle, ihr braven Ordensfrauen dieses Landes, scheint mich mit dem Anathem belegen zu wollen, und gleich einem verhärteten Ketzer bleibe ich doch boshaft genug, gerade hierin einen Beweis zu finden, daß ich Recht habe. Daß ich nicht geeignet sei, ein geistliches Buch zu schreiben, gebe ich zu; aber wenn ich nun einmal ungeschickter Weise die Idee gehabt, dieß zu thun, was folgt hieraus nach guter Logik anderes, als daß ich die Pflicht eines geistlichen Schriftstellers befolgen mußte, die gewöhnlichen Fehler jedes Berufes und jedes Lebensstandes hervorzuheben? So lange ich über die Weltdamen urtheile, die halb wie Ordensfrauen, halb wie Vorstandsdamen der Almacks (Subscriptions-Bälle) leben, so lange ich über Parlamentsmitglieder und ihre Anbetung der Politik 2c. witzele, sind die Ordensfrauen zuerst zum Lächeln aufgelegt; aber müssen denn nicht auch sie selbst entweder sich für fehlerlos, sündenunfähig halten, oder gerne ertragen, daß ich auf die Fehler aufmerksam mache, denen sie ausgesetzt sind? Die in Rede stehenden Fehler von Ordensleuten werden beständig von den geistlichen Schriftstellern, selbst von den Zeiten des hl. Bernhard an, erwähnt, der den Ordensleuten in seinen Predigten über das hohe Lied dieselben Vorwürfe macht, und ich kann folglich, wenn ich ihn nachahme, nicht Unrecht haben. Ich kenne freilich die ausländischen Klöster besser als die englischen, *aber ich hatte kein einziges* bestimmtes Kloster im Auge,

als ich jene Bemerkungen niedergeschrieben habe, um deren Aufnahme mich übrigens ein Bischof gebeten hat. Ja, ich habe nie etwas anderes als Erbauung in allen den Klöstern gefunden, in denen ich in England gewesen bin, und ich schulde ihnen allen von Clankerne bis Darlington Dank dafür. Persönlich haben Sie nichts Auffallendes in meinen Worten gefunden, schreiben Sie. Wenn Andere empfindsamer gewesen sind, kam das vielleicht daher, weil die Mütze ihnen zu gut stand? Aber ich will keine üble Rede. Ist nach Alledem ein geistliches Buch dazu da, um die Leute zu loben oder um sie zu bessern und tugendhafter zu machen? Wie dem auch sei, es soll demnächst eine Versammlung von allen Oberinnen in England stattfinden, und da ich eine hohe Achtung vor den Klöstern habe und ich die Ordensfrauen als den aus dem ganzen Garten des Bräutigams ausgewählten Lilienkorb betrachte, werde ich, um meinen Frieden zu schließen, mir jede Buße, gleichviel welche, die mir durch Ihr Concil auferlegt wird, gefallen lassen. ‚Glückselig die Friedensbringer!‘ steht geschrieben. Sehen Sie denn, meine ehrwürdige Oberin, zu, welche treffliche Gelegenheit Sie haben, einen Segen zu gewinnen, den Sie sonst in Ihrem Kloster sich nicht verdienen können, nämlich eine Klage zu begütigen. Versöhnen Sie mich also mit den erzürnten Ordensfrauen, und Sie werden wirklich unter die Zahl derer gehören, die Frieden stiften.“

Man sieht, welcher Art von Beschäftigung P. Faber oft obliegen mußte, während seine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge gerichtet war. Er fuhr fort, in dem Oratorium die Hauptpredigten zu halten, und hatte den vorzüglichsten Antheil an der Besprechung und Feststellung der durch den Architekten Scoles fertiggestellten Pläne für das neue Haus in Brompton. Nach einem kurzen Besuche im Seedistrikt während der schönen Jahreszeit predigte er bei der Consecration des ersten Bischofs von Liverpool, Dr. Goß, am 24. September.

Die Arbeiten in Brompton nahten ihrem Ende; die Väter

trafen ihre Vorbereitungen und kündigten den Pachtcontract für King Williamstreet. Als der Augenblick der Schließung der dortigen Kapelle nahte, wollte die vielbesuchte Kirche nicht mehr leer werden von allen den Personen, denen diese heilige Stätte so vieler Gnaden unvergeßlich geworden war. Die letzten Gottesdienste fanden am Tage des heiligen Namens Mariä (11. September) statt. Das Hochamt hielt der Bischof von Northampton, die Predigt der Bischof von Southwark. Die gewöhnliche Versammlung der Bruderschaft vom kostbaren Blute fand denselben Abend zur gewohnten Stunde unter ganz ungewöhnlich großem Zudrange statt und P. Faber predigte. Trotz der Freude der Väter, bald in ihr neues Haus gehen zu können, war es dennoch für sie ein wehmüthig stimmender, gar ernster Abend, wo sie zum letzten Male in ihrer Nothkirche die trauten Gesänge und Gebete hörten, die so Viele zu Christus hingeführt. Wenn einerseits sich vor ihnen ein größeres Arbeitsfeld eröffnete und eine gesichertere Heimath, so blieb ihnen doch auch anderseits das Andenken an die endlosen Mühen, die großen Segnungen, die diesen ersten Ort ihrer gemeinschaftlichen Ordenswirksamkeit so fruchtbar gemacht hatten, unendlich theuer.

Was P. Faber selbst anlangt, so lief mit seiner letzten Predigt in King Williamstreet wieder ein Abschnitt seines ganz Gott und der Religion geweihten Lebens zu Ende. Hatte er in den Anfängen seines Ordenslebens, zumal als Oratorianer, den katholischen Heiligenleben in ihrer vollen historischen Realität und Wirklichkeit das Bürgerrecht in den katholischen Kreisen Englands erstritten, das ihnen die kalte rationalistische und unkatholische Anschauungsweise der langen Verfolgungsjahre verkümmert, so hatte er sowohl durch seine seelsorgliche Wirksamkeit nach allen Richtungen hin im Oratorium zu King Williamstreet, als auch durch seine letzten Schriften einen weiteren erfolgreichen Grund zur Wiedereroberung der katholischen Herzen für alle die wunderbaren Schönheiten ihres

übernatürlichen Glaubens- und Gnadenlebens gelegt. Das waren die Anfänge seiner Meisterjahre; daß Gott ihm die Fülle dieser Jahre nicht schenken werde und nicht schenken könne, ohne das ernsteste Ringen nach Beharrlichkeit, ohne größeres Wirken, rastloseres Arbeiten, neue Leiden, wußte er, und darum hielt er sein Herz stets bereit zum Opfer seines Lebens, seiner Kraft, seiner Intelligenz, seiner Ruhe, seiner Gesundheit.

VII.

Das Oratorium in Brompton (1854—1863). Einrichtung desselben und Arbeiten daselbst. P. Fabers Lebensweise. Charakteristik seines Wirkens. Leidender Zustand P. Fabers. Seine Predigten und sonstige Unternehmungen. Die ascetische Correspondenz P. Fabers; Fortsetzung seiner Charakteristik.

Ein großer Theil der Congregation siedelte einstweilen nach St. Mary in Sydenham über. In den dreijährigen Wahlen, die in St. Wilfrid abgehalten wurden, wurde P. Faber zum zweiten Male zum Oberen gewählt und leitete als solcher von St. Wilfrid aus den Neubau in Brompton, bis er am 1. März 1854 mit einigen Vätern und Brüdern dorthin übersiedeln konnte; die übrigen Ordensgenossen trafen in den folgenden vierzehn Tagen ein. Nach dieser gezwungenen Ruhe von sechs Monaten waren die Väter froh, ihre genossenschaftlichen Uebungen und ihre äußeren Arbeiten endlich wieder aufnehmen zu können.

Das neue Haus war so sehr für das Leben der Oratorianer geeignet und das Andenken der in King Williamstreet so lange erduldeten Eingeschränktheit war noch so lebendig, daß ihnen ihre Einführung in Brompton wie eine Neugründung ihrer Genossenschaft vorkam.

Um die großen Kosten des Baues zu decken, erhielt die Congregation u. A. einmal 10 000 Pfd. Strl. zum Ankauf

des Bauplatzes von einer Dame, deren Name nie bekannt werden sollte, dann von dem Grafen von Arundel und Surrey zum Bau des Flügels, worin das Oratorium und die Bibliothek lag, 4000 Pfd. Strl.; das Comité, von welchem wir gesprochen, spendete zum Kirchenbau 700 Pfd. Strl. Die Hauptausgabe wurde, obwohl mit vieler Mühe, aus dem Privatvermögen der Väter selbst gedeckt.

Eine provisorische Kirche, lang und niedrig, geräumig, ohne Decoration und ohne Kapellen und Seitenschiffe, wurde erbaut und in Stand gesetzt. Auch jetzt wie anfangs in King Williamstreet fehlte es nicht an Unglücksvögeln, die über die Größe der Kapelle spöttelnd fragten, ob die Väter sie je zu füllen wähnten. Doch das Bedenken war sehr schnell gelöst, und wenn etwas bedauert werden mußte, so war es, daß man nicht noch größer gebaut hatte. Die Kirche wurde am 22. März von dem Generalvicar Dr. Maguire eröffnet, auf welchen Tag in diesem Jahre das Fest des hl. Joseph war transferirt worden. P. Faber hielt die Predigten im Hochamt und nach der Vesper. Die Ueberanstrengung der letzten Tage hatte ihn so angegriffen, daß er außer Stande schien, zu predigen. Die Congregation gelobte, dem hl. Joseph in der Kapelle eine Statue aufzustellen, wenn P. Faber an diesem für sie so wichtigen Eröffnungstage ihrer neuen Wirksamkeit predigen könnte. Erst im letzten Augenblicke war P. Faber im Stande, das Bett zu verlassen, und keiner seiner Zuhörer hatte eine Ahnung von den Leiden, die dieser Morgenpredigt vorhergegangen waren. Das im Oratorium eingeführte beständige Beichtsitzen an allen Tagen und zu allen Stunden für Alle, die sich dazu einstellten, begann am Abende vor Palmsonntag, und am Montage nach Ostern wurden die gewohnten Oratorianer-Andachten mit einer Reihe von Predigten Fabers wieder aufgenommen. Mit Ausnahme des Samstags, der ausschließlich dem Beichtsitzen diente, wurde jetzt täglich Abends gepredigt, woran sich die geistlichen Uebungen, Lieder &c. anschlossen. Der sacramentalische Segen wurde

an allen Donnerstagen, Fest- und Sonntagen bei diesen Andachten gegeben.

P. Faber hielt außerordentlich viel auf die Oratorianer-Sitte des täglichen Predigens. „Sorgen wir," sagte er einst zum Capitel der Congregation, „daß nie an das tägliche Wort gerührt werde, welches, wie ich glaube, die Hauptursache unseres Erfolges gewesen ist, wie auch die Ursache des regelmäßigen Beichtens in unserer Kirche und alles dessen, was uns vor der ersten besten Pfarrkirche auszeichnet." Der Sonntag-Abend war der Versammlung der Bruderschaft zum kostbaren Blute vorbehalten. Man pflegte in derselben die Gebetsintentionen für die Mitglieder zu verlesen, und dann folgte Predigt und Segen. Dazu kamen noch in der Fastenzeit und im Maimonate andere Gottesdienste. Auch wurde das ganze Jahr hindurch Donnerstags und Samstags am Nachmittage der Segen gegeben.

Obwohl es zur Zeit der Wiederaufnahme dieser gottesdienstlichen Uebungen wenig Katholiken in der Nachbarschaft des Oratoriums gab, waren die Gottesdienste doch sehr beliebt. Gleich von Anfang an waren am besten die Abendgottesdienste besucht und bald ein Unterschied zwischen King Williamstreet nicht mehr zu finden. Dieser Erfolg war zum größten Theile P. Faber zu danken, der auf alle Einzelheiten die größte Sorgfalt legte. Die Auswahl der Andachtsübungen und Lieder, der Inhalt und der Stil der Predigten, der Schmuck der Kirche, die Anordnungen betreffend den Segen, die genaue Ausführung aller in den Rubriken vorgeschriebenen Ceremonien waren Gegenstand der schärfsten persönlichen Ueberwachung P. Fabers. Wer besonders der Andacht am Sonntag Abend beiwohnte und sie in ihrer ganzen Vollendung beobachtete, konnte sich eines tiefen Eindrucks nicht erwehren. Mutter Margaretha Maria Hallahan, die ehrwürdige Stifterin eines Zweigordens von Dominikanerinnen für England, hatte einst Gelegenheit, dem Gottesdienste der Oratorianer beizuwohnen, als sie in der Nach-

barschaft sich aufhielt; in Bezug auf die Sonntag-Abendandachten erklärte sie in ihrer energischen Sprache, daß sie von Stone (ihrem Mutterhause) auf den Knieen herbeirutschen möchte, um ihnen nur beiwohnen zu können.

Mit der Einrichtung des Oratoriums zu Brompton beginnt die letzte Periode im Leben Fabers. Es hatte keinen andern Mittelpunkt mehr; ein Jahr folgte dem andern, ohne eine Aenderung in seinen Beschäftigungen zu bringen; seine Arbeiten wurden nur durch häufige und schwere Krankheiten unterbrochen. Am Tage nach dem Patronatsfeste des hl. Joseph, kurze Zeit nach dem Einzuge in Brompton, schrieb er an die Lady Arundel: „Heute vor fünf Jahren habe ich die erste Messe in unserer Armuth in King Williamstreet gelesen, wo Lord Arundel noch mit uns das einfachste Frühstück nahm, welches er je genossen hat und genießen wird. Welche Jahre! Wie ist es möglich, daß Gott so viel für seine armen Geschöpfe thun kann! Möchte er eines Tages nur nicht sagen: ‚Wahrlich, ihr habt euren Lohn dahin!'"

Bevor wir über die Ereignisse der nun folgenden Jahre berichten, wird es gut sein, Einiges über die **Lebensweise** und zur **allgemeinen Charakteristik** P. Fabers um diese Zeit zu bemerken. P. Faber stand sehr früh auf und hatte gewöhnlich in der Privatkapelle die Messe schon gelesen, bevor das übrige Haus in Bewegung war. Er nahm alsdann eine Tasse Thee, und nachdem er seine Betrachtung gehalten, setzte er sich an den Schreibtisch bis zum Dejeuner. Der Morgen verging in der Regel damit, daß er mit den verschiedenen Vätern sich besprach, die ihm Rechenschaft von den ihnen anvertrauten Arbeiten ablegten und seine Rathschläge empfingen. Die Mehrzahl aller Unternehmungen des Oratoriums im Innern des Klosters wie draußen verdanken seiner Initiative oder wenigstens seiner Ermuthigung und seinem Rathe ihren Ursprung. Wo nur irgend eine Schwierigkeit sich zeigte, beeilte er sich, beizuspringen. Zu jeder Stunde war sein Zimmer von

den Vätern besucht, von denen die Mehrzahl eine empfindliche Lücke in ihrer Tagesordnung gefunden, wenn sie das Zimmer nicht besucht, welches für sie die „Schule der christlichen Freude" des hl. Philipp in der Chiesa Nuova zu erneuern schien. Bei jeder Gelegenheit war es der „Vater," wie man immer mit dem gemeinsamen Ausdruck der Liebe den Oberen im Oratorium bezeichnet, an den sich Jeder am liebsten wenden wollte.

Besonders an Festtagen sah P. Faber die Väter gerne alle so früh als möglich bei sich, und alsdann hatte er stets dafür gesorgt, daß im Zimmer Alles mehr in Ordnung war, als sonst, und daß der bloße Zutritt zu ihm schon den Festtag bemerkbar machte. Als eines Ostermorgens ein Pater eine Bemerkung über die Ordnung machte, die im Zimmer herrsche, sagte Faber, das Leintuch des heiligen Grabes sei nach der Auferstehung gefaltet vorgefunden worden, und der Heiland habe uns dadurch seinen Haß gegen die Unordnung zu verstehen geben wollen.

Da er das lebhafteste Interesse an Allem nahm, was die Congregation betraf, deren augenscheinlicher Nutzen ihr einen täglich größer werdenden Wirkungskreis zuführte, so wuchs auch mit jedem Tage seine Verantwortlichkeit. Die inneren Angelegenheiten des Hauses bedurften einer peinlichen Aufmerksamkeit, denn die finanzielle Stellung der Genossenschaft verlangte die strengste Sparsamkeit. Sie hatte keine Dotation, und die privaten Hilfsquellen einzelner Mitglieder waren durch die neue Gründung sehr erschöpft: man hatte bei dieser Gelegenheit außerdem eine Schuld contrahiren müssen, deren Zinsen eine hohe Summe ausmachten. Die Einnahmen der Kirche, die nach den Gewohnheiten des Oratoriums nie zur Unterhaltung des Hauses verwendet werden, deckten fast niemals die Cultuskosten und die Väter mußten für das Deficit aufkommen. Nach beiden Seiten hin gab es für P. Faber eine beständige Quelle sorgenvoller Unruhe, unter der seine Gesundheit sichtbar zu leiden hatte.

Zu diesen Arbeiten und Unruhen kam noch seit dem Jahre 1856 das Amt des Novizenmeisters. Es war seine Lieblingsarbeit; er hatte für sie eine bestimmte Zeit und ganz besondere Sorgen und Mühen sich auferlegt und erklärte oft, er tauge hierzu mehr als zum Superior. Dazu kam noch, daß, je weiter seine Bücher seinen Namen bekannt machten, man sich von allen Seiten an ihn wandte, um sich Raths zu erholen. Er antwortete mit gewissenhafter Genauigkeit Allen, oft in einer sehr umfangreichen Weise, so daß seine Correspondenz einen großen Theil seiner Zeit in Beschlag nahm. Einem der Väter, der in seinem Zimmer einen beträchtlichen Stoß von Briefen zum Beantworten vorfand und äußerte, er beneide ihn um sein Talent, zu correspondiren, antwortete er: „Mein Talent ist die Furcht Gottes."

P. Faber trat selten über die Schwelle des Hauses, es sei denn, um von Zeit zu Zeit einen Gang durch den Garten zu machen; noch seltener machte er Besuche, und das nur in einzelnen der Häuser, deren Seelsorge den Vätern des Oratoriums oblag; besonders gern ging er zu den Armenschulen nach Dunn's Passage und Charlesstreet (Drury Lane), wo sein Erscheinen jedesmal einen Sturm von Begeisterung hervorrief.

Seine einzige Freude und Erholung war der Aufenthalt in St. Mary zu Sydenham. Die dort unter seiner persönlichen Leitung angelegten Gärten hatten ihm Gelegenheit geboten, seinen Geschmack für Landschaftsgärtnerei und seine Freude an Naturschönheit zu entfalten. Aber so schön auch die Lage von St. Mary wegen der bewundernswerthen Aussicht, noch war Alles rings im Entstehen; erst nach einigen Jahren anhaltenden Arbeitens und Versuchens verdienten die Baumanlagen, der treffliche Geschmack und die geschickte Vertheilung des Ganzen die Anerkennung urtheilsfähiger Personen. Indessen thaten die auf diese Arbeiten verwandten Sorgen weder der Lust noch dem Umfang seiner literarischen Arbeit Eintrag. In St. Mary sah er gerne die Novizen um sich, um sie am

Orte selbst zu beschäftigen und ihnen zugleich eine Erholung zu verschaffen.

Die Vorliebe für Kinder ist im Oratorium eine Tradition, die auf den hl. Philipp zurückgeht, und P. Faber, der ein starkes Theil dieses kostbaren Erbes der Congregation überkommen, pflegte nach St. Mary gerne die Schaaren der Knaben mitzunehmen, die P. Wells in einer mit dem kleinen Oratorium vereinigten Bruderschaft gesammelt hatte. Unter diesen lustigen und lärmenden Besuchern war einer der treuesten Guilio Watts Russel, der wenige Jahre später im Kampf bei Mentana wie ein Held für die Freiheit des apostolischen Stuhles fiel und dem P. Cardella S. J. in einem rührenden Nachrufe seine Beziehungen zu P. Faber zum höchsten Lobe anrechnete. Von andern seiner liebsten Besucher in St. Mary ist einer Weltpriester, ein anderer Ordensmann, ein dritter Oratorianer geworden. Zur Zeit, als P. Faber starb, erzählte sein alter Freund W. H. Wilberforce den Lesern des „Weekly Register" von dem ganz unbeschreiblichen Reize seines vertrauten Umgangs, von dem Glanze seiner Unterhaltung, worin er die Helden der Londoner Salons ebenso hoch überragte, wie diese die Menschen gewöhnlichen Schlages, von dem magischen Spiele seiner Physiognomie und seiner Stimme, von jener einzigen Verbindung liebevoller Zärtlichkeit, himmlischer Klugheit und vollendeter Weltweisheit, die seine privaten Beziehungen charakterisirten, und endlich von seiner Anziehungskraft, die sich ebenso sehr bei den Kindern wie bei der Gelehrtenwelt Geltung verschaffte.

P. Faber war ein nicht müde zu bringender Leser, selbst in den Stunden seiner Krankheit; nur die allerernstesten Anfälle derselben haben ihm das Buch aus der Hand winden können. Außer dem Studium der theologischen Werke, mit dem er regelmäßig und bedacht seine Predigten und dann seine Bücher vorbereitete, las er die hervorragendsten Tages-Publikationen über die physische Geographie und die Naturwissenschaften; die Reiseberichte hatten für eine Einbildungskraft gleich der seinigen, die

im Stande war, die beschriebenen Scenen sich leicht und ganz vorzuführen, einen großen Reiz. Er war stets darauf bedacht, sich die wichtigsten theologischen Werke zu verschaffen, auch wenn sie noch so selten geworden waren; seine Lieblingsbücher indeß waren die, welche über mystische Theologie und über das geistliche Leben handelten. Er war beständig auf der Jagd nach alledem, was seine reiche Sammlung dieser Art von Literatur, sowie neuer Heiligenleben und Offenbarungen der Heiligen anlangt. Während der letzten Jahre seines Lebens führte er beständig den Blosius in der Ausgabe des Dr. Newsham bei sich, den er besonders Geistlichen gerne empfahl. Er las schnell, mit Bleistift am Ende jedes Bandes alle Stellen notirend, deren Verwerthung ihm einmal von Nutzen sein konnte. Da die Pläne zu seinen Werken immer mehrere Jahre vorher entworfen waren, bevor sie ihre definitive Form erhielten, trug er auf diese Weise ein großes Material zu ihrer Ausführung zusammen, über welches sein treffliches Gedächtniß mit einer Freiheit verfügte, die den Gegenständen, die er behandelte, immer neues und frisches Leben und Licht gab.

P. Faber pflegte in dem Hochamte während der Sonntage in der Fastenzeit und im Monate Mai zu predigen; auch gab er zu denselben Zeiten bisweilen die nachmittägigen Instructionen ein- oder zweimal die Woche. Ferner hielt er die Sonntagspredigten den Monat Juni hindurch, alles das unbeschadet der Predigten, die der Reihe nach im übrigen Theile des Jahres auf ihn fielen. Mit der größten Sorgfalt bereitete er jede Predigt vor: trotz all' seines Geschickes, trotz der Leichtigkeit des ihm in seltener Weise zu Gebote stehenden Ausdruckes, trotz seines Talentes zu schildern, schrieb er immer seine Bemerkungen lange Zeit vorher nieder, selbst für eine einfache Ansprache, die er an Schulkinder richten wollte. Er drang bei den Vätern seiner Congregation sehr darauf, ebenso zu handeln, indem er beifügte, alles, was nicht sorgfältig vorbereitet sei, sei nicht werth, angehört zu werden. Auswärts predigte er selten, zum

Theil, weil er keine Verpflichtungen auf sich nehmen wollte, deren Erfüllung ihm seine Gesundheit nicht gestattete, und dann, weil er Arbeit genug im Oratorium selbst hatte, um noch eine Zulage zu suchen. Unter seinen Leiden machten ihm besonders seine nervösen Leiden das Arbeiten beschwerlich, und oft, wenn seine Zuhörer ganz unter dem Eindrucke der Macht und Anmuth seiner Rede standen, ahnten sie nicht, daß jeder Andere als Faber statt auf der Kanzel im Krankenzimmer wäre.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten hielt er mit seltener Gewissenhaftigkeit darauf, bei allen Gottesdiensten, bei denen herkömmlich die ganze Congregation erschien, nicht zu fehlen. Ebenso war er hinsichtlich des kirchlichen Ceremoniales strenge vorab gegen sich selbst, dann auch gegen seine Ordensbrüder; die kleinsten Fehler in der Haltung entgingen ihm nicht, und er duldete es nicht, daß man aus Zwecken des privaten Gebetes seine Aufmerksamkeit von der Ceremonie ablenkte, ja, dieß war einer der wenigen Punkte, wo seine gewöhnliche Milde ihn verließ: die Väter des Oratoriums wußten dieß, und einer derselben, der in den Rubriken mit am kundigsten war, gestand, daß der Blick Fabers ihn mehr als einmal in's Zittern gebracht. Und dieselbe Sorgfalt wie in dem unmittelbaren Altardienste brachte er auch in die Sacristei mit und in Bezug auf alles, was den Cult des Allerheiligsten betraf.

In Allem war P. Faber hochherzig; er hatte eine stets offene Hand, die immer mehr gab, als die augenblickliche Noth zu verlangen schien. Das zeigte sich besonders in seinen Plänen für die Kirche. Er duldete nichts beim gottesdienstlichen Gebrauche, was nicht solid, wahr, echt, das Beste in seiner Art war; und in Bezug auf diesen Punkt galt es ihm gleich, ob dasselbe dem Auge bloßgestellt oder verhüllt war. Als er eines Tages in einer Londoner Kirche, bei Gelegenheit der Aussetzung des hochwürdigsten Gutes, auf einem Altar die kostbaren Blumen unter einer Glaskugel sah, konnte er sein Mißfallen darüber nicht zurückhalten. Als der neue marmorne Hochaltar

im Oratorium aufgestellt wurde, war sein Mißfallen darüber, daß die Hinterseite nicht ebenso sauber und sorgfältig ausgemeißelt war, kaum zu beschwichtigen, und aus demselben Grunde klagte er bei Aufstellung der Communionbank, daß die innere Seite, „die Seite, die unserem Heiland gehört", nicht so verziert war, wie die andere. Eine seiner letzten Freuden war, daß er in Siena auf seine Kosten große kunstvolle Kandelaber zum Schmuck der Kirche für ihre höchsten Festtage in Auftrag geben konnte.

Sein Beruf für das Oratorium bot ihm eine würdige Gelegenheit, alle seine Talente zur Verwendung zu bringen. Seine Arbeit, seine Zeit und seine Kräfte galten dem Werke, die Congregation auf dauerhafte Grundlagen zu stellen, gute Traditionen in ihr nicht bloß einzuführen, sondern auch aufrecht zu erhalten, die Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Lebens und die äußeren Arbeiten in Einklang zu bringen, vor Allem das geistliche Gebäude des Ordenslebens selbst seiner ganzen Anlage nach und in seinen Einzelheiten zu vollenden. Es war für ihn ein großer Schmerz, daß seine Krankheit ihm das lange und regelmäßige Sitzen im Beichtstuhle unmöglich machte; er fuhr trotzdem fort, bei allen den Pönitenten, wo dieß möglich war, sein Amt fortzusetzen; als einen Ersatz dafür suchte er durch seinen Einfluß auf die Mitglieder der Congregation und durch seine Schriften in den weitesten Kreisen zu wirken.

Im Jahre 1854 hatte P. Faber eine Reihe von Abendpredigten während der Octav vom heiligsten Sacramente gehalten, die die Grundlage seines Buches über das heiligste Sacrament wurden, wie denn überhaupt alle seine größeren geistlichen Schriften aus dieser praktischen Wirksamkeit entstanden sind. Zur selben Zeit schrieb er über das „Wachsthum in der Heiligkeit", eine Arbeit, die er seit Jahren vorbereitet hatte.

Am 9. Juli 1854 erhielt er von Papst Pius IX. die theologische Doctorwürde und legte das vorgeschriebene Glaubensbekenntniß in die Hände des Cardinals von Westminster ab.

Anfangs December predigte er ein Triduum zur Vorbereitung auf das Fest der unbefleckten Empfängniß, deren Geheimniß als Glaubensartikel am Tage seiner letzten Predigt selbst erklärt wurde. In seinem Buche über das heiligste Sacrament nennt P. Faber diese Thatsache „die glorreichste aller Definitionen des katholischen Glaubens, keineswegs eine von denen, die die grausamen Verfolgungen der Häresie der bis auf's Aeußerste getriebenen Kirche entrissen haben, sondern eine unwiderstehliche Erhebung, ein frei entstandenes Aufblühen der Andacht und der Lehren, die ihr großes Herz nicht länger mehr in sich verschließen konnte". „Gesegnet sei," sagte er anderswo, „das Erbarmen des Allerhöchsten, der uns unseren Antheil an dieser großen Epoche (der Kirchengeschichte) gegeben und uns lange genug hat leben lassen, um Zeugen dieses glorreichen Triumphes Unserer Mutter zu sein." Als am zweiten Sonntag nach Ostern 1855 die Definition in der Erzdiöcese Westminster gefeiert wurde, predigte P. Faber über „die lehrende Kirche" und feierte die Schätze der mütterlichen Liebe, „die dieser feierliche Akt allen Denen aufthat, die in der Kirche waren".

Die zweite Provinzialsynode von Westminster wurde im Sommer 1855 in Oscott gehalten. P. Faber erhielt die Einladung, als Theologe bei derselben zu erscheinen. Eine Stelle in den einzelnen Commissionen, in die man ihn wählen wollte, lehnte er aus Demuth ab; nur an den Vorarbeiten für den neuen Katechismus nahm er lebhaften Antheil. Man ersuchte ihn auch, vor den versammelten Vätern zu predigen; nur aus Gehorsam that er es und sprach über die schönen Worte (Joh. 14, 27) zu den Bischöfen und ihren Räthen: „Ich lasse euch den Frieden, ich lasse euch meinen Frieden."

Die Krankheit unterbrach oft den regelmäßigen Gang der Arbeiten im Leben P. Fabers. Das zunehmende Alter vermehrte nur seine Uebel (Migräne, Ischias, Eczema). Im Sommer 1855 verließ er London nach einer mehr als ge-

wöhnlich ermüdenden Saison, um nach Irland zu reisen; aber kaum zu Dublin angelangt, wurde er krank. Die Anstrengungen der Reise hatten seine letzten Kräfte erschöpft und sehr ernste Symptome zeigten sich alsbald. Nur der aufopferndsten Kunst eines befreundeten Arztes gelang es noch einmal, das Uebel zum Stillstande zu bringen, freilich nur um den Preis einer solchen Schwächung seiner Kräfte, daß er erst nach einigen Wochen die Rückreise antreten konnte. Vor seiner Abreise (31. August 1855) schrieb er an den Lord Arundel: „Was meine Gesundheit anlangt, so ist jetzt die linke Seite mein großes Kreuz. Ich muß mich trotz alles Widerstrebens an den täglichen Gebrauch des Opiums gewöhnen. Was mir am meisten wehe thut, ist, daß ich nicht mehr im Stande bin, Bücher zu schreiben. Doch worauf es einzig ankommt, ist, daß der Wille Gottes geschehe, ob bei der Arbeit, ob inmitten vom Leiden, gleichviel: Gepriesen sei der Name des Herrn!" Wenige Tage nach seiner Ankunft in London (11. September 1855) schrieb er wiederum an Lord Arundel: „Ich bin jetzt zweimal von Dr. Benjamin Brodie untersucht worden. Er hat zuletzt beim Abschiede meine Hand ergriffen und mir gesagt: ‚Es ist nicht gut, Ihnen etwas zu verheimlichen; ich fürchte, Sie stehen am Anfange einer sehr traurigen Krankheit, und für den Augenblick kann ich nur sehr wenig für Sie thun. Sie werden große und lange Leiden durchzumachen haben' ... Denken Sie nicht, daß ich entmuthigt bin; ich bin zum Leiden bereit und ich zweifle keinen Augenblick, daß es nur die Folge seiner unendlichen Liebe ist, daß Gott sich mit mir befassen will. Meine Furcht steht nur auf Seiten der Geduld, der Reizbarkeit und des von ihm gewollten Grades der Selbstverläugnung."

Diejenigen, welche P. Faber nicht näher kannten, wurden durch sein Aussehen leicht über die Häufigkeit und die Größe seiner Leiden getäuscht. An Muth fehlte es ihm selten, und er arbeitete noch unter dem Drucke von physischen Schmerzen, die stärkere *Personen, als er war,* niedergeworfen haben würden.

Einen annähernden Eindruck von seinen Leiden und auch von seinem standhaften Muthe in ihrer Ertragung geben folgende in seinen Briefen vom Jahre 1857 bis 1861 gelegentlich vorkommenden Aeußerungen. Am 30. März 1857 schrieb er: „Ich bin nur noch eine Ruine, eine Menschenruine. — Ich habe so viel geschrieben, so viel gepredigt, daß mir der Kopf springen will; und dabei bin ich so leidend und so gelähmt, daß ich fast keine Art von Bewegung machen kann.“ — Am 2. Februar 1858 schrieb er an P. Hutchison, den die Aerzte nach Aegypten geschickt hatten: „Seit dem 15. October bis zum Dreikönigstage versagten mir die Beine den Dienst; dabei hatte ich schreckliche Schmerzen. Nichtsdestoweniger habe ich Gott zu danken: es steht mit mir besser; ich kann wieder gehen.“ Mit dem Frühjahre des folgenden Jahres müssen die sich erneuernden Leiden noch heftiger aufgetreten sein. „Meine Geduld,“ schrieb P. Faber am 16. Mai 1859 an den in Toulouse weilenden P. Bowden, „meine Geduld ist nun doch fast zu Ende. Nur Eines hält mich noch aufrecht; Du kennst das Wort: ‚Die Kinder, die er liebt, züchtigt er.‘“ Und doch hörte P. Faber nicht auf, Andere zu trösten. „Was mich anlangt,“ schreibt er an J. B. Morris (30. Juli 1860), „so bin ich nachgerade von Schmerz und von innerer Noth aufgerieben, aber ich fühle darum die Leiden Anderer nur um so lebhafter, nur mit um so stärkerer Liebe.“ Und an P. Philipp Gordon schrieb er von St. Mary um diese Zeit: „Ich hatte mir vorgenommen, nicht von meinem Zustande zu sprechen; aber ich bin in Folge meiner schlaflosen Nächte, meines nervösen Kopfschmerzes und meines Herzübels so elend; ich bin zu Ende mit meiner Geduld. Ich habe mehr als zehn Wochen hindurch den lieben P. Anton (Hutchison) ohne eine andere Unterbrechung als diese Retraite gepflegt ... Ich fürchte einen leidensvollen Herbst und Winter; und ich habe nicht den Muth, ihnen starkmüthig entgegenzugehen. Doch gleichviel, ich muß weiter gehen und die Folgen auf mich nehmen. Ich habe während dieser zehn Wochen nur gebetet,

und nun, wo das Kreuz kommt, entsetze ich mich davor ... Meine einzige Freude ist, daß ihr Alle so zufrieden und glücklich seid. Was mich anlangt, so will mir scheinen, es wäre für mich der Himmel auf Erden, wenn ich mich eine Stunde auf den grünen Rasen hinstrecken, die blauen Fluthen eines Sees sehen und einigen schönen Träumereien nachgehen könnte; aber ich meine, für einen Verworfenen, wie ich, sei es das Beste, den Calvarienberg hinanzusteigen unter Zittern ...!" Am 18. September 1861 schrieb er an P. J. Bowden in der Schweiz: „Ich kann Ihnen selbst nicht mehr schreiben, sondern will nur einige Zeilen für Sie dictiren. Ich habe eine Woche großer Schmerzen hinter mir. Gott sei gepriesen!... Ich wollte, es gäbe irgend einen Bergrücken, wohin ich entfliehen und fern von dieser Welt mich zurückziehen könnte."

Blicken wir auf die Ereignisse während dieser seit P. Faber so leidensvollen Zeit zurück, so müssen wir für die Arbeiten und das unausgesetzte Wirken desselben um so größere Bewunderung hegen. Der erste schwere Anfall, den er in Irland erlitten, hatte ihn zwar gehindert, für den noch übrigen Theil des Jahres 1855 zu predigen; allein die folgende Fastenzeit, sowie das Frühjahr und den Sommer hindurch nahm er seinen Platz auf der Kanzel wieder ein. Am Festtage des hl. Philipp hielt Cardinal Wiseman zur größten Freude der Väter die Festpredigt. Als dieselbe bald darauf im Drucke erschien, trug sie an ihrer Spitze die Widmung an P. Newman und P. Faber, die beiden Vertreter des Oratoriums in England. „Der Erste," schrieb Se. Eminenz, „hat die Hilfsquellen der verschiedenartigsten Gelehrsamkeit, die Kraft eines ebenso exakten wie scharfsinnigen Geistes, die Macht der Dialektik, alle Anmuth seiner Diction dafür eingesetzt, um die intellectuellen Schwierigkeiten Derer zu bekämpfen, welche der Kirche fremd waren, und um ihre alten Vorurtheile zu entwurzeln. Der Andere hat in den Gärten der Kirche für ihre eigenen Kinder die süßen Blüthen der Andacht gesammelt und durch sein erleuchtetes Denken und

seine feurige Redegabe ihre Sehnsucht nach dem Gastmahle geweckt, welches die Liebe ihnen bereitet." Man kann die jedem dieser Männer eigenthümliche Größe anmuthiger und kürzer nicht charakterisiren.

Im Jahre 1856 brach an mehreren Stellen in London die Cholera aus, und P. Faber bot sofort dem Cardinal die Dienste der Genossenschaft an, um den bedrängtesten Distrikten zu Hilfe zu kommen. Doch die Gefahr schwand bald, indem die Krankheit eine mildere Form annahm, und gestattete dem P. Knox und P. Bayshawe, in das Kloster zurückzukehren.

Für das Londoner Oratorium knüpften sich an jene Zeit zwei Ereignisse von Bedeutung. Auf Ersuchen des Cardinals übernahm das Oratorium die Pfarrseelsorge eines großen um dasselbe herumliegenden Distriktes, was dem P. Faber hinsichtlich der Regel und der Lebensweise der Genossenschaft nicht wenige Sorgen brachte, da es hier auf die erste Ordnung von Pfarrverhältnissen ankam. Alsdann kehrten die PP. Stanton und Hutchison von Rom zurück, wo sie die Interessen des Londoner Hauses vertreten hatten, und brachten ein päpstliches Breve mit, welches aus apostolischer Autorität die Errichtung des Oratoriums in London bestätigte, und das in Uebereinstimmung mit der Regel des Oratoriums, nach welcher nur ein einziges Haus des Institutes in jeder Stadt sich befinden soll, verbot, in einem Umkreis von zehn Meilen von Brompton ein zweites Oratorium zu errichten.

Im Februar 1857 nahm P. Faber einen thätigen Antheil an der in der Kirche des Hauses gegebenen Mission. Der Schluß derselben wurde durch die feierliche Einführung der St. Patrick-Bruderschaft ausgezeichnet, welche P. Faber schon einige Jahre früher in der Schule zu Holborn zu Ehren des allerheiligsten Sacramentes und des heiligen Meßopfers eingeführt hatte. Auch diese Bruderschaft wurde bald so populär, daß sie in die anderen Londoner Missionen überging und besonders in der Diöcese Beverley durch den Seeleneifer des Bischofs Briggs

eine weite Verbreitung erlangte. Die Uebungen der Bruderschaft bestanden darin, das blaue Skapulier der Unbefleckten Empfängniß zu tragen, andächtig der heiligen Messe und dem Segen beizuwohnen und Alles aufzubieten, um die nachlässigen Katholiken zum Besuche derselben zu bewegen. Man hatte einen kleinen Verein von Besuchern organisirt, die unter sich die Distrikte und Höfe, d. h. die engen und abgelegenen Gäßchen Londons, wo die ärmsten Katholiken wohnten, vertheilten und jeden Sonntag Morgen ihre Pflegebefohlenen an die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten mahnten und sie mit sich zur Kirche brachten. Der heilige Vater zeichnete die Bruderschaft bald durch reiche Ablässe aus. Ueber die Früchte dieses frommen Eifers sprach sich am 16. Januar 1869 ein Missionär in dem „Weekly Register" dahin aus: „Ich habe gefunden, daß die St.-Patrick-Bruderschaft zahlreichere und dauerhaftere Wirkungen hervorgebracht, als die päpstliche Mission, welche von den Ordensleuten gepredigt wurde, und dieß, trotzdem die Mission auf einen noch unbebauten frischen Boden fiel und als vollständig gelungen allseitig betrachtet wurde."

Im gleichen Jahre hielt P. Faber überdieß seine gewohnten Predigten und Unterweisungen für die Fastenzeit und den Maimonat; für erstere war sein Thema: das Leiden Christi, für die zweite: Bethlehem oder das Jesukind.

Dank dem freundlichen Anerbieten der Herzogin von Argyle konnte P. Faber einen Theil des Sommers 1857 und 1858 im Schlosse Ardencaple bei Hellensbourgh in Schottland verbringen. Dort konnte er fern von all' den Sorgen, die ihn im Oratorium umlagerten, mit seinen lieben Novizen nach Lust die romantischsten Theile der Grafschaft Argyle und die Ufer des Lomondsees durchstreifen und in ihrer Bewunderung froh werden. Bei seiner Rückkehr im September zeigten sich die ersten Symptome von Schlaganfällen, aber zu dem ihm vorgeschriebenen Besuche der böhmischen Bäder konnte sich P. Faber nicht entschließen, aus Sorge für das Oratorium. Er verbrachte den

Winter daselbst unter beständigen Leiden. Am Tage des hl. Raphael (24. October 1858) konnte er indessen zu seiner großen Freude den Grundstein zu dem St. Wilfridskloster in Chelsea legen, das heute in den Händen der Kreuzschwestern von Lüttich so segensreich wirkt.

Bei der Auswahl der zahlreichen Vorkommnisse im Leben eines an der Spitze eines großen Klosters stehenden Ordensmannes kann es nur darauf ankommen, einestheils unter Vermeidung aller regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten die Hauptziele seiner Thätigkeit genauer zu charakterisiren, anderntheils bei den Hauptresultaten dieselben eingehender zu erweitern. Da Letzteres bei P. Faber besonders seine schriftstellerische Thätigkeit ist, so haben wir derselben im Zusammenhang mit seinen Werken für die katholische Kirche in England überhaupt eine eingehendere Aufmerksamkeit später zu widmen. Hier gilt es nur noch, die wichtigsten seiner sonstigen Arbeiten bis zum Jahre 1861 anzuführen und überdieß die Charakteristik seiner Lebensweise und seiner Arbeiten durch einige Blicke auf seine reiche Privatcorrespondenz, namentlich in ascetischer Hinsicht, zu vervollständigen, was uns zur Besprechung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit überleiten wird.

In den Mai des Jahres 1858 fällt seine Bekanntschaft mit einer der von Gott für das religiöse Leben ihres Volkes am meisten begnadeten Frauen, der schon genannten Mutter Margaretha Maria Hallahan. Dieselbe war um diese Zeit nach London gekommen, mit der Idee, das Hospital zur hl. Elisabeth in der Great Ormondstreet zu übernehmen. Sie fand inmitten endloser Schwierigkeiten bei P. Faber eine ausdauernde Hilfe und eine immer gleich freudige Ermuthigung. Beide waren sich bis dahin nie begegnet, aber bald entstand zwischen ihnen eine jener unlöslichen Freundschaften, wie sie nur zwischen zwei gleichgearteten, nach dem Höchsten strebenden Seelen entstehen können. Beide waren, wenn auch in verschiedener Richtung, an gleich großen, für die Ehre Gottes und das Wohl der Seelen

unternommenen Werken thätig; es lebte in ihnen derselbe hochherzige Sinn der Selbstverläugnung, derselbe große Blick für die Bedürfnisse der Zeit, der Menschen und des kirchlichen Wirkens, dieselbe freudige Abgestorbenheit der Welt und dieselbe Seligkeit des ausschließlichen Wirkens für Gott in ungetrübter kindlicher Herzenseinfalt. Was P. Faber an Mutter Margaretha besonders schätzte, war ihre kühne Einfalt, die heiße Liebe für ihr Ordensleben, ihr echt irischer Opfer- und Glaubenssinn; und sie dagegen bewunderte an P. Faber seine seltene Weisheit in allem, was das geistliche Leben betraf, und besonders seine wunderbare Gabe, den Weg der Heiligkeit praktisch zu lehren und zu wandeln. Sie pflegte gerne zu erzählen, wie sie eines Tages müde und fast entmuthigt aus einer langen Versammlung zurückgekehrt sei, wo außerordentlich viel gesprochen, aber nichts erreicht worden war, und P. Faber sie getröstet mit den Worten: „Sie müssen wissen, daß, bevor nur ein Mal etwas geschieht, immer neunundneunzig Mal berathen werden muß." Als sie von ihm Abschied nahm, um in ihr irisches Kloster nach Stone zurückzukehren, blieb sie einen Augenblick lang vor ihm stehen und ihn anschauend sagte sie mit echt irischer Naivetät: „O welch ein Mann, welch ein Mann sind Sie!"

Von den Noten über das kostbare Blut, welche P. Faber für seine Fastenpredigten des Jahres 1858 geschrieben hatte, und von einer Reihe von Belehrungen über den Gebrauch der uns täglich zuströmenden Gnaden, die er außerordentlich sorgfältig vorbereitet hatte, konnte ein ausgiebiger Gebrauch nicht gemacht werden, weil die Kirche der Väter auf drei Monate behufs Vergrößerung und besserer Ausschmückung geschlossen werden mußte. Die Freigebigkeit und besondere Andacht der Herzoge von Argyle zum hl. Philipp hatte die Mittel dazu geboten. P. Faber nahm diese Gelegenheit wahr, einen längst gehegten Wunsch zu erfüllen und dem hl. Joseph zu Ehren eine Seitenkapelle zu errichten. Dieselbe wurde im September mit der fertiggestellten Kirche eröffnet, wenn auch der Altar und

der sonstige Kirchenschmuck erst im Winter 1861 beendet werden konnte, zu einer Zeit, wo P. Faber krank in Arundel in Todesgefahr lag.

Im Frühjahr 1859 nahm er seinen gewöhnlichen Antheil an der Arbeit des Oratoriums wieder auf. In der Fastenzeit predigte er über die Furcht Gottes; fünfmal predigte er in der Novene zum hl. Philipp. Er verbrachte dann einige Tage zu Filey und zwei Sommermonate zu St. Mary, was seine Gesundheit sehr hob; die Vorstandswahlen des Jahres 1859 bestätigten ihn abermals in seinen Aemtern.

Der größte Schmerz für P. Faber, den ihm dieses Jahr brachte, war der Verlust des P. Alban Wells am 16. October. Er war noch mit P. Faber in der Congregation „vom Willen Gottes" zu St. Wilfrid gewesen; er hatte bis zuletzt seine Gesundheit so wenig im Arbeiten geschont, daß er selbst den letzten Winter seines Lebens nicht außerhalb Englands hatte zubringen wollen. Als Präfect des kleinen Oratoriums hatte P. Wells eine solche Gabe für die Conversion und die Leitung der jungen Leute überhaupt entwickelt, daß das kleine Oratorium eines der blühendsten Werke der Väter geworden war. Mit echt oratorianischer Menschenfreundlichkeit reich ausgestattet, war P. Wells stets wahrhaft erfinderisch, neben der religiösen Belehrung seinen Kindern irgend eine Erholung zu verschaffen. In der Leitung der Musik in der Oratorianerkirche hatte P. Wells Alles auf das Beste und Erfolgreichste stets geordnet. Sein lebhaftes und stets aufgeräumtes Temperament hatte ihn zum allgemeinen Lieblinge des Hauses gemacht, und darum läßt sich sein Verlust, der erste, den die Väter zu Brompton erlitten, als ein außerordentlich schmerzlicher wohl begreifen, besonders für P. Faber, der um diese Zeit so leidend war.

Das Jahr 1860 begann mit einer vierzigstündigen Andacht für das Oberhaupt der Kirche und seine Anliegen. Das Jahr 1859 hatte mit seinen unerhörten Freveln gegen die staatliche und kirchliche Ordnung jene große Passionszeit für den aposto-

lischen Stuhl eingeläutet, auf deren Höhe wir selbst zur Stunde noch nicht angelangt zu sein scheinen, und die noch auf eine feierliche Sühne warten. Alle tiefer blickenden und mit der rechten Einsicht in die drohenden Gefahren begabten Seelen waren damals auf das Tiefste bewegt. P. Faber hielt in der Messe, wo das heilige Sacrament zur Anbetung ausgesetzt wurde, eine ergreifende Predigt. Dieselbe wurde unter dem Titel: „Hingebung an den Papst" veröffentlicht und unmittelbar darauf in's Französische und Italienische und bald darauf auch in's Deutsche übersetzt. Der heilige Vater las die ihm vorgelegte italienische Uebersetzung selbst durch und strich in seinem Exemplare mit eigener Hand das Wort „vielleicht" an folgender Stelle durch: „Heute ist ein Tag, wo Gott von uns erwartet, daß wir öffentlich unsern Glauben bekennen und daß wir laut unsern Gehorsam proclamiren. An dem heutigen Tage läßt uns auch das Bewußtsein unserer äußeren Lage mehr als je die Pflicht des inneren Gebetes empfinden. Dieses Gebet ist unsere zweite Hauptpflicht. Ohne das innere Gebet hat das öffentliche Bekenntniß wenig Werth; aber ich denke, daß das innere Gebet *vielleicht* noch weniger Werth hat ohne das äußere Bekenntniß."

Diese Predigt war für P. Faber ganz und gar der Ausdruck jener hochherzigen und unumschränkten Hingebung an den heiligen Stuhl, die in allen seinen Schriften zu Tage trat und die ihn im Jahre 1861 eine Gebetsvereinigung zum hl. Petrus stiften ließ, deren einziger Zweck war, nach der gemeinschaftlichen Intention für den heiligen Vater beständige Gebete Gott darzubringen. P. Faber lehrte, den Papst wie einen Vater und nicht bloß als einen König anzusehen; er konnte es nicht ertragen, wenn er von Rechten, Privilegien und von lokalen Gewohnheiten in irgend einer Kirche reden hörte, die nicht ausdrücklich vom heiligen Stuhle ihre Autorisation dazu nachweisen konnte; denn sein Gehorsam war eine loyale Liebe, die nicht im mindesten dulden mochte, daß irgend etwas streitig sein oder

werden könnte gegenüber einem Vater, dessen Rechte er nie nach den gewöhnlichen Anschauungen messen und abzuzirkeln sich vermaß.

An den Freitagen der Fastenzeit predigte P. Faber eine Reihe von Unterweisungen über die Geschichte des alten Testamentes. Fast den ganzen Sommer des Jahres 1860 brachte er in St. Mary zu bei dem P. Hutchison, dessen Leiden einen beunruhigenden Verlauf nahmen. Trotz der sich mehrenden Symptome der eigenen, immer heftiger auftretenden Krankheit ließ P. Faber sich nicht abhalten, einer Einladung nach dem Schlosse Arundel zu folgen, wohin er sich Anfangs October begab. Der Herzog von Norfolk war damals von einer tödtlichen Krankheit befallen worden; während acht Wochen harrte P. Faber bei ihm aus, ihn mit seinen Gebeten und Räthen stützend und stärkend für jene vollständige Hingabe des eigenen Willens an den heiligen Willen Gottes, der allein eine heilige Vorbereitung auf den Tod im Sinne der Kirche gibt. Der Herzog starb am 25. November 1860. „Die Zeit ist noch nicht gekommen," sagt P. Bowden, „es auszusprechen, was die Gegenwart P. Fabers an Trost in diese tiefbetrübte Familie brachte, wie auch die Gnaden andeuten, die in mehr als gewöhnlichem Maße aus der schwer auf diesem Hause ruhenden Hand Gottes kamen, und die mehr gesegnet als niedergebeugt haben."

Der Anfang des Jahres 1861 fand P. Faber wieder bei seinen Arbeiten im Oratorium. Von Anfang Januar bis Anfang Juli predigte er fast alle Sonntage, sowie alle Freitage der Fastenzeit. Die Pfingstpredigt über die „Hingebung an die Kirche" wurde veröffentlicht und sie bildet eine lichtvolle Ergänzung zur Predigt über die Hingebung an den Papst. Im Laufe des Sommers brachte er einige Zeit zu Filey in Begleitung des P. Hutchison und zweier anderer Väter zu. Dort vervollständigte er sein Liederbuch, dessen erste Anfänge in das Jahr 1848 fallen. Daß mit dieser Arbeit seine Schriftstellerlaufbahn ihr Ende erreicht haben würde, mochte P. Faber wohl

nicht ahnen. Als ihn im November im Schlosse Arundel die Todeskrankheit befiel, und er in lichten Augenblicken noch die Druckbogen verbesserte, wußte er dieß und bereitete sich mit Starkmuth auf den letzten schweren Gang vor, der ein so reiches, so leidenvolles, so tiefbewegtes Leben zum würdigen Abschluß bringen sollte. Doch diesem letzten Gange haben wir eingehender unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, eingedenk des alten Wortes, daß der Tod der unbestechliche Richter des Lebens ist.

An dieser Stelle bleibt uns nur noch die schwierige Aufgabe des Rückblicks auf die ascetische Correspondenz Fabers mit den seiner geistlichen Leitung und seinen Rath Anrufenden übrig: das scheint uns nothwendig zur Ergänzung der allgemeinen Charakteristik. Immerhin legt uns der Zweck der gegenwärtigen Schrift bei der reichen Auswahl der mitgetheilten Briefe zwei Rücksichten auf: einmal haben wir diese ascetische Correspondenz nur insoweit zu berücksichtigen, als sie geeignet erscheint, uns diese Seite der Thätigkeit P. Fabers in's rechte Licht zu stellen; dann aber wird auch hier für die Auswahl stets die Rücksicht auf einen allgemeinen Leserkreis maßgebend sein müssen.

Von Brompton aus (28. September 1854) schrieb P. Faber an eine fromme Dame, die Mutter einer zahlreichen Familie, folgende Regeln für die Ordnung ihrer Pflichten: „Es ist eine Versuchung für Sie, die Uebungen Ihrer Frömmigkeit über Ihre Pflichten als Mutter zu stellen. Surin bezeichnet in seinen geistlichen Dialogen gerade diese Neigung als einen schweren Irrthum in dem Streben nach Vollkommenheit. Hier zeigt sich Ihrerseits eine Schwäche, und es ist dieß gerade einer der Punkte, wo Sie am meisten für Ihre Rechenschaft vor unserem Heilande einst zu fürchten haben. Ich habe lange, vielleicht zu lange mit dieser Entscheidung zurückgehalten, aber jetzt bin ich vollkommen davon überzeugt, und ich muß jetzt *in ernster Weise zu* Ihnen sprechen und Ihnen zeigen, daß

Ihr ganzer Fehler aus der Eigenliebe herstammt. Zunächst ist es Gott, der Ihnen Ihre Pflichten als Mutter auferlegt, und Sie selbst sind es, die Sie sich Ihre geistlichen Uebungen auswählen und sich auferlegen. Dann ziehen Sie diese geistlichen Uebungen den Unruhen der Kinder vor, und in einem aller Abtödtung widersprechenden Geiste wählen Sie das aus Ihren Pflichten sich heraus, was Ihnen dabei gefällt, und vernachlässigen, was Ihnen nicht gefällt, dergestalt, daß Sie Ihren eigenen Willen und Ihre eigene Wahl beständig anbeten, anstatt den allein anbetungswürdigen Willen Gottes. — Ich verlange nicht, daß Sie auf irgend etwas Außerordentliches verfallen und das geistliche Leben vernachlässigen. Ich wünschte, daß Sie folgende Punkte recht wohl verständen: 1) daß alles geistliche Leben weit mehr in dem innerlichen Geiste besteht, aus dem Sie handeln, als in den Dingen an sich betrachtet; 2) daß dasselbe für Sie mehr in den besonderen Umständen zu suchen ist, worein die Vorsehung Sie gestellt, als in den Andachtsübungen und Gebeten; 3) daß Ihr geringes Wohlgefallen an Ihren äußeren Pflichten ein Zeichen dafür ist, daß Sie gerade in diesen Pflichten Ihre Abtödtung zu suchen und sich Ihnen ganz besonders hinzugeben haben; 4) daß die Pflichten, die das Seelenheil Anderer betreffen, in dieser Hinsicht mehr Werth haben, insoweit dieselben Pflichten sind, als die geistlichen Uebungen und besonderen Andachten. — Ich weiß, wie schwach und leidend Sie oft sind, und ich will von Ihnen nicht mehr verlangen, als Ihre Gesundheit und Ihr Muth zu ertragen im Stande sind, aber ich verlange von Ihnen: 1) daß Sie viel mehr Ihre Kinder um sich haben; 2) daß Sie Ihre Aufmerksamkeit mehr auf deren Fehler richten; 3) daß Sie öfter denselben von Gott sprechen und von Jesus Christus, von Unserer heiligen Mutter und den hh. Engeln; 4) daß Sie sich mehr Mühe geben, Sie an sich zu ketten und ihre Liebe zu gewinnen, und daß Sie 5) bei sich stets erwägen, daß eine Viertelstunde hierauf verwandt fünfzigmal mehr

große Folgen für das geistliche Leben hat, als ganze Stunden betrachtenden Gebetes. Ueberdenken Sie alles das recht wohl. Meine Ansicht ist, daß Sie in diesem Punkte viel gefehlt haben, und ich fürchte, daß Sie leicht in einen Irrthum fallen, der Ihr ganzes geistliches Leben schädigt und verdirbt. . . . Gott gefallen und seinen Willen thun, ist etwas Großes, aber ihn auf Kosten unseres Willens thun, ist das Größte von Allem."

In einer Reihe von Briefen, deren erster vom 17. September und deren letzter vom 20. December anscheinend zweier aufeinander folgender Jahre datirt ist und die alle an eine adelige Dame gerichtet sind, finden wir P. Faber den schweren häuslichen Leiden einer trostlosen jungen Frau gegenüber, die mit der Krankheit des Gatten beginnt und mit ihrer eigenen Verlassenheit nach dessen Tode noch nicht enden will. Es ist das uralte und doch endlos und tausendfach im Menschenherzen sich täglich erneuende Drama des großen, im vorliegenden Falle eines ungewöhnlich heftigen und tiefen Schmerzes, der zwischen Krankheit, Tod, Verlassenheit und Trostlosigkeit in jedem Menschenherzen sich abspielt. Verfolgen wir die Phasen dieses Dramas und hören Fabers Worte über den Kampf der Natur mit der Gnade, der Menschenliebe mit der Gottesliebe, des Erdenglückes mit dem Himmelsglück, über die Bedeutung großer Leiden für unsere Liebe zu Gott.

Angesichts der ersten Anfälle der Krankheit, die zum Tode eines heißgeliebten Gatten führen müssen, schreibt Faber (17. September) auf die Bitte um das Gebet seines Ordenshauses: „Ich bete für seine Gesundheit; aber wenn ich mich nicht täusche, so muß dieses Kreuz seine Wirkung in euer Beider Seelen erst wirken. Eine Krise in euer Beider Leben mußte eintreten: Gott verlangt mehr von Ihnen Beiden, und er schickt Ihnen das Kreuz, weil er mehr haben will. Ich flehe zu unserem Herrn, daß er Ihnen eine erhöhte Andacht zu *seinen Leiden und zu den* Schmerzen seiner heiligen Mutter

schenke aus Furcht, daß Sie nicht der Stimme der verdorbenen Natur folgen und sich ganz von diesem großen Leid fortreißen lassen, und Sie so die Gnaden verlieren, die es Ihnen bringt. Gott kann nicht gestatten, daß einem Leide das Recht eingeräumt werde, Ihr ganzes Leben der Länge und Breite nach auszufüllen. Unsere Pflichten bleiben Pflichten, auch wenn es für uns ganz unerträglich scheint, von unseren Schmerzen abgezogen zu werden. Für Sie ist jetzt die Stunde Gottes und folglich die Stunde innigeren Gebetes und opferwilligeren Herzens. Wenn Gott uns seiner Heimsuchung würdigt, ist es seine heilige Absicht, daß wir dieselbe benützen, um unsere früheren Entschlüsse auszuführen, um uns ihm mehr zu nähern; aber unglücklicher Weise ist es auch die Zeit, wo die Natur uns ihre Feigheiten einflößt und tausend kleine Beweggründe der Zurückhaltung, klugen Hinausschiebens und eitler Verzögerung zuflüstert, die dem geistlichen Leben feind sind. Alles Leid an sich heiligt uns nicht durch die bloße Thatsache, daß wir es tragen müssen, sondern nur in sofern, als wir uns anstrengen, es zu ertragen.... Geben Sie sich doch nicht mit einer oberflächlichen Betrachtung Ihres Kreuzes zufrieden. Jedes Kreuz muß aufmerksam angeschaut und vor Augen behalten werden, und ohne dieß verfehlen wir die Absichten Gottes und können seine Botschaften nicht entziffern."

Am 22. December schreibt er an die junge Wittwe: „Ich will nicht versuchen, es zu begreifen, warum gerade die letzten Tage schrecklicher für Sie waren, als die vorausgehenden. Der Sturm wüthet oft stärker im Herzen, und man weiß nicht warum. Unser Herz ist ein Ocean, der nie zur Ruhe kommen kann.... Ich hoffe, der gestrige Tag (des hl. Apostels Thomas) wird Sie getröstet haben. Das Wort dieses Tages: ‚Mein Herr und mein Gott!' enthält Alles, was Sie in diesem Augenblicke zu sagen haben. Was liegt nicht in diesem Aufschrei der Seele zu unserem Herrn und unserem Gotte? Ehemals hatten Sie den Unglauben des hl. Thomas, und

konnten kaum an die erstaunenswerthe Güte Gottes denken; jetzt in Ihrer Verlassenheit und in Ihrem Unglücke ist es Ihnen beschieden gewesen, mit der Hand zu greifen und zu sehen, wie gut Gott ist, selbst dann, wenn er so schrecklich ist! In den letzten sieben Wochen in jenem glückseligen Krankenzimmer lebte etwas mehr als der bloße Glaube an die Gnade. War es nicht ein Schauen der Gnade? Denken Sie an alle die Wittwen, die die heilige Weihnacht in bitteren Thränen findet. Wie viele von ihnen hatten wohl eine ähnliche Gnade, wie die der letzten sieben Wochen für Sie war? Vielleicht nicht eine. Oh, Gott ist unerfaßlich in seiner Güte! Nur der Schmerz entschleiert uns die Abgründe dieser Güte. Wo ist der Gott, an den Sie im verflossenen October noch glaubten? Er ist etwas für Sie nun Verschwundenes, ein verlorenes Licht, das durch ein reiner und glänzender strahlendes Licht ersetzt ist, eine Liebe, die nun durch eine größere und stärkere Liebe besiegt ist. Gott hat Sie in geistiger Weise das thun lassen, was Jesus einst den hl. Thomas thun ließ, und neben dem theuren Grabe flüsterte er auch ganz leise in Ihr Ohr: ‚Widerstehe doch nicht wie ein Ungläubiger, sondern habe Glauben!‘ Aber das arme Herz! Es läßt sich nimmer überzeugen! Nein, es darf sich selbst nicht einmal Vorwürfe machen über das, was es nicht kann. Derjenige, der das Herz bricht, ist auch derjenige, der es gebildet hat. Derjenige, der es an's Kreuz schlägt, ist auch derjenige, der für uns an's Kreuz sich hat schlagen lassen. Armes Herz! Er spart ihm keine, keine Zerrissenheit; aber auch wie viel Liebe wird er in Strömen über dasselbe ausgießen, um dieser seiner Zerrissenheit halber! O welch' armselige kleine Creaturen sind wir doch! Die Allmacht kann uns nur verwunden, selbst wenn ihre Berührung mit uns nur Süßigkeit bringt. Auch wenn unser Schmerz ganz außer sich ist, fürchten Sie nicht; seine unbemessene Kraft unterliegt nicht dem Tadel Gottes, wofern das Herz nur in freiwilliger Unterwerfung bleibt. Auch der Schmerz hat seine Stürme: Jesus

weiß dieß wohl; auch wenn er eingeschlummert wäre, wecken Sie diesen liebenswürdigsten und mildesten aller Herren nicht. Er wird selbst erwachen, wenn seine Stunde da ist, und das immer früher, ehe Ihre Kräfte erschöpft sind. Wie gerne möchte ich Sie trösten! Und doch gerade in meiner Ohnmacht finde ich eine Art von Freude, weil es unendlich besser für Sie ist, daß Sie nur von Gott allein getröstet und gestärkt werden!"

Am Vorabende des Weihnachtsfestes schrieb Faber: „Sie müssen sich aufrichten zur Freude in Gott und selbst zu einer vollkommenen Freude für das morgige Fest. Auch in Bethlehem war Leid, selbst in dem kleinen Herzen des Jesuskindes; aber dieses Leid war verklärt durch eine himmlische Freude. Erinnern Sie sich daran, daß morgen ein gar glückseliger Tag für ihn ist, mag er nun im Himmel sein oder auf dem Wege dahin; und Sie dürfen das morgige Fest nicht in einem Geiste, der von dem seinigen verschieden ist, feiern.... Es wäre ein gutes Werk für Weihnachten, wenn Sie in Ihren Gebeten um die besondere Gnade flehen wollten, Herr über Ihren Schmerz zu werden. Es ist schwer, in unserem Leide einfach und natürlich zu sein. Aber unser Leid darf nicht in eine Gewohnheit ausarten; es ist das seine gefährlichste, seine dem geistlichen Leben am meisten widerstreitende Form. Als etwas Besonderes für sich, als Trennung, als Leben für sich selbst muß die Traurigkeit vorübergehen, sich in allem Anderen verlieren, sich den Pflichten anbequemen, ein einfaches Motiv werden, ein Schatten, ein unsichtbarer Geist. Ein Schmerz kann recht wohl ein ganzes Leben hindurch dauern; aber um ihn unschuldsvoll zu machen, darf er in diesem Leben nur eine Würze sein, und niemals dessen Form, niemals ein Alles beherrschendes Motiv. Keinerlei Traurigkeit kann das Leben veredeln, mit alleiniger Ausnahme jener mystischen Trauer der Heiligen und der beschaulichen Seelen im Hinblick auf das Leiden unseres Heilandes. Es ist wahr, daß der Schmerz eine Gnade Gottes

ist, aber wir wissen auch, daß die nach seinen Krankheiten eintretende sittliche Noth das ist, woraus wir nur mit großen Mühen Nutzen ziehen können. Nehmen Sie also zum Ziele Ihrer Gebete in diesen Tagen der Gnade, Ihr Leid gut anzuwenden aus reiner Liebe für den Ruhm Gottes und die größere Einigung Ihrer Seele mit Ihm."

Am 26. April des folgenden Jahres schrieb er: „Ich verstehe recht wohl, alles das, was Sie noch leiden. Sie wissen, daß es Keinem von uns gegeben ist, vor der von Gott fest bestimmten Stunde irgend etwas zum Troste zu thun. Ich sage nicht: Zügeln Sie Ihren Schmerz, sondern nur: Seien Sie nicht ohne Besorgniß in dieser Hinsicht; andernfalls würden Sie nur für sich selbst, aber nicht für Gott leben ... Ich weiß nicht, ob selbst die besterfüllten Pflichten im Stande sein werden, Sie Ihrer Trauer zu entreißen. Bei Anderen wäre das möglich; bei Ihnen indeß kommt die Größe Ihrer Trauer nicht so sehr aus dem Maße Ihres Leidens, als aus dem Uebermaße Ihrer Liebe. Ich wollte, ich sähe Sie bemüht, Gott mehr und mehr zu lieben; die Liebe Gottes in sich pflegen, das würde Ihnen den Frieden bringen dadurch, daß die Liebe Gottes jene Liebe in sich aufnehmen und verzehren würde, die nun Ihr Leid so schwer, so tief macht. Auch das Mitleiden Ihrer Kinder, die Sie so sehr leiden sehen, kann nur für eine bestimmte Zeit von wohlthätiger Wirkung sein. Zu sehr verlängert wäre dasselbe namentlich bei den älteren ein großes Uebel. Gott will mit Ungeduld in das Erbe der Liebe bei denen eintreten, die er uns genommen hat. Er wäre nicht zufrieden, wenn Alles sich in Leid auflöste. Ich habe aus diesen Gründen das größte Vertrauen, daß es für Sie, um zum Frieden zu gelangen, nothwendig ist, daß Sie für Gott eine größere, feurigere, reinere, zartere und mehr persönliche Liebe hegen. Wir dürfen indessen den Frieden nicht mit Ungeduld verlangen. Es gibt keinen andern Trost, als sich weiter in der Liebe zu Gott vorzudrängen." — In einem späteren Briefe, 15. Juni, schreibt er

in dieser Hinsicht weiter: „Nur die Liebe kann die Leere ausfüllen, welche die Verwüstung der Liebe geschaffen hat. In dieser Leere ist es, wo Gott groß werden muß — in der Liebe Gottes! Kein anderes Mittel gibt es. Nicht nur um die Anbetung handelt es sich, sondern um die Liebe zu Gott. Gott muß Ihnen Tag für Tag theurer werden, mehr und mehr ersehnenswerth. Erst dann wird er mehr und mehr der Gegenstand Ihrer Beschäftigung, der Gefährte Ihres Lebens, der mehr und mehr für Alles und Allem genügt. Wir sind sicherlich gar elende Geschöpfe, wenn wir seufzen, uns sehnen und Alles ganz trostlos finden, wo wir doch Gott besitzen können, und zwar ohne ein anderes Maß, als unsere Fähigkeit, ihn aufzunehmen. Wenn etwas unser innerstes Sehnen verdient, so sollte es das Antlitz Gottes sein. Der einzige Schmerz des Lebens sollte sein, Den nicht weit mehr zu lieben, in dessen Liebe wir kaum den Anfang gemacht. Aber in unserer Armseligkeit sind wir, wie Martha, immer beschäftigt mit so vielen Dingen, so voll von den Uebertreibungen unserer Eigenliebe, daß es nicht leicht ist, Gott mehr zu lieben. Uns fehlt der Muth, selbst unser Herz leer zu machen; Gott muß das für uns thun und das scheint uns grausam. Großes Kreuz bedeutet große Gnade. Ihr Kreuz darf nichts von seiner Gnade und der Fülle seiner Gnade verlieren; was Sie bedürfen, ist die Liebe zu Gott."

Am Jahrestage der Hochzeit (19. Juni) schrieb er: „Ich weiß, daß heute für Sie ein Tag der Prüfung und des Leidens ist ... Ich habe an Das gedacht, was ich Ihnen zu Ihrer Stütze schreiben könnte. Ich sage Stütze; denn von Trost in einem anderen Sinn zu schreiben, als in dem des geistlichen Beistandes der Gnade, ist unnütz. Ich weiß nicht, warum mir das Wort des hl. Paulus stets einfällt: ‚Die Dinge, welche man sieht, sind zeitlich; aber die, welche man nicht sieht, sind ewig.' Eine wirkliche Hochzeit gibt es nur zwischen Gott und der Menschenseele. Es ist ein unermeßlicher Segen, wenn eine andere Hochzeit nicht bloß der liebliche

Schatten der ewigen Hochzeit, sondern auch das Mittel ist, zwei Seelen derselben entgegenzuführen. Und in der That, durch eine besondere und wunderbare Gnade ist es mit Ihnen so gewesen. Für ihn ist der Ruf der Ladung zur Hochzeit des Lammes schon erfolgt zu der bestimmten Zeit unter einem Zusammenwirken von besonderen und einzigen Merkzeichen der ewigen Erbarmung, die wir vollständig diesseits des Grabes nie begreifen und erfassen werden. Die Reihe ist nun an Ihnen; aber Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Ihre Ruhe ist noch nicht da. Die schon müde gewordenen Füße müssen noch weiter auf den engen Fußpfaden; aber Alles auf der Pilgerfahrt muß Sie dem Lamme näher bringen. Wer ist mehr die Braut Christi, als eine wahrhaft Verwittwete in seiner Kirche? Das Fest der ewigen Hochzeit und er sind schon bereit: das scheint mir der Gedanke des Tages; denn die sichtbaren Dinge sind zeitlich, aber die Dinge, welche wir nicht sehen, sind ewig. Heute also ist ein Theil seines Festes da, jetzt ewig für ihn, während Sie noch in Verlassenheit trauern und jener unergründlichen Langwierigkeit des Lebens schier erliegen, die macht, daß die Pflicht fast ein Martyrium wird. Das ist anscheinend eine grausame Ungleichheit. Zu Ihnen kann er aus jenem Orte nicht mehr kommen, wo all' sein Interesse in Ekstase und verzückendem Schauen aufgegangen ist. An Ihnen ist es, zu ihm zu gehen, ihn dort zu suchen, wo er ist, indem Sie das suchen, was er gefunden hat. Die Ewigkeit ist gerade das, was hier Alles verändert hat; sie wirft ihre großen Schatten voraus. Seine Herrlichkeit ist Ihr Kreuz. Jetzt kann Ihre Liebe ihn nicht erreichen, ohne daß Ihre Liebe für Gott Ihr und sein Antheil ist. Zwar war die Einigung dieser zweifachen Liebe nicht vollkommen genug, so lange er lebte; aber jetzt muß sie vollkommen werden aus demselben Grunde, weil die sichtbaren Dinge zeitlich sind und die unsichtbaren ewig. Er hat jetzt auf immer seinen Antheil an der Ewigkeit der Liebe Gottes; darum ist er unsichtbar. Er hat diese Ewigkeit zu seiner Wohnung genommen,

sie zu Ihrem wechselseitigen Wiedersehen bestimmt, indem er sagte: „Ich werde Sie wiederfinden in der Ewigkeit.'"

Noch ein letztes Wort aus dieser Correspondenz; dasselbe mag den Gedankengang unserer Auszüge vervollständigen und zum Abschluß bringen. Am 20. December schreibt P. Faber über die gänzliche Hingabe der Seele an Gott: „Das Einzige, woran ich denken mag, ist, Sie zu bestimmen, sich in den Gedanken an die heiligen Geheimnisse des Glaubens, die sich in allen großen Festen der Kirche aufeinander folgen, ganz zu concentriren. Ich bin sicher, daß Gottes Absicht in Alledem die Mehrung Ihrer Liebe zu ihm ist. Ehedem hatte Gott nicht Ihr ganzes Herz; jetzt will er es. Er will, daß Sie Ihre Herzensfreude, Ihre Ruhe, Ihren Entgelt in ihm und in seinen Dingen finden, und mehr noch in ihm, als in dem, was ihm gehört, wie gut und wie heilig es auch sei, mag es nun seine Kirche oder mögen es seine Armen oder was immer sonst sein. In jedem Schmerze tritt einmal ein Augenblick ein, der einzig und allein durch eine Mehrung des himmlischen Lebens erträglich wird. Die Erde, die irdischen Interessen, die irdischen Beschäftigungen werden unwirksam und ermüdend, und die Tröstungen werden fast ebenso unerträglich, wie das Leid selbst. Ich empfinde selbst in mir bis zu einem gewissen Grade, was Sie leiden. Seit einigen Jahren ist mir, selbst wenn ich nicht krank bin, das Leben so ohne alle Freude, so sehr eine Last, daß an jedem Abende mir der verflossene Tag wie ein besiegter Feind, eine nothwendige und nun beendete Züchtigung ist, und daß ich die Kräfte nicht mehr habe, das Morgen zu ertragen. Gott läßt mich ihn lieben genau in dem Maße, daß ich so weiter leben kann. Meine Ueberzeugung ist also, daß Sie Ihre Gedanken und Ihren Geist mehr mit Gott und mit seinen Vollkommenheiten, mit Jesus und seiner Milde, mit Maria und ihren Vorzügen aufrecht halten müssen. Nur dort gibt es für Sie eine Erleichterung. Sie haben vielleicht mit einem Uebermaß *getrauert*, und doch war Ihr Wille, von dem Ihre Ewig-

keit abhängt, nur einen Augenblick von dem Willen Gottes abgewichen. Welches ist also das Wort des Räthsels für Sie? Ich meine Folgendes: Gott gibt Ihnen nicht mehr Kraft, weil er Ihnen nicht so sehr mehr Kraft geben will, um Größeres zu ertragen, als daß Sie ihn Ihre Last mit Ihnen tragen lassen."

Am letzten Festtage der Bekehrung des hl. Paulus (des Jahres 1863), den P. Faber auf Erden feiern sollte, schrieb er an ein Beichtkind über die Größe des hl. Paulus: „Hätte ich heute nicht am Altare von Thränen erstickt werden müssen? Welch ein Tag, welch ein Fest! Ein Messe so groß und so pathetisch, und dabei die Gnade, die Messe lesen zu können! Ich sage dafür Gott, Maria, dem hl. Paulus Dank! Die gewöhnliche Furcht, die mich nie verläßt, hält mich besonders heute gefangen, und dieses für eine Creatur Gottes so seltsame Officium des hl. Paulus vermehrt sie noch mehr. Kein Appell an die Barmherzigkeit Gottes, keinen Zweifel, keine Furcht: der kleine Mann, denn er war unbedeutend von Gestalt, ruft, wie nie ein anderes Geschöpf es je gethan hat: ‚Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und ich habe die Gewißheit, daß er mächtig genug ist, mir meine Hinterlage auf den großen Tag aufzubewahren, er, der gerechte Richter!' Ich kenne keinen andern Heiligen, der je vor Gott eine solche Haltung anzunehmen gewagt hat. Aber wie verherrlicht diese Kühnheit die göttliche Gnade! Als Ananias, der nicht glauben konnte, daß die ewige Weisheit ernstlich zu ihm sprach, sagte: ‚Herr, habe ich nicht viele Personen sagen hören, daß dieser Mann deine Heiligen zu Jerusalem in großes Leid gestürzt hat', mit welcher Erhabenheit erging da Jesu Wort an ihn: ‚Gehe, dieser Mann ist mir ein Gefäß der Auserwählung!' Wie dringt nicht sein anderer Ruf gleich einer mächtigen Trompete aus seinem großen Apostelherzen: ‚Seine Gnade ist in mir nicht unfruchtbar gewesen.' Welch' anderer Heiliger hat je solche Worte auszusprechen gewagt? Und nun noch die anderen unglaublichen Worte, jener andere Siegesruf: ‚Ich habe den guten Kampf

gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt und die Krone ist mir hinterlegt.' Für alles das gibt es nur eine Parallele in dieser Welt: Job, der sich auf seinem Düngerhaufen erhebt, mit Gott streitend und ihn zur Vertheidigung drängend. Und diese Kühnheit gefiel Gott, und den frommen Freunden Jobs, welche ihn schalten und Gott zu vertheidigen meinten, gab Gott den Befehl, Job zu bitten, ein Opfer für ihn darzubringen, als Sühne für ihre unsinnigen Reden. Das ist eine Offenbarung Gottes und der Liebe Gottes für die menschliche Natur, eine Offenbarung, die allein ausreicht, um die ewige Betrachtung eines Engels für immer zu beschäftigen. — Dieser hl. Paulus! immer groß und fruchtbar für Gott; immer voll heiliger, ungestümer Liebe zu Gott; immer überströmend von der Fülle Gottes; immer brennend für Jesus in seiner Predigt, in seiner Unterhaltung, in seinen Schriften: Gott, Gott, immer Gott, der ‚Vater unseres Herrn Jesu Christi'. Was wird das für ein Anblick sein, wenn wir einst diesen großen Apostel schauen; wenn wir jene Füße küssen dürfen, die einst weiß waren vom Staube der römischen Heerstraßen; wenn wir einst in seine Augen blicken dürfen, die krank waren von Thränen und nun das Antlitz Gottes selbst schauen; wenn wir seine so süße Stimme und den Donner seiner Beredsamkeit hören und sagen dürfen: Ja, das ist jener so milde Greis mit dem jungfräulich zarten Herzen, das einst in dem Philemonsbriefe so unaussprechlich zart sich ergoß! Doch ich muß innehalten..."

Eine ähnliche, in ihrer Art noch großartigere Schilderung des Elias schrieb P. Faber an eine Carmeliterin in Paris, wie überhaupt die vielen Briefe an die Oberin und einzelne ihrer geistlichen Töchter in dem Carmelitenkloster der Rue d'Enfer u. A. über das ewige Gebet, den Geist des Elias, die Anbetung der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Andacht zu den göttlichen Eigenschaften mit zu dem Schönsten gehören, was die Sammlung seiner ascetischen Briefe aufweist. An dieser Stelle kann nur

Weniges daraus Platz finden. In einem Briefe an die Oberin der Carmeliten schreibt er, seiner Sehnsucht nach einem Carmel in London Ausdruck gebend, Folgendes: „Durch eine Auszeichnung, die Gott meiner Unwürdigkeit hat zu Theil werden lassen, habe ich einige meiner geistlichen Töchter zu dem Carmel hinführen können, das aber ist eher trotz meiner geistlichen Leitung, als durch die Wirkungen meiner Fürsorge (für ihre Seelen) geschehen. Der mächtige Zug des heiligen Geistes in den Herzen dieser Kinder hat sie vor der Schlaffheit und dem Elende meiner geistlichen Leitung bewahrt. Ich hoffe, Sie werden dieselben recht viel für mich beten lassen, denn ich gehe meinen Weg, zwar Andern immer predigend, aber selbst immer ganz in äußere Dinge versunken, so daß meine Seele sich nie recht bekehrt. Ich kann sagen, wie die Braut im Hohenliede: ‚Sie haben mich zum Hüter des Weinberges gemacht, aber der meinige, mein eigener Weingarten liegt wüste und verlassen.‘ Ach, wir Alle, Priester und Volk, hätten einen Carmel in London nöthig. Ein gutes Haus, in dem der Geist der hl. Theresia herrschte, würde uns in unserer Schwachheit stärken und in unserem Ermüden mit übernatürlicher Ruhe stärken und unsere Schwachheit mit dem gesegneten Strom seines Gebetes aufrecht halten.“

Erst nach seinem Tode wurde dieser Wunsch P. Fabers erfüllt: seit 1867 sind die Carmeliten in London, und an ihrer Spitze steht, wenn wir nicht irren, jene Lady Minna Howard, von der wir in der Briefsammlung Fabers folgenden Brief aus dem Jahre 1850 (6. December) lesen: „Du bist jetzt, meine liebe Minna, sieben Jahre alt und hast Dir in den Kopf gesetzt, eine Nonne zu werden. Wohl, aber was hast Du für den Augenblick zu thun? Mußt Du Dir jetzt schon die Haare abschneiden, ein schwarzes Kleid anziehen, in ein Kloster gehen und dort ein hartes Leben führen? Nein, noch nicht. Später vielleicht wird das mit dem Segen Unserer Lieben Frau kommen. Aber, sagst Du immer, so lange kann ich nicht warten. Gut, Schwester Minna vom Jesukinde! Warten wir denn nicht so

lange. Ich will Dir sagen, wie Du jetzt schon ohne Verzug in dem großen Hotel Bellevue mit der Zustimmung Deines Vaters und Deiner Mutter eine Nonne werden kannst. Ich weiß sicher, das wird Dir gefallen und euch Alle in Erstaunen setzen. Ich sehe schon, wie Victoria ihre großen Augen öffnet und die lärmende Minna auf einmal stille wird, um etwas zu hören. — Wie kann ich denn jetzt schon gleich, fragst du, eine Nonne werden? — Schwester Minna! Was heißt es, eine Ordensfrau sein? Höre: Eine Ordensfrau sein, heißt: Niemand anders mehr lieben als Jesus, ihn immer und gar sehr lieben und alle Anderen, Papa, Mama, die Schwestern, den kleinen Bruder, den Vater Wilfrid und Alle nur noch lieben, weil Jesus sie lieb hat. Das heißt eine Ordensfrau sein. Wenn aber Schwester Minna nur ihren Willen und ihre Launen liebt, dann ist sie keine Ordensfrau mehr; wenn Schwester Minna nur das thut, was man ihr sagt, oder wenn sie es nur murrend thut, dann ist sie keine Ordensfrau mehr. Wenn Schwester Minna ein Wort des Zornes spricht, dann ist sie keine Ordensfrau mehr. Aber wenn Schwester Minna Jesum liebt, sehr, über Alles liebt, wenn sie immer zu ihrer lieben Mutter im Himmel betet, sie Jesum mehr und mehr lieben zu machen, dann ist sie eine für alles Gute bereite Ordensfrau."

Wie P. Faber seinen eigenen Ordensbrüdern gegenüber sich und sein Amt beurtheilte, möge folgende Probe zeigen. An P. William B. Morris hatte er auf eine, wie es scheint, minder angenehme Nachricht zu erwiedern. „Der hl. Philipp," schrieb er, „hat mich an die Spitze seiner Kinder gestellt, einzig um zu zeigen, daß sein Institut nicht von den Menschen, sondern von Gott aufrecht erhalten wird. Meine Söhne sollen mir ihre Liebe erzeigen, indem sie ohne Unterlaß beten, daß mein Herz ganz und gar umgewandelt sei, daß es vollkommen zu Gott hingewendet sei, erfüllter vom Geist des Gebetes, tapferer in der Abtödtung und tiefer ergriffen von den Gefühlen der eigenen Nichtigkeit und Unwürdigkeit. Das ist es, was Sie zu thun

aben. Nicht mir, sondern dem Willen Gottes in mir müssen
Sie sich anvertrauen. Wenn man die Gnaden kännte, die ich
mpfangen habe, würde man sehen, daß ich einfach der aller-
rößte Sünder gewesen, den es auf Erden gegeben. Wenn ich
ich bisweilen für gut halte und es mich freut, zu wissen, daß
ndere diese Idee von mir haben, so überkommt mich stärker
ls je die Furcht vor der Hölle. Also sprechen Sie nicht da-
on, sich mir, sondern nur der Gnade Gottes, die in mir ist,
nzuvertrauen. . . .“

Obwohl P. Faber sich zum größten Theile die Lectüre der
eitungen untersagt hatte, so unterließ er doch nie, sich in allen
en Fragen, wo die Politik in engem Zusammenhange mit der
eligion und der christlichen Moral sich zeigte, auf dem Laufen-
en zu halten. Im Jahre 1857 trat er selbst in die Oeffent-
chkeit in einer anonymen Zuschrift an den Herausgeber eines
er katholischen Wochenblätter, des „Weekly Register“ (vom
. April), in Betreff der damals viel und heftig discutirten
Schulfrage. Während ein Theil der katholischen Blätter für
ie Unterstellung der katholischen Schulen unter die Regierungs-
nspection sich aussprach, trat ein anderer entschieden gegen alle
nd jede Inspection durch die Regierung auf. P. Faber plädirte
ür die Entscheidung des apostolischen Stuhles in dieser Frage,
nd bis eine solche erfolgt sei, für die Aufrechthaltung des
egenwärtigen Inspectionssystems. Er berief sich dabei auf das
rtheil des Bischofs Parisis von Arras, der gelegentlich eines
ufenthaltes in England die bestehenden Beziehungen der Katho-
iken zu der Regierung in der Schulfrage gebilligt und aus-
rücklich ein ähnliches System für Frankreich gewünscht hatte.
ußerdem wollte Faber das große Werk der katholischen Normal-
chule in Hammersmith, das so enge mit der augenblicklichen
Ordnung der Dinge verwachsen sei und sowohl von der Regie-
ung unterstützt würde als die Billigung Roms in allen seinen
Phasen erhalten habe, in keiner Weise gefährdet sehen. Der
ehrorden des Jean Marie de Lamennais, eines Bruders des

unglücklichen Lamennais, hatte nach langen Bemühungen die Normalschule für katholische Lehrer zu einer großen Blüthe gebracht. Nachdem ein unglücklicher Versuch, die Brüder von ihrem Mutterhause zu trennen, gescheitert war und die Xaverianer aus Belgien das Werk in gleichem Sinne fortgeführt hatten, wollte P. Faber dasselbe nicht noch einmal durch eine heftige Controverse gefährdet sehen. Zum Schlusse sprach er sich dahin aus, daß, seiner augenblicklichen Auffassung nach, die gänzliche Zurückweisung der Regierungsinspection das Resultat haben würde: 1) „die Katholiken in den Augen des Landes ernstlich zu erniedrigen; 2) unsern Bischöfen, die uns auf diesen Weg wohlbewußten Wirkens gestellt, eine Ohrfeige zu geben: 3) öffentlich anzuerkennen, daß wir uns angesichts der Fortschritte der weltlichen Erziehung des 19. Jahrhunderts nicht zu zeigen wagen; 4) auf unsere Laien eine ungeheure Last zu wälzen, die wirklich über ihre Kräfte geht; 5) eine große Anzahl unserer Schulen zu schließen; 6) mehrere Tausende von Kinderseelen dem ewigen Untergange preiszugeben; 7) die Eltern wie die Kinder in die nächste Versuchung zur Apostasie zu stürzen; 8) uns 20 Jahre in der Unterrichtsfrage zurückzusetzen, jener Frage, die immer unsere Schande gewesen ist und es (Dank den Verfolgungsgesetzen, die durch die Katholiken-Emancipiation nur zum Theil abrogirt worden) noch ist; und 9) uns einen Schritt weiter dem obligatorischen und religionslosen Systeme einer nationalen Erziehung entgegenzuführen. Wenn alle diese Folgen über uns kommen sollen in Folge einer Maßnahme, die an sich gut wäre, in Gottes Namen! Gott wird dann sorgen. Aber suchen wir bis dahin die gesunde Vernunft auf unserer Seite zu behalten oder Roms Entscheidung zu erbitten, denn von Rom können wir eine vernünftige Entscheidung erwarten. Seine Gründe sind immer zeitgemäß und behalten am Ende immer Recht; und auch wir selbst kommen zuletzt immer wieder zur Einsicht, daß diese Gründe besser sind, als unsere kleinlichen *persönlichen* Ueberzeugungen."

Um zum Schlusse eine vollständige Idee von dem Talente '. Fabers im brieflichen Verkehr zu geben, müßte noch eine Menge kleiner Handbillete, kurzer Sprüche, anmuthiger und och nützlicher Bemerkungen Berücksichtigung finden, die ge- egentlich, wie im Vorübergehen, dem Papier anvertraut wur- en. Sie würden zugleich eine Idee von seiner wunderbaren Unterhaltungsgabe geben. Nur zwei Beispiele ganz verschiedener Art können hier Platz finden. Am Vorabende des St. Wilfrids- ages 1862, wo P. Faber schon ganz von seinen Todesleiden iedergebeugt war, schrieb er an Miß E. Nutt gelegentlich eines Namenstagsgeschenkes: „Sie sehen, welch ein Feinschmecker ich erde! Ein Geschenk von Ihnen macht in mir stets den Wunsch ach einem neuen rege. Wenn ich die Schönheit dieser präch- gen Weintrauben betrachte, so erinnern mich dieselben nicht loß an die Spione Israels, die auf ihrer Rückkehr von Vehel- kol die so verführerischen Früchte des verheißenen Landes ren Landsleuten zeigten, sondern sie machen auch in mir den Wunsch und das sehnliche Verlangen nach Ihren gütigen Gebeten ege, damit Gott in seiner Barmherzigkeit es fügen möge, daß eine Werke, die jetzt so mager und so elend sind, diesen schönen Trauben gleichen, voll, zierlich, wohlgeordnet und mit einer Hülle ungfräulichen Grüns bedeckt." — Eines Tages fand P. Faber i der Kapelle einen der Väter mit der Restauration der Farben n einem Bilde der schmerzhaften Mutter beschäftigt. Er be- achtete das Werk aufmerksam und ging schweigend weiter. Als der Pater, der die Arbeit besorgte, auf sein Zimmer zurück- ehrte, lag auf seinem Tische ein Blatt, auf das mit Bleistift olgende Worte im Vorbeigehen hingeworfen waren: „Lassen Sie doch, lieber Pater, jede Spur von Röthe von den Wangen er liebsten Mutter verschwinden; es war auch nicht ein einziger Tropfen von Blut an ihrer ganzen Person mehr sichtbar, außer enen, die sich mit ihren Thränen vermischten."

Können wir mit diesen Zügen füglich die allgemeine Cha- rakteristik *der Persönlichkeit P.* Fabers, seines Arbeitens, Leidens

und Wirkens auf seine nähere Umgebung schließen, so bleibt uns die fernere Aufgabe, die Bedeutung P. Fabers für die weiteren Kreise zunächst der englischen Katholiken zu würdigen und auf sein großartiges schriftstellerisches Wirken hinzuweisen, dessen Ruhm bis zur Stunde immer höhere Aufmerksamkeit und Achtung sich erzwingt. Es kann namentlich in Bezug auf die größern ascetischen Schriften P. Fabers in einer Schrift, wie der vorliegenden, nur unsere Aufgabe sein, die Daten und Angaben zu sammeln, welche in das allgemeine Verständniß und die allgemeine Würdigung dieser Schriften einführen. Wenn wir hierbei auf einzelne Punkte die besondere Aufmerksamkeit des Lesers hinzulenken uns erlauben, so geschieht dieß deßhalb, weil wir auf einen Mangel unserer religiösen Literatur in Deutschland besonders hinweisen möchten.

VIII.

Die Meisterjahre (1854—1861). Bedeutung Fabers für die englischen Katholiken. Die Einführung der „Heiligenleben“ und der ascetischen Literatur. Seine geistlichen Lieder, Andachten und Predigten. Verhalten gegen Andersgläubige. Seine acht größeren ascetischen Bücher; ihre Vorbereitung und Ausarbeitung. „Alles für Jesus.“ „Der Fortschritt der Seele.“ „Das heiligste Sacrament.“ „Der Schöpfer und das Geschöpf.“ „Der Fuß des Kreuzes.“ „Geistliche Conferenzen.“ „Das kostbare Blut.“ „Bethlehem.“ Die übrigen Schriften Fabers. Urtheile der Presse. Der Hauptvorzug der Faber'schen Schriften.

Man hat mit Recht gesagt, daß P. Faber als das Organ der englischen Katholiken nicht dürfe angesehen werden. Ein solcher Titel steht nur Dem zu, der die Ansichten einer großen Körperschaft vertritt und als Deputirter und Stellvertreter Derer handelt, deren Ansichten er versteht und theilt. In diesem Sinne ist P. Faber nie das Organ der englischen Katholiken gewesen; er war eher ihr volksthümlicher Lehrer. Seine Mission war mehr, fast ausschließlich eine für die Katholiken

Englands erziehende, sie auf's Neue nach langer Winternacht in die Geheimnisse des Uebernatürlichen einführende und dort fesselnde, aber nicht deren Ansichten und Absichten vertretende. Ein Rückblick auf die Hauptphasen seines Lebens wird dieß zeigen.

Seine Hauptsorge, als er katholisch wurde, war, sich mit dem Geiste der Kirche in Harmonie zu setzen, und zwar mit vollem Rechte nicht mit dem Geiste, der in seiner katholischen Umgebung, in dem Lande überhaupt noch herrschte, wo das Andenken an die zum Theil noch kaum vernarbten Wunden barbarischer Verfolgungssucht und an die Nothwendigkeit der Zurückgezogenheit vor einer durchaus feindseligen und spottsüchtigen Umgebung die Kirche in der Freiheit ihrer Action, besonders in ihrem höheren geistigen Aufschwunge hemmte. Er suchte diese Harmonie an der Quelle, in Rom, der Stadt des Papstes, und im Schatten des Stuhles Petri. Indem er alle und jede Rechte, die seine Heimath auf seine katholischen Arbeiten erheben konnte, vollauf anerkannte, versuchte er dort mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, die in Rom im Gebrauche befindlichen Andachten und Gewohnheiten des geistlichen Lebens einzuführen. Dem bei den englischen Katholiken mit raschem Fortschritte sich bahnbrechenden Glauben wollte er gleich anfangs und mit aller Entschiedenheit alle Entwickelung einer bewährten katholischen Frömmigkeit vermitteln.

Es war ihm nicht genug, persönlich in diesen Andachtsübungen seinen Landsleuten weit voraus zu sein; er übersetzte auch und ließ solche Werke drucken, die dem Fremdlinge als Ausdruck des Geistes und Wesens dieser Uebungen dienen und ihn in dieselben einführen konnten. Bei allen Denen, auf welche er unmittelbaren Einfluß hatte, war seine Ermunterung, selbst dieselben anzunehmen und zu verbreiten, eine beständige. Gegen den Vorwurf, daß diese „italienischen Uebungen" sich schlecht mit dem englischen Geist vertrügen, sprach sich Faber in seiner Predigt *auf den hl. Thomas von Canterbury*, scharf den Kern dieses

Einwandes fassend, dahin aus: „Die Wahrheit ist uns nicht gegeben, um sie zu erniedrigen, zu verkürzen. Die Wahrheit kommt von Gott. Die Majestät Gottes ruht untrennbar auf ihr; sie wird die Seele bekehren, selbst wenn sie rauh und zurückstoßend scheint, und das auf den innern guten Grund hin, weil sie die Wahrheit Gottes ist; weil die Gnade uns die Kühnheit des Glaubens gibt, um uns ihr anzuvertrauen. Außer der Gefahr, den Glauben zu verletzen, müssen wir noch eine andere vermeiden, die darin bestehen würde, Alles, was das Siegel des Eifers oder des Glaubensgeistes in den Andachtsübungen fremder Brüder an sich trägt, bei Seite zu werfen oder zu verkleinern. Saget doch Denen, die ihr liebet und die ihr im Schooße der Kirche zu sehen wünschet, diese grausame Lüge nicht, daß der Glaube anderswo ein anderer sei als hier; verwerfet doch die Andacht, die Anmuth, die Anbetung und die zarte Liebe nicht als Dinge, die für uns nicht geschaffen seien und als ob die Kirche Gottes nicht Eine sei; denn in Wahrheit ist dieses Verhalten nichts weniger, als eine Verläugnung der Einheit der Kirche Gottes."

In drei Dingen ist P. Faber den englischen Katholiken ein Wegweiser, ein Bahnbrecher gewesen. Zuerst durch die Veröffentlichung der Heiligenleben. Mit allen den literarischen Fehlern, die man ihnen vorwerfen kann, hört diese bis heute fortgesetzte Serie der Heiligenleben nicht auf, ihre große Mission zu erfüllen, die Geister mit den höchsten und vollendetsten Beispielen christlicher Heiligkeit bekannt und vertraut zu machen. Ihr Hauptzweck war, wie Fabers „Versuch über das Interesse und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Heiligenleben" besagt, „den Aufschwung zu dem geistlichen Leben zu fördern und Denen zu Hilfe zu kommen, welche die Gnade Gottes aus der gewissenhaften Uebung der Gebete zu der der Räthe, aus der Welt zu einem religiösen Leben, aus den gewöhnlichen Tugenden zu jener Vollkommenheit hinzieht, die sich im Inneren und auf dem Wege des Opfers vollzieht." Diese Publikation enthält unter

anziehender Form für den Gebrauch und für die Erbauung der großen Mehrzahl die Verhaltungsregeln und die Grundsätze der Heiligkeit unter der Autorität von Namen, welche die Canonisationsdekrete über alle Kritik gestellt haben. Um sich zur Kenntniß und zur Liebe Gottes zu erheben, boten die Heiligenleben Fabers den Suchenden die vollendetsten Vorbilder auf jeder Stufe des geistlichen Lebens.

Wie hoch dieser Dienst Fabers anzuschlagen ist, wird Jedem klar werden, der folgende Worte aus „Alles für Jesus" bei sich erwägt. „Mehr als alles Andere hindert die Unwissenheit in unserer Religion die Unterscheidung und tiefere Erkenntniß der äußeren Güte Gottes. Im Geiste des Wilden, der zu regelrechter Beobachtung ganz untüchtig ist, können nur die Erscheinungen der Allgewalt, wie Gewitter, Blitz, Sonne, Meer, Sturm &c., sich zu einem dauernden Eindrucke Bahn brechen; der Schöpfer ist für ihn nur ein Geist der Kraft. Wenn es diesen armen Unwissenden verliehen wäre, zu sehen, was die Wissenschaft uns in den Affecten und Instincten der Thiere aufgedeckt hat, die Ideen, die sie vom Schöpfer sich gebildet, würden gar bald verändert sein. Gerade so ist es mit dem Menschen, den die Dinge der Welt ganz und gar für sich in Anspruch nehmen. Wenn er seinen Sinn von Gott und dessen Dienst abwendet, so können nur noch die schrecklichen Erscheinungen der Religion, wie der Tod, die Todsünde, das Gericht, die Auserwählung, die Hölle seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und festhalten. Um die geringste Idee von dem Umfange und der Tiefe der Liebe zu haben, die Gott für uns hegt, muß man in die Einzelheiten der Gesetze der Gnade hinabsteigen, die Geheimnisse des Gebetes untersuchen, schauen auf die Vertheilung von Verdienst und Glorie, auf die Herablassungen der göttlichen Barmherzigkeit, auf die süßen Geheimnisse Jesu und Mariä. Das Krachen des Donners macht sich von selbst auch den Allerzerstreutesten bemerkbar; aber nur ein aufmerksames Ohr kann im Sommer das Gemurmel des Abendwindes

erlauschen, dessen ersterbende Kraft leise die Spitze der Fichten liebkost."

An zweiter Stelle stehen Fabers Verdienste um das volksthümliche englische Kirchenlied mit einer Reihe von Volksandachten, die er organisirte und die, vom Londoner Oratorium ausgehend, der katholischen Frömmigkeit einen neuen Aufschwung gaben. In diesen Volksandachten sind es wiederum neben den von Faber verfaßten Liedern die Gebete und Anmuthungen der Heiligen, die der unabsehbaren Menge der sie besuchenden Katholiken unter einer ihnen leicht vertrauten Form dort vorgeführt wurden, um so die Grundlage des geistlichen Lebens zu bilden. Dazu trug ferner jene Art einfacher und von allem rhetorischen Aufwande durchaus fern gehaltener Christenlehre bei, welche der hl. Philipp seinen Kindern für die Auseinandersetzung der Geheimnisse des Glaubens empfiehlt. Zur Begründung eines höheren Strebens in so vielen Seelen trug besonders die jetzt allenthalben in England verbreitete und bekannte Bruderschaft vom kostbaren Blute bei, die Faber so sehr liebte und protegirte. Da dieselbe keinen anderen Zweck hatte als das Gebet, so vereinigte sie in einem mächtigen Mittelpunkte tausende von Gebetsanstrengungen, und es verging fast kaum eine ihrer wöchentlichen Versammlungen, ohne daß man Kenntniß von zahlreichen Danksagungen erhielt, die die erflehten Segnungen öffentlich anerkannten. Natürlich blieb auch die Predigt Fabers eines der Hauptanziehungsmittel, die zur volksthümlichen Verbreitung der Andachten sehr beitrugen. Ein hoher geistlicher Würdenträger in der katholischen Kirche schildert in der „Dublin Review" seine Beredsamkeit als Augenzeuge mit folgenden Worten: „Als Prediger war Faber bedeutender begabt, als irgend ein Anderer, an dessen Worte und Auftreten wir uns erinnern. Er besaß eine Leichtigkeit, Lieblichkeit, Biegsamkeit im Geiste und in der Stimme, eine Lebhaftigkeit im Auffassen und Aussinnen, eine Schönheit der Anlage und des Ausdrucks, die sich alsbald Jedem bemerkbar machten. Ihm

war aber noch eine andere Art von Schönheit eigen, die für das Auge und das Ohr gleich faßbar war: wir meinen das aus dem Innern eines Menschen ausstrahlende Vertrauen, der selbst im Lichte und im Frieden Gottes lebt und nichts sehnsuchtsvoller wünscht, als daß Andere Antheil erhalten an dem Glücke, in dem er selbst selig ist. Diese Vereinigung von rednerischen Vorzügen und Eigenschaften haben wir in solchem Maße sonst niemals wahrgenommen."

Eine andere, nicht minder hohe Autorität auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens und Wissens, Dom Prosper Guéranger, der berühmte Benediktinerabt von Solesmes, schrieb bald nach dem Tode Fabers an den Pariser „Monde": „Faber war immer bereit, immer gleich reich und überströmend von Gedanken, immer ganz erfüllt von Salbung; man fühlte aus jedem seiner Worte die hier sich aussprechende Lebhaftigkeit seines Glaubens und seiner glühenden Liebe zu Gott. Gleich erhaben über jede Berechnung wie über jede Schwäche ist sein Wort niemals, ebenso wenig wie seine Feder durch irgend eine menschliche Erwägung beeinflußt worden. Er hätte niemals seine Einwilligung dazu gegeben, weder die absoluten Formen des Dogma's, noch die strengen Forderungen der Moral, noch die Grundsätze des geistlichen Lebens zu verschleiern. Er wußte recht wohl, daß in der großen Schaar seiner Zuhörer die Protestanten sich dicht an die Seite der Katholiken drängten, daß die Weltkinder dicht neben den frommen Christen standen; aber niemals hat der Wunsch, den einstimmigen Beifall dieser gemischten Zuhörerschaft zu gewinnen, von ihm irgend eine jener Gefälligkeiten oder eine jener Milderungen und Zurückhaltungen errungen, zu denen man sich so leicht hinreißen läßt. Er war zu erfüllt von heiligem Stolze auf den Besitz der Wahrheit der Kirche, die uns hienieden auf Erden allein diese Wahrheit spendet, um sie je auch nur mit einem Gedanken den Menschen anzubequemen, die doch nichts, gar nichts Anderes sein können, als ihre demüthigen Schüler. Und wenn

er mit diesem rückhaltlosen Dienst gegen die Wahrheit bisweilen gewisse Geister verletzte, darin ein Nachfolger des Sohnes Gottes und seiner Apostel, so zog er doch Andere desto mehr an, die sich durch dieses starke und überzeugte Wort sich selbst entrissen fühlten."

Nöthigt diese Geradheit und der unbeugsam ernste Dienst gegen die katholische Wahrheit gerade bei den Naturen desto größere Bewunderung ab, deren mittheilsames Wesen sie liebenswürdig und heiter im Verkehr mit der Außenwelt macht, dann war bei Faber alles Gesuchte und gleichsam Bewußte einer solchen Haltung in der Alles beherrschenden Liebe zu Jesus und zu seiner Kirche gänzlich aufgegangen. In Bezug auf das Predigen bemerkte er selbst: „Mag die Idee einer theologischen Rede eine anziehende sein oder nicht, unsere Aufgabe ist einzig und ausschließlich, die Gottheit Jesu zu predigen und zu lehren, und wir werden bald die Herzen sich uns zuneigen sehen, ohne daß wir dazu einer anderen Beredsamkeit noch bedürfen. Bethlehem und Calvaria werden ihre unaussprechlich reiche und tiefe Zärtlichkeit den Aermsten der Armen und den Einfältigen Christi immer mittheilen."

Dasselbe Verhalten war für Faber hinsichtlich der Conversionen der Protestanten maßgebend: die einfache Auseinandersetzung der katholischen Wahrheit ohne alle abschweifende Beweisführung war für ihn das wirksamste Mittel, um die Verirrten in den Schafstall zurückzuführen. In seiner Lobpreisung des hl. Philipp lehrte Faber: „Nicht durch das hochfahrende Wort, nicht durch die kalte Vernunft wird Christi Reich gegründet; unser Herz sucht die Herzen, und die göttliche Liebe ist das Geheimniß und das Leben unserer Schule."

Abgesehen von einer Reihe von Predigten über den Protestantismus, welche die Abendgottesdienste in dem Oratorium zu Brompton eröffneten, hat Faber nie über die Controverslehren gepredigt. Den Grundsatz, den er sofort bei der Einrichtung der Wilfrids-Genossenschaft zu Birmingham aufstellte,

daß nämlich Alles so gehalten sein solle, als ob man mitten in einem katholischen Lande lebe, hielt er Zeitlebens fest. Er duldete nie, daß dem Besuche des Oratoriums von Seiten der Protestanten ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Als im Jahre 1862 bei Gelegenheit der in seiner Nähe eröffneten Weltausstellung die Kirche stets von Fremden besucht wurde, wollte er, daß Jeder in der Kirche frei umhergehen könne, indem er betonte, er wolle es nicht auf's Gewissen nehmen, irgend Jemand an dem Empfange der Gnaden zu hindern, die er durch die Nähe des Allerheiligsten erhalte. Anderseits legte er sich indessen auch nie einen Zwang auf in der Schonung der Vorurtheile, weder in seinen Predigten, noch in den gottesdienstlichen Uebungen, die er abhielt. Sein Vertrauen auf die Macht des Glaubens über die Seelen war so groß, daß er nie befürchtete, kühn von ihm zu sprechen und ihn seinem ganzen Umfange nach darzulegen. Auch fehlte es bisweilen nicht an Katholiken, welche sich über seine Sprache aufregten, weil sie von der Tiefe und Sicherheit seiner theologischen Principien keine Ahnung hatten. Bei Gelegenheit der Eröffnung einer Reihe von Predigten in der King Williamstreet über das Unbefleckte Herz Mariä erhielt er von einigen seiner Zuhörer über die Lehre, die er in der ersten Predigt vorgetragen, eine Reihe von verletzenden Bemerkungen. Im Augenblicke, der für den Beginn der zweiten Predigt angesetzt war, stieg er auf den Predigtstuhl und erklärte einfach, daß ihm Klagen über seine erste Predigt zugesandt worden seien, und daß er hiermit die Serie abbreche, „weil ich,“ sagte er, „zu gut weiß, was ich der Ehre Unserer Lieben Frau schulde, um die Perlen ihres unvergleichlichen Schmuckes vor grobe, unreine Thiere zu werfen, die von ihrem Werthe keine Ahnung haben“.

Zugleich trug P. Faber zur Verbreitung geistlicher, erbaulicher Schriften ausländischer Asceten in England viel bei. Er ließ die „Geistliche Lehre“ L. Lallemants über-

setzen und gab sie heraus; ferner veröffentlichte er die „Octav vom heiligsten Sacramente“ von Nouet und als Anhang zu seinem Leben des hl. Philipp und seiner Gefährten „die Schule des hl. Philipp Neri“; auch bei der Herausgabe der Werke Boudon's, Surim's, Rigoleuc's, Lombez' u. A. betheiligte er sich mit Rath und That.

Das größte und die weitesten Kreise beherrschende Verdienst erwarb sich P. Faber durch die Veröffentlichung seiner eigenen Werke. Dieselben enthalten Vieles von den Lehren und Anmuthungen der Frömmigkeit, die man in den „Heiligenleben“ wiederfinden wird, allein ihre Beredsamkeit und ihr literarisches Verdienst haben sowohl von der schriftstellerischen wie theologischen Seite einen ganz besonderen Reiz für alle diejenigen, welche die Wirksamkeit Fabers ihrer seelsorglichen Seite nach kennen und schätzen lernen wollen. Seine Werke sind gleichsam als Fortsetzung seiner Predigten anzusehen, als eine Anleitung, eine Art Schule des geistlichen Lebens für alle Die, welche nicht das Glück gehabt, sie, wie P. Bowden bestimmt erklärt, fast in derselben Form von der Höhe des Predigtstuhles im Oratorium halten zu hören. „In jeder Linie findet man das Siegel seiner Originalität, welche seine ehemaligen Zuhörer an den scharfen durchdringenden Ton seiner Worte und all die Reize seines die Herzen durch seine Anmuth so mächtig ergreifenden Auftretens erinnert.“

Zwischen dem Januar 1853 und dem December 1860 hat P. Faber acht starke Bände, in jedem Jahre einen, veröffentlicht, und das, wie wir gesehen haben, inmitten der schwersten Sorgen für die Gründung und Leitung des Londoner Oratoriums, ohne dabei der Last des Noviciates während fünf von diesen acht Jahren zu gedenken, ohne seine regelmäßige Betheiligung an den täglichen Predigten zu vergessen und ohne daß er je einen, der seine Hilfe, seinen Rath und Beistand gewünscht hatte, abgewiesen hätte. Auch ist daran zu erinnern, daß er bei der Arbeit oft durch Krankheiten aufgehalten wurde,

und daß die Vollendung jedes seiner Werke, wie P. Bowden berichtet, durch eine schwere Krise erkauft wurde.

Wie mühevoll jedesmal die Vorbereitung eines dieser Werke war, daran erinnern folgende Worte, die Faber gelegentlich der Herausgabe seiner „Geistlichen Conferenzen" in der Vorrede schrieb: „Ich habe die Gewohnheit, dieselben durch vollständige und bis in's Einzelne hinein ausgearbeitete Noten vorzubereiten, und zwar Wochen und Monate lang, ehe ich dieselben halte. Ich sehe diese Noten alsdann, bevor ich auf den Predigtstuhl steige, durch, und oft begleite ich sie, nachdem ich herabgestiegen, mit neuen Bemerkungen, wenn mir nämlich der Vortrag irgend einen treffenden Gedanken, irgend eine nothwendige oder nützliche Aenderung nahegelegt hat. Denn nichts ist so sehr im Stande, als die Wärme des Vortrags, um die Fehler in der Gedankenfolge oder eine mangelhafte Vertheilung der Gedanken zur vollständigen Klarheit zu bringen, und ich habe aus dieser Thatsache oft und vielen Nutzen gezogen. Ich lege alsdann die Noten bei Seite, bisweilen zwei Jahre; ein anderesmal mehrere Jahre hindurch, bis daß ich dieselben behufs der Redaktion von Neuem durchsehe. Seit Langem schon habe ich diesen Gebrauch für alle auf das geistliche Leben bezüglichen Stoffe angenommen, um alle bloß im Eifer des Augenblicks gekommenen einfachen Gesichtspunkte nicht auf's Gerathewohl hin auszusprechen, und um meinen Ansichten, welches auch immer ihr innerer Werth sein mag, die Autorität des reifen Urtheils in sorgsamer Erprobung, in gemessener Erfahrung und in gewissenhaftester Revision zu geben, und zwar unter verschiedenen Gesichtspunkten und in verschiedenen Geisteslagen."

Von dem Eifer und der Ausdauer, mit welchen Faber bei solchen Vorbereitungen an der Arbeit war, ist uns glücklicher Weise in einem Brief an Morris (17. Juli 1858) ein in mehrfacher Hinsicht interessanter Beweis erhalten. „Mein Band ‚*Conferenzen*' *war schon seit* mehreren Monaten, und ‚Bethle-

hem‘ schon seit fast einem Jahre für die Presse bereit, aber es wird nach der nächsten Weihnachten noch ein Jahr vergehen müssen, ehe ich ‚Bethlehem‘ veröffentliche; es ist noch ein wahrer Wildling à la Faber. Erinnere Dich, wenn Du Bücherkataloge unter Händen hast, daß mein ‚Calvaria‘, welches ich vor acht Jahren predigte, jetzt in der Periode der Fertigbildung und demnächst in die der Redaktion übergeht, und daß Du mir zu dem Ende von allen Büchern Anzeige machst, die Dir über die Passion in's Auge fallen. Ich habe ihrer schon ungefähr hundert, und einige derselben haben einen hohen Werth. Watts Russel hat sie mir aus einem alten Magazine zu Venedig verschafft. Meine letzte Arbeit für mein ‚Calvaria‘ war die Analyse dessen, was Görres und Andere von den Stigmaten und ähnlichen Erscheinungen bei den Leiden der Heiligen sagen.“

P. Faber schrieb schnell und seine Manuscripte bedurften dennoch, wie P. Bowden bemerkt, selten oder nie der Correctur, bevor sie an den Drucker abgingen. Aehnlich wie P. Lacordaire hatte P. Faber eine feste, die Schriftzüge stark charakterisirende Hand. „Seine Blätter waren von schönem Nankinpapier, bedeckt mit engen dichtgedrängten Linien und gefüllt mit gedrängter, scharf ausgebildeter Schrift; dieselben glichen eher einer sorgfältig abgeschriebenen Copie, als einem Original, selbst wenn es sich um die bestrittensten theologischen Fragen handelte, deren Darstellung die meiste Sorgfalt verlangte.“

Das erste der Werke Fabers, und dasjenige, welches seinen Ruf als vorzugsweise ascetischer Schriftsteller mit einem Male begründete, war „Alles für Jesus“. Der zweite Titel: „Leichte Wege zur Liebe Gottes“, gibt uns den Schlüssel zu seiner Popularität. In ungefähr sechs Wochen wurde das ganze Werk für den Druck geschrieben. Was der Verfasser mit dem Buche bezweckte, sagte er in der Vorrede: „Als Sohn des hl. Philipp habe ich besonders mit der Welt zu thun, mit Leuten, die in der Welt leben und gerne in derselben Gutes *thun* und sich in ihren gewöhnlichen Berufsarten heiligen möch-

ten. An sie wende ich mich; nicht Dinge erhabener Art lege ich ihnen vor, sondern anziehende Andachten, die dazu beitragen sollen, den Eifer zu wecken, die Liebe anzufachen und die in Uebungen und Pflichten der Religion verborgene Süßigkeit sie schmecken zu lassen. Ich will der Frömmigkeit ihre heiligen Freuden und ihre Sonnenstrahlen für Diejenigen wiedergeben, die, wie ich, einer solchen Hilfe bedürfen. Nach Höherem zu zielen, habe ich nicht versucht. Wenn mein Buch in einem einzigen Herzen die Flamme der Liebe für unseren anbetungswürdigen Erlöser vermehrt, wird Gott den Verfasser und sein Werk segnen weit über ihre Verdienste."

Das im Juli 1853 ausgegebene Buch wurde vom Publicum mit einer Gunst aufgenommen, die bei weitem alle Erwartung dessen, der es geschrieben, übertraf. Eine starke Auflage war im Laufe eines Monates vergriffen; die vierte Auflage erschien schon vor Ostern 1854. Ebenso freudig wurde das Werk vom Auslande aufgenommen. Der Verkauf dreier französischer Ausgaben überschritt die Zahl von vierzigtausend Exemplaren; in Amerika war der Erfolg ein alle Voraussicht überschreitender; in Deutschland wurde das Werk zweimal aufgelegt. Seine Popularität hat sich seitdem auf derselben Höhe gehalten, und von den späteren Werken Fabers hat keines mehr weder eine so schnelle noch eine so weite Verbreitung gefunden, weder in England noch im Auslande. Und doch hatte Faber von Seiten des Auslandes sich gewiß nicht zu beklagen. Alle seine Werke wurden sofort in mehrere Sprachen übersetzt und in den Organen der katholischen Meinung mit vieler Liebe und Hingebung besprochen. Obwohl Deutschland, so viel uns bekannt ist, die vollständigste Uebersetzung seiner poetischen und prosaischen Werke in mehr oder minder lesbarer Form (bei Manz in Regensburg) gefunden, so war doch die Begeisterung, mit der besonders in Frankreich die ersten Hauptwerke Fabers aufgenommen und von einem Ende des Landes bis zum andern verbreitet wurden, eine ganz ungewöhnliche. Die verschiedenen,

damals in ihren Gegensätzen sich heißer als heute bekämpfenden katholischen Schulen stimmten in ihrer Würdigung in seltenem Maße und in gleich hingebender Liebe überein. Msgr. Sibour, damals Erzbischof von Paris, pflegte die Werke Fabers bei jeder Gelegenheit warm zu empfehlen; vor Allem aber die „Fortschritte der Seele im geistlichen Leben“, die er, „als aus den besten und reinsten Quellen der katholischen Tradition“ gezogen, öffentlich belobte. Louis Veuillot beschreibt in seinen „Geschichtchen und Phantasien“ den Eindruck der „geistlichen Conferenzen“ in seiner originellen und geistreichen Weise wie folgt: „Ich menge unter meine politische Uebersicht einige Stücklein aus den ‚geistlichen Conferenzen‘ P. Fabers. Diese ‚Conferenzen‘ sind ein ascetisches, ein englisches, ein übersetztes Buch, und doch finde ich sie seltsam nach meinem Geschmacke. Wahrhaftig, dieser Dr. Faber ist ein Meister; und ich weiß dem Uebersetzer, der ihn mir in die Hände gespielt, Dank dafür. Dieser Meister versteht sich auf den Sünder; er wirft ihn hin, knetet ihn, spielt mit ihm, vernichtet ihn und entfleischt ihn mit einer Kunst, die Licht in die entferntesten Schlupfwinkel bringt, in denen er sich verborgen hält . . . Meine Freude an P. Faber hört nicht auf; er jagt der Seele blaue Furcht ein und läßt sie doch eine himmelstarke Sehnsucht nach Bekehrung empfinden. Noch einmal, dieser P. Faber ist ein seltener Meister in der Kunst, uns die Haut abzuziehen; er hat so einzig feine Zangen, um die feinsten und verborgensten Fäden zu packen, die er uns mit der Haut in der geschicktesten Weise abzieht.“

Das gewichtige Urtheil Dom Guéranger's, auf welches wir früher schon aufmerksam gemacht, spricht sich, ungleich tiefer die Ursachen der Popularität Fabers würdigend, also aus: „Man wird zugeben, daß P. Faber eine große Anzahl jener Eigenschaften in sich vereinigte, welche den wahren geistlichen Schriftsteller bilden: die Heiligkeit des Lebens, die Wissenschaft der göttlichen Dinge und die Erfahrungen von den Wirkungen der Gnade an sich und an Anderen. Eine nicht gewöhnliche

theologische Wissenschaft hat ihm die Vorbereitung gegeben, in würdiger Weise von den Geheimnissen des Glaubens zu reden; eine peinlich gewissenhafte Rechtgläubigkeit hat seinen Gedankenflug durch alle die Klippen hindurchgelenkt, von denen ihr Weg besäet ist; die sorgsame, wiederholte und kritische Lectüre der ascetischen Schriften aller Schulen hat ihm mächtig geholfen, sich in einer Welt zurecht zu finden, die so ganz über die natürliche Welt hinausragt; die tiefe Kenntniß des Lebens der Heiligen hat ihm die Geheimnisse der Gnade enthüllt, und eine vollständige Demuth hat ihn in seinem ganzen Verhalten als geistlichen Schriftsteller niemals verlassen. In P. Fabers Schriften gibt es keine Seite, mag dieselbe nun ernsten und strengen, oder heiteren und glänzenden Inhaltes sein, auf der man nicht den Heiligen spürt, d. h. den Mann, der nie eine Zeile geschrieben hat, um sich selbst zu empfehlen."

In der That, P. Faber besaß viele Eigenschaften, die ihn zum geistlichen Führer der Seelen geeignet machten. Seine Herzensgüte und seine Liebenswürdigkeit begannen alsbald, ihm die Herzen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Klarheit und Schärfe seines Urtheils in der Lösung der Fragen, die ihm vorgelegt wurden; seine natürliche, frei von aller Gesuchtheit sich gebende Frömmigkeit, seine ungewöhnliche Unterscheidungsgabe zur Beurtheilung der Geister, seine vollkommene Kenntniß der Schriften, die von dem geistlichen Leben und dessen gewöhnlichen und außergewöhnlichen Erscheinungen handeln, thaten das Uebrige. Es war seine Absicht, über das geistliche Leben in drei Abhandlungen seine Ansichten und seine Erfahrungen und Rathschläge niederzulegen. Die einzige dieser Abhandlungen, die er vollendet hat, der „Fortschritt der Seele", wurde im Jahre 1854 veröffentlicht. Ueber weitere Pläne hinsichtlich dieses Punktes geben uns einige Zeilen aus dem zweiten Kapitel des erwähnten Buches eine dunkle Vorstellung. „Ich habe," schreibt er, „in meinem Geiste gleichsam eine Karte des geistlichen *Lebens entworfen.* Ich habe dasselbe in drei Re-

gionen von ungleicher Ausdehnung eingetheilt, die ganz verschieden durch das Interesse sind, das sie uns bieten. Zuerst kommt die Region der Anfänger, eine Epoche der Wunder und solcher Wunder, daß keiner, der nicht aus ihr hervorgegangen, oder der nicht, um sie wiederzusehen, zu ihr zurückkehrt, sich eine Idee von ihr bildet. Dann sehe ich die Umrisse einer ungeheuren Einöde und Wüste, voll von Versuchungen, von Kämpfen und von Ermattung. Auf diesem Felde der Arbeit und des Leidens kreuzen sich nach allen Richtungen hin die guten und die bösen Engel; die Wege sind abschüssig und schlüpfrig und schwer zu finden; und endlich stehen wir bei jeder Umbiegung des Weges vor Jesus mit dem Kreuze auf der Schulter. Diese Wüste ist zehn- oder zwölfmal so lang zum Durchwandern, als die erste Region. Endlich kommen wir an herrliche Berge, die benetzt werden von hellsprudelnden Quellen und die mit tiefen schattigen Wäldern gekrönt sind, die aber auch noch wilde Felspartien haben; auf ihnen mischt sich das Anmuthige mit dem Schrecklichen, und plötzlich macht das glänzende Panorama einer lachenden Natur, Nächten und furchtbaren Ungewittern Platz; kurz, man findet hier Alles, was die Größe der Berggegenden ausmacht. Diese letzte Region ist die des Zustandes des erhabenen Gebetes, der kühnen Herzenserhebungen, der Abtödtung, der mystischen Prüfungen. Man lebt dort auf den Höhen übermenschlicher Loslösung und Selbstverachtung, und nur wenige auserwählte Seelen allein können in einer so verfeinerten Atmosphäre athmen."

Der erste dieser drei Bände sollte den Titel tragen: „Erster Eifer" und der dritte: „Die Thüre des Himmels". Der einzige Band, den wir von dem ganzen Werke haben, beschäftigt sich mit der Leitung jener Seelen, die damit sich abmühen, die große Wüste der Mitte zu durchwandern, die in den oben angeführten Worten als „die Wüste einer langen und geduldigen Beharrlichkeit in den demüthigen Uebungen einer festen Tugend" beschrieben ist. Nach einer vorläufigen Beschreibung des Zu-

standes dieser Seelen handelt der Verfasser der Reihe nach von den Gefahren, welche diese Seelen zu fürchten haben, von den Vorsichtsmaßregeln, die ihnen nothwendig sind, und von den Uebungen, durch welche sie sich im Guten befestigen. P. Faber pflegte zu sagen, der Schlüssel des Ganzen sei das Kapitel von der beständigen Zerknirschung des Herzens; und in der That, dieß Kapitel in Verbindung mit den vier voraufgehenden von dem Gebete, den Versuchungen, den Gewissensängsten und dem Amte des geistlichen Führers bilden den interessantesten und wichtigsten Theil des Buches. Wenn man auf die große Verschiedenheit der Meinungen hinblickt, welche über diese Punkte besteht, wird man finden, daß den Schlußfolgerungen der Abhandlungen sehr wenig Einwendungen entgegen stehen. Die Aufnahme des Werkes hat gezeigt, daß es P. Faber, wie er in der Vorrede versprach, wirklich gelungen ist, die alte Wissenschaft der Kirche vom geistlichen Leben mit der modernen in Harmonie zu bringen, „indem ich," sagt P. Faber, „vielleicht der ersteren einen gewissen Vorzug einräumte und sie bei den englischen Katholiken in Aufnahme brachte, nicht allein in ihrer Sprache, sondern auch unter einer Form des Denkens und Empfindens, die dem Lande zusagte". Mit diesen Worten hat P. Faber unseres Erachtens die Grundrichtung seines Wesens und seines ganzen Wirkens nach allen hier in Betracht kommenden Seiten scharf und bestimmt ausgesprochen.

Das Frohnleichnamsfest des Jahres 1855 war von P. Faber zur Veröffentlichung des zweiten Hauptwerkes geistlicher Art bestimmt; wir meinen „Das heilige Sacrament", oder „Die Werke und Wege Gottes". Das Buch war geschrieben „in der Absicht, für die Popularisirung der Wissenschaft der Theologie zu thun, was die sogenannten Führer und Handbücher für die Astronomie, die Geologie und die andern physischen Wissenschaften schon gethan haben". Seine Aufnahme war wiederum eine *so gute*, daß, obwohl die erste Ausgabe auf *2000 Exemplare sich belief*, dennoch eine zweite alsbald nöthig

wurde. In vier Büchern wird das heiligste Sacrament als das größte aller Werke Gottes, dann als Gegenstand der Andacht der Katholiken, als das Bild Gottes und als das Bild des Heilandes betrachtet. Außer den ganz ungewöhnlich reichen Schätzen theologischer Forschung und Gelehrsamkeit schließt das Buch einige der allerschönsten Blätter in sich, die P. Faber je geschrieben. Was das besagen will, möge man an dem dritten Kapitel des zweiten Buches erproben, wo die ersten Seiten über das Kind und die Hostie einen ganz unvergleichlichen Beweis seines Talentes für die theologische Auseinandersetzung in Verbindung mit einem seltenen Glücke des Ausdrucks bieten.

Die Worte, durch welche P. Faber in seiner gegen Ende des Jahres 1856 veröffentlichten Schrift: „Der Schöpfer und das Geschöpf" nach den einleitenden Auseinandersetzungen in die Besprechung seines Themas eintritt, deuten auf die Epoche, in der das Buch geschrieben wurde, d. h. während seines Aufenthaltes zu St. Mary in Sydenham im Herbste des vorausgehenden Jahres. Kaum war ein Buch in der Oeffentlichkeit, so saß P. Faber schon an einem folgenden, das schon seit geraumer Zeit, wie wir oben zeigten, in Vorbereitung begriffen war. In „Der Schöpfer und das Geschöpf" blickt man, wie P. Faber einleitend bemerkt, wie in die Hauptquelle der übrigen Werke des Verfassers. Es ist dieß seine Anschauung über Gott, die seit einer langen Reihe von Jahren herrlich gereift und in ihrer ganzen Macht sich ausgestaltet hatte, und die den theologischen Ausführungen, wie sie in den übrigen Werken sich offenbarten, zur Wurzel und zur Grundlage diente und seine Ansichten über das geistliche Leben klärte und fest bestimmte. „Dieses Buch," heißt es an der angeführten Stelle weiter, „erklärt bis in's Einzelnste den Gesichtspunkt, aus welchem der Verfasser beständig alle religiösen, praktischen wie speculativen Fragen ansieht." Dasselbe ist in drei Theile getheilt. Der erste „beschreibt die Erscheinungen, welche uns umgeben, und untersucht im Einzelnen, was es heißt, einen Schöpfer

zu haben, und welches die Folgerungen sind, die sich aus unserer Geschöpflichkeit ergeben. Das Resultat dieser Untersuchung ist die Anerkennung, daß die Schöpfung einfach ein Akt der Liebe Gottes ist und daß jede andere Annahme, als die einer unendlichen und ewigen Liebe, auszuschließen ist". Der zweite Theil beschäftigt sich mit den tiefen Räthseln dieser Schöpferliebe, und der dritte schließt, nachdem zuvor die im Laufe der Untersuchung entstandenen Einwendungen, namentlich hinsichtlich der Zahl der Auserwählten, widerlegt worden sind, mit einer Auseinandersetzung der Weltlichkeit, ihrer Natur, ihrer Macht und ihrem Einflusse. „Die persönliche Liebe des Schöpfers allein kann uns dieser Gefahr entreißen, indem sie uns zu einem Dienste unwiderstehlicher Liebe verpflichtet und uns jenem Alles hinwegreißenden Sturmwinde der göttlichen Liebe übergibt, der unsere Heiligkeit in dieser Welt und unser Glück in der ewigen ausmacht." Wer Fabers Wesen, Lehren und theologische Anschauungen würdigen will, muß dieses Buch studiren; er wird gerade hier fast auf jeder Seite ein helles Licht finden. Wir werden als Anhang dieser Schrift eine detaillirte Analyse des Buches geben, die zugleich die Leser überzeugen möge, wie sorgfältig, scharf und eingehend, mit welch' genialer Tiefe und Großartigkeit die „theologischen Poesien" Fabers disponirt und bearbeitet sind.

Vor der Fastenzeit des Jahres 1858 veröffentlichte Faber schon wieder ein neues Werk: „Der Fuß des Kreuzes", oder „Die Schmerzen Mariä". Dasselbe sollte einen Theil aus einer Serie von Werken über das Leiden des Erlösers bilden, die zum Abschluß zu bringen der Verfasser durch seinen Tod verhindert wurde. Außer einer genauen Analyse jeder der Schmerzen Mariä, die mit einer wahrhaft erstaunlichen Kenntniß der mystischen Theologie behandelt sind, enthält das Buch ein weiteres Kapitel über das Martyrium, welches sie erduldete am Fuße des Kreuzes, über die Quellen und die besonderen Züge dieser Schmerzen, sowie den Geist und die Andacht, mit welchen man sie betrachten soll. Dasselbe endet mit einem Ver-

gleiche, der fast eine in sich vollendet theologische Abhandlung ist, zwischen dem Mitleiden der Mutter und dem Leiden des Sohnes. Als die „Civiltà cattolica" (Januar 1867) einen Artikel über den „Fuß des Kreuzes" brachte, sprach sie von P. Faber als „dem beredten Verfasser ascetischer Werke, in denen sich die frömmste Auffassung für das mystische Leben mit der tiefsten theologischen Lehre vereint findet". — „In der That," heißt es in der Kritik weiter, „wir sehen dieses Werk als eines der besten an, die je über die Schmerzen Maria's veröffentlicht worden sind.... Man findet dort die bemerkenswerthesten Züge aus dem Leben Maria's, herrliche Betrachtungen über die Leiden unseres göttlichen Erlösers, eine große Klarheit der Lehre, unschätzbare Belehrungen über das christliche Leben und Untersuchungen von außerordentlichem Scharfsinn über den eigentlichen Gegenstand des Werkes."

Der zu Beginn des Jahres 1859 folgende Band: „Geistliche Conferenzen" läßt uns die gewöhnliche Predigtweise Fabers in ihren hervorragenden Eigenthümlichkeiten erkennen. Bisweilen, wie in „Himmel und Hölle", sind zwei Predigten in einer einzigen Conferenz vereinigt. Die besonderen Verdienste des Verfassers treten uns in den „Conferenzen" auf jedem Schritte entgegen; dieselben gehören als Ganzes genommen wohl zum Schönsten und Bestechendsten, was aus seiner Feder hervorgegangen ist. Die Belehrung wird dort meist in kurzen epigrammatischen Sentenzen gegeben und ähnelt auf den ersten Blick in der Sprache sehr den Weisheitsbüchern des alten Testamentes. In den ersten Conferenzen über die Güte lesen wir den Satz: „Ein liebenswürdiger Mensch ist zugleich ein Apostel und ein Evangelist: ein Apostel, der die Menschen für Christus gewinnt; ein Evangelist, der ihnen das Bild dieses göttlichen Erlösers zeigt und darbietet." Ohne daran zu denken, hat P. Faber hier sich selbst gemalt in all' seiner Herzensgüte.

„Das kostbare Blut", oder „Der Preis unserer Erlösung" wurde ganz besonders mit Rücksicht auf die Bruder-

schaft geschrieben, die auf denselben Titel hin beim Oratorium errichtet war. Das Buch ist diesem frommen Vereine gewidmet, der zur Fastenzeit 1860, wo dasselbe erschien, schon mehr als 38 000 Mitglieder zählte, eine Zahl, die seitdem noch immer bedeutend im Steigen ist. Auch dieses Werk zeigt an tausend Stellen, wie P. Faber es verstand, die Religion und die Wissenschaft von ihr, die Theologie, anziehend und liebenswürdig und ihre Uebung begehrenswerth zu machen ohne irgend eine Concession in den Principien. „Die Rosen," sagt er an einer Stelle dieses Buches, „erblühen über den Runzeln: das sagen uns wenigstens gedankentief die Weltweisen, die der Tugend einen Anflug von Aufrichtigkeit dadurch zu geben wähnen, daß sie einen düsteren Schein auf sie werfen. Wohl, aber der Geist des Frommsinnes, selten mit ihnen in Uebereinstimmung, könnte mit viel mehr Wahrheit sagen, daß die Runzeln sich mit Rosen krönen. Wenn die Rosen ihre Dornen haben, so haben die Dornen ihre Rosen. Es ist das die Regel des Lebens. Jedermann sagt uns von der Wahrheit eine Seite, aber Niemand fügt uns die andere bei." Den Inhalt seines Buches faßt der Verfasser im letzten Kapitel also zusammen: „Wir gingen von der Betrachtung über das kostbare Blut aus, weil jede Andacht naturgemäß mit der Lehre anfängt. Die unbegreiflichen Geheimnisse der göttlichen Liebe werden begreiflicher, wenn wir sie zunächst als Dogmen kennen lernen. Es war um so nothwendiger, damit zu beginnen, weil die Andacht, um die es sich hier handelt, Rechte auf einen Gottesdienst und die Anbetung zu haben beansprucht. Wir sind alsdann von Gott zum Menschen übergegangen und haben versucht, uns eine zutreffende Idee von dem Werthe des kostbaren Blutes zu bilden, indem wir unter verschiedenen Gesichtspunkten die äußerste Noth betrachteten, in der wir uns befinden, und zugleich das unaussprechliche Elend erwogen, worin wir ohne es leben würden. Dann haben wir das Reich seiner Herrschaft durchpilgert und gelernt, es an seiner Regierung kennen zu lernen, und wir haben

nach dem Glanze seines Reichthums seine hochherzige Freigebigkeit beurtheilt. Wir haben alsdann seine Annalen aufgeschlagen. Wir haben in denselben eine ganze Offenbarung Gottes und die geheime Geschichte seiner Ewigkeit gefunden. Wir haben unsern Platz in der Schöpfung erkannt, indem wir die Stelle entdeckten, welche wir in dem Entstehen des kostbaren Blutes einnehmen. Von seiner Geschichte sind wir übergegangen auf sein besonderes Leben, das so fruchtbar ist an Belehrungen, so verschwenderisch reich in sich selbst. Wir haben gesehen, wie die unbemessenen Freigebigkeiten Gottes nicht Gaben des Uebermaßes, sondern einer vollkommen in sich geordneten Freigebigkeit sind; und ferner, wie unsere Armuth eine so außerordentliche ist, daß wir von einem Tage zum andern nur leben können, indem wir mit einer strengen Sparsamkeit von den überströmenden Gaben der göttlichen Freigebigkeit Gebrauch machen. Wie wir mit der Lehre und der Anbetung begonnen haben, so mußten wir mit der Uebung und der Andacht selbst schließen. Die Geschichte, die besonders hervortretenden Züge und der Geist der Andacht zum kostbaren Blute haben uns unsere Schlußfolgerungen gegeben."

Dort wo P. Faber die Verbindung dieser Andacht mit anderen Andachten, besonders mit der des heiligsten Herzens, auseinandersetzt, zeigt er besonders, auf welchen Gründen für ihn der Vorrang beruhte, den er dieser Andacht seit lange einzuräumen gewohnt war. „Einzig das kostbare Blut," sagt er, „und nichts als das kostbare Blut ist das auserkorene Werkzeug für unsere Erlösung gewesen. In dieser besonderen Wirklichkeit, in diesem Amte ohnegleichen, in dieser auserlesenen Auszeichnung beruht die Größe des kostbaren Blutes, eine Größe, die von ihm selbst auch auf die Andacht übergeht, die ihm gewidmet ist. Die geheimnißvolle Thatsache, daß das Blut und das Blut Jesu allein auserwählt worden ist, um den Preis der Erlösung des Menschen zu sein, und daß allein *dieses Blut* und allein dieses bis zum Tode vergossene Blut es

ist, das uns wirklich erlöst hat, diese Thatsache, sage ich, überträgt auf das kostbare Blut eine ganz besondere Würde, welche der Körper und die Seele unseres Herrn nur durch die Concomitanz theilen."

Auch als die auserlesene, besonders hervortretende Andacht dieses Jahrhunderts, als den besondern Cult der heiligen Menschheit Christi, zu dem sich die Kirche wie instinktmäßig unter der Leitung des apostolischen Stuhles hingezogen fühlt, pflegte P. Faber die Andacht zum kostbaren Blute gerne zu betrachten. „Es bestand schon," sagt er, „ein Erinnerungsfest an das kostbare Blut in der Fastenzeit; als aber Pius IX. nach seinem Exil aus Gaëta in die heilige Stadt zurückkehrte, richtete er an die ganze Welt ein Dekret, welches den ersten Sonntag des Juli für ein neues Fest vom kostbaren Blute festsetzt. Dieses Dekret ist sicherlich bezeichnend. Der heilige Stuhl hat dadurch, daß er die Initiative zu dieser besonderen Andacht ergriff, wie man dieß erwarten mußte, ihre Popularität vermehrt. Aber die Wahl gerade dieser Andacht ist noch bezeichnender. Die allerjüngste der neuen Andachten der Kirche war die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu; dann fiel die Wahl auf das kostbare Blut, das sozusagen nur eine Weiterentwickelung der Andacht zum heiligsten Herzen ist, dergestalt, daß in dieser Steigerung eine Art historischer und chronologischer Uebereinstimmung zu Tage tritt. Es ist, scheint mir, der katholischen Frömmigkeit selbstverständlich, zu denken, daß diese Dinge ganz besonders unter der Leitung des heiligen Geistes stehen, obwohl sie gar nicht als unter der Domaine der Infallibilität stehend angesehen werden."

Zu Beginn des Adventes 1860 veröffentlichte Faber das letzte seiner großen Werke unter dem Titel: „Bethlehem". In der Einleitung erfahren wir, daß die große Genauigkeit und der Reiz seiner Schilderungen dem P. Hutchison zu danken ist. Andererseits gibt uns Fabers Aufenthalt auf Schloß Ardencaple während der Zeit seiner Arbeit den Schlüssel zu den häufigen Anspielungen auf die Lochs-Landschaften des Clyde

und die Berge Argylls. Wie der Titel schon andeutet, ist das Buch eine Abhandlung über die Mysterien der heiligen Kindheit. Der Verfasser pflegte zu sagen, daß er alle seine anderen Werke geschrieben, um Anderen sich gefällig zu zeigen, aber „Bethlehem“, um sich selbst zu gefallen.

Außer den acht größeren Büchern, die wir eben aufgezählt als eine Frucht der literarischen Thätigkeit seiner Meisterjahre (1853 bis 1861), sammelte P. Faber noch einmal seine verschiedenen Poesien, deren Einzelausgaben erschöpft waren, und gab sie im Jahre 1857 in einem einzigen Bande heraus mit Ausnahme des „Sir Lancelot“, der im folgenden Jahre neu gedruckt wurde. Ueberall machte er Zusätze. Die wichtigsten Stücke der ganzen Sammlung sind vielleicht diejenigen, welche die erste Epoche seines Lebens betreffen, und die voll sind von zarter und religiöser Erhebung. Einige sind lebendige und glänzende Gemälde seiner eigenen Erlebnisse, Andenken an seine Reisen; andere, namentlich die zu Oxford geschriebenen, sind meist Hymnen. Eine große Anzahl sind romantische Natur- und Stimmungsbilder, die sich auf die Grafschaften Cumberland und Westmoreland und einen Theil des früheren Herzogthums Lancaster, d. h. auf den Seedistrikt beziehen. In der Mehrzahl dieser Compositionen schließt sich der Dichter der sogen. „Seeschule“ an, und besonders an deren Haupt Wordsworth. Selbst bevor Faber nach Ambleside kam, wo er ein bevorzugter Liebling Wordsworths wurde, gefiel er sich darin, als einen erklärten Anhänger desselben sich zu bezeichnen. Die Beziehungen beider Dichter haben wir dargelegt; hier sei nur noch die Bemerkung gestattet, daß man den Namen Fabers vergeblich in den Literaturgeschichten unter den Seedichtern sucht, und daß die von den letzteren in der Regel mitgetheilten Proben mit den Seedichtungen Fabers nicht verglichen werden können, so sehr überragt Faber sie alle an Form und Inhalt. Allein Faber war Convertit und wurde eine der Größen der katholischen Kirche Englands, Sünden, für die bekanntlich der moderne Geist

keine Verzeihung hat. — Das „Buch Ethels“, dessen einzelne Theile an je einem Morgen geschrieben wurden, wurde gleichfalls im Jahre 1858 veröffentlicht. Sein Zweck ist in dem kurzen Dedicationsbriefe an Lady Ethel Howard mit den Worten ausgedrückt: „Versuchen wir einmal, die Feen durch Engel und die Geister durch wirkliche Verstorbene zu ersetzen, und sehen wir, wie es uns dabei ergehen wird.“

Außerdem sind von P. Faber noch Noten für weitere, von ihm geplante Werke über Calvaria, den heiligen Geist, das Unbefleckte Herz, die Furcht Gottes vorhanden. Zwei Kapitel der letzten Arbeit sind vollständig fertig geschrieben. Das Uebrige war in einem schon weit fortgeschrittenen Zustande der Vorbereitung, mußte aber durch den Tod des Verfassers unvollendet bleiben. Ein Theil dieser reichen Notensammlung ist in der Form veröffentlicht worden, wie man sie nach dem Tode des Verfassers vorgefunden unter dem Titel: „Noten über verschiedene Gegenstände des Dogma's und des geistlichen Lebens“. Es sind das wahre Schätze des Nachdenkens und der Betrachtung, die eine fromme Hand nach der reichen Ernte noch gesammelt, nachdem der Schnitter selbst schon eingegangen war in den Frieden seines Herrn.

Es erübrigt noch, von den Büchern der „Lieder“ des P. Faber zu sprechen. Einige derselben waren bereits im Jahre 1848 zum Gebrauch innerhalb der Congregation des hl. Wilfrid gedruckt. Sie bildeten den Grundstock der neuen Sammlung von 1849, die unter dem Titel „Jesus und Maria“ erschien. In den „Liedern des Oratoriums“ erhielten dieselben neue Zusätze und Aenderungen. Eine vollständige Sammlung wurde erst im Jahre 1862 veranstaltet, und um das Psalmenbuch in der Zahl seiner Lieder und in ihrer Anordnung nachzuahmen, setzte der Verfasser die Zahl der aufgenommenen Lieder auf hundertundfünfzig fest. In allen katholischen Kirchen, wo die englische Sprache die vorherrschende ist, ist der Gebrauch der Lieder allgemein. Einige, wie „Die Pilger der

Nacht“ und „Das überseeische Land“, haben als geistliche Lieder eine fast unberechenbare Verbreitung erlangt. In den protestantischen Sammlungen für den gottesdienstlichen Gebrauch sind gleichfalls viele dieser Lieder übergegangen. Als solche bezeichnet P. Bowden besonders: „O komm' und traure“; „Das kostbare Blut“; „Süßer Heiland, segne uns“ und „O Paradies, o Paradies“.

So sehr auch manche Vorzüge der Faber'schen Schriften sofort in die Augen fallen, so gibt es noch andere — und auf sie, als von höherem, weil dauerhafterem Werthe, möchten wir besonders hinweisen —, die nur dem eingehenden und besonnenen Studium derselben sich erschließen. Um die höhere Gotteserkenntniß und die Glaubenswissenschaft schlechthin volksthümlich zu machen — und das war P. Fabers Ideal —, ist es vor Allem nothwendig, dieselbe klar und wahr in ihren Einzelheiten auseinanderzusetzen in der denkbar einfachsten, aller Schulterminologie entkleideten, aber darum so mühsamen Sprache. In den Werken Fabers findet man unter der feurigen und bewegten Sprache und dem zutraulichen Accente des Predigers eine seltene Genauigkeit in der theologischen Auseinandersetzung und eine oft wahrhaft überraschende Einfachheit des theologischen Ausdrucks, so daß auch solche Stellen, die sich wie im Fluge der begeisterten Ueberfülle des Gedankens und des Ausdrucks lesen, die Probe der dogmatischen Kritik aushalten. Ein anderer Punkt, der die Schriften Fabers besonders auszeichnet, ist die außerordentliche Kenntniß des Menschenherzens und seiner Regungen. Ueberall tritt uns diese Kenntniß entgegen. Am „Fuß des Kreuzes“ taucht uns P. Faber in die geheimnißvollen Tiefen des menschlichen Schmerzes; in „Fortschritte im geistlichen Leben“ und in den „Conferenzen“ zeigt er sich so vollkommen vertraut mit allen den Abwegen und Umschweifen, mittels deren es den Menschen gelingt, ihr Gewissen zu betrügen, daß man sich vergeblich nach etwas Vollkommenerem umsehen wird. In dem bereits erwähnten Artikel der „Dublin Review“

heißt es in einer abschließenden theologischen Würdigung der Werke Fabers: „Wir kennen Niemanden, der mehr gethan hätte, um seine Zeitgenossen zu bestimmen, Gott zu lieben und einen erhabeneren Weg in Bezug auf das innerliche Leben einzuschlagen. Wir kennen Niemanden, der uns so sehr den Geist des hl. Bernhard und des hl. Bernardin von Siena in der Aureole so zarter Liebe und so vollendeter Schönheit vorstellt; der so mit dem schönsten Lichtglanze den Namen Jesus und Maria umwoben hat.“ Ein abschließender Artikel der „Civiltà cattolica“ über Fabers Bedeutung, gelegentlich der italienischen Uebersetzung seiner ascetischen Werke durch Marietti, verdient um so mehr unsere Beachtung, als er Anlaß zu einer allerhöchsten Approbation wurde. Der Kritiker der genannten Zeitschrift entlehnt dem hl. Alphons von Liguori den Gedanken, die Prediger seines Geschmackes seien stets die, deren Worte nicht direct aus dem Kopfe auf die Zunge kämen, sondern die zuvor in's Herz hinabgestiegen seien, um von dort die flammende Liebe auf den Lippen mitzubringen, offenbar eine sinnbildliche Erläuterung des Wortes der Sprüchwörter: „Das Herz des Weisen wird seinen Mund belehren.“ „Das Lob der geistlichen Werke Fabers,“ sagt die „Civiltà“, „läßt sich dahin zusammenfassen, daß man sagt, diese schöne Sprache, das Gebilde einer schönen Intelligenz, konnte nicht aus der Feder fließen, bis sie durch das Feuer eines noch bewundernswertheren Herzens hindurchgegangen. Wenn Faber schon bemerkenswerth ist durch die verschiedenen Gaben des Wortes, des Geistes und des Herzens, so ist er es noch mehr durch die harmonische Verbindung aller dieser Vorzüge unter einander ... Wie viele unter unseren ascetischen Schriftstellern, unter den wenigen, die heute noch in Frage kommen, haben nicht Mangelhaftes, Unvollständiges aufzuweisen; die Einen, indem sie an Wärme und Salbung der Sprache einbüßen, was sie in der Tiefe des Gedankens gewinnen; die Anderen, die bei aller Tüchtigkeit und Wärme *keine Anmuth, keine* Zier, keinen Reiz der Diction ge-

winnen konnten! Aber jedes der Bücher P. Fabers kann man als ein literarisches und ascetisches Meisterwerk zugleich hinstellen; als ein Werk hoher Intelligenz, weiten Herzens und großen Talentes; als ein Werk vollendeter Kunst, zu welchem die Gnade eine ausgezeichnet begabte Natur vervollkommnet und belebt hat."

Die „Civiltà" bewundert dann, die einzelnen Werke der Sammlung durchgehend, in den mehr belehrenden Werken die besondere Gabe der Wissenschaft des Glaubens, in den mehr ascetischen Werken die Wissenschaft der Heiligen; überall aber jene Gabe der Weisheit, deren höchste Klugheit darin besteht, von der Wahrheit nichts zu verschleiern; jenen Geist des übernatürlichen Lebens, der nie in die Weltgesinnung und ihre Sprache herabsinkt; jene Höhe der geistlichen Erkenntniß, „die eine bis zu dem Grade von Gott volle Seele uns enthüllt, daß, wenn man den Beweis für die heroische Uebung der theologischen Tugenden in den Schriften suchte, die P. Fabers nichts zu wünschen übrig lassen würden". — Nachdem sodann die „Civiltà" noch den Hauch und den Wohlgeruch der Poesie gerühmt, der hier Alles verschönere und anziehend mache; nachdem sie auf Fabers durchaus römische und echt katholische Weise der Anschauung hingewiesen, die der englischen Originalität nichts, gar nichts von ihren Reizen benehme, dieselbe vielmehr verkläre und erhebe, kommt die Kritik zu dem Schlusse, daß in der That das Ideal des hl. Alphons von Liguori in den Reden und Schriften des Londoner Oratorianers seine endliche Verwirklichung gefunden.

„Um dem, was wir gesagt, die Krone aufzusetzen," fügt die „Civiltà" bei, „bot Marietti dem Papste ein Exemplar der von ihm besorgten Uebersetzungen dar. Auf die Pius IX. präsentirte Eingabe schrieb der Papst folgende Worte: „31. Juli 1872. Ich approbire und beglückwünsche diejenigen, welche die Uebersetzung der Werke des braven P. Faber in's Italienische unternommen haben. Ich segne den Uebersetzer und Heraus-

geber, und ersuche letzteren, seine guten und heilsamen Publicationen fortzusetzen."

Als die Väter des Londoner Oratoriums von dieser Gunst Mittheilung erhielten, baten sie den Verfasser des Civiltà-Artikels, den P. Cardella, dem heiligen Vater für die ihrem Hause erwiesene Ehre zu danken. In der Sr. Heiligkeit unterbreiteten Uebersetzung seiner Worte bemerkte der Papst, daß das Wort „brav" durch „ausgezeichnet" wiedergegeben war. Der Papst lächelte über diese Empfindsamkeit der englischen Sprache und bewilligte dem Oratorium in London, um den Lehren und den Beispielen des braven P. Faber nach dem Geiste des hl. Philippus Neri nachzufolgen, seinen besonderen Segen.

Um zum Schlusse noch auf die historische Bedeutung der ascetischen Schriften P. Fabers hinzuweisen, möge das Urtheil des bekannten französischen Publicisten Léon Gautier im Pariser „Monde" hier stehen. „Als Theologe," sagt derselbe, „kann P. Faber nicht zu einer bestimmten Schule gezählt werden. So mag es sich erklären, daß er in der Theorie der Menschwerdung Scotist ist. Ich möchte ihn lieber, nach der Gluthwärme seines Genius zu urtheilen, der Schule der Franziskaner, als der der Dominikaner zuweisen. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts sah man aus der Seite des erhabenen Berges, der die Kirche heißt, zwei Ströme hervorbrechen, mächtig in ihrem Laufe, aber getrennt, und an diese beiden Ströme blieben für immer die Namen des hl. Franciscus und des hl. Dominicus gefesselt. Jeder dieser beiden Orden verkörperte sich in der Folgezeit gleichsam in einem Manne, einem Genie und Typus für jede Gruppe: der eine schenkte uns den hl. Thomas, der andere den hl. Bonaventura. Keine Frage, P. Faber ist vorzugsweise der geistliche Sohn des hl. Bonaventura. Mit den Ideen der Franziskaner vereinigen sich bei ihm auf das Engste die des Karmel, die der spanischen Mystiker, die *der ersten Sulpicianer*. Immer und überall adoptirt er

die Theorie, die die erhabenste und weiteste ist. Aber überall will er ohne Unterlaß, ja hartnäckig, der Advokat des göttlichen Erbarmens sein. An mehr als einer Stelle hat er zu der furchtbar ernsten Frage nach der Zahl der Auserwählten Stellung genommen und leicht das Mittel gefunden, unter Wahrung der strengsten Orthodoxie sie im Sinne der Güte zu lösen. Immer weit und hochherzig, immer erhaben, ist P. Faber in der That den erleuchtetsten Intelligenzen und weitesten Herzen zu vergleichen, die den Ruhm der Kirche gebildet haben.... Wir wissen recht wohl, daß diese Ansicht nicht allseits von den Katholiken, namentlich in Frankreich, getheilt wird, und es hat nicht an solchen gefehlt, die die theologischen, oratorischen und poetischen ‚Uebertreibungen‘ P. Fabers strenge verurtheilt haben. Man hat ihn unter die Ultrakatholiken gestellt, über die unsere gallikanische Majestät in Unruhe gerathen. Eine gewisse Predigt über die ‚Hingebung an den Papst‘ hat besonders gewisse Empfindsamkeiten erregt. (Der Verfasser spielt hier auf die bekannten Angriffe P. Gratry's auf diese Predigt an.) Sicherlich, wenn es wahr ist, daß die Intelligenzen sich in zwei große Klassen theilen lassen, die absoluten und die relativen, dann gehört der Verfasser von ‚Bethlehem‘ in die erste Gruppe. Er ist einer der Bahnbrecher unserer Lehren, einer der Gründer unserer Schulen, einer der Führer unserer Armeen gewesen. Aber es war diesem Moses nicht verliehen, in das gelobte Land einzutreten, und P. Faber hat den Triumph seiner theuersten Hoffnungen im ökumenischen Vaticanischen Concile nicht erlebt. Ach, hätte er bis dahin gelebt, er würde vor Freude beim Lesen der Constitution **Pastor aeternus** gestorben sein."

So treffend hier der Hinweis auf den hl. Bonaventura, die spanischen Mystiker, die französischen Asceten ist, namentlich die Sulpicianer, wie wir im Laufe unserer Darstellung gesehen, so ist hinsichtlich der Stellung P. Fabers zu Duns Scotus, dem Meister spitzfindiger Unterscheidung, das Urtheil

Fabers selbst festzuhalten, welches in einem Briefe an Morris (17. Juli 1858) erhalten ist: „Ich hoffe, daß es Dir gelingen wird, den Scotus zu lesen. Ich kann ihn nur mit Hilfe Montefortino's lesen. In seinem eigenen Text ist der Doctor subtilis für mich wie eine Nadel in einem Bündel Heu.“

Wenn wir zum Schlusse unser eigenes Urtheil aussprechen über die seltene, fast einzig in unserer Zeit dastehende Erscheinung eines gelehrten Theologen, der die Fülle seines gottbegnadeten Wissens in einer vollendet poetischen Sprache auszugießen verstanden hat, so geschieht es nicht, um von dem reichen, ihm gespendeten Lobe etwas wegzunehmen, sondern nur um dem Lichtbilde die nöthigen Schatten beizufügen. Die Klage darüber, daß die gegenwärtige katholische Generation so vielfach der tieferen theologischen Bildung ermangele; daß die Freude an theologischen Studien auf immer engere Fachkreise sich beschränke; daß es nicht gelingen wolle, die großen Wahrheiten der Theologie, die nur sie und keine andere Wissenschaft zu bieten hat, dem Gemeinverständnisse der Katholiken zunächst als unerläßlich für ihre allgemeine Bildung näher zu bringen; daß selbst in religiös gesinnten Kreisen das religiöse Wissen als etwas für sich Bestehendes neben allem Anderen und darum todt für alles Andere daliege und nicht lebensvoll die ganze Intelligenz und das ganze Herz, alles Denken und Wollen ergreife und beherrsche, ist eine allgemeine und leider nur zu berechtigte. Wir sehen P. Fabers Größe darin, daß er die Herzen und die Intelligenzen mit einer theologisch vertieften Erkenntniß ihres Glaubens erfüllt hat; daß er mit ihr jene einsichtsvolle und weit angelegte praktische Frömmigkeit zu verbinden gewußt hat, die in der katholischen Tradition haftet und im Dogma wurzelt; daß er durch diese erleuchtete Frömmigkeit einen wirksamen Damm, wie gegen die liberalistische Verweltlichung des Denkens und Lebens, so gegen den jansenistischen Rigorismus aufgeworfen hat. Daß diese wahrhaft katholische *Bildung im höchsten* Sinne des Wortes nicht, wie sie es

verdiente, in noch weitere Kreise, deren Gewinnung für die Kirche unendlich wichtig ist, dringt, mag in folgenden Gründen liegen. Zunächst sind die Schriften Fabers, was man so nennt, ascetische, d. h. insgemein sittlichen und geistlichen Zwecken dienende Schriften. Daß solche Schriften weit nothwendiger sind für die, die ihren Glauben kennen, als alle bloß die intellectuelle Bildung fördernden, mag ja richtig sein; allein es handelt sich inmitten der zeitgenössischen Generation gerade um die Ausbildung, die Befestigung, die Vertiefung und Belebung des Glaubens. Und dazu bedarf es vorzugsweise der auf solchen Zweck gerichteten Schriften. Zudem wiegt in dem Genius Fabers zu sehr die ruhelos schaffende und arbeitende dichterische Anschauungsweise vor, die die einfache, nüchterne und besonnene Intelligenz leicht ermüdet, nicht nährt und belebt. Daher auch die leicht begreifliche Klage, daß das rechte Licht, das milde weiße Licht der Klarheit in der bunten grellen Farbenwelt des Poeten nicht zur vollen Geltung komme, d. h. daß die dort vorgetragenen Wahrheiten nicht überzeugend genug, nicht leicht genug der Intelligenz sich sofort darbieten. Den Vorwurf der wiederholten Auseinandersetzung einzelner Wahrheiten möchten wir einschränken, denn die genauere Prüfung erweist solche Wiederholungen oft als nothwendig oder nützlich; dagegen möchte der Vorwurf der öftern Wiederkehr derselben Züge, Bilder, desselben Gedankenganges und Gedankenausdrucks, kurz das, was wir bei gewöhnlichen Dingen als Manierismus bezeichnen, eher Geltung, wenn auch nicht in dem behaupteten Umfange, haben.

Ohne daher irgendwie die unschätzbaren Verdienste P. Fabers, ohne vor Allem dem von Faber den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts gegebenen Beispiel der volksthümlichen und wissenschaftlich doch tiefen Auseinandersetzung und Analyse des katholischen Dogma's zu nahe zu treten, wäre unser Ideal eine solche Bearbeitung der Faber'schen Schriften, die unter Beibehaltung ihrer Vorzüge dieselben auf die ange-

deutete Weise zum Gemeingut größerer und weiterer katholischer Kreise machen würde. Ja auch nur eine in diesem Sinne behandelte Blüthenlese aus seinen Schriften, wie etwa eine mit seinen Worten gegebene Erklärung der Wahrheiten des apostolischen Glaubensbekenntnisses, würde nicht nur von unermeßlichem Segen sein, sondern auch die wunderbare Schönheit seiner Lehre für weite Kreise in's hellste Licht setzen.

Doch kehren wir zu dem Berichte über die letzten Lebensjahre des Meisters zurück. Wenn nach einem so reichen Tagewerk der Abend und die Nacht hereinbricht, begrüßt man die scheidende Abendsonne und ihre milden und abgekühlten Strahlen nur um so dankbarer und inniger. Wir stehen bei den letzten Jahren eines Lebens, das die Kirche und ihre ewige Wahrheit aus den Schlingen des Irrthums mühevoll, langsam, aber immer siegreicher zu sich gerettet, das sie nicht nur gerettet, sondern zu sich emporgezogen zum Vollbesitz ihres Lebens, das sie dann in ihm erhalten und befestigt, dem sie endlich die Krone ihrer Vollkommenheit und ihrer Vollendung mit wunderbarer Macht aufgesetzt und es als einen leuchtenden Stern ihrer Wahrheit und Liebe, ihres Glückes und Friedens, ihrer Vollkommenheit und ihrer Seligkeit im Kreise der Seinigen hingestellt hatte. Was diesem Leben noch fehlte, war die Probe der letzten, schweren Leiden, diesem nothwendigen Angebinde unserer armen sündhaften Menschennatur, in dem Gottes Barmherzigkeit den höchsten Beweis ihrer Macht und ihrer Liebe, in der Reinigung und Läuterung dieser Natur für den unmittelbaren Besitz Gottes selbst offenbart.

IX.

Die letzten Jahre (1861 — 26. September 1863). Schwerer Krankheitsanfall auf Schloß Arundel. Vorübergehende Heilung. Urtheil über die französischen Asceten. Rückfall. Die letzte Fastenzeit; letzte Arbeiten. Steigerung der Leiden. Empfang der Sterbsacramente. Cardinal Wisemans Abschied. Die letzten Tage und der Tod. Das Leichenbegängniß in St. Mary. Mannings Nachruf. Schluß.

Trotz des kritischen Gesundheitszustandes P. Fabers, der schon seit lange her datirte, trat doch in Folge des Zusammenwirkens mehrerer Krankheiten erst gegen Ende des Jahres 1861 eine Besorgniß einflößende Wendung zum Schlimmeren ein, welche zur ernsten Unterbrechung der Arbeiten nöthigte. Von diesem Zeitpunkte an hörte die schriftstellerische Thätigkeit auf. Am Allerheiligen-Abend 1861 eröffnete P. Faber die Oktav der armen Seelen im Oratorium durch eine Predigt über: „Unsere Verstorbenen". Am 4. November hielt er die Lobrede auf den hl. Karl bei den Oblaten in Bayswater, deren Oberer Dr. Manning, der gegenwärtige Cardinal, war. Am 11. desselben Monates, am Tage nach der von Cardinal Wiseman im Oratorium vollzogen Bischofsweihe Dr. Cornthwaite's, des gegenwärtigen Bischofs von Beverley, reiste er von London nach Schloß Arundel, wohin ihn Canonicus Thierney an sein Todesbett berufen. Bald nach seiner Ankunft wurde er von einer heftigen Bronchitis befallen; das Fieber hatte bald die Lungen ergriffen und sehr beunruhigende Symptome eines alten Herzleidens traten zu Tage. Einige Tage hindurch fürchtete man für sein Leben. Allein Faber bestand trotz seiner Schwäche, treu seiner Gewohnheit, immer zu arbeiten, darauf, daß man ihm jeden Tag die eingehenden Correcturbogen seiner neuen Ausgabe der „Lieder" vorlege; er nahm daran noch selbst mehrere Verbesserungen vor und fügte neue Zusätze bei. Als ihm Lady Minna Howard, die ihn im Corrigiren unterstützte, ihr

Erstaunen nicht unterdrücken konnte, daß er noch so schöne Verse in einem solchen Leidenszustande dichten könne, fragte er sie, ob sie die volksthümliche Sage von dem Gesange des sterbenden Schwanes kenne.

In einem Briefe an P. Bowden (20. November 1861) schrieb P. Balston, den man von London aus auf die erste Nachricht von der Erkrankung als Krankenpfleger nach Arundel gesandt hatte: „P. Faber muß sich fortan auf ein leidenvolles Leben gefaßt machen. Er sagte, schon seit zwei Jahren befinde sich sein Herz nicht mehr in normalem Zustande; er empfindet nicht den geringsten Wunsch, daß dem anders sein möge; er sagte auch, daß, wofern Gott nicht die Absicht habe, ihn jetzt schon von der Welt zu nehmen (denn er hat nicht die mindeste Anmaßung, als glaubte er, schon bereit zu sein), wolle er, wenn ihm dadurch nur die Gnade der endlichen Beharrlichkeit zu Theil werde, noch 20 Jahre unter der Zuchtruthe Gottes leben. Er erklärte, daß Gott über alles Erstaunen gut gegen ihn während seiner Krankheit gewesen, daß er sich ungeduldig nach der Rückkehr in's Oratorium gesehnt habe, so lange sein Uebel erst im Entstehen gewesen, daß er aber später nicht mehr die mindeste Versuchung zur Ungeduld gehabt habe; und zu seinem großen Erstaunen kann er nicht wünschen, daß irgend eines seiner Leiden' sich mindere. Das Leiden, welches zu ertragen ihm die größte Selbstüberwindung verursachte, ist das vollständige, gestreckte Darniederliegen, ohne daß es ihm möglich wird, in dieser Lage zu ruhen; aber gerade dieß hat ihm eine herzensfreudige Andacht zu dem Hingestrecktsein Jesu auf dem Kreuze eingegeben. Zugleich bittet er uns, nicht zu vergessen, daß er in einem herzoglichen Palaste ganz in Bergen von Eiderdunen versteckt liege, daß er herzoglich gepflegt werde, daß alle Diener buchstäblich auf die Freude lauern, bei ihm zu wachen und ihm tausend kleine Dienste zu leisten, bis zu dem kleinen Volke der Kinder hinab, welche in dem Zimmer, wo ihr Vater gestorben ist, *einen independenten* (sektirerischen) Gottesdienst (ohne Prie-

ster) für ihn abhalten, bis auf die Herzogin hinab, welche nun einmal entschlossen ist, ihn um jeden Preis und vollständig wiederhergestellt zu sehen; der Art, daß, wie er selbst bemerkt, viele Aehnlichkeit zwischen ihm und Jesus am Kreuze schon nicht mehr vorhanden ist."

Glücklicherweise nahm die Krankheit bald eine günstige Wendung, und P. Faber konnte schon das Fest der Unbefleckten Empfängniß mit seiner Genossenschaft in London feiern. Am 6. December 1861 sandte er einen Brief an Watts Russel mit der Bitte, doch ja ihn durch seine Kinder auf der Durchreise in London besuchen zu lassen und selbst dreimal das Te Deum zu beten, um Gott für alle seine Leiden, dann für alle geistlichen Süßigkeiten und Tröstungen während derselben, und endlich für die Wiedergenesung zu danken.

Diese Genesung war indeß, wie sich bald herausstellte, nichts weniger als eine vollständige. Sein Londoner Arzt mußte ihn alsbald ersuchen, für ein ganzes Jahr alles und jedes Predigens sich zu enthalten. Er stimmte zu, blieb aber zu Brompton und fuhr fort, wie bisher alle Arbeiten der Congregation zu leiten.

Im Anfange des Jahres 1862 schrieb er an den Verfasser der „Christlichen Missionen", Mr. Marshall, um ihm seine ganz besondere Freude über dieses Werk auszudrücken. „Was mir," schreibt Faber, „am meisten an Ihrem Buche gefällt, ist das gänzliche Durchdrungensein von der christlichen Idee und der christlichen Tendenz. Es ist natürlich etwas ganz Anderes um eine fromme, erbauliche Literatur; aber außer Louis Veuillot kenne ich keinen so tief christlichen Schriftsteller wie Sie. . . . Nichts ist hier gesucht, nichts zugerüstet: die Naivetäten, die scharfen Angriffe, die Witzeleien, alles trägt das christliche Gepräge auf eine unauslöschliche Weise. Und das ist es auch, was mich aus Ihrem Werke anmuthet, und ich kann mich nicht dazu verstehen, Ihnen das zu verheimlichen. Gott segne Sie tausendmal für den Dienst, den Sie mit diesem Buche der Kirche geleistet haben.

Im Buchhandel und in den Besprechungen der Zeitschriften wird zwar dieser Segen nicht so bald zu Tage treten; allein Sie werden einen steigenden Erfolg im Stillen haben, einen wachsenden Sieg in den Seelen."

Am 23. Januar schrieb er als Antwort auf eine Anfrage über die mystische Theologie: „Ich kann schwerlich hier ein guter Richter sein um zweier Gründe willen: 1) Mein geistliches Leben hat während der verflossenen Jahre so viele Wechsel erfahren, daß ich nur wenig Interesse mehr an den theologischen Feinheiten nehmen kann, die ehedem das Entzücken meiner Betrachtungen gewesen. Es ist, als hielte mich Gott am Boden fest und als hätte er die allgemeine Wahrheit mit so vieler Süßigkeit und zugleich mit verschleierter Klarheit so sehr umgeben, daß ich nicht mehr in Einzelheiten eingehen kann, und ich könnte fast ein Widerstreben fühlen, wenn ich die Wahrheit mehr mir näher gerückt und klarer gegeben sähe. Hinsichtlich des Leidens Christi z. B. wiederhole ich in mir einfach: ‚Gelitten unter Pontius Pilatus', und ich kann mich dieser Wahrheit weder mehr nähern, noch heller sehen, ohne daß mir die Gegenwart Gottes verloren zu gehen scheint und ich weniger den Eindruck ihrer Nähe spüre; doch genug hierüber. 2) Meine Neigungen der Frömmigkeit setzen mich in Harmonie mit einigen der Schriftsteller, die Sie mir anführen. Trotz all' meiner Bewunderung für Olier, finde ich unsere beiden Geister wenig in Einklang. Ich finde in seinen geistlichen Anschauungen etwas so klein Gehacktes, das für meinen Magen nicht taugt. Diese geistliche Richtung scheint nie sich selbst vergessen, nie aufhören zu können, an ihre (äußerliche) Haltung, an die anmuthsvollen Falten ihres Gewandes selbst in der Gegenwart Gottes zu denken. Von der Glückseligkeit und Kindheit des hl. Franz suche man dort nichts, nichts von jenem Antriebe, jener tief von Hochachtung durchdrungenen Vertraulichkeit der italienischen und spanischen Heiligen. So erbaulich sein Leben ist, seine Heiligkeit hört niemals auf, ehe sie ganz katholisch

wird, französisch zu sein. Wie oft findet man nicht dieses anti-italienische Element im Leben eines nicht canonisirten französischen Heiligen. Ich kenne hiervon keine andere Ausnahme, als das Leben dessen, welcher für mich der Gegenstand einer kindlichen Liebe der begeistertsten Art ist, des Pfarrers von Ars, dieses wunderbaren Abbildes meines hl. Philipp Neri. — Was Grignon de Monfort anlangt, so reicht meine Verehrung für ihn bis in die Jahre 1846—1847 zurück. Die Lebensbeschreibung von ihm, die ich noch besitze, stammt vom alten Lord Shrewsbury. Ich habe seine ‚Echte Frömmigkeit' zweimal geprüft: einmal vor einigen Jahren und ein anderes Mal jüngst. Thatsächlich habe ich mein ganzes Leben nach seiner Andacht zu Unserer guten Mutter gebildet, aber ich habe das nicht ohne große Selbstüberwindung und viel inneres Leid zu Stande gebracht. Glücklicher Weise beweist das nihil obstat der Congregation der Riten, daß nichts dagegen einzuwenden ist; aber in meinem gegenwärtigen niedrigen Seelenzustand kann ich mich zu solcher Höhe nicht mehr erheben. Ich bin zufrieden mit dem Werke, mit seiner sanften und fühlbaren Einwirkung, mit seinem schönen Feuer, und ich verdanke ihm für meinen Fortschritt in der Andacht zu meiner guten Mutter viel; aber gewisse Punkte stören mich über alle Maßen."

Das Schlußurtheil des Briefes, daß Alles in Allem die Lehre des in Rede stehenden Buches für ihn nicht annehmbar sei, betrachtete P. Faber indeß schon wenige Monate später in anderem Lichte, und als er sich im Stande fühlte, etwas selbstständiger zu arbeiten, diktirte er dem P. Herbert Harrison die Uebersetzung der Abhandlung über die „Echte Frömmigkeit" in die Feder. Die Uebersetzung erschien bei Burns und Lambert in London, und kurze Zeit nachher erschien eine zweite mit der Autorisation des damaligen Erzbischofs Cullen zu Dublin.

Die Sommermonate des Jahres 1862 brachte P. Faber in St. Mary in Sydenham zu; aber seine Gesundheit ließ ihn immer mehr im Stiche. Aus einer Reihe von Briefen, die

er an den damals in der Schweiz befindlichen P. Bowden schrieb, ergibt sich, daß der Wechsel zwischen gesunden und der Rückkehr der kranken Tage nicht mehr aufhörte. Am 12. August meldet er, jeder Besuch mit alleiniger Ausnahme des wöchentlichen Erscheinens des Beichtvaters sei ihm untersagt. Am 25. August schreibt er: „Wiederum ein Rückfall; es scheint, daß derselbe sich alle drei Tage wiederholen soll. Ich kann mich des Gedankens nicht mehr erwehren, daß ich in einem Jahre nicht mehr sein werde. Das drückt mich bisweilen nieder; aber wozu? Dieß muß mich antreiben, frömmer zu werden. Bete für mich."

So tiefe Erschöpfung indessen ihm auch die sich steigernden Leiden brachten, die Güte seines Herzens vermochte dadurch nicht getrübt zu werden. Keine Freude gab es in dem Kreise seiner Ordensleute oder seiner Freunde, mit der er nicht sympathisirte. Für ihn, pflegte er zu sagen, sei es fast so viel wie die Gesundheit, wenn er Briefe über die Freuden Anderer erhalte, und Denen, die abwesend waren, schrieb er gerne die launigsten Berichte über Leben und Arbeiten seiner Genossenschaft. Nach seiner Rückkehr in's Oratorium mußten die dreijährigen Wahlen vorgenommen werden, und trotz seines leidenden Zustandes wollte die Genossenschaft keinen Anderen zum Vorsteher und Novizenmeister haben, als ihn. Den Winter über erfolgte, wenn auch kein heftiger Rückfall, dennoch keine Erleichterung; in beständigem Leiden siechte P. Faber, die letzten Kräfte vergeblich erschöpfend, immer mehr hin. Am 12. October 1862 schrieb er an seinen Bruder die goldenen Worte über die Heiligung durch Leiden: „Ich meine, der Schmerz ist immer ein kostbares Geschenk Gottes, und keine unter allen Aehnlichkeiten mit unserem theuren, heißgeliebten Heilande ist so groß, wie die des Leidens. Ich bin indessen ein Beispiel der traurigen Wahrheit (des Thomas von Kempen), daß durch die Krankheit nur Wenige gebessert werden. Der Schmerz macht nicht von der Buße und nicht vom Gebete frei; und doch

ist es so schwer, zur Zeit der Krankheit Buße zu thun und zu beten. Stoßgebetlein über Christi Leiden und innere Akte der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes thun mir viel Gutes; nur wäre es zu wünschen, daß sie stets fortdauerten; am liebsten möchte ich sie im Eifer der glühenden Liebe verrichten, obwohl dieß nicht nothwendig ist, damit sie gut aufgenommen werden. Man fühlt, ein wie großes Mitleiden von Seiten Gottes darin sich offenbart, wenn er uns unser Fegfeuer diesseits des Grabes durchleiden läßt. Indessen können die Leiden uns auch von Gott durch die Sünde, durch die Ungeduld und durch ähnliche Dinge anderer Art entfernen, während im Fegfeuer der Baum, wenn er einmal gefallen ist, bleiben muß. Wenn man durch ein unaussprechlich großes Mitleiden Gottes neben den Himmel in dieses Feuer gefallen ist, kann man weder eine Sünde mehr noch selbst einen Schatten von Sünde begehen, so strenge und schwer auch die durch die unerbittliche Gerechtigkeit Gottes und die Forderungen der Heiligkeit auferlegte Sühne ist; man erträgt alles das im Frieden. Ein Wachsthum milder Liebe zu dem Nächsten, eine gesteigerte, wohlgeordnete Aufmerksamkeit in tausend kleinen Dingen, die zu seinem Wohle beitragen, die Abtödtung des Körpers, der jetzt gerade so erfinderisch ist, sich Bedürfnisse zu verschaffen und allerlei kleine Genugthuungen zu bereiten, auf alles das zielen meine Vorsätze in der Krankheit hin. Wenn ich sodann sehe, wie wenig ich den Muth habe, Fortschritte zu machen, so gibt mir das wenigstens einen Schatten von Demuth und von Widerwillen gegen mich selbst, und auch hieraus ziehe ich einen Nutzen."

Am 3. December schrieb er: „Es sind heute fünfzehn Jahre, daß der Cardinal und ich in der Hauskapelle der Golden Square gelegentlich unseres Eintrittes in das Oratorium die Messe lasen. Scheinen diese fünfzehn Jahre nicht eine lange Laufbahn zu sein? P. Anton (Hutchison) und ich, wir haben zu schnell gelebt und sind nur noch gut, unter die Remise gestellt zu werden."

P. Faber hatte seit lange die Gewohnheit angenommen, jedes Jahr sich einen Heiligen zum besonderen Schutzpatron zu erwählen, zu welchem er dann an jedem Tage einen kleinen Akt der Andacht verrichtete. Für das Jahr 1863 wählte er den heiligen Täufer Johannes, weil derselbe der Schutzpatron des ehrwürdigen Pfarrers von Ars gewesen, den die Kirche als seinen Schutzpatron anzurufen ihm nicht gestattete. Beim Herannahen der Fastenzeit wollte P. Faber seinen Antheil an den Predigten wieder aufnehmen und er faßte den Entschluß, die Predigten an den Montagmorgen zu halten. Sein Arzt stimmte zu unter der Bedingung, daß Faber seinen Entschluß nicht ankündige, damit sofort ein Anderer eintreten könne, wenn es nothwendig werde. Nur einmal indeß nahm Faber zu dieser Hilfe seine Zuflucht. Seine vorletzte Predigt schloß mit folgenden Worten: „Die verhängnißvollste Vorbereitung des Teufels auf die Ankunft des Antichrists ist die Abschwächung des Glaubens der Menschen an die Ewigkeit der Höllenstrafe. Wären diese Worte auch die letzten, die ich zu euch sprechen könnte, erinnert euch stets, daß ich nichts lieber in den Tiefen eurer Seelen eingeprägt sehen möchte: kein Gedanke des Glaubens, ausgenommen den des kostbaren Blutes, der euch nützlicher und heilbringender wäre, als der Gedanke an die ewigen Höllenstrafen.“ Am Palmsonntag hielt er seine letzte Predigt; sie handelte über unseren Heiland, wie er sein königliches Haupt am Kreuze geneigt.

Kurze Zeit nach Ostern wurde es klarer und klarer, daß die Schwächen, von denen P. Faber befallen wurde, einen sehr ernsten Charakter annahmen. Man nahm eine neue Consultation vor und fand, daß P. Faber an der Bright'schen Nierenkrankheit litt, und daß dieselbe schon solche Fortschritte gemacht habe, daß jede Hoffnung, dieselbe aufzuhalten, eine Selbsttäuschung sei. Schon vor der Consultation war P. Faber auf das Schlimmste gefaßt. Am 23. April 1863 hatte er geschrieben: „*Jetzt bin ich so* weit gekommen, nicht mehr an meine

Heilung zu glauben. Ich bin kränker, als man meint; aber Alles ist in den Händen Gottes. Ich sehe nicht, wie ich noch geheilt werden kann. Wenn dieser Eindruck fortdauert, so braucht die Genossenschaft mich nicht mehr zu ersuchen, mich draußen zu erholen." Während des April machte er noch zwei oder drei kurze Ausflüge nach Southend, um andere Luft zu athmen, jedoch ohne sonderliche Erleichterung. Am 26. April, dem Patronsfeste des hl. Joseph, dem Jahrestage der Besitzergreifung von King Williamstreet, las er zum letzten Male die heilige Messe und segnete eines seiner geistlichen Kinder, das am folgenden Tage England verlassen sollte, um in dem Carmeliterorden dem Berufe zu folgen, den er von zartester Kindheit an gepflegt und ermuthigt hatte, und von dem er oft als von einer der ungetrübtesten Tröstungen in seiner Leitung der Seelen gesprochen hatte. Es war Lady Minna Howard.

Die Väter des Oratoriums konnten sich gar nicht zu dem Glauben bekehren, daß ein für sie Alle so kostbares Leben wirklich in so ernster Gefahr schwebe; es schien ihnen fast unmöglich, daß sie Den verlieren sollten, der ihr Mittelpunkt, ihr Haupt, ihr Führer von Anfang an gewesen. Unter den siebenundzwanzig Mitgliedern des Oratoriums, dessen Superior er war, gab es nur vier, die nicht durch ihn dem hl. Philipp waren zugeführt worden, und unter Allen war Keiner, der nicht an sich den wachsenden Einfluß auf seinen Eifer, seine Ausdauer und auf seine Fortschritte im Ordensleben verspürt; der nicht das Geständniß sich hätte ablegen müssen, daß seine klösterliche Vollkommenheit oder besser das ausdauernde Streben nach ihr von P. Fabers Leitung mehr abgehangen, als von irgend welchem menschlichen Einflusse schlechthin.

Die Nachricht von Fabers hoffnungslosem Zustande war kaum bekannt geworden, als Anfragen und Beileidsbezeugungen von allen Seiten anlangten. Ueberall wurden Gebete, Communionen, Messen für ihn aufgeopfert, in der Hoffnung, daß Derjenige, der so allgemein geachtet, so sehr geliebt war, der

so wenig für so manche Seele und ihre Führung zu Gott ersetzt werden konnte, den Seinigen erhalten bleiben könnte. Vom Continente wie aus ganz England folgten sich andauernd die Zusicherung innigster Gebetsvereinigungen mit dem Londoner Oratorium. Zwei Neuvänen wurden in der gleichen Absicht gehalten, eine zur Vorbereitung auf das Fest des hl. Philippus Neri (26. Mai), die andere im Stillen gegen Ende Juni unter dem Patronate des heiligmäßigen Pfarrers von Ars.

Unterdeß verschlimmerte sich der Zustand P. Fabers. Schon am 16. Juni hielt man es, als die Consultation der Aerzte vorüber war, für nothwendig, ihm die heiligen Sterbsakramente zu bringen. Gegen 8½ Uhr Abends wurde ihm durch P. Dalgairns, den ältesten Pater und Beichtvater des Hauses, begleitet von allen Mitgliedern der Congregation, die heilige Wegzehrung gebracht. P. Faber empfing sie mit großer Andacht, sitzend in seinem Lehnstuhle, bekleidet, wie er verlangt hatte, mit seinem Ordenskleide. Er betete mit ganz klarer Stimme das Confiteor und gab selbst fortwährend dem Priester die im liturgischen Gebete vorgeschriebenen Antworten. Als das heilige Sacrament in die Kapelle zurückgebracht worden war, erschien dieselbe Prozession nochmals mit dem heiligen Oele. Bevor P. Faber die letzte Oelung empfing, antwortete er auf alle Fragen des englischen Rituale, indem er zu einigen seiner Antworten kleine Zusätze machte. Als P. Dalgairns ihm die Frage vorlegte, ob er an alle Glaubenssätze glaube, welche die heilige, katholische, apostolische und römische Kirche glaube und lehre, sagte er: „Fest, unerschütterlich fest.“ Auf die weitere Frage: „Bittest du jetzt aus der Tiefe deines Herzens alle Die um Verzeihung, welche du durch Worte oder durch Handlungen beleidigt hast?“ sagte er nicht ohne tiefe Bewegung: „Ja, besonders jedes einzelne Mitglied unserer Genossenschaft; ich bin stolz gewesen, ich habe gegen die brüderliche Liebe gefehlt, gefehlt gegen die Anordnungen der Congregation, und ich bitte hierfür Alle um Verzeihung.“ Nachdem alle Fragen beendet

waren, fügte er noch hinzu: „Ich habe es an Milde und an Liebe zu meinen Brüdern fehlen lassen; ach, wie bereue ich es, nicht besser gewesen zu sein.“ Als nach der Spendung der letzten Oelung die Patres bewegt in der Stille das Zimmer einer nach dem andern verließen, rief er zweimal ihnen nach: „Dank euch, Allen Dank!“ Dann sich zu Demjenigen wendend, der den Dienst bei ihm versah, sagte er: „Ach, John, es ist doch etwas Großes um den christlichen Tod!“ Und nach einer Pause fügte er bei: „Ich habe Niemanden irgend etwas zu verzeihen; ich habe nichts gegen irgend ein Mitglied der Genossenschaft; ich könnte mein Leben für jedes derselben aufopfern.“

Die gefährlichen Symptome nahmen so rasch zu, daß in der letzten Hälfte des Juni die Aerzte die nahe Auflösung immer bestimmter ankündigten. Am Abende seines neunundvierzigsten Geburtstages, am 28. Juni, sah er alle Mitglieder der Genossenschaft um sich; er empfahl sich ihren Gebeten und schenkte Jedem irgend ein Andenken. Zu Einem derselben sagte er mit gebrochener, häufig vor Bewegung stockender Stimme: „Gott ist so gütig gewesen und hat Alles so wohl gemacht. . . . Ich bin zufrieden, daß heute sich Alles regelt. Es ist heute der Jahrestag meiner Geburt, und der Arzt sagt, daß ich schon hinstürbe . . . . und wahrscheinlich ohne Schmerz; doch nicht ohne Schmerzen, sondern nur mit so wenig Schmerz als möglich. . . . Ich möchte sterben von Allem entblößt und verlassen. . . . Betet zu Gott, daß ich meine arme Seele rette. . . . Wer ausharrt bis zu Ende. . . .“

In diesem Augenblicke war P. Faber nicht der Einzige, der im Oratorium im Sterben lag. P. Antony Hutchison nahte seinem Ende. Am 23. Juni empfing er die heiligen Sterbsacramente, noch bis zuletzt der Sorge für sein Schriftchen über „Loretto und Nazareth“, das er hatte drucken lassen, zugethan. Am 11. Juli corrigirte er noch selbst mit Unterstützung des P. Law die Correcturbogen, betete wie gewöhnlich

sein Brevier und man trug ihn noch einmal in einem Krankenstuhle in den Garten; gegen Abend indeß schwanden seine Kräfte zusichtlich; der herbeigerufene Arzt kannte für ihn keine Heilmittel mehr; er verschied sanft gleich nach Mitternacht am 12. Juli. Am Feste Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel bestatteten ihn seine Brüder in St. Mary in Sydenham. Achtzehn Jahre hindurch war er der treue Gefährte und der treueste Freund des P. Faber gewesen, der ihn in seltenem Maße wie kein Anderer verstand und zu würdigen wußte, er hing an ihm mit einer rührend tiefen und kindlichen Liebe, die mit den Jahren nur zu wachsen schien. Reich begabt in sittlicher wie in physischer Hinsicht, liebte er mehr als Alles ein stilles Leben, ein zurückgezogenes Wirken, und wenige Personen selbst unter den Hausfreunden im Oratorium ahnten den großen Einfluß, den er auf die ganze Congregation ausübte. Mit überströmendem Herzen erwiederte P. Faber stets seine stille, sich selbst ganz vergessende Anhänglichkeit und Treue; und er schätzte seine Talente, die er mehr als irgend Einer kennen gelernt, so sehr, daß er wenige Jahre vorher, als die Veränderungen einmal zur Sprache kamen, die durch seinen Tod in der Leitung des Hauses entstehen würden, sagte: „Die Genossenschaft wird zunächst (als Obere) den ältesten Pater und den P. Antony wählen.“ Von beiden Freunden sagten damals Alle, die sie kannten: „Wie liebenswürdig und bewundernswerth waren sie in der Herzenseinheit ihres Lebens; selbst der Tod hat sie nicht getrennt!“ (2. Kön. 1, 23.) Am 14. Juli empfing P. Faber den Abschiedsbesuch Sr. Eminenz des Cardinals von Westminster. Tief bewegt, so daß er kaum sprechen konnte, schied er von den Vätern. Am selben Tage, nachdem Cardinal Wiseman kaum zu Hause angelangt war, langte an P. Faber das folgende, vom 14. Juli datirte Schreiben an:

„Es gibt, mein theurer P. Faber, noch viele Dinge, die *diesen Nachmittag Ihnen* zu sagen mein Herz mich gedrängt

hatte und von denen ich doch nicht gesprochen habe; ich muß sie Ihnen wenigstens zum Theile jetzt noch sagen. Ich kann mich nicht erwehren, für Sie eine reiche Quelle der Kraft und des Trostes in dem Gedanken zu finden, daß Sie von dem ersten Augenblicke Ihres Eintrittes in die Kirche an so ganz und gar Ihre Zeit und Ihre Talente der besonderen und fast ausschließlichen Aufgabe gewidmet haben, in ihr den Geist der Heiligen und der wahren Frömmigkeit zu verbreiten. Ihre Anstrengungen sind auf eine in Aller Augen fallende Weise gesegnet worden, nicht allein in England, sondern in allen Ländern, wie mir der heilige Vater selbst erklärt hat. Tausende von Personen müssen nun beten zu Gott, daß er die Segnungen Ihnen wiederschenkt, die Sie in ihre Seelen haben hineinströmen machen. Wenn ich mich der Ausdrucksweise bedienen darf, so haben Sie alle Schätze der Gnade zu Gunsten der Seelen in Anspruch genommen, die Freuden und die Schmerzen Mariä, Bethlehem und Calvaria, das heilige Leiden unseres Erlösers, die anbetungswürdige Eucharistie und Ihn, den Heiland selbst, den Heiland ganz. Die Stunde ist nun da, damit Alles das seinen Lohn erhalte, oder vielmehr, daß die Liebe Jesu und Mariä ihrem treuen und ergebenen Diener zu Hilfe komme. Daß dem so sei, daran zweifle ich nicht, obwohl der Diener seinerseits natürlich eher mit dem Soll als mit dem Haben sich beschäftigen soll, mehr mit der Schuld, die er auf sich geladen, als mit den Rechten, die ihm Anspruch auf die Güte, die Nachsicht und die Freigebigkeit Gottes geben. Es kann nicht die mindeste Gefahr darin sein, mehr auf das Erbarmen als auf die Gerechtigkeit Gottes zu rechnen, und folglich ist auch kein Bedenken dabei, unsere Rechte auf das Erbarmen geltend zu machen, um die Gerechtigkeit zu entwaffnen. Derjenige, der seit Jahren versucht hat, sich an das Kreuz zu heften und sich mit dem Saume des Mantels Mariä zu bedecken, kann wohl seinen Antheil an der Hoffnung, sein *Anrecht* auf den Lohn solcher Liebe eines ganzen Lebens geltend

machen, um Gnade, Erbarmen, Vertrauen beim Herannahen des Todes zu erlangen. Ach, möchte ich doch einzig dieselben Beweggründe und dieselben Rechte vor mir haben, wenn auch für mich die Stunde schlägt und ich auf meinem Gewissen die unermeßliche Last aller der Verantwortlichkeit sehe, der ich nicht gerecht geworden bin.

„Ich will mich nicht verbreiten über das große Werk, das Sie gegründet haben und das nicht bloß lange, sondern immerbar bleiben wird als die Fortsetzung all des Guten, was Sie in diesem Leben gethan haben. Und hierbei spreche ich nicht bloß von dem materiellen Gebäude des Oratoriums, obwohl es bedeutend ist, sondern von dem Geiste des hl. Philipp, dem Sie in London das Bürgerrecht errungen haben und der sich, immer voll Leben, immer weiter wirkend, unter seinen Kindern fortpflanzen wird. Diese Stiftung müßte genügen, um Sie mit Frieden und selbst mit Freude zu erfüllen. In der That, diese geistliche Herzensfreude und dieses demüthige Vertrauen sind so sehr dem Geiste des hl. Philipp eigen, daß die Stunde des Leidens und der Noth, in der Sie jetzt daliegen, nicht so sehr für sie eine wirkliche Prüfung, als etwas Naturgemäßes ist: das Leuchten des Meeres läßt sich in voller Schönheit nur bei wellenbewegter Fluth erkennen. Ihr guter Vater (im Himmel) wird in diesem Augenblicke der letzten Prüfung bei Ihnen sein, mehr als je zuvor, und ihn werden alle Heiligen und Diener Gottes umschweben, zu deren Erkenntniß, Verehrung und Anrufung Sie so viel unter Ihren Landsleuten beigetragen haben. Und wenn meine aufrichtige Liebe für Sie an Gott und an seine heilige Mutter in einem heißen Gebete sich wendet, wenn mein armer Segen einen Tropfen dem Strome besserer und heiligerer Tröstungen zufügen kann, die Ihnen aufbewahrt sind, rechnen Sie auf deren Fülle stets und mit ganzem Herzen und für alle Tage. Beten Sie für mich!“

Wenn auch die sorgsamste Behandlung P. Fabers durch

die besten Aerzte seine Krankheit nicht aufhalten konnte, so waren dieselben dennoch nicht erfolglos in der Linderung seiner Leiden. Die PP. Gordon und Cumberlege waren seine Pfleger, unterstützt von dem ganzen Hause, wo ein Jeder es darauf anlegte, dem geliebten Oberen zu Diensten zu sein. Wer hätte nicht schon an sich erfahren, wie viele Gnaden die das Herz bedrängende Prüfungszeit des Todes und der Todesnähe einem christlichen Hause bringt? „Es ist mir unmöglich," sagt P. Bowden, „heute einen Blick auf diese Monate voll Unruhe zu werfen, ohne anzuerkennen, daß dieselben für uns alle so reich an Gnaden gewesen sind, und ohne die Macht des Bandes zu empfinden, das die Kinder des hl. Philipp mit einander verbindet."

So oft P. Faber inne wurde, daß er sich zu irgend einer Ungeduld habe hinreißen lassen, oder daß irgend etwas Anderes sein Gewissen beschwerte, sandte er nach einem der Väter, um von ihm die Absolution zu erbitten; so oft es möglich war, empfing er die heilige Communion. Er ließ sich oft Gebete vorlesen, besonders die der hl. Gertrud, deren Lectüre er stets sehr geliebt und Anderen immer wieder empfohlen hatte. Er hatte das Glück, durch Vermittlung Msgr. Talbots, den besonderen Segen des heiligen Vaters zu erlangen, was ihn mit großer Freude erfüllte.

Bis zum 24. Juni blieb er stark genug, um noch in den Wagen zu ganz kurzen Ausflügen gehoben zu werden. Er hatte noch ein- oder zweimal nach St. Mary gebracht werden können, und dort auf dem grünen Rasen sitzend, von wo der Blick über den schönsten Theil der Grafschaft Kent sich ergeht, hatte er noch mit schwacher Stimme einige Anordnungen zur Veränderung der Anlagen gegeben für die Zeit, wenn er nicht mehr da sein werde; aber seit diesem Ausfluge verließen ihn seine Kräfte gänzlich.

Er wurde von Tag zu Tag schwächer, und von Woche zu Woche verfiel er mehr und mehr in einen Zustand gänzlicher

Schlaflosigkeit und äußerster Schmerzen. Bisweilen war er ganz außer Stande, sich der eigenen Worte zum Ausdruck für seine Gedanken zu erinnern, und er klagte einem der Väter, diese Unfähigkeit, sich auszudrücken, jetzt schon, wo sein Geist noch hell und klar sei, bereite ihm eine Prüfung der schwersten Art. Indessen konnte er im Allgemeinen noch an den Angelegenheiten der Genossenschaft Interesse nehmen, frei mit den Vätern sich unterhalten, Geschäftliches in Ordnung bringen und manche Briefe dictiren. Er empfing viele Besuche von seinen Freunden, die gekommen waren, um ihn ein letztes Mal zu sehen. Manche waren ihm Jahre lang nicht mehr zu Gesicht gekommen und es machte ihm sichtlich Freude, vor dem Tode wieder die alte Freundschaft zu erneuern. Einer der letzten Besucher, ein Priester, benützte die Gelegenheit, um seine Ansicht hinsichtlich eines Planes zu hören, den er gefaßt, in Oxford sich niederzulassen; P. Faber, im Augenblicke sehr schwach, lebte bei diesem Namen wie neu auf und sagte mit der ihm gewöhnlichen Stimme in seiner traulichen Art: „Wenn Sie das thun, werden Sie Ihre Seele verlieren.“ Sein Besucher stellte ihm das Gute vor, das er dort an Andern wirken könnte; aber P. Faber wiederholte: „Ja, Sie können Anderen Gutes thun, aber Ihre eigene Seele werden Sie verlieren.“ Gegen Ende Juli hatte er auch die Freude, den Besuch P. Newmans zu empfangen, der von Birmingham gekommen war, um ihm Lebewohl zu sagen.

Von zwei Besuchern, nahen protestantischen Verwandten, liegen Briefe über die letzte Begegnung mit P. Faber vor, die der eine seiner beiden ihn überlebenden Brüder, F. A. Faber, der anglicanische Rector in Saunderton, nach seinem Tode veröffentlicht hat. In dem ersten berichtet sein Vetter C. W. Faber, Advokat, daß ihm P. Faber, als er ihn zum letzten Mal besuchte, den Brief Cardinal Wisemans gezeigt und dann gesagt habe: „Dieß ist sehr freundlich, aber Niemand weiß besser als ich, daß ich *keinerlei Verdienste besitze*, auf die ich mich stützen könnte. Meine

einzige Hoffnung, mein einziges Vertrauen beruht auf dem Opfer meines Heilandes." Die letzte, die er aus seiner eigenen Familie bei sich sah, war die Frau seines Bruders, der selbst krank zu Saunderton darniederlag. „Ich fand ihn," schreibt sie an ihren Mann, „in einem bequemen Sessel zurückgelehnt, in einen weiten Rock eingehüllt, und augenscheinlich sehr schwer athmend. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit und Liebe, litt aber an solcher Athemlosigkeit, daß er nur wenige Worte nacheinander zu sprechen im Stande war." Er sprach dann über jedes ihrer Kinder und behändigte ihr die vorbereiteten Geschenke für jedes derselben ein: für jedes hatte er ein letztes, besonders liebevolles Wort. „Ich war," schreibt Frau Faber weiter, „über den Zustand, in dem ich ihn antraf, so ergriffen, daß ich kaum ein Wort herauszubringen vermochte; ich besorgte, daß ich zusammenbrechen und ihn in Angst versetzen könnte. . . . Es war mir so bitter als der Tod, dieses Zimmer zu verlassen, da ich wußte, daß ich sein theures Antlitz nicht mehr schauen würde."

Am 30. Juli schrieb P. Gordon an die Schwester Maria Philippa im Dominikanerkloster zu Stone, wo das Gerücht von der baldigen Genesung Fabers Glauben gefunden hatte: „Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die Aerzte keine Hoffnung mehr geben. Jetzt wo die Wassersucht ein wenig in ihrem Fortschreiten aufgehalten ist, sieht man besser als je, wie elend unser Pater ist; er hat seit einem Monate nicht mehr im Bette geruht und seine Beine sind unterhalb der Kniee nur noch eine Wunde. . . . Es hat Gott gefallen in seiner Barmherzigkeit, ihm die Furcht vor dem Tode zu nehmen; aber er hätte sich sicherer gefühlt, wenn diese Furcht ihm geblieben wäre. Der böse Feind hat ihn in seinem Glauben nicht trüben können, aber der Versuchungen zur Ungeduld und Verdrießlichkeit hat es viele gegeben. Während der fünf letzten Wochen hat er jeden Tag communicirt." Dann bittet P. Gordon im Auftrage P. Fabers um Gebete des Klosters für seine arme Seele, aber

noch weit mehr um das anhaltende Gebet der Dominikanerinnen, daß Gott England einen Pfarrer von Ars senden möge. Zum Schlusse bittet er, dem Bischofe von Birmingham, Dr. Ullathorne, seinen Abschiedsgruß zu bringen.

Die Ohnmachten mehrten sich während des Monates August und die Schwäche des Kranken wurde bald so groß, daß öfters Delirium eintrat. Die zur Erzwingung des Schlafes angewandten Mittel riefen nur noch mehr Uebelkeit hervor. P. Faber fuhr fort, die heilige Communion zu empfangen bis zum 24. September; am 25. trat ein Umschlag ein. Der Kranke wurde so ruhig, daß man ihn zu Bette bringen konnte, was seit Juni nicht mehr geschehen war. Hingestreckt, durch Kissen gestützt, schien er sich endlich einmal der Ruhe zu erfreuen; er sprach nicht; wie in Betrachtung versunken, wandte sich sein Auge nicht mehr von dem weißen Crucifixe ab, das man vor seine Augen hingestellt hatte, und man sah, wie der Blick sich von einer der heiligen fünf Wunden zur andern wandte und dort weilte. Gegen Abend erkannte man, daß nun das Ende nahe; sein Beichtvater, P. Dalgairns, entschloß sich, die ganze Nacht bei ihm zu wachen. Als man ihm sagte, daß sein Ende heranrücke, wiederholte er inbrünstiger als je sein Lieblingswort: „Gott sei gepriesen!“ Wenige Augenblicke nach Mitternacht wurde die Genossenschaft geweckt, um bei seinen letzten Augenblicken betend zugegen zu sein; man empfahl mit den von der Kirche zu dem Ende vorgeschriebenen feierlichen und ergreifenden Gebeten seine Seele Gott; aber die Krise ging nochmals vorüber und die Väter zogen sich zurück.

Als P. Bowden um 6 Uhr Morgens am 26. September an das Sterbebett trat, konnte er nicht mehr zweifeln, daß P. Faber keine Stunde mehr zu leben habe. In tiefstem Schweigen rückte die Zeit vor: P. Faber lag im Todeskampfe auf seinem Lager, mit äußerster Mühe athmend, die Augen geschlossen, nur von Zeit zu Zeit sie mühsam öffnend, um einen Blick auf das Crucifix zu werfen. Als gegen 6½ Uhr P. Rowe

sagte, er wolle die heilige Messe jetzt für ihn lesen, zeigte ihm ein Blick dankbaren Einverständnisses, wie wohl er diese hohe Gnade zu würdigen verstehe. „Unmittelbar nach 7 Uhr," schreibt P. Bowden, der dicht neben dem Sterbenden stand, „trat ein plötzlicher Wechsel ein; der Kopf wendete sich ein wenig nach rechts; es schien, als wolle der Athem stille stehen, und nach einigen Zuckungen hatte seine Seele die Erde verlassen. In diesen letzten Augenblicken öffneten sich, trotz der auf dem übrigen Gesichte tief ausgeprägten Agonie, die Augen weit, klar, glänzend, so lebens- und verständnißvoll wie je, aber ohne daß ihr Blick auf irgend etwas Irdisches sich gerichtet hätte, und mit einem Ausdrucke, der bezauberte und Erstaunen und Frieden zugleich in rührender Weise bekundete. Der Pater, welcher vor ihm kniete, konnte beim Anblick dieser Augen in solchem Augenblicke nicht anders als unwillkürlich an die Worte oder vielmehr an das Bild denken, welches P. Faber einst in seinem ‚Alles für Jesus' entworfen und das nun in ihm selbst leibhaftig sich verwirklicht zu haben schien." Dieses Bild findet sich am Schlusse des zweiten Kapitels der genannten Schrift und lautet:

> „Diene du Jesu aus Liebe; und bevor noch dein Auge im Tode sich schließt, ehe noch die Blässe des Todes sich über dein Gesicht ausbreitet, bevor noch die, welche dein Lager umgeben, sicher sind, daß dieser leise Hauch, den sie soeben gehört, dein letzter Seufzer ist, ach, welche Ueberraschung wird dir dann zu Theil geworden sein! Du wirst vor dem Richterstuhle deines Heißgeliebten, deiner Liebe selbst stehen; die Gesänge der Himmel werden an dein Ohr schlagen und die Glorie Gottes wird aus deinem Auge strahlen, um nie mehr zu erlöschen."

Nur mit thränendem Auge ruht der Blick auf diesen Worten, die uns den seligen Ausgang eines Lebens schildern, das von Anfang bis zu Ende ein religiöses Leben, ein Leben der *Liebe* zu Jesus gewesen ist. Von frühester Kindheit an waren

die Dinge Gottes Fabers Freude gewesen; als er heranwuchs, hatte er einen langen, schweren Kreuzweg machen müssen, um die Wahrheit zu finden, welche Christi einzige und ewige Wahrheit ist; um sie zu erkaufen, hatte er Alles, Alles verlassen. Jede Zeile seiner Schriften bezeugt, daß Gott der sein Leben ganz ausfüllende Gedanke gewesen ist; jede Zeile seiner Poesien trägt das Gepräge seines nach dem Himmel sich sehnenden und mit innerster Seelenkraft sich aufrichtenden Heimwehs nach Gott. Seine goldenen Worte, die uns bleiben, um sein Werk, Viele zu Jesus hinzuführen, fortzusetzen in ganz ungeahnten Weiten, uud die süße Musik seiner Lobgesänge verkünden es in einer dem kindlichen Herzen unvergeßlichen Sprache, daß er nie ein anderes Ziel auf Erden gesucht und erstrebt hat, als die Sache, die Liebe, den Frieden, das Reich und die Herrlichkeit Jesu Christi; daß die einzige, die große Leidenschaft seines Lebens, all seines ritterlichen Muthes und seiner ritterlichen That, die freudige Schilderhebung für die Sache der heiligen katholischen und römischen Kirche gewesen ist. Talent, und welches Talent, Energie, Gesundheit, Stellung, Ruhm, irdisches Glück, Alles war mit seltener Ausschließlichkeit der Berufsarbeit an Der Stelle gewidmet, wo Gott ihn hingestellt hatte. „Drei Worte," sagt P. Bowden, „reichen hin, um bis zu dem Augenblick, wo er starb, seine Geschichte zusammenzufassen: er hat Jesu aus Liebe gedient."

Die Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse waren bald beendet. Die Leiche wurde sorgsam in die priesterlichen Gewänder gekleidet, die P. Faber für diesen Zweck seit lange vorbereitet hatte; sodann ließ man einige Photographien von ihm abnehmen. Die Leiche wurde in das kleine Oratorium herabgetragen und in der Kapelle, die dem Publikum geöffnet war, ausgestellt, damit die Gläubigen bei ihr beten könnten. Am folgenden Tage hielt man es in der Frühe für gut, den Sarg zu schließen. Am Abende des 29. September wurde der Sarg in feierlichem Zuge durch das Innere des Hauses in die Kirche getragen und

die Todtenvesper gesungen. Unter ungeheurer Theilnahme des Clerus und des Volkes wurde am anderen Morgen das Todtenamt gehalten. 120 Welt- und Ordenspriester, meist der Erzdiöcese Westminster angehörend, umstanden den Sarg, unter ihnen seine Ordensbrüder Dr. Newman und P. Saint-John vom Oratorium in Birmingham. Von seinen anglicanischen Verwandten wohnte Keiner dem Gottesdienste bei; von seinen beiden noch lebenden Brüdern lag der eine in England damals krank darnieder, der andere weilte im fernen Indien. Das Todtenamt wurde von seinem Freunde P. Stanton gehalten. Nach seiner Beendigung erhob man den Sarg, und inmitten der Thränen der ihn umstehenden Priester und des lauten Schluchzens der zahlreichen Menge wurde er durch die Kirche getragen, deren einzig treuer Diener er so lange Jahre gewesen, durch das Volk, dessen Seelen er so unaussprechlich tief geliebt, durch die Straßen jener Stadt, über deren Sünden er getrauert und geweint, durch einen der schönsten Theile jenes Landes, jenes Englands, das dem heiligsten Herzen seines Erlösers wiederzugewinnen der große, Alles beherrschende Gedanke seines Lebens gewesen. Sie war nun erfüllt, jene Sehnsucht nach dem Martyrium für sein heiß geliebtes Vaterland, über das er einst die schönen Worte geschrieben: „Wer möchte nicht sein Land mehr lieben, als alle anderen? O wie bedrückt mich so trauervoll der Gedanke an jene Insel des Occidentes, mit ihrer Macht und Herrschaft, so weit wie die Welt, und mit ihren Herzen, so kalt und leer vom Glauben, mit ihren Intelligenzen, denen das wahre Licht nicht leuchtet! Unermeßliche Schaaren von Heiligen schlummern unter ihrem Rasen, dessen schönes Grün seines Gleichen nicht findet auf der weiten Erde. Ich kenne kein Land, wo die Kirchen und die Glockenthürme sich so zahllos erheben, wie in meinem nun verstummten England. Kein anderes Reich hat mit gleich verschwenderischer Hand so herrliche Kirchen über seine Hügel und in seine Thäler ausgestreut. O mein theures, mein einziges Vaterland! Mir

scheint, als verdiene deine entzückende Schönheit, daß man für dich das Marterthum erleidet. Wohl! Mag denn dieses Marterthum das langsame, still aufzehrende Marterthum dessen sein, der sein Wort an Taube richtet, der seine Bilder vor Blinden entfaltet, der seine Sache vor verhärteten Herzen vertheidigt...." P. Faber hat Wort gehalten bis zum letzten Athemzuge: sein Leben ist das Martyrium einer Alles verzehrenden Liebe zu den Seelen, einer alle seine Kräfte aufreibenden Arbeit für die Erhebung der katholischen Kirche in England gewesen.

Eine große Menge folgte zu Fuß dem Leichenwagen bis nach dem sieben bis acht Kilometer entfernten St. Mary in Sydenham. Es war ein herrlicher Herbsttag, an welchem die Leiche langsam die schönen Alleen hinaufgefahren wurde, wo P. Faber sich so gerne in der Stille erging, bis an die friedevolle Stelle, die er selbst zu seiner letzten Rast sich auserwählt und mit Bäumen hatte bepflanzen lassen. Bei dem von ihm geweihten Kreuze stand das Grab für ihn offen; man betete die letzten Segensgebete der Kirche über der eingesenkten Leiche; noch ein stilles Gebet und eine Thräne, und dann zogen sich seine Ordensgenossen und das Volk zurück in der Ueberzeugung, daß „sie Seinesgleichen nicht mehr sehen würden" (Eccli. 44).

Nicht allein im Oratorium und unter den Seinigen wurde P. Fabers Tod beweint, von allen Seiten kamen laute Klagen über den Verlust dessen, der in so manchen englischen Familien fast wie ein Familienname geworden war. Mit der Stärke der ersten Liebe zu Christus, zu dem sie Faber hingeführt, empfanden gar viele Herzen den Verlust: daher alle jene heiligen Messen, alle jene lauten Anerkennungen, die ihm in's Grab folgten. Ein erlauchter Convertit sprach am Sonntag Morgen nach dem Tode in der Pfarrkirche Unserer Lieben Frau zu den Engeln in Bayswater, die von den Oblaten zum hl. Karl bedient wird, an deren Spitze er damals stand, zu den versammelten Gläubigen, mit bewegter Stimme den geliebten Todten

ihren Gebeten empfehlend, folgende Worte nach Ablesung seines Namens im Todtenregister:

„Ich kann diesen letzten Namen nicht nennen, geliebte Brüder, ohne ihm einige Worte nachzurufen. Gestern ist uns ein großer Diener Gottes entrissen worden: wir Alle kennen ihn; die Einen unter uns, weil sie sein Wort gehört, die Andern, weil sie seine Beichtkinder gewesen, Alle, weil sie von seinen Schriften erbaut worden sind. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß ihm Keiner von euch so lange und in so enger Vertrautheit nahe gestanden, als ich. Ich habe ihn noch als Kind gekannt; wir waren zusammen auf der Universität, und seit jenen Tagen habe ich nie aufgehört, die wunderbaren Gaben anzustaunen, deren Entwickelung wir gesehen haben. Nicht von diesen natürlichen Gaben mag ich heute sprechen, obwohl er hinsichtlich der Fähigkeiten der Intelligenz, der Anmuth des Geistes und der Beredsamkeit des Wortes seines Gleichen nicht gehabt hat. Verglichen mit den übernatürlichen Gnaden, die ihm verliehen wurden, wollen diese natürlichen Gaben wenig beweisen. Ach, er war ein Priester in der ganzen Größe seines Berufes; er war das Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um ganze Schaaren in den einen Schafstall zurückzuführen; er ist gestorben, wie ein Priester sterben soll, inmitten der Gebete und der strömenden Thränen seiner Heerde. Obwohl lebend inmitten der Welt, habe ich niemals Jemanden gesehen, der losgeketteter von ihr war. Wenn er die Wahl zwischen zwei Wegen hatte, wählte er immer den schwierigeren; wenn eine Wahrheit zu sagen war, er sagte sie, ohne zu schwanken, ohne auch nur den leisesten Wunsch zu haben, sie dem Geschmacke und der Mode der Menschen anzubequemen: und das ist nach meiner Ansicht der Strahlenkranz, der dem Haupte eines Priesters am besten ansteht. Der Titel, den er seinem ersten Werke gab, ist wie die durchdringende, beherrschende Note der Musik seines Lebens: *in allen seinen* Schriften, in allen seinen Belehrungen kehrte *der Refrain*: ‚Alles für Jesus!‘ stets wieder. Ich halte euch

zurück, meine Brüder; aber ich kann nicht anders, ich darf den Namen P. Fabers nicht wie andere Namen ablesen. Ich sage nochmals: Ein großer Diener Gottes ist uns entrissen. Ich bin sicher, ihr werdet in euren Herzen mit mir beten: ‚O daß auch meine Seele in dem Tode des Gerechten von hinnen scheide, daß auch mein Ende dem seinigen ähnlich werde!‘"

Fast elf Jahre später, am 26. Juli 1874, erschien derselbe Convertit, jetzt Dr. Edw. Manning, als Erzbischof von Westminster, in der Kirche der Brüder Fabers, um nochmals Zeugniß von seinem verstorbenen Freunde und von dessen Werk abzulegen, dießmal das Zeugniß des obersten Hirten der Diöcese. Der 26. Juli war von dem Erzbischofe als Tag einer allgemeinen Collecte in der ganzen Erzdiöcese für eine neu zu erbauende Oratorianerkirche festgesetzt worden; und Erzbischof Dr. Manning wollte selbst den Brüdern P. Fabers seine Gabe bringen. Er erschien im Hochamte und beschenkte sie von der Kanzel herab mit folgenden Worten: „Es macht mich glücklich, offen meine Theilnahme hier zu bezeugen, die ich an Allem nehme, was das Wohl des Oratoriums des hl. Philippus Neri betrifft. Zwei persönliche und gebieterische Beweggründe fordern von mir diese Erklärung: Seit mehr als dreiundzwanzig Jahren bestehen zwischen den Vätern des Oratoriums und mir zarte und trauliche Freundschaftsbande, Bande, die eng, ununterbrochen, unlösbar sind; sodann lebt tief im Grunde meines Herzens das jugendfrische Andenken an den Gründer des Londoner Oratoriums, das Andenken an P. Faber, dieses alten und mir so theuren Freundes seit dem Frühmorgen meines Lebens. Schon sein Name allein würde hinreichen, mir eine Freude aus alledem zu machen, was seine Brüder, ich sage besser, seine Kinder unternehmen. England hat ihm eine Schuld abzutragen, die es nie wird bezahlen können. Dieser wunderbare Geist und diese wunderbare Beredsamkeit haben für den katholischen Glauben in England ein Werk vollbracht, das kein Anderer meines Wissens in unserer Zeit vollführt hat.

„Ueberdieß haben die Väter des Oratoriums durch ihr makelloses Leben, durch ihre reine und katholische Lehre, durch ihren Eifer für die Seelen, durch ihre brüderliche Liebe, durch ihre Beispiele priesterlicher Haltung und priesterlichen Geistes einen Rang unter dem Klerus dieser Diöcese eingenommen, der von mir nicht bloß als ihrem Freunde, sondern auch als ihrem von dem allmächtigen Gott bestellten Oberhirten heute eine laute Erklärung über alles das verlangt, was wir ihnen schulden. Mehr noch, das Werk, welches sie für das Heil der Seelen in dieser Diöcese gethan haben, ist meines Erachtens von keinem anderen Werke je übertroffen worden. Sie haben seit bald einem Vierteljahrhunderte voll von Glauben, Hingebung und Eifer gearbeitet und — was mir ihr Arbeiten stets ganz besonders empfohlen — gearbeitet in Einfalt, losgelöst von der Welt, getrennt von allen jenen Moden, allen jenen Berechnungen, die sich oft in die besten Handlungen mischen; sie haben gearbeitet als treue und glaubensvolle Bauleute, die — ich habe es mehr als einmal gesagt und werde es immer wieder sagen — mit dem lebensfähigsten Elemente, mit der Arbeit an den Seelen selbst anfingen, Seele auf Seele bauten, und nicht erst Stein auf Stein. Sie haben in Dem zu arbeiten angefangen, was ich nicht eine Kirche, sondern ein sehr elendes Wohnhaus nennen muß; dort legten sie vor einigen Jahren den ersten Stein zu ihrem geistlichen Gebäude. Alsdann sind sie an diesen Platz gezogen, und anstatt daran zu denken, eine Kirche in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu errichten, anstatt große Summen auf Bau und Ausschmückung zu verwenden, haben sie den weisen Rath P. Fabers befolgt, einen Rath, der auch mich auf einem weit größeren Felde stets geleitet hat, indem sie nicht so sehr eine Kirche, ein Oratorium bauen wollten, als vielmehr ein einfaches Gebäude, in welchem unser göttlicher Heiland, der in einem Stalle geboren wurde, immerdar weilen und herabsteigen wollte, wo sie Gott und den Seelen dienen könnten, bis es ihnen ermöglicht würde, eine des Namens

würdige Kirche zu bauen. Ich will nur noch eine Thatsache beifügen. Die Söhne des hl. Philipp Neri haben die erste große Schule in dem anrüchigsten Viertel der corrumpirten und verlorenen Bevölkerung Londons gegründet und dadurch das Beispiel und den Antrieb zu einem Werke gegeben — ich meine die Erziehung der armen Kinder — das in meinen Augen das vorzüglichste aller der Werke ist, die wir vollendet haben."

Wir fügen diesen autoritativen Worten nichts hinzu. Unsere Leser wissen, wie enge sie mit dem Leben und Wirken P. Fabers in London zusammenhängen.

Indem wir von dem Bilde dieses einzig dastehenden, wunderbar, harmonisch aus den reichsten Gaben der Natur und der Gnade geformten priesterlichen Charakters Abschied nehmen, fühlen und erkennen wir die Mängel unserer Darstellung recht sehr. „Die treueste Biographie von ihm," sagt P. Bowden, „kann und wird immer nur eine unvollendete Skizze sein, und die, denen das Original bekannt und vertraut war, werden immer jenen Reichthum der Farbentöne, das Spiel ihrer tiefen Schatten und die tausendfachen Züge jener unaussprechlichen Anmuth vermissen, die ihm Aller Herz und Liebe gewonnen haben. Es wäre unvernünftig, zu denken, daß diese Zeilen eine Ausnahme machen. Die Leichenfeierlichkeit ist nie etwas Anderes, als ein armseliger Trost; ein Denkmal, und wäre es noch so hehr, ‚dauernder als Erz', ist am Ende doch nur ein Denkmal, eine Erinnerung, weniger noch als der letzte Schatten des Lebens. Die Worte sind ohnmächtig, um den Reiz seiner Gegenwart, die harmonische Fülle seiner Stimme, den Zauber seines Lächelns zu ersetzen; sie können nicht den Einfluß seiner Persönlichkeit, nicht sein liebenswürdiges Verhalten, noch weniger das Feuer seines Genie's und den Adel seiner Seele offenbar machen; sie werden nie Diejenigen befriedigen, die er in ihren Arbeiten ermuthigt, in ihren Mühsalen getröstet, in ihrem inneren Leben gebildet und auf Gott gerichtet hat." Kann es anders sein mit uns, den Fernstehenden, die ihn nicht persön=

lich gekannt, die aber den Einfluß und das Leben seines gottbegnadeten Geistes an sich erfahren haben; denen er ein Licht in den geheimnißvollen Tiefen des innerlichen Lebens angezündet; die das Uebermaß seiner Gottes- und Menschenliebe in der Armuth des eigenen Herzens getröstet; die er in der trüben Stunde des Zagens ob der eigenen Sünde und ihrer ewigen Verantwortung vor Gott emporgerichtet und zu besserer Buße, zu freudigerem Arbeiten für Gott und die Kirche, zu geduldigerer Liebe mit der eigenen Seele und ihrer Last und mit anderen Seelen, zu milderer Liebe mit den Armen, zu wahrheitsgetreueren Kämpfen für die Sache Gottes mächtig aufgerufen hat, denen er in der entschlossenen Wegwendung von dem Lärm und der Unruhe des Tages zu dem Frieden und der Freude Gottes und Christi die glücklichsten Stunden bereitet? Ihnen Allen kann auch die klarste Darstellung der Thatsachen, der genaueste Bericht über den Lauf der Ereignisse seines Lebens nie etwas anderes bieten, als die erste Anregung zum Verständnisse eines solchen Lebens, dessen beherrschende Idee wir in den Worten finden, die P. Faber wenige Tage vor dem Empfange der Priesterweihe vor seinen Ordensbrüdern und der versammelten Gemeinde zu St. Wilfrid in Cotton-Hall sprach: „Im Augenblicke," sagte er, „wo ich zum katholischen Priester geweiht werden soll, drängt mich mehr als je die Sehnsucht meines Herzens, meine ganze Kraft und meine Gesundheit dafür einzusetzen, die *Armen* meines Volkes dem wahren Lichte des Evangeliums wieder zu gewinnen, sie in ihrem Leid, in den Trübsalen des Körpers und des Geistes zu trösten, für sie meine Ruhe und mein Wohlergehen hinzuopfern und ihnen, da ich die Prüfungen und Bedrängnisse der Armen so wohl erkenne, *die Religion so leicht und so süß als möglich zu machen, ihnen das Joch Christi, so wie er selbst sagt, zu einem leichten und erbarmungsvollen Joche zu machen.*" Möge uns Allen, dieß Vermächtniß inmitten der socialen Krisen, vor die eine glaubens- und sittenlose Zeit die Kirche des neunzehnten Jahr-

underts gestellt hat, theuer sein und bleiben! In seiner Ver=
virklichung an dem zeitgenössischen Geschlechte ruht der Sieg
nd die Auferstehung des socialen Reiches Jesu Christi in unserer
Mitte.

Für dein eigenes innerliches Leben aber, lieber Leser, hat
'. Faber noch ein anderes Vermächtniß, das dir nicht minder
heuer sei und bleibe.

Das Problem des Menschenlebens, an dessen Lösung ein
jeder in seiner Art arbeitet und arbeiten muß, ist nur einmal
u lösen. Und diese Lösung kann nur eine sein: entweder
ine ewig glückliche oder eine ewig unglückliche.

Die Lösung des großen Lebens, welches wir dir in aller
Unvollkommenheit erzählt, lautet:

> „Suche du Gott in Allem; liebe seine Herrlichkeit; hasse dich selbst; sei einfältigen Herzens, und die Glückseligkeit wird aus deinen Augen strahlen, ohne daß du darum weißt, ohne daß du daran denkst, mit einem Glanze, der ähnlich ist dem Jesu Christi, überall und wohin du auch gehst und in Allem, was du thun wirst."

Möge dir Fabers Leben einen Commentar zu diesen seinen
Worten sein! Den Prüfstein dieser Glückseligkeit kann auch
r kein Wort, keine Erzählung, keine Wissenschaft, keine Kunst,
in ruhmvolles, thatenreiches Leben, und wäre es auch den
ichsten Zielen gewidmet, bieten. Erst in den stillen, ver=
rgenen Erfahrungen deines mit Gott und seiner Kirche ge=
nten Herzens, im heiligen Bunde mit ihrer Gnade und der
rch sie vermittelten Kindschaft Gottes wird dir ihre ewige
Wahrheit offenkundig werden; ihr Besitz wird dein einzig un=
rgängliches Glück hinieden und zugleich der Anfang deines
igen Glückes schon in diesen Tagen deiner irdischen Pilger=
iaft sein.

Anhang I.

Ueberſicht über die Fortſchritte der katholiſchen Religion in England von der Wiederherſtellung der katholiſchen Hierarchie im Jahre 1850 bis 1878.

(Dublin Review, 1879, Nr. 1, S. 68; vgl. oben S. XI und S. 235.)

Diöceſen.	Prieſter.		Kirchen und Kapellen.		Religiöſe Orden. Männer.		Religiöſe Orden. Frauen.		Collegien.		Armenſchulen.		Kinder.	
	1851	1878	1851	1878	1851	1875	1851	1875	1851	1875		1875		1875
Weſtminſter . . .	113	311	46	103	2	14	9	55	1	5	38	182	8333	18 130
Beverley	69	152	61	110	1	5	2	19	1	1	33	112	—	10 877
Birmingham . .	121	188	84	106	5	4	14	27	1	2	35	114	—	12 631
Clifton	49	75	23	38	2	2	5	16	2	2	18	40	800	2400
Hexham, Newcaſtle	70	132	51	101	—	1	2	15	1	1	70	116	7000	12 353
Liverpool . . .	113	261	79	126	1	4	2	34	1	1	—	336	—	27 437
Newport	22	55	21	56	—	6	—	7	—	—	—	54	—	5000
Northampton . .	27	39	26	45	—	—	1	7	—	—	13	24	400	993
Nottingham . .	53	99	42	74	3	5	4	6	2	2	—	33	—	3000
Plymouth . . .	25	44	28	40	—	—	5	11	—	—	14	28	600	1805
Salford	61	190	35	93	—	2	1	17	1	1	42	161	—	24 790
Shrewsbury . .	33	110	30	69	1	4	1	8	—	1	—	60	—	5152
Southwark . . .	67	227	57	134	1	12	9	35	—	4	79	137	3235	9255
Total	823	1883[1]	583	1095[2]	16	59	55	257	10	20		1397		133 823

[1] Jetzt 1908. [2] Jetzt 1122.

Anhang II.

(Vgl. S. 323.)

Analyse der Faber'schen Schrift:

Der Schöpfer und das Geschöpf.

Vorrede. — Die souveräne Oberherrlichkeit Gottes wird in der Welt verkannt. — Selbst das Leben der Katholiken wird von derlei falschen Einflüssen beherrscht. — Eintheilung der vorliegenden Schrift.

Erstes Buch.

Von den Beziehungen zwischen Schöpfer und Geschöpf.

Erstes Kapitel.

Von der Unwissenheit über Gott.

1. Das Gottvergessen ist zu allen Zeiten die große Wunde der Welt gewesen; das seltsame Vergessen unserer Lage als Geschöpfe ist das größte Uebel unserer Zeit.
2. Ein falscher Gott steht an der Stelle des wahren. — Die Unwissenheit über Gott ist mehr passiv als activ; der Geist des Atheismus.
3. Unsere socialen Institutionen sind von dieser Unwissenheit und von falschen Gottesbegriffen durchdrungen — in der Politik, — in der Philosophie, — in den Naturwissenschaften. Sich an die Lehre der Kirche halten, scheint heute menschenunwürdiger Aberglaube.
4. Dieß ist auch das Hauptübel gewisser Christen, die glauben, ein zwiefaches Leben führen zu können.

5. Einfluß dieses Uebels auf die Katholiken. — Wie viele unter ihnen halten die Lehre von der Vollkommenheit des christlichen Lebens für Frömmelei und Sonderlichkeit, — während in Wahrheit diese Lehre doch nur die Verwirklichung der Wahrheit in unserem Leben bezweckt, daß wir Geschöpfe sind.
6. Aus der Unwissenheit über diese Wahrheit folgt sowohl die Unwissenheit über die Lehren der christlichen und menschlichen Vollkommenheit, wie das Vorurtheil, diese Lehren gehörten in die Klöster.
7. Der Zweck der vorliegenden Schrift ist die Auseinandersetzung unserer geschöpflichen Beziehungen zum Schöpfer. Eintheilung der Schrift.

Zweites Kapitel.

Was heißt es, ein Geschöpf sein?

Vorbemerkung. 1. Der Mensch bildet einen Theil der Schöpfung auf denselben Grund hin wie der Grashalm.

2. Die menschliche Natur betrachtet in ihrem fünffachen Zustande: der reinen, — der unversehrten, — der unschuldigen, — der gefallenen, — der erlösten Natur.
3. Wichtigkeit der Thatsache, daß die Ordnung der Natur und die der Gnade verschieden, aber gleichzeitig sind.

I. Die Lage des Menschen in dieser Welt.

1. Er besitzt das Sein durch den Willensact eines Andern.
2. Er weiß fast nichts von dem, was demselben voranging.
3. Er kennt fast nichts von seiner irdischen Zukunft.
4. Er ist in Betreff seiner Geburt nicht zu Rathe gezogen worden.
5. Er wird nicht gefragt hinsichtlich seines Sterbens. — Und doch glaubt er unwiderstehlich an eine unsichtbare, vollkommenere Welt.

II. Seine wirkliche Geschichte. Dieselbe hängt mit dem ewigen Plane der Schöpfung und der Menschwerdung zusammen; — der Mensch ist mit einem besonderen, persönlichen Berufe in diese Welt getreten; — zu einer von Gott bestimmten bezeichneten Zeit; — für eine Ewigkeit ganz besonderen Glückes. — Unbegreiflichkeit der Liebe des Schöpfers.

III. Sein Leben. 1. Seine Ohnmacht. 2. Seine Abhängigkeit von den niedereren Geschöpfen. — Er kann aus sich ohne die Intervention Gottes Nichts zu Ende führen; eine nie genug begriffene Wahrheit über seine Lage, — deren Verschlimmerung durch die Erbsünde, — die persönlichen Sünden, — die Sünden nach der Vergebung. — Das Bewußtsein der nie erlöschenden Barmherzigkeit Gottes.

IV. Schlußfolgerungen für das Leben. 1. Als Geschöpf muß der Mensch auch das Verhalten eines Geschöpfes annehmen. — 2. Weil Gott sein Ziel ist, muß er Alles auf ihn beziehen. — 3. Weil Gott sein Leben ist, muß er ihn mit allen seinen Fähigkeiten lieben.

Hieraus folgt: 1) Die strenge und bestimmte Verpflichtung, den Schöpfer über alles zu lieben; — 2) ihn als letztes Ziel zu erstreben; — 3) ihm aus dem Motive der reinen uneigennützigen Liebe zu dienen.

V. Corrolarien: 1. Die Sünde der Engel und der Menschen kommt daher, daß sie ihre Lage als Geschöpfe nicht haben annehmen wollen. — 2. Einer der Zwecke der Menschwerdung ist unsere Belehrung über unser Verhalten als Geschöpfe gewesen. — Zusammenfassung des Kapitels.

Drittes Kapitel.

Was heißt es, einen Schöpfer zu haben?

I. Die Idee des Schöpfers.

1. Die Schwierigkeit, ein Leben außerhalb der creatürlichen Welt sich vorzustellen.
2. Staunenswerthe Macht der Offenbarung des Alten Testamentes, uns die Idee des Schöpfers zu lehren.
3. Diese Idee schließt mit Bezug auf die Creatur die engsten und zartesten Beziehungen in sich.
4. Bei derselben sind neun Punkte zu beachten: der Unterschied der Natur zwischen Gott und uns; — die Unendlichkeit dieses Unterschiedes; — die Rechte Gottes über uns sind ohne Grenzen; — seine unendliche Erhabenheit über uns als die Quelle eines Vertrauens und einer Liebe, die kein Maß hat; — das nie aufhörende Wirken seiner Allmacht; — das den Gaben der Natur hinzugefügte

Leben der Gnade; — das Leben der Glorie als unser letztes Ziel und das aus ihm folgende Glück und die Nothwendigkeit des Vertrauens auf Gott; — der Haß unserer selbst Angesichts der Liebe des Schöpfers; — endlich das Geheimniß der Freundschaft mit ihm.

II. Der Dienst des Schöpfers.

1. Sein Umfang, — seine wahre Würde, — sein übergroßes Glück, — sein Interesse, — seine Weisheit, — seine Freiheit, — seine Wirklichkeit von größter Dauer. — Außer diesem Dienste nur Verderben. — Wie Viele wissen nichts davon!
2. Der Geist alles Dienstes gegen Gott. — Die Verehrung Gottes soll sechs Merkzeichen an sich tragen: sie soll leicht, — edel und erhaben, — glücklich, — den gesammten Menschen ergreifend, — Gott ganz erfassend, — einigend und ausdauernd sein. Der höchste Ausdruck des Gottesdienstes, die Liebe.

III. Verderbliche Folgen des Vergessens dieser Grundsätze.

1. Eine falsche Idee von der Frömmigkeit.
2. Eine falsche Idee von der religiösen Begeisterung. — Die bloße Betrachtung der beiden Punkte: ein Geschöpf sein und einen Schöpfer haben, genügt, um Heilige zu bilden; — sie macht das Entzücken der größten Heiligen aus.
3. Grobe Irrthümer über den Beruf zum Ordensleben.
4. Falsche Liebe gegen die Häretiker in den modernen Zeiten. — Die Engländer, als Volk betrachtet, müssen eher wie Heiden als wie Häretiker behandelt werden.
5. Einwendungen gegen die katholische Lehre.
6. Falsche Idee von der göttlichen Liebe. — Die Unermeßlichkeit der göttlichen Schöpferliebe macht unsere ganze Sicherheit und Ruhe aus.

Zweites Buch.

Von den Schwierigkeiten der Liebe des Schöpfers.

Erstes Kapitel.

Warum will Gott von uns geliebt sein?

Vorbemerkung. Die Betrachtung der Liebe des Schöpfers läßt uns alle ihre Schwierigkeiten vergessen. — Immerhin ist es

unserer Vernunft gestattet, mit Glauben, Vertrauen und Liebe an die ihr sich aufdrängenden Schwierigkeiten heranzutreten.

I. Schwierigkeiten der Liebe des Schöpfers, die in den Eigenschaften dieser Liebe selbst beruhen. Wie kann Gott wünschen, geliebt zu werden, da dieses Verlangen
   1. ohne Maß ist und eine Art von Bedürfniß voraussetzt;
   2. da es so lebhaft ist, daß Gott zu vergessen scheint, daß er Gott ist;
   3. da seine unendliche Seligkeit einen so großen Preis auf unsere endliche Liebe setzt;
   4. da er eine unsagbare Freude über die Gegenliebe empfindet, er, der die ewige unendliche Freude selbst ist.

II. Beweise seines innersten Verlangens, geliebt zu werden.
   1. Vor aller Schöpfung. — Betrachtung der göttlichen Natur in den vierzehn Welten ihrer Vollkommenheiten. — Die sechs letzten derselben enthüllen uns das göttliche Verlangen in dem Rathschlusse der Schöpfung, — der Auserwählung, — unserer Erschaffung im Stande der Gnade.
   2. In der Veranstaltung der Schöpfung durch die überreiche Fülle unserer natürlichen Gaben; — durch die Bestimmung der materiellen Schöpfung zu unserem Gebrauche; — und durch die Geschichte unserer Schöpfung selbst (nach der Bibel).
   3. Das Reich der Gnade, welches die Sünde vorauszusetzen scheint, begreift sich aus der Liebe Gottes in der Gewinnung der Seelen. Es reicht hin, zu betrachten: a) die Engel und die Menschen in der Freiheit ihrer Erschaffung, weil die Freiheit nothwendig ist für die Liebe; — b) die Thatsache der Menschwerdung; — c) die Kirche als das Mittel, die Gottesthat der Menschwerdung auszubreiten und fortzusetzen. — Die Schwierigkeiten der Prädestination und der Zulassung des Bösen finden in den Offenbarungen der göttlichen Liebe ihre Lösung.
   4. Endlich die Freuden des seligen Gottschauens, — die sich zusammenfassen in der Liebe. — Wie viel diese Vergeltung dem Schöpfer gekostet hat. — Wie wenig wir ihm dieß entgelten. — Und doch ist es die Liebe allein, die belohnt wird.

III. Schlußfolgerung. 1. Gott hat also ein unermeßliches Verlangen nach unserer Liebe. — 2. Er verlangt unsere

Liebe nur, weil **er** uns liebt. — In diesem Verlangen finden alle Räthsel unseres inneren Lebens ihre Lösung.

Zweites Kapitel.

Warum liebt uns Gott?

Vorbemerkung. 1. Die ganze Schöpfung ist von der Liebe Gottes gleichsam umfluthet, — und wir wissen nur Eines, daß Gott die Liebe ist.

2. Der Grund seiner Liebe ist in dem Wesen und in den Stufen dieser Liebe zu suchen.

I. Eigenschaften der Schöpferliebe. 1. Sie läßt keinen Vergleich, kein Bild zu. — 2. Sie ist verschieden von Menschenliebe; — 3. unbegreiflich, selbst gegen die verhärtete Seele; — 4. scheint Gott zu lenken; — 5. ihre Unermeßlichkeit für unseren Glauben eine Prüfung; — 6. sie ist ewig; — 7. das Ergebniß aller seiner vereinten Vollkommenheiten; es erklärt die Liebe; erklärt das Geheimniß der Trinität. — Aehnlichkeit der Erhaltung mit dem innergöttlichen Wirken.

II. Der Grund der Schöpferliebe. 1. Derselbe ist nicht auf Seiten des Menschen zu suchen, der a) in sich selbst Nichts ist; — b) in der Schöpfung nur ein Atom ist; — c) mit seinem Nichts den Geist der Empörung vereint hat und zwar einer tausendfach wiederholten Auflehnung; — d) selbst in der Unschuld Gott nichts zu schenken vermag; — e) dessen Dienst selbst in seiner Art und Weise für Gott eine Beleidigung ist; — f) der oft der größte Gegensatz zu Gott durch seine Niedrigkeit und Feigheit ist. — Nichtsdestoweniger wagen wir es, Gott wie unseres Gleichen zu behandeln.

2. Der Grund der Schöpferliebe wird vielmehr in Gott selbst sein; aber: a) die unendliche Gerechtigkeit verlangt, daß Gott uns bestraft; — b) die unendliche Heiligkeit muß uns verabscheuen; — c) die unendliche Schönheit Gottes sich über uns empören; — d) die unendliche Weisheit sich rathlos finden; — e) die unendliche Allmacht uns mit Verachtung aufgeben; — f) die unendliche Wahrheit in uns nur Heuchler und Lügner sehen; — g) das unendliche Erbarmen uns endlich ermüdet verlassen.

Zusammenfassung. Gott liebt uns, weil er uns erschaffen hat. Aber seine Liebe ist ein Geheimniß.

Drittes Kapitel.

Unsere Mittel, Gott zu lieben.

Vorbemerkung. 1. Die Welt der Einbildung. — Die wirkliche Welt, in der jede Seele dem Gebote der Liebe und einer Alles beherrschenden Liebe unterworfen ist. — 2. Von welch' unermeßlichem Einfluß wäre es, wenn die Welt dem Gebote der Liebe gehorsam wäre vom socialen, politischen und intellectuellen Gesichtspunkte? — 3. Die Möglichkeit und Leichtigkeit dieser Liebe. — Dieselbe ist vor Allem eine persönliche Liebe.

I. Die Beweggründe unserer Liebe. Dieselben finden sich:

1. In der Natur der Liebe des Schöpfers. — a) Dieselbe ist eine Liebe des Wohlwollens sowohl in den nothwendigen Beziehungen der drei göttlichen Personen unter sich, wie in der freien Uebertragung des Wohlwollens auf die Geschöpfe. b) Dieselbe ist eine größere Liebe für die Menschen, als für die Engel.
2. In den verschiedenen Formen dieser Liebe: Liebe des Königs, — des Herrn, — des Freundes, — des Vaters, — des Schöpfers, — des Auserwählers, — des Bräutigams.
3. In der Ausdehnung dieser Liebe.
   a) Aufzählung der Wohlthaten Gottes.
   b) Die Menschwerdung und das Leiden; — deren Fortsetzung und immerwährende Fortdauer im Papstthum und im heiligsten Sacramente.

Schlußfolgerung. All' diese zärtlichen Erweise haben indeß der Strenge des ersten Gebotes der Liebe nichts hinzugefügt; sie haben dessen Erfüllung nur sehr erleichtert. Die wirkliche Liebe Gottes für den Menschen ist so groß, daß sie jede Einbildungskraft erschöpft.

II. Unsere Mittel, Gott zu lieben. Siebenfache Form unserer Liebe: Wohlwollen, — Wohlgefallen, — Auserwählung, — Mitleiden, — Dankbarkeit, — Sehnsucht, — Anbetung.

Aber genügen alle diese Acte der Liebe, unsere Schuld gegen Gott abzutragen?

Viertes Kapitel.

Unsere wirkliche Liebe zu Gott.

Vorbemerkung. 1. Die unendliche Zahl der Liebesacte in der Welt der Engel. — Dieselben stehen indessen zu der Majestät Gottes in keinem Verhältnisse.

2. Auch die Menschen sind zu einer unendlichen Liebe befähigt. — Die vielfache, Gott dem Schöpfer, Erhalter, Erlöser, dem letzten Ziele erwiesene Ehre. — Wie allein in den menschlichen Handlungen ein der heiligsten Dreifaltigkeit würdiger Cult, im Hinblick auf die Handlungen des menschgewordenen Wortes, beruht.

Aber welches ist unser Antheil der Liebe in der Welt der menschlichen Handlungen?

Es gibt drei Klassen von Seelen, die hier in Betracht kommen:

I. Die Klasse der Heiligen. 1. Letztere sind wenig zahlreich. — 2. Sie leisten wenig im Vergleich zu den empfangenen Gnaden. — 3. Das Wenige selbst, was sie leisten, ist der göttlichen Majestät wenig würdig.

II. Die Masse der Menschen. Ihre Lage hinsichtlich der Religion ist: Unwissenheit über Gott, — Haß gegen Gott, — oder Zweifel und Mißtrauen, — oder Gleichgiltigkeit. — Warum lieben wir Gott nicht mit mehr Eifer?

III. Die gewöhnlichen Katholiken: 1. Der Grad ihrer Liebe. — Welche Zeit widmen wir Gott? — Geben wir ihm immer und in Allem den Vorzug? — 2. Der Geist, in welchem wir ihm dienen, oft wider Willen, — aus menschlichen Beweggründen, immer in dem Glauben, genug gethan zu haben.

Und Gott scheint zufriedengestellt!

Fünftes Kapitel.

Wie Gott unsere Liebe lohnt.

Vorbemerkung. Betrübniß der Gott liebenden Seele beim Anblick eines so wenig geliebten Gottes. — Und Gott mit unserer

Liebe zufrieden! — Das Kreuz erklärt dieses Geheimniß, wie die Schöpfung das Kreuz.

I. Wann lohnt Gott unsere Liebe?
1. Durch die gegenwärtigen Gnaden ohne Zahl.
2. Durch ein wachsendes Maß der heiligmachenden Gnaden; — die ebenso viele Zeichen der göttlichen Auserwählung und Vorzeichen des Himmels sind.
3. Durch ein beständiges Einströmen der Gnade, — in der Freude, — im Leide, — und besonders beim Tode.

II. Mit was lohnt Gott?
1. Die Güter der Natur, — in der physischen, intellectuellen, moralischen Welt. — Die Sünde ist ein Fremdling auf diesem Schauplatze der göttlichen Liebe.
2. Die Wunder der Gnade: ihre Natur — ihre überreiche Fülle.
3. Die Freuden der Glorie. Die zufällige Glückseligkeit in den Freuden des verklärten Leibes, der höheren Erleuchtung der Intelligenz, — die Erhöhung der Fähigkeiten unserer Seele, — das Entzücken der himmlischen Liebe. — Die wesentliche Glückseligkeit im Schauen Gottes. — Das Mittel, die Glorie zu verdienen, ist die Demuth.

III. Auf welche Weise lohnt uns Gott?
Ueberwältigende Beweise seiner Güte: 1. Hienieden, — 2. bei unserem Tode und bei unserem Eintritte in den Himmel.
O Gott, wie liebenswürdig bist du! — Schluß des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Einwendungen.

Erstes Kapitel.

Leichtigkeit des Heils.

Zusammenfassung der zwei ersten Bücher. — Drei Gegenstände einer beständigen Unruhe bedürfen einer eingehenden Antwort: die Fragen über die Schwierigkeiten des Heils, über das endliche

Schicksal der großen Anzahl der Gläubigen, über die Liebe zur Welt.

Erste These: Aus der früher dargelegten Lehre folgt, daß das Heil für die Katholiken leicht ist.

I. Leicht in sich:

1. Leichtigkeit der Gnade der Taufe.
2. Einfachheit und Leichtigkeit des christlichen Gesetzes.
3. Leichtigkeit der Vergebung der läßlichen Sünde.
4. Die actuelle Intention ist nicht nothwendig zum Guten.
5. Die Gabe des Glaubens und das Leben der Hoffnung bleiben in dem, der eine Todsünde begangen hat.
6. Die Vielheit der wirklichen Gnaden, die zur Reue einladen.
7. Die durch Nichts beschränkte Leichtigkeit des Zutritts zum Bußsacramente.
8. Die geringen Erforderniſſe zum Empfange der Absolution.
9. Der unermeßliche Schatz der Ablässe für den Nachlaß der Sündenstrafen, ein Reichthum, der das Fegfeuer zum Gegenstand des Anstoßes für die Häretiker macht.
10. Die große Hilfe aus dem Leiden des Herrn.

II. Das Heil ist leicht durch den Beistand, den wir erhalten: die Messe, — die Communion, — der Schutzengel, — die heiligen Namenspatrone, — die Mutter Gottes, — die Gnade des Gebetes, — die Firmung, — die Ehe, — die letzte Oelung, — die drei übernatürlichen Kräfte jedes Actes der Frömmigkeit, — die Macht, zu verdienen, — genugzuthun, — erhört zu werden in unseren und des Nächsten Anliegen, — endlich die Genugthuung.

Schlußfolgerung. Ueber den enormen Mißbrauch unserer Freiheit und die Wirksamkeit der Gnade.

III. Das Heil ist leicht, weil es unser theuerstes Interesse ist. Große Beweggründe für uns:

1. Die Enttäuschungen der Sünde.
2. Die Freuden des Gnadenzustandes.
3. Das Dogma von der Hölle, das so viele Sünder bekehrt — so viele Gerechte aufrecht gehalten hat.
4. Die ewigen Belohnungen. — Zusammenfassung.

Zweites Kapitel.

Die große Zahl der Gläubigen.

Zweite These: Da das Heil so leicht ist, wird die Mehrzahl der Katholiken gerettet werden.

I. Allgemeine Erwägungen.
1. Die Geschichte jeder Seele ist die Geschichte der Güte Gottes.
2. Die ewige Liebe und die unausgesetzte Arbeit Gottes für das Heil der Kinder der heiligen Kirche.

II. Einleitung in das Studium der vorliegenden Frage:
1. Diese Wahrheit ist eine immer in Gott verborgene.
2. Das Vergessen unserer creatürlichen Lage erschwert ihre Lösung.
3. Das Gebet ist das große Licht.

III. Erwägungen zu Gunsten der großen Zahl der Auserwählten unter den erwachsenen Katholiken. — Unsere Urtheile über den Nächsten sind im Allgemeinen falsch. Wir neigen dazu, falsch auszulegen, was wir sehen. — Wie wenig Gott an wirklichen Anstrengungen für unser Heil verlangt. — Das Böse ist leichter zu bemerken, als das Gute. — Wenn die Thätigkeit des Satans eine ruhelose ist, so ist die Gottes es weit mehr. — Vor den unbemessenen Schätzen der Gnade wird der Satan zuletzt immer müde. — Die Hochherzigkeit Gottes in der Schöpfung spricht zu Gunsten der großen Zahl der Auserwählten, — so auch die Ehre des kostbaren Blutes, — und die ausgedehnte Wirksamkeit der Sacramente. — Das Geheimniß dessen, was in der Todesstunde vorgeht. — Die Häufung der den Sterbenden gespendeten Gnaden. — Die Abgründe der unbesiegbaren Unwissenheit. — Der oft zufällige Charakter der Sünde. — Die Handlungen der Menschen sind oft schlechter, als ihr Herz. — Die Liebe Jesu zu den Sündern. — Die Hoffnungen der Heiligen in Bezug auf die Sünder. — Ein Unterschied, der zu machen ist zwischen der Corruption der Sünde und ihrer sichtlichen Häßlichkeit. — Die äußerste Strenge der Strafen des Fegfeuers, die Gott einen Entgelt für die unvollkommene Liebe bieten. — Die Ewigkeit der Strafen der Hölle ist nur eine Folge für die absolute Zurückweisung des Erbarmens. — Die Vorsehung Gottes und ihre Aufmerksam-

keit gerade in der Stunde des Todes. — Die kostbare und doch Allen so gemeinsame Gabe des Glaubens. — Die Auszeichnung, ein Kind der Kirche zu sein, oft an sich allein eine Bürgschaft des Heils. — Endlich unser Vorzug, von Gott und nicht von den Menschen gerichtet zu werden, ist ohne die Leichtigkeit des Heils unerklärlich.

Schlußfolgerung. Alle diese Erwägungen sind durchaus in Harmonie mit dem unendlichen Mitleid des Erlösers mit unseren Seelen.

Drittes Kapitel.

Die Welt.

Dritte These. Obwohl der Geist der Welt die größte Gott feindliche Macht ist, so hat er doch nicht Kraft genug, das Heil im Allgemeinen in wirksamer Weise zu erschweren.

Diese These schließt drei Schlußfolgerungen in sich:

1. Die Christen weigern sich nur unter dem Einflusse des Weltgeistes, dessen Falschheit sein Wesen ausmacht, die wahren Ideen über Gott anzunehmen.
2. Darum ist der Weltgeist das größte Hinderniß des Heils.
3. Die persönliche Liebe Gottes allein kann uns den Gefahren der Welt entreißen.

I. Die Ideen der Welt und ihrer Macht.

1. Ihre Entwickelung und ihre Wirksamkeit im Laufe der Jahrhunderte: a) Ihre verschiedenen Umbildungen. — b) Ihre Wirksamkeit verglichen mit dem Magnetismus. — c) Ihre Erstarkung mit der Zeit und der Civilisation. — d) Wechsel ihres Charakters nach Zeit und Ort. — e) Ihre periodischen Epidemien. — f) Ihr Unterschied von dem Geiste Satans; ihre unbeugsame Logik. — g) Ihr Widerstreit gegen die Kirche Gottes bis zum Ende. — Das ist die heute so erbitterte und doch so wenig gefürchtete Welt.
2. Das Wesen des Weltgeistes. Dasselbe besteht darin, daß wir vergessen, daß wir Geschöpfe sind. — a) Der Weltgeist erzeugt einen Gewohnheitszustand in den Sünden der Unterlassung, — einen wahren Pharisäismus; — b) darum ein Leben voll von geheimen Sünden: ein Leben ohne

Gott unter der Herrschaft des Ich; — einen Zustand des gelähmten, absterbenden Gewissens, welches den Sinn der Sittlichkeit verliert.

Alle diese Erscheinungen sind in der Vergessenheit unserer Lage als Geschöpfe eingeschlossen. Verschiedene Beispiele.

II. Die Mittel, den Weltgeist zu bekämpfen.

1. Eine zweifache Weise seiner Betrachtung: Einige sehen Alles in der Welt nur in schwarzem Lichte an, gleich dem hl. Bernhard; — Andere sehen nur göttliche Segnungen, gleich dem hl. Franz von Sales. — Die letzte Anschauungsweise paßt für die, die in der Welt leben.
2. Gegen einen so feinen, verschlagenen Geist gibt es keine Sicherheit, als in einer unermüdlichen Wachsamkeit. — Seine unglaubliche Verführungskraft in der Gesellschaft, — selbst bei frommen Personen. — Dieß spricht nicht gegen die Annahme der großen Zahl der Auserwählten bei den Katholiken. — Man kann nur annehmen, daß nicht die große Mehrzahl der Reichen gerettet wird.
3. Drei Grundsätze gegen den Weltgeist: a) ihn für sehr gefährlich halten; — b) bestimmte und klare Principien ihm entgegenstellen; — c) nachhaltig die Kenntnisse der Religion und selbst der Theologie in sich befestigen und vertiefen.

Aber diese Grundsätze sind nur eine Waffe. — Das große Bewahrungsmittel gegen die Verweltlichung ist die persönliche Liebe zu Gott, die heiße Sehnsucht, Gott zu besitzen.

Viertes Kapitel.

O mein Schöpfer, meine ewige Liebe!

Vierte These. Die persönliche Liebe Gottes allein gibt unserem Wesen die Vollendung, macht das Heil leicht und mehrt die Zahl der Auserwählten.

I. Geschichte der Schöpferliebe.

1. Gott als Schöpfer unser Anfang und Ziel.
2. Weil Gott die Schöpfung gewollt hat, war er genöthigt, uns zu seiner Ehre zu schaffen. — a) Wie der Act der *Schöpfung* die drei Ordnungen der Natur, der Gnade

und der Glorie umfaßt. — Gott ist wesentlich mittheilsam, — in natürlicher und nothwendiger, — und in freier zeitlicher Weise. — Seine Herrlichkeit an sich und nach außen.

3. Gott war indessen nicht genöthigt, die Creatur zur besonderen Glorie des Gottschauens zu erheben, welche die Ordnung der Gnade voraussetzt.

4. Wie die vernünftige Creatur Gott verherrlicht durch die drei Acte der Erkenntniß, der Liebe und der Seligkeit seines Besitzes.

Die Geschichte der Schöpfung lehrt: Gott hat uns aus Liebe geschaffen.

II. Unsere Pflichten gegen die Schöpferliebe.

1. Die Religion muß ein Gottesdienst aus und durch die Liebe sein. — Zusammenfassung der schöpferischen Wirksamkeit.

2. Zwei Schulen des geistlichen Lebens: die eine legt alles Gewicht auf das Pflichtbewußtsein, die andere auf die persönliche Liebe Gottes. — Dieselben bilden gleichsam zwei verschiedene Religionen.

3. Die Ueberzeugung, daß Gott uns liebt, bildet neue Menschen, eröffnet neue Himmel. — Die Vortheile des Beweggrundes der Liebe.

4. Das Vorwiegen des Pflichtbewußtseins in seinen Wirkungen: das geistliche Leben ist schwerfällig; — der Beweggrund der Pflicht fordert eine große intellectuelle Arbeit; — er concentrirt uns in uns selbst und schwächt die Nächstenliebe; — hat nur eine schwache Neigung, in uns die Aehnlichkeit mit Jesus Christus zu erzeugen; — zeigt uns nicht den Abglanz des Himmels; — hat nicht die Gabe der vollkommenen Reue; — und ist nicht der Beharrlichkeit günstig.

5. Und doch sind beide Principien nicht von einander zu trennen.

Allgemeine Schlußfolgerung.

I. Die ganze Religion besteht darin, Gott um seiner selbst willen zu lieben. Diese Liebe entspricht allen Regungen unserer Natur und macht das Heil leicht.

II. Das Leben ist also nichts Anderes, als der Besitz Gottes

durch die Liebe; es fängt hienieden an und vollendet sich dort oben.

1. Allerheiligen im Himmel ist der Eintritt der Schöpfung in die Herrlichkeit Gottes, ihres letzten Zieles.
2. Wie Gott seine Heiligen hienieden bildet. — In welche Seelen ein Strahl der Schönheit Gottes hineinfällt. — Bis zu welchem Punkte Gott auf dieselben einwirkt. — Und dazu hat das schwache Licht genügt, welches wir von Gott hienieden haben! — Was wird erst das Licht des Himmels bringen!
3. Obschon auf dieser Welt, ist Gott dennoch unser. — Reichthum der Andacht zu den Eigenschaften Gottes.
4. Wenn so die Erde eine Vorhalle des Himmels wird, was wird dann erst der Himmel selbst sein!

III. Das Entzücken der beseligten Liebe. — Alle Schwierigkeiten, die uns hienieden noch bleiben, sind nur Schwierigkeiten der Liebe. — O mein Schöpfer! Meine ewige Liebe!





Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

IX

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.

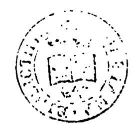
Der heilige Thomas Becket

Erzbischof von Canterbury.

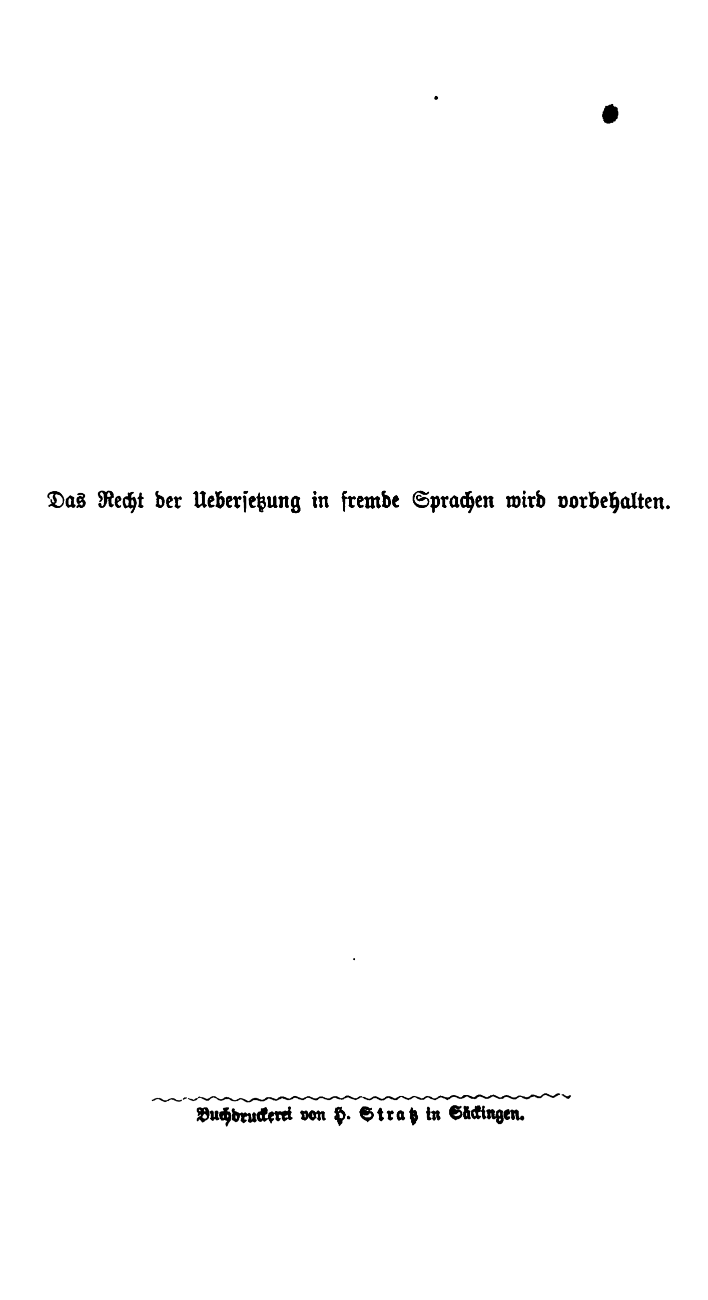
Ein Martyrer für die Freiheit der Kirche in England

von

O. Schütz.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei von H. Stratz in Säckingen.

Vorbemerkung.

Bereits haben drei um die Kirche Englands hochverdiente Männer, Kardinal Reginald Pole, der „Befreier“ O'Connel und der Oratorianer William Faber, in der „Sammlung historischer Bildnisse“ eine Stelle gefunden; wir wollen ihnen in dem heiligen Thomas Becket einen vierten Kämpfer beigesellen, der „für die Gerechtigkeit in der Kirche erschlagen wurde und glorreich die Freiheit nicht bloß der Kirche in England mit seinem Blute besiegelte“.

Eine Biographie dieses unerschrockenen Martyrers der kirchlichen Freiheit, an sich ein höchst lehrreiches Bild der Zustände in der Kirche in der Feudalzeit, dürfte in unserer Zeit dem katholischen Volke um so willkommener sein, als die allerorts entbrannten Kämpfe um die Freiheit der Kirche in unsern Tagen das Verständniß für ein solches „Leben“ geschärft und befruchtet haben. Der Verfasser war bemüht, dem Programm der „historischen Bildnisse“ gemäß sowohl aus den schon vorhandenen Werken von Lingard, Buß, Stolberg-Brischur, Darboy u. A. die Hauptzüge aus dem Leben des Hei-

ligen zu einem anschaulichen Bilde herauszugreifen, als auch an der Hand der uns von seinen Zeitgenossen über ihn hinterlassenen Biographieen die Augenzeugen seines Lebens und Todes möglichst selbst sprechen zu lassen. Möge seinem Bilde eine wohlwollende Aufnahme gesichert sein.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Die von Jesus, dem Sohne Gottes, in dieser Welt gegründete Kirche, die Seine Erlösung sichtbar und wirksam unter uns fortsetzen soll, bis daß Er Selbst wiederkehrt, schöpft ihre Autorität aus dem ewigen Willen Gottes selbst. Damit sie ihre Aufgabe, alle Menschen zu Gott zu führen, erfüllen könne, hat sie der Erlöser mit übernatürlichen Gaben reich ausgestattet, welche bewirken, daß sie in allen Stücken sich selbst genügt, ohne von irgend einer Macht außer ihr abhängig zu werden. Die Kirche besitzt ein übernatürliches und darum unzerstörbares Leben, eine unwandelbare äußere Form und Organisation, eine unfehlbare Lehre und eine unauflösbare Einheit, der aller Abfall einzelner Bruchtheile von ihr keinen Eintrag zu thun vermag.

Mit solchen Vorrechten von Gott geschmückt, herrscht sie im Namen Gottes über die Vernunft und den Willen der Menschen; sie ist eine von allem menschlichen Willen und aller menschlichen Autorität unabhängige, in sich vollkommene Gesellschaft. Darum kommt der Kirche als ihr unveräußerliches Eigenthum eine *vollkommene Freiheit* zu, eine Freiheit der Gesetzgebung, eine Freiheit der Leitung und Regierung, eine Freiheit der ausführenden Gewalt. Ihre Glieder sind ihr unterworfen nicht allein in Sachen des Glaubens, sondern auch der Sitten, in ihren Beziehungen zum künftigen wie auch zum gegenwärtigen Leben: sie hat sowohl eine geistliche, wie eine

bürgerliche Sendung für alle Zeiten und für das ganze Geschlecht. Trotz aller Kämpfe der irdischen Reiche und der bürgerlichen Gewalten gegen sie blieb sie nicht nur bestehen, sondern dehnte ihr Reich immer mehr aus. Sie unterwarf nach und nach dem Willen Jesu Christi die ganze Welt. Die christliche Gesellschaft war und ist eine Schöpfung, ein Kind der Kirche. Die Christenheit, d. h. die weltumfassende Familie der christlichen Nationen und Völker und Reiche unter der Leitung des gemeinsamen Hauptes der Christen war ihr Werk.

So ist die Kirche ein zwar auf Erden bestehendes, aber nicht irdisches, sondern das in der Zeit existirende ewige Reich Gottes. Als solches ist sie frei, sowohl wegen der Freiheit des ihr gewordenen göttlichen Auftrages und ihrer Gerichtsbarkeit, ihrer Lehre und ihrer Zucht innerhalb der Sphäre ihres übernatürlichen Amtes, als auch wegen der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Hauptes und wegen der höchsten Leitung der menschlichen, auf das Seelenheil sich beziehenden Dinge. Das ist die Freiheit der Kirche, das die Quelle ihrer Immunitäten oder ihrer Freiheiten von manchen Gesetzen, welche die natürliche Ordnung der Welt regieren.

Für diese ihre erhabene Bestimmung, ihr Wesen, ihre Aufgabe und ihr Ziel hat die Kirche vom ersten Augenblicke ihres Bestehens an zu leiden gehabt, besonders hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Staate, welches von den ersten Zeiten der europäischen Staatenbildung an ein sehr schwieriges gewesen und bis heute geblieben ist.

Als das neue Europa sich aus den Trümmern der römischen Weltherrschaft erhob, war die Kirche bereits im Besitz ihrer göttlich angeordneten und schon ausgebildeten Organisation. Sie leistete zur Gründung der Staaten den nachdrücklichsten und heilsamsten Beistand, ward aber auch, als die weltliche Macht ihre Uebermacht über die Kirche mehr geltend machen wollte, mit derselben in Streitigkeiten verwickelt, welche sich vom zehnten Jahrhundert an fast über ganz Europa verbreiteten.

Verschiedene Ursachen trugen zu den oft blutigen Konflikten bei. Die erste derselben liegt in der zarten Natur der Beziehungen zwischen Kirche und Staat selbst. Beide Autoritäten berühren sich in manchen gesellschaftlichen Interessen, die gleich allen irdischen Meinungen und Zuständen der Veränderung unterworfen sind. Die Menschen schaffen sich gern eine große Anzahl von Rechten, aber sie zeigen nicht das gleiche Interesse zur Erfüllung der nothwendig aus jedem Rechte sich ergebenden Pflichten; die nachfolgenden Generationen verrücken darum gern die Grenzsteine, welche die vorhergehende Generation für Recht und Pflicht gesetzt hat. So wird das Räderwerk des Staates oft in Unordnung gebracht durch neue Meinungen und Bestrebungen, und die Kirche hierdurch in Mitleidenschaft gezogen, indem sie die Rückwirkung der im Staate vorgegangenen Umwälzungen verspürt. Die Kirche hat zwar die wunderbare Eigenschaft, in allen Zeiten und an allen Orten und unter allen Umständen die ihr von Gott gewordene Sendung zu erfüllen; allein sie bleibt dabei stets in ihren Principien, in allem, was ihrer göttlichen Einrichtung wesentlich ist, unwandelbar, wenngleich ihre disciplinarischen Anordnungen geändert werden können.

Wie Großes, Wunderbares hat die Kirche inmitten endloser Kämpfe in der menschlichen Gesellschaft vollbracht mit ihren göttlichen, erhabenen Lehren, mit den ihr anvertrauten Gütern der zukünftigen Welt, mit den in ihr geübten Pflichten und Tugenden, mit ihren unbeschreiblichen Tröstungen und Freuden, die sie über das ganze Leben in allen seinen Lagen gießt, und mit der lebendigen Hoffnung, die über das Grab hinausreicht! Sie hat die heidnische Gewalt und die rohe Unterdrückung oft in Mißachtung und Vergessenheit, immer und überall in Milderung gebracht durch die Gerechtigkeit; sie hat das Gleichgewicht zwischen der Materie und dem Geiste wiederhergestellt, nachdem es in dem ganzen heidnischen Alterthum so sehr und unter allen Völkern verletzt worden war; sie hat die Völker zu einer vorher unbekannten Sittlichkeit erhoben. Sie

heiligt die Arbeit, die Armuth und das Leiden durch das Wort und Beispiel Christi. Sie ist die Beschützerin der Schwachen, der Zügel der Mächtigen, der Wall und das Bollwerk der Gesellschaft, das Licht des Verstandes, die unfehlbare Lenkerin des Willens, die Mutter und Lehrmeisterin der Seelen. Sie bemächtigt sich des ganzen Menschen, um seiner Thätigkeit eine edle und heilsame Richtung einzuprägen, und um ihn sicher durch die Prüfungen dieses Lebens bis zum Hafen der ewigen Ruhe zu geleiten.

Alles das hat die Kirche nur erringen und vollenden können dadurch, daß sie dem großen Gesetze des Leidens, welches ihr der Erlöser mit der Verpflichtung seiner Nachfolge auferlegte, unverwandt treu blieb. Wie ohne das Leiden des Heilandes das Reich Gottes auf Erden nicht errichtet werden konnte, so kann es nicht fortbestehen ohne das Leiden der Kirche und ihrer Diener. Ihre Leiden sind nothwendig für die Heiligung und Vollendung der Kirche. Nirgends zeigt sich das mehr als an den Schicksalen des apostolischen Stuhles, wo die Freiheit und die Herrschaft, die Reinheit und die Gerichtsbarkeit der Kirche ihren letzten Halt und ihre unüberwindliche göttliche Kraft haben. Es gibt aber auch kein Volk, welches nicht in der Vertheidigung des Glaubens und seiner Güter und seiner Freiheit einen großen Helden aufzuweisen hätte, der Gott und die Güter der übernatürlichen Welt nicht in heiliger Treue verherrlicht hätte bis zur Vergießung des Blutes (Hebr. 9, 22). Die Römer haben in den heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus die glorreichsten Blutzeugen für die Einheit und Allgemeinheit der Kirche, in dem hl. Laurentius ferner den Zeugen für die Heiligkeit ihres Eigenthums und ihrer Besitzungen. So haben die Deutschen in ihrem Apostel, dem hl. Bonifacius, einen erhabenen Zeugen für die heilige Liebe zu den Seelen; die Böhmen in dem hl. Johannes Nepomuk einen Blutzeugen für die Unverletzbarkeit des Beichtsiegels; so auch die Engländer in dem hl. Thomas Becket einen Kämpfer ohne

Gleichen für die Freiheiten der Kirche, die großen, übernatürlichen Immunitäten, welche die Kirche von der Herrschaft der Welt und ihrer Gewalten befreien.

Aus der langen und glorreichen Reihe dieser Streiter für Christum und sein ewiges Reich möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf Thomas Becket hinlenken, auf die Hauptthatsachen seines Lebens und die Ursachen seines Martyriums. Um dieselben in ihrer ganzen Bedeutung nicht nur für die Geschichte der Kirche Englands, sondern der ganzen katholischen Kirche zu verstehen, ist es nothwendig, hier schon sowohl die allgemeinen Ursachen des von Heinrich II. gegen Thomas Becket erregten Streites zu besprechen, als auch aus der Geschichte der Entwickelung der Kirche in England bis auf die Zeiten des hl. Thomas das Nothwendigste mitzutheilen. Hier handelt es sich zunächst um die Beantwortung der Frage: um was drehte sich der principielle Streit der englischen Krone gegen Thomas Becket?

Als der hl. Thomas mit der erzbischöflichen Würde von Canterbury die Obsorge für die Leitung der Kirche in England übernahm, empfing er diese Kirche mit allen ihren Freiheiten und Rechten und er band sich in unwiderruflicher Weise vor Gott zu deren Aufrechthaltung und Vertheidigung vor dem Antritt seines Amtes. Welches waren diese Freiheiten und Rechte?

Die Kirche in England verwaltete von Anfang an ihre Besitzungen oder ihr Erbgut als ihr Eigenthum völlig frei und unabhängig. Als eine von Gott organisirte Gesellschaft besitzt die Kirche an sich ihr Eigenthum kraft göttlichen Rechtes; dieses ihr Eigenthumsrecht ist ein ihr als vollkommener Gesellschaft wesentliches Recht; es ist ihr vorzüglichstes Recht und das Vorbild aller anderen Rechte. Die Kirche bildete in England zur Zeit des hl. Thomas gerade so wie in allen anderen christlichen Ländern nicht allein eine moralische Person, eine Corporation, sondern auch eine gesetzliche, vom Staatsgesetze feierlich und förmlich anerkannte Gesellschaft. Sie besaß ihre eige-

nen Ländereien, Einkünfte, Häuser und Güter, unabhängig von aller menschlichen und staatlichen Autorität.

Mit einer seltenen und wahrhaft großartigen Freigebigkeit hatten besonders die sächsischen Könige und Großen die Kirche beschenkt und für ihren erhabenen Beruf im sächsischen England zunächst ausgerüstet. Die Gläubigen aller Stände waren diesem Beispiele bald gefolgt, und ganz England sah sich schnell in selbstständige Diöcesen und Pfarreien behufs einer wirksamen Seelsorge eingetheilt. Jede dieser Pfarreien und Diöcesen, sowie die zahlreichen Klöster und sonstigen kirchlichen Stiftungen besaßen ihre eigenen Güter, die, wenn auch in andern Händen, heute noch da sind und für den kirchlichen Sinn des alten sächsischen Englands Zeugniß ablegen. Canterbury, Rochester, Winchester, Salisbury, York und Lichfield, Westminster, Glastonbury, Ripon, Whitby, Croyland und viele andere Namen sind ebenso viele Mittelpunkte und ebenso viele Repräsentanten des kirchlichen Besitzthums, welches sich über das ganze Land erstreckte.

Die kirchlichen Güter sind geheiligte, vom Dienste der Welt ausgeschiedene Gaben, Weihegeschenke, Stiftungen, Vermächtnisse der Gläubigen, welche von der Kirche für Gott in Besitz genommen wurden. Dargereicht und Gott geweiht durch den letzten Willen der Abgeschiedenen, beschützte sie eine ganz besondere Heiligkeit. Es waren Gaben, die auf den Altar waren niedergelegt worden, oder Sühnegaben, Restitutionen für Frevel gegen das Gesetz Gottes und der Kirche, oder Lösegaben für Gelübde, die man in Zeiten der Gefahr oder im Augenblicke des Todes abgelegt hatte. Sie waren als solche aus der Hand der Schenkgeber und der Welt für immer geschieden und in den Dienst Gottes übergegangen, für immer geheiligt. Es ruhten aus diesem Grunde auf ihnen auch nicht die gewöhnlichen Lasten, welche auf den Besitzungen des Staates lasteten. Sie dienten zu verschiedenen Zwecken der kirchlichen Ordnung, zur Unterhaltung des Episkopates, des Klerus, der Armen und der Kirchen und wurden daher, wie es in einer alten Bio-

graphie des hl. Thomas heißt, schlechthin als „Gelübde der Gläubigen, als Restitutionen der Sünder und als das Erbtheil der Armen" (vota fidelium, pretia peccatorum, patrimonia pauperum) bezeichnet.

Die Verwaltung dieser kirchlichen Besitzungen stand unbedingt der kirchlichen Hierarchie zu und die Immunität oder die Exemption dieser kirchlichen Besitzungen fand ihre vollste Anerkennung im damaligen öffentlichen Rechte, zumal Englands. Sie war ferner beschützt durch die Canones zahlreicher Concilien aller Länder, auch hier wiederum Englands insbesondere, wo die Concilien von Becanceld und Berghamstead im siebenten und die Concilien von London und Winchester im eilften Jahrhunderte anordneten, daß alle Verletzer des Eigenthums der Kirche als des Gottesraubes schuldig der Excommunication verfallen sein sollten. — Eine andere Freiheit der Kirche bildete die persönliche Exemption der Geistlichen von aller Gerichtsbarkeit, ausgenommen der der Kirche. Daß in Sachen der geistlichen Ordnung, in Sachen des Seelenheils nicht allein die Geistlichen, sondern auch alle Laien nicht der Civilgewalt, sondern dem Gerichte und Urtheile der Kirche unterstehen, versteht sich nach dem Rechte der Kirche von selbst. Denn es gibt keine anderen Erklärer des Glaubens, keine anderen Ausleger des Sittengesetzes, keine anderen Gesetzgeber der geistlichen und übernatürlichen Ordnung, keinen anderen Richter der Seelen sowohl im inneren Richterstuhle des Bußsakramentes, als in dem äußeren der kirchlichen Strafgewalt. Der Kirche sind alle Menschen hinsichtlich der Angelegenheiten ihrer Seelen unterworfen.

Als die Welt anfing, christlich zu werden, mieden die Gläubigen die Gerichte der Ungläubigen und riefen zur Schlichtung der Rechtsstreitigkeiten unter den Christen selbst den Schiedsspruch ihrer eigenen Brüder an. Der Kaiser selbst, zum Christenthum bekehrt, stattete die Bischöfe bald für bürgerliche Processe mit richterlicher Gewalt aus. Was anfangs nur eine frei gesuchte und frei angenommene Entscheidung war, wurde

später eine regelrechte Gerichtsbarkeit, welche sich auch auf Criminalangelegenheiten ausdehnte und welche die Laien in geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, die Geistlichen aber in allen streitigen Angelegenheiten schlechthin der Gerichtsbarkeit der Bischöfe unterwarf, so daß der Klerus von keinem anderen, als seinem eigenen geistlichen Obern gerichtet werden konnte.

Dieß blieb und wurde auch nach dem Untergange des römischen Reiches Sitte und geltendes Recht in allen Ländern. Die bereits erwähnten englischen Concilien von Becanceld und Berghamstead im siebenten Jahrhundert stellten schon diese Exemptionen als geltendes englisches Recht hin, während die Gesetze der sächsischen und dänischen Könige, besonders das Gesetz des heiligen Bekenners Eduard, diese Exemptionen ausdrücklich anordneten und einschärften. Auch Wilhelm der Eroberer, der erste Normannenkönig in England, bestätigte dieselben, und Heinrich II., der erste Plantagenet, anerkannte und beschwor sie feierlich. So bildeten also die Exemptionen der geistlichen Gerichtsbarkeit in England ein öffentliches, vom Staat und der Kirche in gleicher Weise anerkanntes, durch das Gewohnheitsrecht, die Canones, die Staatsgesetze und die königlichen Krönungseide bekräftigtes Recht, dessen Aufrechthaltung und Vertheidigung dem jeweiligen Erzbischofe von Canterbury, als seinem geborenen Beschützer vor Gott und den Menschen, oblag.

Eine weitere Immunität der Kirche besteht ferner in der freien Wahl ihrer Seelenhirten. Die Einheit der Kirche, die Beschützung der Wahrheit und der Gesetze Jesu Christi, die Wahrhaftigkeit und Wirksamkeit der erlösenden Thätigkeit der Kirche an den ihr vom guten Hirten anvertrauten Seelen, kurz das ewige Wohl und Wehe der Seelen hängt auf's Innigste mit der Wachsamkeit der Kirche über die Gesetze hinsichtlich der heiligen Weihen, über die Wahl, die Prüfung und die Ausbildung der Geistlichen zusammen; eine Wachsamkeit, die um so mehr sich steigert, je größer die Gewalt wird, die dem geweihten Diener der Kirche sowohl über den wahren als

den mystischen Leib Christi in der Kirche zugestanden werden soll. Nie und nirgends kann und wird die Kirche gestatten, daß eine andere Macht auf Erden, als sie selbst, ihre Diener schaffe und bilde, erziehe und in Betreff ihrer Tauglichkeit für den göttlichen Beruf der Seelsorge prüfe.

Hinsichtlich der Wahl der Bischöfe insbesondere mußte die Kirche ihr Recht mit den größten Opfern und mit unerschütterlichem Muthe stets vertheidigen. Wegen der erhabenen Privilegien des Episkopates, der Verwaltung der großen Besitzungen, des Verkehrs mit den bürgerlichen Gewalten, suchte sich stets gerade bei den Bischofswahlen am ehesten der Einfluß der Welt geltend zu machen. Das war auch in England sowohl durch die letzten sächsischen, als besonders und in ausgesprochen feindseliger Gesinnung gegen die Gewalt der Kirche durch die normannischen Könige von Anfang an geschehen. Der sog. Investiturstreit, welcher die gesammte Kirche zur Zeit des hl. Gregor VII. in so gewaltige Aufregung versetzte und zwei Jahrhunderte lang andauerte, war in England vom hl. Anselm mit unerschrockener Ausdauer geführt und beendet worden.

Die Unbeugsamkeit der Kirche in der Vertheidigung der Freiheit ihrer Verfassung ersieht man am besten aus dem Verfahren bei der Creation der Bischöfe. Hier sind drei verschiedene Handlungen zu unterscheiden: die Wahl, in welcher der Candidat frei gewählt wird; die Institution, in welcher der Gewählte mit der Jurisdiction ausgestattet wird; und die Investitur mit den Symbolen der Jurisdiction, mit Ring und Stab. In Bezug auf die Investitur machten die Fürsten den Versuch, dieselbe sich vorzubehalten wegen der bürgerlichen, landesherrlichen Stellung der Kirche. Allein die Kirche wollte lieber zwei Jahrhunderte des trostlosesten Kampfes durchleben, als daß hier der weltlichen Gewalt der Mißbrauch ihres Einflusses zum Schaden der Seelen ermöglicht würde. Die Concilien der Kirche, und zwar besonders die von Bari und Rom, denen der hl. Anselm beiwohnte, verfügten die Excommunication über

Alle, sowohl den Verleiher als den Empfänger, welche die Freiheit der Investitur verletzen sollten. Auch diese Freiheit hatte der Erzbischof von Canterbury zu schützen und zu bewahren.

Unter den übrigen Rechten und Freiheiten der Kirche sei hier nur noch der Ausschließungsgewalt der Kirche und ihres Rechtes der freien Verbindung mit dem Statthalter Jesu Christi in Rom gedacht.

Die Offenbarung und das kirchliche Gesetz nicht weniger als die gesunde Vernunft erkennen der Kirche, als einer vollkommenen Gesellschaft, das Recht der Excommunication, d. h. der Gewalt zu, richterlich zu erklären, wer zu ihrer Gemeinschaft gehört und wer nicht. Dieses Recht ist der Kirche wesentlich nothwendig; denn sie könnte sonst die Reinheit ihres Glaubens und ihrer Sitten nicht erhalten, sie müßte durch die Anschläge der Bösen bald in Anarchie und Auflösung verfallen, und das allmächtige Wort des Heilandes von der obersten Binde- und Lösegewalt (Matth. 16, 19) wäre nicht in der Kirche verwirklicht. In der Ausübung ihrer obersten Schlüsselgewalt schuldet die Kirche nur Gott Rechenschaft. Von ihrer Gerichtsbarkeit ist Niemand ausgenommen. Völker, Fürsten nebst ihrer ganzen Umgebung, die Völker wie die Einzelnen, sind dem Urtheile und dem Spruche der Kirche in Sachen des Seelenheils unterworfen. In England hatte der Erzbischof von Canterbury in erster Linie darüber zu wachen, daß hier kein anderer Wille, kein anderes Gesetz sich geltend machte, damit er nicht an dem Willen Christi zum Verräther würde.

Jedes Glied der Kirche endlich hat das unveräußerliche Recht der freien, ungehinderten Verbindung mit Rom, mit dem Statthalter Jesu Christi, der die Person und die Autorität des Gottmenschen selbst in ganzer Fülle auf Erden vertritt. Das ist das Recht jedes Laien, um wie viel mehr das Recht Jener, welche ein Amt der Kirche bekleiden und durch ein besonderes Band der Abhängigkeit und der Verantwortung dem Statthalter Jesu Christi unterworfen sind. Das Recht der

freien Berufung an den Richterstuhl Petri in Rom ist ein von Christus der Kirche verliehenes, durch die Concilien angeordnetes und dem öffentlichen Rechte der Kirche einverleibtes Gesetz: die durchaus freie Verbindung aller Gläubigen und ihrer Hirten auf der ganzen Welt mit dem Mittelpunkte der Kirche in Rom kann ohne direkte Verletzung der göttlichen Verfassung der Kirche niemals gehindert oder verboten werden. Die Entscheidung über die Nothwendigkeit derartiger Berufungen nach Rom steht in gleicher Weise bei der Kirche, die allein urtheilen kann, wenn eines ihrer Gesetze verletzt, wenn ihre Principien bestritten werden. Wollte Jemand dieses höchste Vorrecht der richterlichen Gewalt von einem anderen, als dem Willen Christi und der Kirche selbst abhängig machen, so hieße dieß nichts Anderes, als den göttlichen Auftrag zur Erklärung der Wahrheit und zur Auslegung des Gesetzes Jesu Christi preisgeben und auf ihre Anwendung auf die Handlungen der Welt und der Menschen verzichten. Ganz besonders muß dieß einleuchten, wenn es sich um die Ausübung des Hirtenamtes der Bischöfe in einem Lande handelt. Hier kann Niemand ein Urtheil fällen, als die eigenen Amtsbrüder im Episkopate und der höchste Hirte in Rom.

Die fünf genannten Freiheiten oder Immunitäten der Kirche Gottes, nämlich die Freiheit des Eigenthums, der persönlichen Exemption, der Bischofswahlen, der Excommunicationsgewalt und der Appellationen nach Rom wurden Jahrhunderte lang mit voller Freiheit in England anerkannt und geübt. Von Zeit zu Zeit mußte freilich die Kirche unter dem unberechtigten Zwange und den gewaltthätigen Eingriffen der Fürsten leiden; aber alle diese Rechte und Freiheiten waren und blieben der öffentlichen Ordnung Englands einverleibt und fanden selbst Seitens der gewaltthätigsten normannischen Könige Anerkennung. Der hl. Thomas hatte sie mit Ring und Stab von der Kirche erhalten und mußte sie vertheidigen, wollte er einst im Gerichte Jesu Christi bestehen.

Um zu erkennen, in welcher Lage der hl. Thomas gezwungen wurde, den glorreichen Kampf für die Rechte und die Freiheiten der englischen Kirche aufzunehmen, ist es nothwendig, die Geschichte dieser Kirche und ihre Entwickelung bis auf die Zeiten des Plantagenets in allgemeinen Zügen kurz kennen zu lernen. Hier haben wir nur noch daran zu erinnern, daß die Lage der Kirche zu jener Zeit nicht bloß in England eine bedrohte war. Auch das römische Kaiserreich deutscher Nation lag in schwerem Kriege gegen das Papstthum. Vorerst galt es zwar, die Legitimität der Wahl Alexanders III. anzugreifen; allein das Hauptziel Friedrich Barbarossa's war und blieb die Wiederherstellung der römisch-heidnischen Universalmonarchie; ein Ziel, das nie angestrebt worden, ohne gegen die Grundsätze der Moral und gegen die Rechte des heiligen Stuhles und der Völker zu freveln. Friedrich glaubte, gestützt auf seine kaiserliche Macht, sich Alles unterwerfen zu können, wofern nur der Papst mit dem geistlichen Schwerte Jene träfe, die Friedrich selbst mit dem weltlichen Schwerte geschlagen. Er hatte von der Macht und Würde des Kaiserthums jene antik-cäsaristische Vorstellung, welche in der Kaisergewalt die Quelle und den Inbegriff alles Rechtes und aller Gewalt auf Erden sah.

In Alexander III. hatte der Kaiser indeß einen unüberwindlichen gottgesandten Gegner gefunden. Das 22jährige Pontificat dieses Papstes war ein beständiges Ringen gegen den kaiserlichen Absolutismus. Rastlos mußte Alexander von einem Orte zum andern in der Verbannung wandern; trotzdem sorgte er auch in der Verbannung für die ganze Christenheit, mochten auch noch so große Schwierigkeiten einer geordneten Kirchenregierung sich entgegenstellen. Der Papst machte sich gleichsam allgegenwärtig durch Aussendung seiner Legaten; er sammelte die Bischöfe um sich auf großen Synoden; er wahrte die Rechte des Klerus, eiferte aber auch gegen Simonie und Verletzung des Cölibats.

Thomas Becket, der Zeitgenosse Alexanders III., erfaßte

mit klarem Blicke die ganze Größe der traurigen Lage der Kirche, besonders in England. Die Kämpfe eines hl. Anselmus, eines hl. Gregor VII. und Paschalis II. gegen die Könige Englands und die deutschen Kaiser waren dem Gedächtniß des tiefblickenden Erzbischofes gegenwärtig, und er bemühte sich, diesen erhabenen Vorbildern nachzufolgen.

I.

Die Kirche in England unter britischer, sächsischer und normannischer Herrschaft.

Die Phasen, welche England in religiöser Hinsicht bis auf die Zeiten des hl. Thomas unter der britischen, sächsischen und normannischen Herrschaft durchzumachen hatte, waren wechselvoller Art.

Das England der heidnischen Briten empfing unzweifelhaft seine christliche Wiedergeburt von Rom, seit den Tagen Julius Cäsars die Quelle seines bürgerlichen Lebens, seiner staatlichen Ordnung. Christliche Militär- und Civilbeamte brachten wohl die erste Kunde von der Botschaft des Heils dahin. Papst Eleutherius (nach 177) ordnete, wie Beda Venerabilis sagt, die kirchliche Hierarchie im Britenlande durch Aufrichtung von drei erzbischöflichen und 28 bischöflichen Sitzen. Die Treue der Briten gegen den christlichen Glauben und gegen die christliche Kirche wird sowohl durch ihre Martyrer zur Zeit der Diokletian'schen Christenverfolgung (die heiligen Alban, Julius, Aaron), als später durch die Anwesenheit ihrer Bischöfe auf den Concilien von Arles und Sardica laut genug bezeugt. Als später das christliche Leben in seinem Wachsthum durch den Pelagianismus aufgehalten wurde, war es die Hirtensorge der römischen Päpste, die durch eifrige Glaubensboten (hh. Germanus und Lupus) dem Umsichgreifen der Irrlehre entgegenwirken ließ. Während dieser ganzen Periode der britischen Kirche treten uns überall die Spuren der innigsten Beziehungen zum apostolischen Stuhle, namentlich auch in den häufigen Wall-

fahrten nach Rom, entgegen. Doch diese glückliche Erstlingszeit des christlichen Glaubens ging mit der Völkerwanderung zu Ende.

Die Briten ahnten nicht, daß sie Religion und Freiheit würden zum Opfer bringen müssen, als sie die Angeln und Sachsen gegen die feindlichen Einfälle der Picten und Scoten zu Hilfe riefen (449). Die Picten wurden zwar aus England vertrieben; aber die durch neue Schaaren verstärkten heidnischen Horden überschwemmten die ganze Insel, fielen plündernd über die Kirchen her und drängten die Eingeborenen bis in die Gebirge von Wales zurück, wo sich die Kirche mit dem Reste der hier sich befestigenden Briten erhielt. Unter der Herrschaft der neuen wildheidnischen Eroberer war Britannien bald wieder in den Zustand zurückgefallen, in welchem es die Römer gefunden hatten; denn die an Mord und Plünderung gewöhnten Sieger zerstörten Städte und Dörfer und mordeten deren Bewohner. Aber auch jetzt offenbarte sich wieder die wachsame Liebe der römischen Päpste im hellsten Glanze. Die Christianisirung der in Britannien von den Angelsachsen gegründeten Heptarchie ist das Werk des Papstes Gregor des Großen, der gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts den römischen Abt Augustin mit 40 Gefährten an den Hof des kentischen Bretwalda (Oberkönig) Ethelbert sandte und, unterstützt von der Gemahlin Ethelberts, der fränkischen Prinzessin Bertha, seine Bekehrung bewirkte. Schon um Pfingsten 597 empfing der König mit 10,000 seiner Unterthanen die Taufe. Von Kent, wo Augustin erster Erzbischof von Canterbury (Dorovernum) geworden, gelangte das Evangelium nach Essex, wo in London das zweite englische Bisthum gegründet wurde. Doch kam es in Folge eines Regierungswechsels hier zu einer Reaktion des Heidenthums, während die kentische Kirche, namentlich unter dem Erzbischofe Theodor von Canterbury (seit 669), rasch aufblühte und geordnete Zustände sah. Das dritte der sieben Königreiche, welches das Christenthum annahm, war Northumberland, dessen König

Edwin mit Ethelberga, Bertha's Tochter, vermählt war. Eboracum (York) war hier der Sitz des dritten Bischofs. Vorübergehend durch die Siege des heidnischen Königs Penda von Mercien unterdrückt, gewann die Kirche hier unter Edwins Sohn, König Oswald, und dessen Bruder Otwy wieder neuen Boden. Um 660 waren alle Reiche der Heptarchie bekehrt; um das Jahr 700 betrug die in engster Gemeinschaft mit Rom stehende Zahl der Bisthümer siebenzehn; und auf die nun grundgelegte kirchliche Ordnung gestützt, konnte die Kirche an die Lösung der großen Aufgabe gehen, Einheit, Ordnung, Zucht und Gesittung in den wild sich befehdenden Sachsenstämmen herzustellen. Wie einen hellleuchtenden Pharus sehen wir sie die folgenden zwei Jahrhunderte in dem Chaos der sich endlos befehdenden Fürstengeschlechter und Reiche an dem Werke der Versöhnung zwischen Fürst und Fürst, Volk und Volk, an ihrer Annäherung, Vereinigung, Heiligung arbeiten, um die große sächsische Volkseinheit zu retten und zu neuer Größe zu erheben. Diese Aufgabe war unter unbeschreiblichen Arbeiten, Leiden und Kämpfen gegen 800 vollendet und in einer einzig in der Geschichte dastehenden Weise gelöst. Und nun begann für England die herrlichste Glanzperiode seiner Geschichte. „Nie waren," so ruft Beda Venerabilis, der diese Zeiten sah, „nie waren so glückliche Zeiten, seitdem die Angeln Britannien eroberten; die Könige waren christliche Helden, den Feinden ein Schrecken; die ganze Nation strebte nach einem hohen Ziele."

Zu keiner Zeit zeigte sich England so rein christlich und katholisch, so kindlich im Glauben, so gehorsam gegen den heiligen Stuhl, so treu folgsam dem Zuge der Gnade. Von dem angelsächsischen Volke schreibt Beda: „Wo ein Geistlicher hinkam, da strömten die Leute alsbald zusammen, beugten ihr Haupt, baten um seinen Segen, lauschten freudig und aufmerksam seiner Predigt. Am Sonntag zogen sie zur Kirche der Hauptstadt oder zu den Klöstern, um das Wort Gottes zu hören. Kam ein Priester in ein Dorf, so baten sie ihn Alle um einen Vortrag."

Kein Wunder, wenn das Licht des Glaubens und der unermeßlich segensvolle Einfluß der kirchlichen Gesetzgebung bald das ganze Land eroberte und durchdrang. Das gesammte bürgerliche Leben des Volkes, die ganze Eintheilung des Landes, Alles sah sich vom Glauben beherrscht. Die Privilegien der Fürsten, die Dekrete der Gesetzgebung wurden von der Kirche in Uebereinstimmung mit dem geoffenbarten Gesetze geordnet. Die Bischöfe saßen friedlich und einmüthig neben den Baronen und schufen Gesetze. In den Gerichtshöfen der Grafschaften bildete der Meß-Than und der Welt-Than nur ein Tribunal; beide wachten über die Gesetze und ihre Beobachtung mit gleicher Jurisdictionsgewalt. Das Christenthum war die Grundlage und das Wesen des englischen Gesetzes, die katholische Kirche die Form und das Vorbild der bürgerlichen Herrschaft geworden. Wie fruchtbar tritt uns diese Zeit an Heiligen jedes Alters, jedes Standes und zwar ganz besonders des höchsten Standes entgegen. Eine überaus seltene und hohe Gnade ruhte auf den sächsischen Königsgeschlechtern. Nicht weniger als 23 Könige und 60 Königinnen und Glieder königlicher Familien werden als Heilige verehrt. Einige 30 sächsische Prinzen unternahmen die Pilgerfahrt nach Rom; und ungefähr 14 Personen beiderlei Geschlechtes aus den Königsfamilien traten in religiöse Orden. Das sächsische England war es, welches zuerst zu den Füßen des Nachfolgers der Apostelfürsten den Tribut des Peterspfennigs niederlegte, und es ist ein Triumph dieser Zeit und dieses Volkes, wenn heute die ganze katholische Welt diese Gabe der kindlichen Liebe in der Gegenwart erneuert.

Während dieser Periode (d. i. zwischen den Jahren 800 bis 1000), welche trotz aller, in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts eintretenden Prüfungen innerer und äußerer Art in hervorragendster Weise als die katholische Periode der englischen Geschichte bezeichnet werden muß, wurden die Grundzüge der noch bis zur Stunde geltenden Civilverfassung Englands entworfen und ausgebildet. Die solide Grundlage und alle

festen Elemente seiner Größe sind das Erbstück jener Zeiten, in denen England noch den Titel „Insel der Heiligen“ trug. Als Typus dieses katholischen Englands schaute das Land noch lange auf jenen Bekenner-König Eduard, mit dessen Tod (1066) Englands reinste katholische Liebe erlosch, dem das Volk indeß noch lange, lange unter dem eisernen und blutigen Scepter der normannischen Despoten nachtrauerte. „Die Gesetze des guten Königs Eduard“ sollten nach erfolgter Eroberung des Landes durch die Normannen der Ausdruck für das goldene Zeitalter der englischen Geschichte werden. Trotz aller Leiden, die seit 832, d. h. seit dem Beginn der Einfälle der Dänen und Normannen, über die Insel kamen, die von nun an zu einem stehenden Heerlager wurde, trotz der Verwilderung der Sitten, des Verfalls der bestehenden Einrichtungen, erholte sich das Land immer wieder schnell zu neuer Blüthe, und es wäre seine Zukunft wahrlich eine andere geworden, wenn nicht mit dem Antritt der Normannenherrschaft nach der Schlacht von Hastings (13. Oktober 1066) ein der bisherigen socialen Entwickelung des sächsischen Volkes durchaus fremdes und feindseliges Princip in der obersten Regierung des Landes maßgebend geworden wäre: wir meinen die Veränderung der Beziehungen Englands zum apostolischen Stuhle.

Eifersucht und Unbotmäßigkeit der normannischen Fürsten gegen den Stellvertreter Jesu Christi, der stolze Trotz nationaler Unabhängigkeit, maßlose Herrschsucht, ein weltlicher und antikirchlicher, darum antichristlicher Geist beherrschen die Politik der Normannen in England und füllen die ganze dritte Periode der englischen Geschichte bis zur sog. Reformation aus; sie bilden recht eigentlich die ersten Keime jenes Abfalls der sächsischen Race in England vor, welche sich in der sog. Reformation, d. h. nach Ablauf der fünf Jahrhunderte, von dem Regierungsantritt Wilhelms des Eroberers bis auf Heinrich VIII. vollzieht.

Unläugbar erhebt sich im normannischen England die Mo-

narchie zu hoher Größe und Macht in allen jenen Dingen, welche zur Verherrlichung des weltlichen Stolzes und zur Befestigung der absolutistischen Herrschbegier beitrugen. Aber mit dem äußeren Wachsthum Englands und seiner weltlichen Größe steigerte sich auch dessen Unfruchtbarkeit in geistlicher Hinsicht. So zahlreiche Heilige uns vor der Eroberung begegnen, so wenige nach ihr. Von Wilhelm I. bis zu Heinrich VIII. lagen fast sämmtliche Könige Englands im Streite mit den römischen Päpsten, und die Heiligen dieser Zeiten fanden ihre Kronen als Martyrer oder Bekenner im unbeugsamen Widerstande gegen den antichristlichen Absolutismus ihrer Souveräne, so ein hl. Eduard, ein hl. Anselm, ein hl. Richard von Chichester und hoch über allen ein hl. Thomas von Canterbury. Wie die sächsische Periode mit dem heiligen Könige und Bekenner Eduard schloß, so die normannische mit Heinrich VIII. Er drückte gleichsam das Siegel jenem antichristlichen und schismatischen Nationalismus auf, welchen von Wilhelm dem Eroberer an die ganze Reihe der normannischen Könige in ihrer Gesetzgebung niedergelegt und durch ihr Leben und ihre Thaten vertheidigt hatten. Verfolgen wir kurz diese Politik bis auf Heinrich II.

II.

Die Kirche in England bis auf Heinrich II.

Wilhelm der Eroberer (1066—1087) blieb seiner gewaltthätigen Politik, durch eine vollständige Veränderung der englischen Macht- und Besitzverhältnisse zu Gunsten seiner Normannen sich die Herrschaft zu sichern, auch in Bezug auf die Kirche getreu: er besetzte alle hohen Kirchenämter mit hervorragenden normannischen Klerikern. Damit erwies er nun zunächst dem Lande eine große Wohlthat; denn schon seit geraumer Zeit war in Folge der endlosen innern und äußern Wirren eine

Erschlaffung der Zucht unter dem angelsächsischen Klerus eingerissen. Mit dem Ueberhandnehmen der Simonie war die frühere Reinheit des Wandels mehr und mehr geschwunden und das wissenschaftliche Streben erloschen. Auf Wilhelms Bitten sandte Papst Alexander II. drei Legaten nach England, um den Klerus zu reformiren. Dieß geschah durch Entfernung der unwürdigen Prälaten, deren Aemter würdigen normannischen Geistlichen übertragen wurden. Auch in die Klöster war die Verweltlichung eingedrungen: religiöse und wissenschaftliche Dinge hatten dem Buhlen um die Gunst des zuchtlosen und üppigen Adels Platz gemacht. Wilhelm verwies die nicht strenge nach der Regel lebenden Mönche des Landes, um die verödeten Klöster, treu seiner Politik, alsbald an die in Schaaren nach England strömenden normannischen Mönche geben zu können. Den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, den ersten des Landes, mit dem die Primatialwürde über England verbunden war, verlieh er dem durch Frömmigkeit und tiefsinnige Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Abte des normannischen Klosters Bec, dem Lombarden Lanfrank, unter dessen eifrigem apostolischem Wirken das religiöse Leben unter Geistlichen und Laien gar bald wieder einen erfreulichen Aufschwung nahm. Auch über den König selbst vermochte Lanfrank so viel, daß er ihn zu manchem Guten bewog und manches Schlimme verhinderte. Wilhelm erfüllte genau seine kirchlichen Pflichten; auch blieb er frei vom Laster der Simonie, womit so viele seiner fürstlichen Zeitgenossen behaftet waren, und stand auf Seiten Gregors VII. gegen den Eindringling Guibert von Ravenna. Ebenso war er bei Besetzung vacanter kirchlicher Stellen bedacht, nach dem Rathe Lanfranks die Würdigsten auszuwählen.

Allein das hinderte nicht, daß der König vielfach die Rechte des Klerus und dessen Besitzungen wenig achtete und der despotischen Willkür seiner normannischen Barone auch in kirchlichen Dingen Vorschub leistete. So beschränkte er, obwohl nach althergebrachtem Rechte die weltlichen und geistlichen Ge-

richtshöfe vollständig getrennt und selbstständig waren, die geistliche Gerichtsbarkeit, so daß das Gericht des Bischofs jene Vasallen, welche Lehensträger der Krone waren, trotz der größten Zügellosigkeit nicht mehr belangen konnte. Ferner verbot er dem Klerus, ohne seine Zustimmung die Insel zu verlassen, um nach Rom zu reisen. Auch untersagte er demselben, dem neugewählten Papste Gehorsam zu leisten, ehe der König denselben anerkannt habe. Dieß waren schwere Verletzungen der kirchlichen Principien, deren schlimme Folgen Lanfrank voraussah; er bat den Papst inständig, ihn in sein Kloster zurückkehren zu lassen, das er nur mit Widerstreben verlassen hatte; aber Gregor VII. befahl ihm, auf seinem Posten auszuharren.

Wilhelm II., Rufus oder der Rothe genannt (1087 bis 1100), hatte nur die schlimmen, nicht aber die guten Eigenschaften seines Vaters geerbt; er verband mit dem Ehrgeiz, der Thatkraft und Klugheit desselben weder dessen Sittenstrenge, noch dessen Selbstbeherrschung. Wild, genußsüchtig, verschlagen, wußte er sich nur so lange zu mäßigen, bis er der Erreichung seines Zieles gewiß war; dann offenbarte sich stets die böse Seite seiner Natur. Obschon er dem Erzbischof Lanfrank bei der Krönung eidlich versprochen hatte, die Freiheiten und Rechte der Kirche aufrecht zu erhalten, so hatte doch kaum derselbe in banger Ahnung für die Zukunft der Kirche in England die Augen geschlossen, als unerhörte Unterdrückungen der Kirche begannen. Um seine nie gebändigte Habsucht besser befriedigen zu können, beanspruchte der auf die schlechtesten Rathgeber hörende Monarch die Einkünfte der Prälaturen nach dem Ableben des jeweiligen Inhabers bis zur Ernennung des Nachfolgers für seine Schatzkammer; er ließ nach Willkür Bisthümer und Abteien unbesetzt gegen das Kirchengesetz und die Bestimmung Wilhelms I. Nicht zufrieden damit, schmälerte er das regelrechte Einkommen der Prälaten und Canoniker; auch besetzte er die erledigten Bisthümer und Abteien simonistisch. So kamen die meisten Bisthümer und Abteien an Unwürdige und die kirchliche Zucht

erschlaffte auf's Neue. Auch in den von den Räubereien des Königs und seiner Vasallen schwer heimgesuchten Klöstern erlosch das kaum angefachte religiöse und wissenschaftliche Leben wieder.

Nach dem Tode Lanfranks (1089) zog Wilhelm, der entschlossen war, das Erzbisthum nicht wieder zu besetzen, die reichen Besitzungen desselben ein, um sie zum Theil seinen Günstlingen als Lehen zu übertragen, zum Theil für die eigene Schatzkammer verwalten zu lassen. Fünf Jahre lang blieb der erste Bischofsstuhl des Landes unbesetzt, bis im Jahre 1093 eine schwere Krankheit das Gewissen des Despoten weckte. Er ließ den hl. Anselm, Abt des Klosters Bec, der sich gerade in England befand, zu sich kommen, nahm alle seine harten und ungerechten Maßregeln zurück und bot dem heiligen Abte das Erzbisthum Canterbury an. Dieser, gleichberühmt als ordenseifriger Mönch, als unermüdlicher Kämpfer für die Freiheit der Kirche, als tiefsinniger und größter Gelehrter der damaligen Zeit, eine der hervorragendsten Zierden der Kirche, mußte trotz seines Widerstrebens den dringenden Bitten des Königs nachgeben und die schwere Bürde auf seine Schulter nehmen. Vorerst aber verlangte er von Wilhelm II. die Anerkennung des rechtmäßigen Papstes Urban II., für welchen der König sich noch nicht entschieden hatte, die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter und die Wiederherstellung der kirchlichen Gerechtsame. Wilhelm versprach, daß „die gerechten Erwartungen des Erzbischofs nicht getäuscht werden sollten". Nun erst ließ der hl. Anselm sich die bischöfliche Weihe ertheilen.

Wilhelm hatte es indessen mit seinem Versprechen nicht aufrichtig gemeint; nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit erkannte er weder Urban II. noch den Gegenpapst an, um nach Willkür in der Kirche Englands schalten und walten zu können; und da er in diesem Streben bei Anselm auf den entschiedensten Widerstand stieß, suchte er alsbald sich seiner zu entledigen. Kaum hatte Anselm von seinem bischöflichen Stuhle

Besitz genommen, als der König schon eine Gelegenheit zum Streite mit dem Erzbischofe erfand. Wilhelm II. erwartete vom neuen Erzbischofe ein großes Geschenk; Anselm weigerte sich nicht, diese Sitte seiner Vorfahren zu beobachten, konnte aber, weil ihm die Güter seines Erzbisthums noch nicht zurückgegeben waren, nur mit Mühe 500 Pfund aufbringen. Der König wies diese Summe als ungenügend zurück, worauf der Erzbischof dieselbe unter die Armen vertheilte. Ein Versuch, Anselm durch simonistische Bischöfe absetzen zu lassen, um ihn aus England zu verbannen, scheiterte an dem Widerstande der Großen und des Volkes. Als Anselm den König um Erlaubniß bat, sich beim Papste Urban II. in Rom das Pallium zu holen, verweigerte es dieser, indem er hierin eine Verletzung der Lehenstreue sehen wollte, und erklärte, er habe Urban II. nicht anerkannt und es sei ein Treuebruch, einen Bischof als Papst anzuerkennen, ehe derselbe von dem Souverän anerkannt werde. Dieß sei das besondere Vorrecht der Könige von England. Die simonistischen Bischöfe drangen in Anselm, dem Könige doch nachzugeben; allein der Erzbischof erklärte mit heiligem Ernste, die Regierung der Kirche gehöre den Nachfolgern der Apostel, besonders dem Nachfolger Petri; sie hätten den Auftrag erhalten, die Kirche zu leiten, nicht aber die Kaiser und Könige, denen nur in weltlichen Dingen Gehorsam gebühre.

Unterdessen war der König durch den von Rom entsandten Cardinal Walter zur Anerkennung Urbans II. gebracht worden. Die Aussöhnung mit dem Erzbischofe Anselm kam jedoch nicht vollständig zu Stande. Der päpstliche Legat hatte für den Primas das Pallium mitgebracht. Wilhelm wollte dasselbe dem Erzbischof überreichen; aber Letzterer weigerte sich entschieden, dasselbe aus der Hand des Königs zu empfangen, weil es nicht eine vom Könige, sondern vom Nachfolger Petri verliehene Auszeichnung sei. Zuletzt fand man einen Ausweg. Der Legat legte das Pallium auf den Altar, von welchem es dann der Erzbischof mit eigener Hand nahm.

Eine zeitlang schien der König den Gedanken an Anselms Entfernung aufgegeben zu haben; allein dieß war nur Schein. Denn nicht nur trat er allen vom Primas beabsichtigten kirchlichen Reformen hemmend in den Weg, sondern begünstigte auf jede Weise die immer größer werdende Unordnung. An der Möglichkeit verzweifelnd, den verantwortungsschweren Pflichten seiner Stellung ferner genügen zu können, und tief bekümmert über den trostlosen Zustand der englischen Kirche und des Volkes, bat Anselm den König auf einer im Oktober 1097 gehaltenen Reichsversammlung, ihm die Reise nach Rom zu gestatten, um sich mit dem Papste berathen zu können. Wilhelm überhäufte ihn mit Schmähungen, und es wurde ihm bedeutet, er möge immerhin nach Rom gehen, aber der König werde, wenn er das wage, sofort Besitz von den Einkünften des Erzbischofes ergreifen, sobald dieser das Land verlasse. Auf diese Botschaft hin erhob sich Anselm und trat unerschrocken in das königliche Gemach und sprach: „Herr, ich gehe; da dieß aber wahrscheinlich das letzte Mal ist, daß wir uns begegnen, so komme ich als euer Vater und Erzbischof, euch meinen Segen anzubieten." Der überraschte König erwiderte kein Wort und neigte sein Haupt. Anselm machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und trat sofort seine Reise an, die durch ganz Frankreich und Italien sich für den muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche zu einem wahren Triumphzuge gestaltete.

Die Vorhersagung des Erzbischofes traf zu. Er sah den König nicht wieder. Mit unerhörter Grausamkeit und wachsender Habgier und Härte wüthete Wilhelm gegen die Kirche und ihre Diener; er hatte damals ein Erzbisthum, vier Bisthümer und eilf Abteien zum Vortheil der Krone in Besitz genommen. Die auf der Synode von Bari (1098) gegen ihn beantragte Excommunication wandte Anselm noch ab. Am 2. August 1100 traf den König auf der Jagd im Walde von Winchester ein von unbekannter Hand abgesandter Pfeil. Keine Thräne wurde ihm

nachgeweint; er war, wie die Sachsenchronik sagt, dem Himmel ein Greuel und dem ganzen Volke ein Abscheu.

Auf die Nachricht von seinem Tode eilte sein jüngster Bruder Heinrich I., wegen seiner Gelehrsamkeit Beauclerc genannt (1100—1135), herbei und ließ sich zu Ungunsten seines ältesten Bruders Robert in York krönen (11. August 1100). Um die Nation alsbald auf seine Seite zu ziehen, erließ er einen Freiheitsbrief, in welchem er der Kirche die Rückgabe ihrer alten Freiheiten und Rechte zusicherte und versprach, die erledigten Pfründen weder zu verkaufen noch zu verpachten, noch zum Vortheil der Krone in Händen zu behalten, und auch die von Wilhelm dem Eroberer verbesserten Gesetze Eduards des Bekenners wieder in Kraft zu setzen.

Dem lauten und allgemeinen Verlangen des Volkes entsprechend, rief der König den hl. Anselm aus seinem Exil zurück und stellte alle Rechte des Primats wieder her; doch dem Streiter für die Freiheit und Reinheit der Kirche sollten noch keine ruhigen Tage beschieden sein.

Heinrich, der die Verleihung der Investitur als ein Vorrecht seiner Krone betrachtete, verlangte, daß er sich von ihm investiren lassen und den Lehenseid leisten sollte. Anselm verweigerte Beides, dem Gebote der Kirche treu, und schon schien der Bruch zwischen ihm und dem Könige unvermeidlich, als die Landung Herzog Roberts in England zum Kampfe um die Königskrone Heinrich einschüchterte. Für den Augenblick stand Heinrich von seinen Forderungen ab, dagegen ließ er, um Zeit zu gewinnen, den Papst Paschal II. um Milderung der Kirchengesetze zu Gunsten der englischen Krone bitten. Angesichts der immer drohender für seine Krone sich steigernden Gefahren legte Heinrich, als er sah, daß sich Viele auf Roberts Seite stellten, in Anselms Hände das Gelübde ab, gerecht und milde zu regieren, und Anselm bewies dem Könige seine Unterthanentreue in der glänzendsten Weise dadurch, daß er nicht nur die Bischöfe und Reichsbarone an ihren Unterthaneneid erinnerte und

die Soldaten in ihrer Treue befestigte, sondern auch ei
lich bald von Heinrich mißachteten Vergleich zwischen l
dern zu Stande brachte.

Aber alle diese Dienste waren von dem herrschsücht
narchen nur zu schnell vergessen. Die Antwort Pa
lautete abschlägig. Der König suchte nun den st
Primas durch Drohungen zur Nachgiebigkeit in der J
frage zu zwingen; vergeblich. Auch eine neue Ges
nach Rom, die dem Papste für den Fall fortgesetzter W
den Abfall Englands in Aussicht stellen sollte, hat
besseren Erfolg. Da befahl Heinrich, der um jeden P
Primas, als das Haupthinderniß seiner Pläne, aus de
zu entfernen wünschte, diesem, selbst nach Rom zu ge
eine Abänderung der päpstlichen Dekrete zu erwirke
werde gehen," entgegnete Anselm, „aber Ihr sollt wi
ich dem Papste nicht rathen und ihn nicht bitten werd
zu gestatten, was der Freiheit der Kirche und meine
zuwider ist."

Als der dem königlichen Befehle gemäß nach Ro
1103) abreisende Anselm daselbst eintraf, fand er sc
Gesandten Heinrichs vor, der ihm des Königs Befehl r
nicht mehr nach England zurückzukehren, wofern er
schlossen sei, dem Könige zu Willen zu sein. Während
zu seinem Freunde, dem Erzbischof Hugo von Lyon, in
bannung ging, zog Heinrich die Einkünfte des Erz
Canterbury ein und erschwerte die Lage noch dadurch,
die geistliche Gerichtsbarkeit eingriff und die Geistlichen a
lich der Strafgerichtsbarkeit der weltlichen Gerichte un

Um einen späteren, durch den zerrütteten Zustand
des dringend gebotenen Ausgleich nicht zu erschweren, b
sich der Papst auf der Lateransynode (März 1105)
Excommunication der Räthe und der von Heinrich i
Prälaten. Bald darauf kam gelegentlich einer Ar
Heinrichs in der Normandie eine Zusammenkunft mi

im Kloster Bec zu Stande, bei welcher ein durch die päpstliche Zustimmung sanctionirter Ausgleich das von der ganzen Nation heiß ersehnte Ende des Investiturstreites herbeiführte. Der König gestattete die freie Wahl der Bischöfe und Aebte und entsagte seinen Ansprüchen auf die Investitur; dagegen sollten die Gewählten ihm den Lehenseid vor der Consecration leisten. Zugleich wurde durch die Verzichtleistung des Königs auf die Einkünfte der erledigten Kirchen das Hinderniß beseitigt, welches so oft bisher der sofortigen Wiederbesetzung im Wege gestanden hatte. Anselm kehrte 1106 in sein Erzbisthum zurück, und im August 1107 wurde der Ausgleich auf dem Reichstage zu London als Reichsgesetz verkündet.

Erzbischof Anselm hatte ohne Zweifel einen großen Sieg errungen; aber der Erfolg entsprach demselben nicht. Heinrich ernannte wie ehedem die Bischöfe und Aebte und zog die Einkünfte der erledigten Pfründen ein. Unter schwerem Leid für die Zukunft der Kirche in England starb der große Erzbischof (26. April 1109). Der König überlebte ihn fast um ein Menschenalter († 1135); über den Zustand des Landes aber hat die Sachsenchronik die inhaltsschweren Worte: „Es ist nicht leicht, den Jammer des Landes zu schildern, verursacht durch manchfaches und ohne Unterlaß verübtes Unrecht. Wohin der König zog, da war seinen Gesellen volle Freiheit gestattet, das Volk zu peinigen, oft mit Sengen, Brennen und Morden.“ Doch der Jammer des Landes hatte noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht; die allein zur Herbeiführung besserer Zustände befähigte Macht, die freie und im Frieden waltende Kirche wurde fort und fort von diesen Normannen in ihren heiligsten Rechten und Freiheiten gekränkt.

Heinrich I. hatte sich getäuscht, als er glaubte, die Thronfolge sei seiner Tochter Mathilde — von ihrer ersten Ehe mit Kaiser Heinrich V. noch immer „die Kaiserin“ genannt — gesichert; denn sein Neffe, der ebenso kluge wie gewaltthätige Enkel des Eroberers *Wilhelm*, Stephan von Blois (1135—1154), bemächtigte

sich der Krone. Die Krönung wurde unverweilt ohne Förmlichkeit vollzogen, und auch der neue König versprach eidlich, weder die erledigten Pfründen zu eigenem Genusse zu behalten, noch Laien oder Geistliche im Besitze ihrer Wälder und Forste zu stören. Dieser Eid sollte Stephan jedoch nur als Brücke dienen, um die Königskrone zu erlangen. Wie wenig er denselben zu halten gedachte, zeigte er alsbald, indem er sich die willkürlichsten Eingriffe in das Kirchenvermögen erlaubte, die Einkünfte der Pfründen an Laien verschenkte, die Bischöfe einkerkerte und sie zwang, ihm ihre Ländereien abzutreten. Als daher die Kaiserin Mathilde mit einem Heere in England erschien, wandten sich ihr Viele und auch des Königs eigener Bruder, Bischof Heinrich von Winchester, zu. Die Sache Stephans würde verloren gewesen sein, hätte nicht Mathilde sich durch Stolz und Uebermuth die Herzen entfremdet.

Vierzehn Jahre dauerte der Thronstreit; ein furchtbarer Bürgerkrieg durchwogte das Land. Die Verfolgungen Heinrichs gegen die Bischöfe von Salisbury, Lincoln und Ely, die nach angelsächsischem Rechte dem Könige nur einen bedingungsweisen Treueeid geleistet, nahmen kein Ende, selbst nicht, als der Erzbischof Theobald von Canterbury, begleitet von dem päpstlichen Legaten Heinrich von Winchester, sich dem Könige zu Füßen warfen und ihn beschworen, Mitleid mit der Kirche und dem Lande zu haben. Alle Rechte und Freiheiten der Kirche wurden fort und fort mißachtet. Als Papst Eugen III. im Jahre 1148 die englischen Bischöfe auf das Concil zu Rheims lud, verbot der König denselben, dem Rufe des Papstes zu folgen. Erzbischof Theobald, der unterdessen mit der Würde eines Legaten bekleidet worden, achtete das Verbot nicht, wurde aber bei seiner Heimkehr in die Verbannung geschickt. Erst nachdem 1153 ein Ausgleich zwischen den streitenden Parteien zu Stande gekommen war, schienen bessere Zeiten anzubrechen. Stephan überließ dem Sohne Mathildens, Heinrich von Anjou oder Plantagenet (von der im Wappen desselben befindlichen

Ginsterpflanze), nicht nur die Normandie, sondern sicherte ihm auch die Nachfolge in England zu. Nach diesem Friedensschlusse besuchten Stephan und Heinrich miteinander die Städte Winchester, London und Oxford und wurden überall in feierlicher Weise mit lautem Jubelruf empfangen. Heinrich kehrte alsdann in die Normandie zurück; Stephan starb schon im folgenden Jahre (1154) zu Canterbury.

Als der noch jugendliche Heinrich II. (1154—1189) die Regierung seines englischen Reiches antrat, war er unstreitig einer der mächtigsten Fürsten Europa's, denn seine Herrschaft umfaßte nicht nur England, sonderr auch einen Dritttheil Frankreichs, beinahe die ganze westliche Küste von den Grenzen der Picardie bis zu den Gebirgen von Navarra. Von seiner Gemahlin Eleonora, der geschiedenen Ehefrau Ludwigs VII. von Frankreich, hatte er Poitou, Gascogne und Guyenne erhalten. Der Vasall des Königs von Frankreich besaß also ein Gebiet, das jenes seines Lehensherrn an Ausdehnung übertraf. Es gebrach Heinrich II. nicht an Eigenschaften, die ihn zu einem großen Herrscher befähigten, hätte er nur seine eigenen wilden Leidenschaften beherrschen können. In ihm war ein seltsames Gemisch von Tugenden und groben Fehlern, die ihn bald in gewinnender Liebenswürdigkeit, bald als ungestümen Krieger, bald als kaltberechnenden Diplomaten, bald als grausamen Barbar in toller Wuth erscheinen ließen; doch die Haupttriebfeder all' seines Handelns, das Streben nach unumschränkter Herrschaft, trat gleich anfangs noch nicht zu Tage.

Kaum hatte Heinrich II. mit seiner Gemahlin Eleonora aus den Händen des Erzbischofs Theobald von Canterbury zu Westminster die englische Krone erhalten und feierlich den Rechten und Freiheiten der Kirche seinen königlichen Schutz gelobt, als er mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriff, um Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen. Er ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, deren Bau Stephan seinen Vasallen gestattet hatte; er zog die von Stephan ver-

schleuderten Krongüter ein, verbesserte die von demselben gefälschten Münzen, vertrieb die räuberischen brabantischen Söldner aus dem Lande und sorgte für eine strenge Gerechtigkeitspflege, neben dem kirchlichen Frieden das sicherste Mittel, den socialen Wohlstand und die allgemeine Ruhe, sowie das Ansehen der Krone zu schützen. Bei allen diesen Maßnahmen stand dem Könige der Erzbischof von Canterbury zur Seite; derselbe zog sich jedoch schon nach zwei Jahren (1156) wegen seines hohen Alters vom Hofe zurück. An seine Stelle trat als Kanzler des Reiches sein von ihm dem Könige warm empfohlener Archidiakon Thomas Becket. Daß gerade er von der Hand der Vorsehung berufen sein werde, nicht nur der glorreichste Streiter für die Freiheit der Kirche, sondern auch einer ihrer größten Martyrer zu werden, ahnte damals wohl Niemand. Doch sehen wir vorab, welche Wege Gott ihn führte bis zum Antritt seines Kanzleramtes, und wie Er ihn vorbereitete, ein auserlesenes Werkzeug Seiner Gnade zu werden.

III.

Die Jugendjahre des hl. Thomas.

Aus den mit wunderbarer Phantasie ausgeschmückten Legenden, mit denen die damaligen Chronisten die Geburt und die Jugend des hl. Thomas entsprechend dem kindlich-gläubigen Sinn der Zeit umgaben, dürfte das Folgende wohl das Thatsächliche enthalten.

Thomas Becket wurde am 21. Dezember 1117 zu London geboren. Sein Vater, Gilbert Becket, von edler, wahrscheinlich normannischer Abkunft, gehörte dem Mittelstande an und war unter seinen Mitbürgern sehr angesehen. Wichtiger als dieß war, daß er das unschätzbare Gut des lebendigen und wirksamen Glaubens besaß. Als Jüngling nahm Gilbert schon das Kreuz und pilgerte in Begleitung eines Dieners — Richard

wird derselbe genannt — nach Jerusalem; allein Beide geriethen auf der Rückreise von dort in die Gefangenschaft eines sarazenischen Fürsten, Amurath mit Namen, und wurden mit Ketten beladen in den Kerker geworfen. Die Gefangenschaft Gilberts gestaltete sich jedoch bald weniger hart als die seiner übrigen Kerkergenossen, indem es ihm gelang, die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf sich zu ziehen, der ihn zuweilen vor sich kommen ließ und gerne seinen Erzählungen über die abendländischen Sitten, Länder und Völker zuhörte. Gilbert konnte Dank dem Einflusse der einzigen Tochter des sarazenischen Fürsten auf ihren Vater, die öfters diese Erzählungen mit anhörte, das harte Schicksal seiner Kerkergenossen mildern. Die Tochter des Sarazenen fand Gelegenheit, den Gefangenen nach seiner Heimath, seinem Glauben, den religiösen Gewohnheiten der Christen und nach dem zukünftigen Leben zu befragen. Gilbert erklärte ihr die Geheimnisse der christlichen Religion so gut er es vermochte. Eines Tages fragte die Sarazenin: „Wärest du bereit, um deines Glaubens willen den Tod zu erdulden?" „Mit Freuden würde ich für meinen Gott sterben!" lautete die Antwort. Solcher Muth und solche Liebe zum Glauben machten einen tiefen Eindruck auf die Fürstentochter und ein höheres Licht erleuchtete ihre Seele. Sie bekannte alsbald ihren Entschluß, den christlichen Glauben anzunehmen, wenn er ihr verspreche, sie zur Gattin zu nehmen. Gilbert, eine List des Mädchens befürchtend, zögerte von Tag zu Tag mit der Antwort.

Kurze Zeit nach diesem Gespräche gelang es Gilbert, mit mehreren andern christlichen Gefangenen nach England zu entfliehen. Ein ungenannter alter Chronist berichtet, die Tochter des Fürsten habe bald nach Gilberts Flucht das väterliche Haus und alles mit ihm verlassen, sei unter unsäglichen Mühen durch Palästina und Syrien gewandert und habe sich mit heimkehrenden Kaufleuten nach England eingeschifft. Ganz allein im fremden Lande, ohne Kenntniß der Sprache — denn sie wußte aus den Antworten Gilberts nur die beiden Namen „Gilbert" und

„London“ — irrte sie zum Gespötte der Straßenjungen in London umher. Zufällig kam sie in die Nähe von Beckets Hause in einem der schönsten und verkehrreichsten Theile der Stadt, „dort,“ sagt der Chronist, „wo man später ein Hospital zu Ehren des hl. Thomas errichtete“. Richard, welcher mit seinem Herrn der Gefangenschaft entkommen war, eilte auf den Lärm hin herbei und erkannte die Tochter Amuraths. Er meldete das sonderbare Begegnen seinem Herrn, und dieser ließ das Mädchen vorerst in das Haus einer benachbarten Wittwe bringen. Hierauf ging Gilbert zu seinem Bischofe nach Saint-Paul, um ihm die ganze Angelegenheit auseinanderzusetzen. Er traf dort eine Versammlung von sechs damals in London anwesenden Bischöfen und berieth mit ihnen, welchen Entschluß er fassen solle. Der Erzbischof von Chichester erklärte dieses wunderbare Zusammentreffen für einen Fingerzeig Gottes, dem man folgen müsse: Gott habe nicht umsonst diese Frau aus einem so fernen Lande herbeigeführt; gewiß werde ein großes Werk geschehen zum Heile der ganzen Kirche. Die Fürstentochter wurde alsdann den Bischöfen vorgestellt, und nachdem sie ihren Entschluß, das Christenthum anzunehmen, in deren Gegenwart erklärt hatte, empfing sie Unterricht im katholischen Glauben. In der heiligen Taufe nahm sie den Namen Mathilde an und vermählte sich dann mit Gilbert Becket. Das Kind dieser Ehe war der große heilige Thomas; er wurde zwischen 1117 und 1118 geboren und am St. Thomastage (21. Dezember) getauft.

Den Vater zog ein noch nicht gelöstes Gelübde wieder in's heilige Land, wo er drei und ein halbes Jahr verweilte (bis 1121). Unterdessen übernahm die fromme Mutter die erste Erziehung ihres Kindes. Schon früh offenbarte sich der lebhafte und ernste Charakter des Kindes. Johann von Salisbury berichtet, der hl. Thomas, sein Freund, habe ihm oft erzählt, „wie er von seiner Mutter in frühester Jugend gelernt, Gott zu fürchten, mit Liebe die heilige Jungfrau Maria anzurufen als seine Führerin und Schützerin und nächst Gott auf sie

sein ganzes Vertrauen zu setzen". Roger von Pontigny erzählt ferner, wie sie früh die Liebe zu den Armen und Leidenden ihm einprägte.

Thomas besaß diese treffliche Mutter bis in sein einundzwanzigstes Jahr. Von dem heranwachsenden Knaben schreibt Wilhelm von Canterbury: „Seine Gespräche waren voll von Einfalt und Anmuth, sein Wuchs schlank, sein Ansehen lieblich; die guten Beispiele fanden ihn gelehrig; er zeigte eine frühreife Klugheit und verband mit dem Liebreiz der Jugend den Ernst des reiferen Alters." „Er hatte," schreibt Johann von Salisbury, „einen so lebendigen und so umfassenden Geist, daß er ohne lange Vorbereitung an den Gesprächen über schwierige Gegenstände Theil nehmen konnte. Sein Gedächtniß war so stark, daß er alles, was er nur einmal gelesen oder gehört hatte, mit seltener Treue wiedergeben konnte; das machte ihn selbst gelehrteren Leuten überlegen, die ein solches Gedächtniß bei einem durch tausend Dinge so leicht zerstreuten Jünglinge nicht begreifen konnten." Für die Wahrheit dieser Berichte legt das ganze spätere Leben des hl. Thomas das beredteste Zeugniß ab.

Ueber den Unterrichtsgang des Knaben liegen nur spärliche Nachrichten vor. Nach dem Besuche der Schulen der Stadt (London) wurde er zur Erziehung dem in hohem Ansehen als Erziehungsanstalt stehenden Kloster der Kanoniker zu Merton übergeben. Nach Vollendung seiner Studien zu Paris trat Thomas in die Dienste der Londoner Stadtverwaltung, wo er sich namentlich im Kassenwesen eine anerkannte Geschäftskenntniß erwarb.

Die Chronisten berichten eingehend über einen dieser Zeit angehörenden Zufall auf der Jagd, wo Thomas während eines Aufenthaltes bei einem angesehenen Ritter, Richard mit Namen, einem Freunde seines Vaters, beinahe ertrunken wäre, als er seinen mit einer wilden Ente untertauchenden Lieblingsfalken retten wollte. Unter seinen angesehenen Freunden wird ferner

ein gewisser Osbern, genannt Octo numini, erwähnt, der an den Sitten und an dem Umgang des jungen Thomas solches Wohlgefallen fand, daß er ihm die Verwaltung seines großen Vermögens für mehrere Jahre übertrug. Von großem Einfluß für sein späteres Leben wurde die Freundschaft zweier gleichfalls im Hause seines Vaters verkehrenden angesehenen Normannen, des Archidiakons Balduin und seines Bruders Eustach von Boulogne, auf deren Empfehlung an den Erzbischof Theobald von Canterbury er an den Hof des Letzteren kam. Obwohl Thomas sich anfangs hiegegen sträubte, so erkannten die Freunde doch, daß für einen so begabten, geschäftskundigen und liebenswürdigen jungen Mann zu seiner Ausbildung keine bessere Stätte gefunden werden könne.

Erzbischof Theobald, neben dem König die erste Person des Königreichs, früher, wie alle seine Vorgänger auf dem Stuhle von Canterbury, Abt von Bec, war ein frommer, einfacher, durch ebenso großes Talent als Mäßigung in der Führung der zahllosen ihm obliegenden geistlichen und weltlichen Angelegenheiten sich auszeichnender Prälat. Während der 22 Jahre, die er auf dem Primatialstuhle saß, war sein Palast der Sammelpunkt für die ausgezeichnetsten Talente, besonders des geistlichen Standes, die hier ihre Vorstudien für die Bekleidung der höheren kirchlichen Aemter machten. Thomas erkannte bald, daß ihm die Kleriker des Bischofs an Gelehrsamkeit überlegen seien. An Eifer in der Ausführung der ihm übertragenen Arbeiten, an Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit in seinem ganzen Verhalten übertraf ihn Niemand; deßhalb wollten ihm Alle wohl mit Ausnahme eines gewissen Roger, des Archidiakons von Canterbury, der ihn zweimal vom Hofe des Erzbischofs Theobald auf kurze Zeit entfernte. Immerhin gelang es Thomas, durch eifriges Studium des kanonischen Rechtes und der bürgerlichen Gesetze sich in der Behandlung von mancherlei Angelegenheiten, deren Entscheidung damals bei den geistlichen Gerichten lag, so hervorzuthun, daß er in der Gunst des Erzbischofs stieg

und dieser ihm nach der Erhebung Rogers zum Erzbischofe von York selbst das Archidiakonat von Canterbury übertrug. Als solchen sandte ihn Erzbischof Theobald in einer sehr wichtigen Sache mehrmals nach Rom, wo es ihm gelang, dieselbe zur vollsten Zufriedenheit des Papstes und des Erzbischofs zu erledigen. War Thomas Becket schon durch seine Erhebung zum Archidiakon von Canterbury nach den Bischöfen und Aebten des Reiches der erste kirchliche Würdenträger desselben geworden, so zeigte sich nach Empfang der Diakonatsweihe und nach der Rückkehr von den römischen Gesandtschaften die ihm sich mehr und mehr zuwendende Gunst in der Verleihung von zahlreichen Beneficien. Auch reiste er um diese Zeit mit Erlaubniß des Erzbischofs nochmals auf ein Jahr nach Bologna und dann nach Auxerre, um an den dortigen Rechtsschulen, den berühmtesten jener Zeit, das bürgerliche Recht zu studiren. Unter den vielen Beneficien, die Thomas besaß, werden erwähnt eines zu Oxford, eine Präbende zu St. Paul in London und zu Hastings, ein Canonikat zu Lincoln und die Probstei zu Beverley. Aber trotz dieses Ueberflusses werden seine Sitten als musterhaft geschildert: bescheiden, herablassend gegen seine Untergebenen, mildthätig gegen die Armen, gewissenhaft, nie seinen Ursprung vergessend und von solcher Reinheit, daß selbst, als er bald an den nicht im besten Rufe stehenden Hof des Königs kam, nie ein Verdacht oder Tadel gegen ihn laut wurde. Es kann darum nicht Wunder nehmen, daß die Wahl des Erzbischofs Theobald, als es galt, den besten Mann an seine Stelle in den höchsten Rath des Königs zu senden, auf Thomas Becket fiel.

IV.

Thomas Becket als Kanzler von England.

Heinrichs II. herrschsüchtiger und gewaltthätiger Charakter war dem Erzbischofe Theobald von Canterbury nicht unbe-

kannt und flößte ihm die lebhafteste Besorgniß ein, der König werde dem Princip seines Hauses: Bedrückung der Kirche, völlige Geltung zu verschaffen suchen. Es mußte dem besorgten Prälaten daher wünschenswerth erscheinen, einen Mann in der Nähe des Königs zu sehen, der dessen Vertrauen vollkommen besäße und seinen Einfluß auf den Monarchen zum Wohle der Kirche anwendete. Erzbischof Theobald empfahl deßhalb, wie bereits gesagt worden, als Kanzler seinen Archidiakon Thomas Becket, in welchem er alle erforderlichen Eigenschaften vereinigt glaubte. Der König seinerseits war bereit, die Kanzlerwürde einem Manne zu übertragen, von welchem er hoffte, derselbe werde seine Interessen um so eher fördern, als er in die Verhältnisse und Bestrebungen der Hierarchie vermöge seiner bisherigen Stellung eingeweiht sei.

Die Würde eines Kanzlers von England war sehr groß. Derselbe nahm nächst dem Erzbischofe von Canterbury den höchsten Rang nach dem Könige im Reiche ein; er hatte stets freien Zutritt beim Könige, verwahrte dessen Siegel, verwaltete die königliche Kapelle, sowie die erledigten geistlichen und weltlichen Lehen und hatte das Recht, im Rathe zu sitzen, ohne vorher geladen worden zu sein. Außerdem war die Anwartschaft auf ein Erzbisthum oder Bisthum mit der Kanzlerwürde verbunden.

Thomas trat das Kanzleramt im Jahre 1115 an; er war damals ungefähr 38 Jahre alt. Er hatte das Amt des Archidiakons der Kirche von Canterbury niedergelegt, aber er war Diakon, d. h. Glied des geistlichen Standes geblieben. Das muß ihn alsbald den übelwollenden Spöttereien der Höflinge ausgesetzt haben; denn Roger von Pontigny schreibt: „Es ist nicht leicht zu erklären, wie er in sich den Kleriker und den Hofmann in Einklang bringen konnte. Vom ersten Augenblick sah er sich in roher Weise durch die Eifersucht seiner Nebenbuhler und durch die skandalöse Anmaßung seiner Gegner angegriffen, so daß er sich hierüber bei dem Erzbischofe und seinen vertrauten Freunden beklagte und ihnen die Versicherung gab, daß wenn er

nicht befürchten müßte, das in ihn gesetzte Vertrauen zu täuschen, er entschlossen wäre, den Hof zu verlassen." Allein die Ermunterung seiner Freunde und die klare Einsicht, wie viel Gutes er in der gefährlichen Umgebung des Königs der bedrohten Kirche leisten, wie viel Böses er verhindern könne, mag ihn mit seiner neuen Stellung ausgesöhnt haben.

An all' den guten Maßnahmen, die in den ersten Jahren der Regierung Heinrichs II. zur Unterdrückung des Söldner- und Raubritterwesens, besonders in der Grafschaft Kent, zur Besserung der Gerechtigkeitspflege und zur Herstellung des königlichen Ansehens getroffen wurden, hatte Thomas seinen Antheil. Das Land und alle Stände lebten nach den entsetzlichen Verwüstungen der langen Bürgerkriege wie neu auf. „Es war," schreibt der Sekretär des Kanzlers, sein späterer Biograph Wilhelm, des Stephan Sohn genannt, dem wir in der Darstellung des dermaligen Lebens des Kanzlers folgen, „es war, als ob ein neuer Frühling für England zu blühen beginne. Die heilige Kirche war umgeben von Achtung und Ehren; die Abteien und Bisthümer wurden an untadelhafte Leute ohne Simonie vergeben; dem Könige gelang, Dank dem Schutze dessen, der der König der Könige ist, jedes Unternehmen; das Reich sah seinen Wohlstand von Tag zu Tag wachsen und die Ueberfülle von allen Seiten wie durch ein Wunder hereinströmen."

Die Geschichte kennt wenige Beispiele solcher wechselseitigen Anhänglichkeit, wie sie Heinrich II. und sein Kanzler in diesen ersten Jahren gemeinsamen Wirkens sich bezeigten, und wenn diese Anhänglichkeit später in den bittersten Haß auf Seiten des Königs umschlug, so erklärt sich dieses nur, weil die Religion, die Freiheit der Kirche und des Gewissens, sich nicht beugen lassen. Auf Seiten des Kanzlers war die Anhänglichkeit des jungen, damals noch besserer Leitung zugänglichen Königs eine wohlverdiente. Mehr noch als die erfolgreiche Wirksamkeit des Kanzlers und seine außerordentliche Beliebtheit beim Klerus, in der Armee und beim Volke war es die Macht seiner Persönlich-

keit, welche ihm das Herz des Königs gewann. „Thomas,“ schreibt sein Sekretär Wilhelm, „war von hohem Wuchse, von einnehmender und anmuthiger Gestalt; in seinem Gesichtsausdruck paarten sich Milde und Energie, seine Sprache war elegant und beredt, seine Einsicht scharf, sein Geist edel und erhaben. Strenge gegen sich selbst und immerdar auf den Fortschritt in der Tugend bedacht, war er nachsichtig gegen Alle und voll von Mitleiden mit den Armen und den Unterdrückten, während er den Stolzen widerstand. Treu in seiner Freundschaft, begünstigte er das Fortkommen seiner Freunde, ohne hierdurch irgendwie seiner Hochherzigkeit gegen Jedermann Eintrag zu thun. Höflich, entgegenkommend und mittheilsam, war er doch klug und schweigsam, ebenso wenig fähig, selbst zu täuschen, als sich täuschen zu lassen. Der große Ernst und die Zurückhaltung, deren er sich von früher Jugend an beflissen hatte, prägten seiner ganzen Haltung die Weisheit der Kinder der Welt auf und befähigten ihn, später für die der Kinder des Lichtes Zeugniß abzulegen.“

Um einen seiner hohen Stellung entsprechenden Glanz entfalten zu können, erhielt er zu den früheren geistlichen Präbenden das Gouvernement des Towers und des Schlosses zu Berkhamstead, die Grafschaft Eye sammt 120 Rittern. Der neue Kanzler widmete sich mit ganzer Kraft seinem Amte. Er schien völlig in einen Staatsmann verwandelt, der sich mit Sicherheit auf den schlüpferigen Pfaden der Diplomatie und des Hofes bewegte. Nicht nur betheiligte er sich an allen Hoffesten, sondern er schien seinen Herrn noch an äußerem Glanz übertreffen zu wollen. In seinem Palaste prangten goldene und silberne Geschirre; seine Tafel beugte sich unter der Last kostbarer Gerichte und Getränke; sein gastliches Haus stand Allen offen, den Reichen wie den Armen. Täglich speiste er mit einer großen Anzahl vornehmer Gäste, die, wie sein Biograph Wilhelm erzählt, *auf frischen Binsen oder grünen Kräutern sich lagerten*, womit sein Speisesaal bestreut war.

Thomas lebte für seine Person sehr mäßig; auch als Kanzler ließ er in den strengen Bußübungen nicht nach. „Ich habe von seinem Beichtvater Robert, dem ehrwürdigen Canonikus von Merton, gehört," schreibt Wilhelm, des Stephan Sohn, „wie untadelhaft alle Zeit die Sitten des Kanzlers gewesen, nicht etwa aus Mangel an Versuchungen, denn der König scheute sich keineswegs, ihn zu allen Unordnungen aufzufordern. Der muthige und von Gott zu Großem vorherbestimmte Diener Gottes wachte ebenso mit einer löblichen Strenge über seine Sinne. Als ein weiser Verwalter entfaltete er allen Eifer in der Erfüllung seiner wichtigen Aemter und lebte ganz für die Interessen des Volkes und der Einzelnen, so daß schlechte Leidenschaften in seiner Seele keinen Raum fanden; denn der Müßiggang, sagt ein Alter, ist der Laster Anfang. Aufrichtig der Tugend ergeben, verstand er, ihr in seiner Umgebung Achtung zu verschaffen." An einer Reihe von Beispielen zeigt der Chronist die hohe Achtung, die Thomas deßhalb allenthalben im Lande genoß. „Der Adel des Reiches und der benachbarten Königreiche stritt sich um die Ehre, seine Söhne in das Haus und den Dienst des Kanzlers aufgenommen zu sehen. Wenn dieselben hinreichend unterrichtet und in dieser Schule gestählt waren, stattete er sie als Ritter aus und entließ sie mit Wohlthaten überhäuft zu ihren Eltern; einige derselben hielt er auch in der Umgebung seiner Person. Auch war er vom Könige zum Erzieher des jüngern Prinzen, des Thronerben, ernannt worden; er erzog ihn in Gesellschaft von Kindern des hohen Adels, die von seinem Alter waren, ließ ihn dienen, unterrichten und mit Sorgfalt und Hingebung erziehen."

Das Streben der weltlichen Regierung nach Erwerb von Besitzthümern verletzte das religiöse Gefühl des Kanzlers, welcher oftmals die Rechte der Kirche gegen unbefugte Eingriffe vertheidigen mußte. In allen seinen Amtsverrichtungen ließ sich der kirchliche Geist nicht verkennen, obwohl unter seinem Kanzleramte Manches gegen die Rechte der Kirche geschah, was jedoch

mehr dem herrschsüchtigen Willen des Königs und den Einflüsterungen der Höflinge zuzuschreiben ist. Unermüdlich suchte Thomas Ruhe und Sicherheit im Lande herzustellen und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Die Zeit des Friedens benützte er zu schönen Bauwerken; namentlich ließ er das fast ganz zerfallene Königsschloß zu London mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder herstellen. Auf seinen Vorschlag verlieh der König die lange verwaisten Bisthümer nur den würdigsten Priestern. Auch berief er fromme und durch Wissenschaft ausgezeichnete Mönche nach England und wies ihnen angemessene Stellungen an.

Wie in London, so entfaltete Thomas Becket auch auf seinen Reisen einen großen Prachtaufwand. Mit ganz besonderem Glanze trat er in Frankreich auf. Heinrich II. hatte ihn an König Ludwig VII. von Frankreich geschickt, um dessen Tochter Margaretha für den Prinzen von Wales zu freien. Der Kanzler war von mehr als 200 Begleitern in prachtvollster Ausrüstung umgeben. So oft er in eine Stadt kam, eröffneten seinen Einzug 50 singende Edelknaben, dann folgten die Jagdhunde und diesen acht Wagen, jeder mit fünf Pferden bespannt, für die Vorräthe, das Silbergeschirr und die Garderobe. Hierauf kamen die Schildknappen mit den Streitrossen, Junker, Falkner, Hausbeamte, Ritter, Geistliche und zuletzt der Kanzler in Begleitung einiger Freunde. Wo er vorüberzog, hörte man die Leute sagen: „Wie reich muß der König von England sein, wenn schon sein Kanzler mit solchem Glanze reist!“

Als Heinrich die zweifelhaften Rechte seiner Gemahlin Eleonora auf die Grafschaft Toulouse mit dem Schwerte erzwingen wollte, gab ihm sein Kanzler den vortrefflichen Rath, die persönliche Dienstleistung seiner Vasallen in eine Geldhilfe zu verwandeln. Von jedem Ritterlehen in England erhob er drei Pfund und von jenen auf dem Continente je 40 anjouische Schillinge. Mit diesem Gelde warb der König ein Heer von Soldtruppen, dem sich mehrere englische und fremde Barone, selbst König Malcolm von Schottland und König Raimund

von Aragonien anschlossen und an dessen Spitze Heinrich II. vor Toulouse zog. Thomas Becket hatte auf eigene Kosten 700 Ritter angeworben und zeichnete sich vor Allen durch seinen Muth und Unternehmungsgeist aus. Da in der Stadt Toulouse nur eine schwache Besatzung lag, rieth der Kanzler, unverzüglich einen Sturm zu wagen, um sich des in der Stadt befindlichen Königs von Frankreich zu bemächtigen; Heinrich wagte jedoch nicht, gegen seinen Lehensherrn zu kämpfen. Er zog mit seinem Heere in die Normandie zurück; nur der Kanzler blieb, um die gemachten Eroberungen zu sichern. Er befestigte Cahors, eroberte drei für unbezwinglich gehaltene feste Schlösser und brach auch eine Lanze mit einem französischen Ritter, dessen Roß er als Preis seines Sieges gewann. Der kriegerische Kanzler überschritt mit seinen Soldaten sogar die Garonne und sicherte die ganze Landschaft seinem Könige und kehrte endlich auf dessen Aufforderung in die Normandie zurück, geschmückt mit dem Ruhme der Tapferkeit, welcher freilich mehr einem Kriegsmanne, als einem hochgestellten Geistlichen entsprach. Wenn Thomas hierin dem Geiste und den Sitten seiner Zeit entgegen kam, so hinderte das nicht den außerordentlichen Mann, auch unter den Waffen den Glanz seiner seltenen und edlen Tugenden sich zu wahren. „Als geschickter Politiker," sagt mit Recht der englische Geschichtsschreiber Froude, „verstand er so trefflich den König und den Adel Frankreichs zu gewinnen, daß er trotz aller Verluste, die er diesem Lande im Kriege beigebracht, trotz der Concessionen, die seine geistige Ueberlegenheit ihm abgerungen hatte, dort mit Ehren aufgenommen wurde und ein gesichertes Asyl fand während der sechs Jahre, die sein Exil dauerte.... Man kann sagen, daß er eine Art von bezaubernder Gewalt auf alle ausübte, die ihm nahten, derart, daß sie schnell vergaßen, sowohl was ihres Interesses war, als was nicht."

Dieß zeigt sich besonders bei einer zweifachen, für Heinrich II. gleich wichtigen Angelegenheit, sowohl bei den Unterhandlungen für die Vermählung des jungen Prinzen Heinrich

mit Margaretha, der Tochter des französischen Königs, als bei der Sicherung der Thronfolge des Prinzen in England selbst. An der Spitze der feierlichen Gesandtschaft, welche zur Ordnung der ersten Angelegenheit 1159—1160 meist in Paris weilte und welche Frankreich durch ihren Aufzug, ihre Pracht und ihre Größe in Erstaunen setzte, gelang es Thomas, alles von Ludwig VII. zu erreichen, was sein König wünschte. Schon vorher hatte er den Adel und die Stände des Königreichs vermocht, dem jungen Heinrich den Treueeid zu leisten: er fand, schreibt Roger von Pontigny, weder Widerstand, noch selbst Widerspruch, und Alle staunten, daß dieser Mann ohne Geräusch erreicht hatte, was man vielleicht dem Könige in eigener Person versagt haben würde. Mag es nun die Furcht vor der militärischen Tüchtigkeit des Kanzlers gewesen sein, oder die Einsicht in das eigene Interesse, jedenfalls trat in der Ordnung einer nach der Auffassung und Sitte der Zeit so gefährlichen Angelegenheit, wie die Thronfolge, die Größe des Kanzlers so recht zu Tage und verpflichtete den König zur größten Dankbarkeit.

Diese Dankbarkeit mußte sich noch steigern im Hinblick auf den rastlosen Eifer, mit dem Thomas den Interessen des Königs in England selbst diente. Während derselbe sich leidenschaftlich seinen Zerstreuungen hingab, regierte der Kanzler mit Weisheit, Kraft und Milde. Es gelang ihm, eine Anzahl Burgen, die Sitze von Räubereien und Gewaltthätigkeiten, zu zerstören, Ordnung und Sicherheit im Lande herzustellen. Friedlich konnte der Handelsmann auf den Landstraßen seinen Waarentransport leiten, ungestört lebte der Gutsbesitzer auf seinem Eigenthum; die Gläubiger erhielten Gerechtigkeit; Handel und Kultur hoben sich. Schöner noch als dieses Zeugniß seiner starken Gerechtigkeitspflege, welches ihm alle Zeitgenossen geben, ist das andere, welches Roger von Pontigny ihm gibt. Anknüpfend an die Freigebigkeit des Kanzlers und die Anmuth und Güte rühmend, mit der er alle Akte seiner Freigebigkeit umkleidet, sagt er: „Thomas war die Liebe und die Freude

Aller geworden. Zum Kanzler fanden die Unterdrückten und Schwachen immer Zutritt; die Sache der Wittwen kam immer leicht zu seinen Ohren; die Waisen und die Verlassenen flehten niemals umsonst seine Gerechtigkeit und seinen Schutz an."

Obwohl sich dergestalt in der ganzen Führung seines Amtes der kirchliche Geist des Kanzlers nicht verkennen läßt, so gab es doch einzelne Fälle, in welchen er sich dem Könige willfährig zeigte. Als nämlich 1157 der Bischof von Chichester die kirchliche Suprematie des Papstes vertheidigte, erklärte der König in Beckets Gegenwart die päpstliche Autorität als etwas von den Menschen Angenommenes und tadelte den Bischof, daß er sich der von Gott angeordneten Autorität des Königs widersetze. Thomas gab dem Könige wenigstens insofern indirect Recht, als er den Bischof an den seinem Herrn geschworenen Eid der Treue erinnerte.

Aus diesem Vorfall ist ersichtlich, daß schon damals Heinrich II. seine königliche Gewalt den Gerechtsamen der Kirche als unbedingt übergeordnet erklärte. Der Kanzler ging auch von unrichtigen Grundsätzen aus, obwohl seine schonende Behandlung der Kirche darauf hindeutet, daß ihm bereits eine Ahnung des Richtigen innewohne. Die treue Verwaltung des Kirchenvermögens, die schützende Abwehr gegen alle Angriffe der weltlichen Gewalt, die rasche Besetzung vacanter Pfründen mit frommen und gelehrten Männern, die Frömmigkeit und Reinheit seines Wandels bildeten immerhin eine würdige Vorbereitung für die spätere hohe Lebensstellung des Kanzlers als Erzbischof von Canterbury und Primas von England.

V.

Thomas Becket wird zum Erzbischofe von Canterbury gewählt. Seine bischöfliche Wirksamkeit.

Nach einer 22jährigen Regierung der Kirche von Canterbury starb Erzbischof Theobald, hochbetagt und reich an Ver-

diensten, am 18. April 1161. In seiner letzten Krankheit dictirte er noch seinem Geheimschreiber einen rührenden Brief an König Heinrich II., worin er denselben um Schutz für seine Kirche zu Canterbury anflehte und ihm die Wahl eines würdigen Nachfolgers, sowie die Bestätigung aller Freiheiten und Gewohnheitsrechte der Geistlichkeit seines Erzbisthums empfahl. Die höchste Würde der Kirche in England stand nun zur Verfügung des Königs.

Die allgemeine Meinung bezeichnete alsbald Thomas Becket als Nachfolger Theobalds; die Hofleute nannten ihn schon den zukünftigen Erzbischof. Thomas befand sich damals schwer erkrankt zu St. Gervais in Rouen, wo ihn die beiden Könige von Frankreich und England durch ihren Besuch auszeichneten. Nach seiner Genesung saß er eines Tages in einem Gewande mit weiten Aermeln am Schachbrett, als der Prior von Leicester in das Gemach trat und fragte: „Wozu ein solches Kleid? Es paßt besser für einen Falkner, als für einen Geistlichen. Ihr vereinigt in einer Person die Würde eines Archidiakons von Canterbury, Dekans von Hastings, Probstes von Beverley, Erzbisthumsverwesers; und — wie das Gerücht geht — werdet ihr bald Erzbischof." Thomas erwiderte ernst: „Ich kenne drei arme Priester in England, die ich lieber zu dieser Würde erhoben sähe, als mich; denn würde ich je dazu befördert, dann müßte ich — wie ich meinen Herrn von Innen und Außen kenne — entweder seine Gnade verlieren oder, was ferne sei, den Dienst Gottes und die Pflicht meines Gewissens hintansetzen!" Er täuschte sich nicht. Aus vielen Zeugnissen der Zeitgenossen geht hervor, daß Heinrich II. wirklich mit dem Gedanken umging, in der Person des Thomas Becket die Würde des Kanzlers mit jener des Erzbischofs zu vereinigen; denn er glaubte in ihm ein gefügiges Werkzeug zu besitzen zur Ausführung seines lang gehegten Planes: die Unterwerfung der Kirche unter die Willkür des Königs. Zur Rechtfertigung seines Entschlusses berief sich Heinrich auf den Erzbischof von

Mainz, welcher unter dem deutschen Könige, und auf den Erzbischof von Köln, der in Italien unter dem Kaiser Erzkanzler sei. Dreizehn Monate verschloß Heinrich diesen Plan in reiflicher Ueberlegung in seiner Brust; unterdessen zog er die Einkünfte des Erzbisthums für seine Schatzkammer ein. Sollte ihm jetzt nicht mit einem Schlage gelingen, durch einen Mann von der Geistesgröße, dem unbestrittenen Ansehen, der Geschäfts- und Rechtskenntniß und der Energie des Kanzlers das Ziel, wonach seine königlichen Vorfahren vergeblich gestrebt, zu erreichen? Niemand am Hofe ahnte wohl, wenn Heinrich gelegentlich wie aus Scherz von der Erhebung des Kanzlers auf den Primatialstuhl von Canterbury sprach, wie weit die Pläne des Königs schon zur Reife gediehen waren.

Thomas Becket, welcher mit seinem Herrn in der Normandie verweilte (zu Anfang des Jahres 1162), war gerade im Begriff, im Auftrag des Königs nach England überzusetzen, als ihn dieser in der Nacht, die seiner Abreise vorherging, zu einer geheimen Unterredung nach dem Schlosse Falaise berief. Während die Höflinge nicht anders wußten, als daß die Sendung des Kanzlers nach England die Unterdrückung einiger Unruhen in Wales und die Vorbereitungen zur Krönung des jungen Heinrich beträfen, sagte jetzt der König beim Abschied dem Kanzler: „Du kennst noch nicht ganz die Ursachen deiner Entsendung. Es ist mein Wille, daß du Erzbischof von Canterbury werdest.“ Thomas zeigte lächelnd auf sein weltliches Kleid und sprach: „Welchen Ordensmann, welchen Heiligen wollt ihr auf den heiligen Stuhl über einen so heiligen Convent von Mönchen setzen? Wenn Gott es so fügte, daß ich Erzbischof von Canterbury würde, müßte ich bald eure Gunst verlieren, und die innige Freundschaft würde sich schnell in Haß verwandeln; denn ihr würdet Manches verlangen und auf Vieles in kirchlichen Dingen Anspruch machen, was ich nicht gleichmüthig hinnehmen könnte. Dann würden Neider diesen Anlaß benützen und den Groll zwischen uns gegenseitig aufregen.“ Der König erachtete diese

ahnungsvollen Worte als Scherz, da ihn das seitherige Benehmen des Kanzlers an ihren furchtbaren Ernst nicht glauben ließ.

Thomas reiste in Erfüllung seiner Mission nach England ab und erfuhr bald, wie ernst es dem Könige mit seinem Plane war. Im Monate Mai des Jahres langten zu Canterbury die Bischöfe von Chichester, Exeter und Rochester in Begleitung des königlichen Großjustitiars Richard von Lucy bei den Mönchen der Kathedrale mit dem Befehl des Königs an, zur Wahl eines neuen Erzbischofs zu schreiten.

Die Abgesandten begrüßten den Convent von Canterbury im Namen des Königs und machten seine Wahlbegehr nur als Empfehlung geltend; denn es war ein althergebrachtes Recht, daß der Mönchsconvent von Canterbury in freier Wahl den Erzbischof ernannte.

Die Wähler waren in ihren Ansichten getheilt. Die Einen sahen in dem Wunsche des Königs eine Gunst und meinten, Heinrich wolle durch Aufstellung eines so glorreichen Vermittlers zwischen Thron und Altar der Kirche dauernden Frieden und Wohlfahrt zuwenden. Die Andern erklärten hingegen, eine solche Gunst könne nur zum Nachtheil der Kirche gereichen, weil die königlichen Beamten nur um so kühner und rücksichtsloser sich an den Kirchengütern vergreifen würden, wenn der Erzbischof nicht aus der Kirche, sondern vom Hofe genommen werde. Es widerstreite ohnedieß dem göttlichen Rechte, einen Mann, für den mehr der Soldatenrock als die Stola passe, der Jagdhunde und Vögel halte, zum Hirten einer fast über das ganze Königreich sich ausbreitenden geistlichen Heerde zu machen. Eher sei zu erwarten, er werde als gefräßiger Wolf die Heerde zerstreuen und zerfleischen, denn als guter Hirt sie auf die Weide führen. Doch die Geistlichkeit war seit Wilhelm dem Eroberer gewohnt, den Wünschen des Landesherrn zu willfahren; sie wagte es daher nicht, sich dem Willen des jähzornigen und herrschsüchtigen Königs zu widersetzen. Sämmtliche Stimmen, sowohl der Bischöfe als der Mönche, fielen auf

den königlichen Candidaten. Die Gesandten stellten die Zustimmung des Königs in sichere Aussicht und schrieben eine feierliche Versammlung nach London aus, wozu auch die Großen des Reiches und die Beamten berufen wurden. Der Prior von Canterbury verkündete die stattgehabte Wahl und die Bischöfe bestätigten, daß auch dabei die kanonische Form beobachtet worden sei. Alle gaben ihre Zustimmung. Nur Bischof Gilbert Foliot von Hereford bemerkte spöttisch, der König habe ein Wunder gewirkt, indem er einen Soldaten in einen Priester und einen Laien in einen Erzbischof verwandelt habe. Es wurde schon damals angenommen, diese Bemerkung sei aus dem Aerger des getäuschten Ehrgeizes hervorgegangen, eine Vermuthung, welche durch das spätere Benehmen dieses Bischofs nur zu sehr bestätigt wird.

Vom ersten Augenblicke an, wo Thomas selbst von seiner Wahl sprechen hörte, hatte er alle Mittel in Bewegung gesetzt, wie Roger von Pontigny bemerkt, um dieselbe zu verhindern, da er wohl wußte, daß er bald zwischen dem Willen des Königs und der Pflicht des bischöflichen Amtes zu wählen haben würde. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Der Kardinal Heinrich von Pisa, der apostolische Legat, drang so sehr in Thomas, daß er endlich die Wahl annahm.

Die feierliche Verkündigung der Wahl geschah durch Heinrich von Winchester in der Westminsterkapelle am 30. Mai 1162. Thomas Becket stand im vierundvierzigsten Lebensjahre; fünf Jahre hatte er das Amt eines Kanzlers bekleidet. Die königliche Bestätigung erfolgte rasch. Auf Befehl Heinrichs II. wurde Thomas von dem Thronerben und von Richard de Lucy, als Stellvertreter des Königs, von allen Verbindlichkeiten bürgerlicher Art, von jedem Dienste bei Hofe, von aller Klage, Verfolgung und jeder sonstigen Abhängigkeit schlechthin, welche aus seiner früheren Verwaltung öffentlicher Aemter noch bestehen mochten, für jetzt und alle Zukunft freigesprochen und so als *Freier der Kirche von* Canterbury übergeben. Der Bischof von

Rochester weihte Thomas am 3. Juni 1162, am heiligen Pfingsttage, zum Priester; dann zog Letzterer mit großem Geleite in die Metropole zu Canterbury, um dort die bischöfliche Consecration zu empfangen. Sie wurde unter dem Jubel des Volkes, „einer Freude, die Niemand beschreiben kann", durch den Bischof von Winchester ertheilt, da der bischöfliche Stuhl von London, dessen Inhaber das Recht zustand, den Primas zu consecriren, damals unbesetzt war. Eine große Anzahl von Geistlichen und Laien, insbesondere auch der gesammte hohe Adel, hatte sich zur Feier eingefunden. Thomas empfing die Bischofsweihe, wie Roger von Pontigny schreibt, „nicht achtend auf die Zeichen der allgemeinen Freude, sondern das Herz gerührt in Demuth und Salbung, die Augen strömend von Thränen, mehr beschäftigt mit der Last, die ihm auferlegt, als mit der Ehre, die ihm erwiesen wurde."

Der neue Erzbischof ordnete alsbald eine Gesandtschaft, an deren Spitze Johann von Salisbury stand, an Papst Alexander III. ab, welchen sie zu Montpellier trafen. Sie brachten das Pallium, das Zeichen der ihm vom obersten Hirten übertragenen Jurisdiktion, für den Erzbischof nach Hause. Damals ahnte wohl der Papst nicht, welch glorreichen Streiter für seine Sache und für die Freiheit der Kirche er mit der Uebersendung des Palliums bestätigt habe. Feierlich nahm Thomas, angethan mit seinen Pontifikalkleidern und nach Leistung des vorgeschriebenen Eides, vom Hochaltar der Kirche zu Canterbury das Symbol seiner geistlichen Gewalt.

Mit seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl erschien Thomas Becket gänzlich verändert. Seine Zeitgenossen und neuere Geschichtsschreiber beurtheilen diese geistige Umänderung je nach ihrer religiösen Anschauung verschieden; aber alle sind mit seltener Uebereinstimmung einmüthig in der Constatirung und Darlegung der veränderten Lebensweise des Erzbischofs. Ihren näheren Grund legt Wilhelm, des Stephan Sohn, in folgenden Worten schon dar: „In seiner Bischofs-

weihe empfing Thomas unter den sichtbaren Zeichen des Sakramentes die unsichtbare Salbung der göttlichen Gnade, und indem er den Weltmenschen auszog, zog er Jesum Christum an und dachte nur noch an die religiösen Pflichten eines heiligen Erzbischofs."

Thomas erwachte nach seiner Wahl wie aus einem tiefen Schlafe, begann über seine dem Weltdienste gewidmete Vergangenheit ernstlich nachzudenken und daraus Entschlüsse für die Zukunft zu fassen. Es ist für ihn nicht der geringste Titel seines Ruhmes, daß er nach dem Empfang der Bischofsweihe das Bedürfniß anerkannte, an seiner bisherigen nicht sündhaften und skandalösen, aber weltlichen Lebensweise Manches zu ändern. Schon auf dem Weg nach Canterbury bat er einen seiner Begleiter und späteren Biographen, Herbert von Boseham, er möge ihm die Fehler entdecken, welche er selbst und Andere an ihm bemerkten; „denn," fügte er hinzu, „vier Augen sehen heller als zwei."

Der Erzbischof und sein Haushalt zeichneten sich durch große Einfachheit aus. Obwohl seine Tafel mit Speisen reichlich versehen war, so genoß er doch nur wenig davon. Zur Stärkung seiner schwächlichen Gesundheit trank er etwas Wein. Seine strenge Lebensweise war bald so bekannt, daß es schon auffiel, wenn er einmal eine etwas bessere Speise zu sich nahm. Der Chronist berichtet ausdrücklich, daß, als Jemand eines Tages hieran Aergerniß nahm, der Erzbischof ihn mit Sanftmuth belehrte, man könne auch grobe Speisen mit Unmäßigkeit zu sich nehmen, und beim Genusse einer feinen Speise könne man sich ebenso wohl dieses Lasters enthalten. Bei seinen Mahlzeiten versammelte Thomas gerne Gelehrte, Welt- und Klostergeistliche, auch Große des Reiches um sich; jedoch befolgte er den alten Grundsatz seiner Vorfahren: in sein Haus und in seinen Rath keinen Kleriker aufzunehmen, der zu dem Könige in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse stehe. Die Lebensweise des Erzbischofs war sehr streng. Schon um 3 Uhr er-

hob sich der Erzbischof vom Lager, feierte noch vor Tagesanbruch das heilige Meßopfer und wusch nach demselben 13 Armen die Füße, beschenkte sie auch mit Almosen. Unter seinen Gewändern trug er stets ein rauhes Bußkleid. Die Stola als Zeichen seiner priesterlichen Würde legte er weder bei Tag noch bei Nacht ab. Durch eifriges Gebet strebte er nach immer größerer Läuterung seiner Seele und nach Vereinigung mit Gott. Er las eifrig in der heiligen Schrift und pflegte dieselbe zum Gegenstand der Unterhaltung mit vertrauten Freunden zu machen, wobei er stets seiner eigenen Ansicht mißtraute. Ebenso erörterte er häufig mit Gelehrten das kanonische Recht, um dessen Satzungen mit aller Genauigkeit befolgen zu können. Oft zog er sich in das Kloster zu Canterbury zurück, wo er sich in stiller Zelle frommen Betrachtungen hingab. Wenn er die heilige Messe las, versenkte er sich so tief in die heiligen Geheimnisse, daß sich das Leiden unseres Herrn und Heilandes sichtbar seinen Augen darzustellen schien. Allen Leidenden war Thomas ein milder Vater; gerne besuchte und tröstete er die kranken Mönche im Kloster zu Canterbury; täglich speiste er eine große Menge Dürftiger und ließ den Kranken und Schwachen durch seine Diakonen Almosen in's Haus bringen. Die üblichen Liebesgaben seines Vorgängers Theobald verdoppelte er noch; überhaupt betrachtete er seine Einkünfte mehr als das Eigenthum der Armen, als das seinige, und strenge ahndete er die Großen, wenn sie sich Bedrückungen erlaubten. Eifrig wachte Thomas über die unparteiische Führung der geistlichen Gerichtsbarkeit; deßhalb durfte kein Beamter irgend ein Geschenk annehmen. Auch er schlug jedes Geschenk aus, um den Schein der Bestechlichkeit zu vermeiden.

Von der größten Wichtigkeit hielt der Erzbischof die Ertheilung der geistlichen Weihen. Eingedenk der Worte des Apostels: „Lege Niemanden vorschnell die Hände auf, und mache dich fremder Sünden nicht theilhaftig,“ war er stets bedacht, bei den zu Ordinirenden genau nachzuforschen, ob die kanonischen

Erfordernisse vorhanden seien; denn er sah eine große Anzahl Priester in seiner und anderen Diözesen, welche ihre Würde nicht einem frommen Lebenswandel, ihrer Wissenschaft oder ihren Verdiensten verdankten, sondern dem Adel ihrer Abkunft, dem Gelde oder der Gunst des Fürsten.

Das war die Lebensweise Thomas Beckets von dem Tage an, wo er die bischöfliche Weihe erhalten. „Er bestrebte sich," schreibt Wilhelm, des Stephan Sohn, „alle Dinge mit Ausdauer, Größe, Adel und Würde zu thun; sein Verhalten gemäß der Klugheit einzurichten, über sich selbst zu herrschen, die Regeln der Weisheit und nicht der Meinung zu befolgen; den Schlingen des Glückes zu entgehen; sich muthig, fest und unbeugsam im Unglück zu zeigen; sich als einen Mann zu betrachten, der nicht bloß um seinetwillen, sondern für jeden da sei, der seines Beistandes bedürfe, vor allem aber für die Kirche, deren Interessen ihm anvertraut seien; schon auf dieser Welt nur die Dinge des Himmels zu betrachten; Jesum Christum nachzuahmen, der zum Leiden auf diese Welt gekommen, ihn zu lieben und seinen Geboten nachzukommen; endlich seine Seele zu retten und alle die Seelen, die seiner wachsamen Hut anvertraut waren . . . Entgegen der Erwartung des Monarchen und aller Welt, trennte sich der glorreiche Erzbischof von der Welt in Folge einer jener Umwandelungen, welche die Hand des Allerhöchsten bewirkt, und sein Entschluß verursachte allgemeines Erstaunen."

Heinrich II. verweilte unterdessen auf seinen continentalen Besitzungen. Die bisher stummen Neider des Erzbischofes und Schmeichler des Königs überbrachten Letzterem verschiedene befremdende Nachrichten über dessen „Anmaßung und Herrschsucht". Es scheint, daß die Geltendmachung der Rechte des Stuhles von Canterbury auf verschiedene Güter und Lehen, die unter den früheren Erzbischöfen dem Primatialstuhle waren widerrechtlich entzogen worden, seine Feinde in Aufregung gebracht hatte. Immerhin wollte Heinrich Letzteren noch keinen Glauben schenken;

er unterdrückte seinen Argwohn und verwies die Ankläger auf sein baldiges Erscheinen in England; dort wolle er an Ort und Stelle ihre Beschwerden untersuchen. Am meisten jedoch muß den König die Nachricht aufgebracht haben, Thomas habe sein Kanzleramt niedergelegt, weil diese Würde unvereinbar mit der eines Erzbischofs sei; denn Heinrich wünschte gerade die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Würde seines Königreichs in der Person seines Günstlings. Kurz nach Weihnachten, sieben Monate nach der Erhebung seines Günstlings zur erzbischöflichen Würde, landete der König bei Southampton, wo Thomas mit dem königlichen Prinzen seiner Ankunft harrte. Der König umarmte seinen ehemaligen Kanzler, den er hier zum ersten Male als Erzbischof sah, und verbrachte mit ihm mehrere Tage in gewohnter Vertraulichkeit. Die alte Freundschaft schien wieder befestigt zu sein, als sie von einander schieden. „Die Ohrenbläser aber zogen sich zurück und verstummten," wie Herbert von Boseham berichtet.

Doch nicht lange dauerte dieses Verstummen. Die Beschwerdeführer wußten dem Könige neuerdings einzuflüstern, der Erzbischof gehe damit um, seine Macht zu erweitern und die kirchlichen Satzungen der Beachtung der königlichen Würde vorzuziehen. Heinrich, dessen Verdacht bereits rege war, suchte den Erzbischof durch vermehrte Güte und Ehrerbietung zu gewinnen. Er bat ihn inständig, sich auch an der Leitung der weltlichen Angelegenheiten zu betheiligen, da seine, des Königs, Anwesenheit in den französischen Besitzungen erforderlich sei; auch möge er die Aufsicht über den künftigen König führen, damit diesem Nichts ermangele, was zur würdigen Uebernahme der Regierung nothwendig sei. Der schlaue Normanne hoffte auf diese Weise den Erzbischof an seine Person und sein Haus zu fesseln und dadurch den Einfluß des heiligen Stuhles auf England zu schwächen. Aber der Erzbischof verhehlte sich nicht, daß die Geschäfte des Reiches sich nicht wohl mit der Sorge für die Kirche vereinigen lassen; denn zwei Herren zugleich

dienen, ist nicht möglich. Er durfte weder den früheren Zustand der Kirche Englands herbeiführen, noch seinen Eid, der römischen Kirche treu zu sein, um des Königs willen brechen. Deßhalb ertheilte er nur eine ausweichende Antwort. Die Würden und Gerechtsame des Königs versprach er zu beobachten; auch seinen Rath nach Vermögen in Regierungssachen abzugeben. Dabei aber war er fest entschlossen, vorzüglich die Pflichten seines erzbischöflichen Amtes genau zu erfüllen. Und so oft er auch gedrängt wurde, unwandelbar beharrte er bei derselben Antwort.

Immerhin verlief das erste Jahr (1163), welches Thomas auf dem altehrwürdigen Stuhle zu Canterbury zubrachte, verhältnißmäßig ruhig. Bei zwei feierlichen Gelegenheiten kamen der König und der Primas zusammen. Die erste war die Weihe der Abtei Reading, in deren Kirche die Reste des Ahnherrn des Königs ruhten; die andere war die große Feier der Erhebung der Gebeine des Bekenners Eduard, den eine Bulle Alexanders III. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hatte. Jedermann freute sich ihrer über die Freundschaft, die zwischen dem Erzbischof und dem Könige noch herrschte, eine Freundschaft, die durch einen mehrtägigen Besuch Beckets beim Könige vor seiner Abreise zum Concil von Tours, wohin ihn Papst Alexander III. beschieden, besiegelt schien und vor dessen Besuch er dem Könige den jungen Heinrich, dessen Erziehung ihm anvertraut war, persönlich zuführen wollte. Allein dieß freundliche Zusammensein sollte das letzte sein.

VI.

Ausbruch des Kirchenstreites. Spannung zwischen Heinrich II. und Thomas Becket.

Papst Alexander III. hatte auf den Monat Mai 1163 eine Kirchenversammlung nach Tours ausgeschrieben, auf welcher die schismatischen Pläne des deutschen Kaisers Friedrich I. Bar-

barossa und seines Afterpapstes vereitelt und durch den rechtmäßigen Papst, den England und Frankreich anerkannten, die geeigneten Mittel zur Wiederherstellung der durch das deutsche Schisma sehr gelockerten kirchlichen Disciplin ergriffen werden sollten. Thomas Becket sollte auf dem Concil die Kirche von England vertreten. In Begleitung seines treuen Sekretärs Herbert von Boseham landete er, nachdem er nach seiner Verabschiedung vom Könige mehrere Tage auf günstigen Wind gewartet, endlich in Gravelines, wo die Großen des Landes, an der Spitze Graf Philipp von Flandern, ihn in allen Ehren empfingen. Seine Reise durch die Normandie und Maine und den der englischen Krone gehörenden Ländern glich einem förmlichen Triumphzuge; denn Städte und Dörfer wetteiferten in dem Empfang des Erzbischofs, dem der Ruf seiner Weisheit und seiner Tugenden vorangeeilt war. Drei Tage vor Eröffnung des Concils langte Thomas in Tours an. Bei seiner Annäherung gerieth die ganze Stadt in Aufregung. Nicht bloß Bürger und Einheimische, sondern auch fremde Geistliche und alle Kardinäle bis auf zwei, wie der Chronist sagt, die in der Nähe des Papstes bleiben mußten, gingen ihm entgegen. Der Papst bewies ebenfalls, in welch' hoher Bedeutung er den Primas von England halte, indem er aus seinem Gemache heraustrat, den Erzbischof begrüßte und, als er ihn ermüdet fand, bald mit den Worten entließ: „Gehe, Bruder, ruhe aus; nach der Anstrengung ist Ruhe nothwendig."

Das Concil wurde am 19. Mai in der Kathedrale eröffnet, und Arnulph, Bischof von Lisieux, erhielt vom Papste den ehrenvollen Auftrag, den versammelten Vätern — es waren zugegen 17 Cardinäle, 124 Bischöfe und 114 Aebte — die Lage der Kirche auseinanderzusetzen. In der noch vorhandenen Rede wies Arnulph mit großer Beredtsamkeit auf die Freiheit der Kirche als das einzige Mittel hin, den Uebelständen der Zeit abzuhelfen. Das Concil faßte eine Reihe von Beschlüssen über die Verwaltung des Kirchengutes, die Ordnung des Kloster-

wesens, die kirchliche Gerichtsbarkeit und die Gewalt der Bischöfe. In Folge des Concils erhielt Papst Alexander von den Monarchen Frankreichs und Englands die Einladung, eine Stadt ihrer Länder zu seinem einstweiligen Aufenthalte zu wählen, und der Papst bestimmte hierzu Sens, wo er vom 1. Oktober 1163 bis Ostern 1165 weilte.

Es war nicht einzig die Theilnahme am Concil, was Thomas bewog, die Reise nach Frankreich zu unternehmen. Es beunruhigte ihn auch der Gedanke, daß er seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl mehr dem Könige als den Wahlberechtigten verdanke; denn seine Wahl in der Westminsterkapelle war der Geistlichkeit mehr durch den entschiedenen Willen Heinrichs abgenöthigt worden und konnte deßhalb nicht als freie Ausübung des auf die Kirchengesetze sich gründenden Rechtes gelten. Thomas Becket wollte seine Würde aus den Händen des Papstes empfangen. Er legte daher dieselbe zu den Füßen des Stellvertreters Jesu Christi nieder. Dieser aber hieß ihn die Bürde des Hirtenamtes wieder auf seine Schultern nehmen. Sodann erneuerte Papst Alexander noch der Kirche von Canterbury einige ihrer Vorrechte und entließ den Erzbischof mit dem Friedenskusse und mit seinem Segen.

Neu gestärkt in seinem kirchlichen Bewußtsein, kehrte Thomas nach England zurück, wo er von dem Könige anscheinend mit der alten Hochachtung empfangen wurde. Allein das Jahr seiner Reise nach Tours war noch nicht zu Ende, als der Sturm gegen die Kirche in England entbrannte.

Welches der erste Anlaß zum englischen Kirchenstreite war, ist aus den Berichten der Zeitgenossen nicht klar zu erkennen. War schon der Unwille des herrschsüchtigen englischen Monarchen durch die nachdrückliche Geltendmachung der Rechte der Kirche von Canterbury auf die ihr gehörenden Güter erregt worden, so war derselbe zweifelsohne durch die großartigen, dem Erzbischofe auf dem Continente dargebrachten Huldigungen gesteigert worden. Ferner erzählt Roger von Pontigny: In einer Pre-

digt an Klerus und Volk sprach der Erzbischof vom Reiche Christi, das heißt der Kirche, und den weltlichen Reichen; von den beiden Kronen, der geistlichen und der weltlichen; sowie vom geistlichen und weltlichen Schwert. Heinrich war auch zugegen und fühlte sich tief verletzt, weil Thomas der geistlichen Würde vor jeder weltlichen den Vorzug gab. Er sah nun klar ein, wie sehr er sich in ihm getäuscht hatte, und daß er den Erzbischof nie zu seiner Ueberzeugung hinüberziehen könne, nämlich: die Kirche dürfe nur so viel Macht und Vermögen besitzen, als der König bewillige.

Lebhafter brach schon der Zorn des Königs auf einer Versammlung zu Woodstock (1163) aus, wo Heinrich das sogenannte Dänengeld für seinen Schatz beanspruchte. Es war das eine kleine jährliche Abgabe von jeder Hufe Landes, die den Sherifs der Grafschaften als Erkenntlichkeit für die der Bevölkerung im Interesse ihrer Sicherheit geleisteten Dienste gezahlt wurde. Die Forderung dieser durchaus freiwilligen Abgabe für den Fiscus versetzte die Versammlung in die größte Aufregung, und Thomas Becket sprach nur den Willen der Versammlung aus, als er in Vertheidigung eines überaus werthvollen englischen Volksrechtes dem Könige erklärte: „Wenn deine Beamten (die Sherifs) sich gegen das Volk benehmen, wie es ihre Pflicht ist, so werden wir auch fernerhin die hergebrachte Sitte beobachten; wenn nicht, werden wir die Abgabe verweigern und Niemand kann uns dazu zwingen.“

Um dieselbe Zeit kam es wegen der Besetzung der vom Erzstuhle Canterbury abhängigen Kirche von Eynesford zu einem neuen Zerwürfniß. Der Herr des Edelgutes gleichen Namens weigerte sich, den von Thomas ernannten Kleriker in sein Beneficium eintreten zu lassen; der Erzbischof zwang ihn mit Kirchenstrafen dazu. Heinrich, der für den Edelmann Partei genommen, erkannte hierin eine Verletzung des königlichen Ansehens. Als die Sache endlich geordnet war und man dem Könige Nachricht davon gab, erklärte derselbe: „Das ist zu spät, als daß ich dem

Erzbischof noch Dank dafür wüßte." Man erkennt aus dieser Antwort, daß der Entschluß des Königs gefaßt war. Zum Vorgehen gegen den Erzbischof wählte er die Privilegien der geistlichen Gerichtsbarkeit.

Unter der Herrschaft der Angelsachsen übten, wie bereits im Allgemeinen bemerkt, die Bischöfe gemeinschaftlich mit den Edlen das Amt der peinlichen Gerichtsbarkeit über die Laien aus. Die Geistlichen aber hatten im Bischof ihren einzigen Richter, welcher auch noch über gewisse Vergehen gegen die Rechte der Kirche und die Gebote der Religion bei den Laien entschied. Trotzdem aber wurden in England viele in andern Ländern dem geistlichen Richter vorbehaltene Fälle von dem Bischof und Sherif gemeinschaftlich entschieden. Wilhelm der Eroberer hatte beide Gerichtsbarkeiten gänzlich von einander getrennt und sogenannte Christengerichte eingesetzt, welche aus dem Bischofe und dessen Archidiakon bestanden. Während aber die weltlichen Gerichte in Folge der Willkür und Gewaltthätigkeiten der Richter das Vertrauen des Volkes immer mehr einbüßten, gewannen die geistlichen Gerichte um so mehr an Ansehen, als die geistlichen Richter durch ihre Rechtsstudien und Rechtskenntniß sich auszeichneten. Die hierdurch hervorgerufene Spannung wurde noch durch den Umstand vergrößert, daß die geistlichen Gerichte auch die Streitigkeiten über den Zehnten, die Patronatsrechte, Testamente, Meineide u. dgl. in ihren Wirkungskreis zogen.

Erzbischof Theobald hatte bereits bei dieser Lage der Dinge den unvermeidlichen Ausbruch des Conflictes vorausgesehen. Nicht ohne Besorgniß hatte er noch auf dem Sterbebette dem Schutze des Königs die Freiheiten der Kirche anempfohlen und ihn vor den Umtrieben seiner Feinde gewarnt; er wußte, daß die gegen die geistliche Gerichtsbarkeit sich erhebende Opposition ihre Hauptwurzel in des Königs herrschsüchtigem Willen hatte und daß derselbe, einmal zu einem festen Entschlusse gelangt, kein Mittel scheuen werde, seinen Willen durchzusetzen.

Der listige Monarch begann daher den Kampf an jenem Punkte des kirchlichen Rechtes, welcher der bestrittenste war. Die kanonischen Satzungen untersagten nämlich den Geistlichen, Todesurtheile zu erlassen; die schwersten Strafen, die sie verhängen konnten, waren Geldbußen, Geißelung, Gefängniß und Degradation. In jener rohen und gewaltthätigen Zeit geschah es jedoch nicht selten, daß auch Geistliche schwere Verbrechen verübten; denn Jeder, der nur die Tonsur empfangen hatte, wenn er auch in der Folge keine höhere Weihe erhielt, nahm schon Theil an dem Privilegium der geistlichen Gerichtsbarkeit.

Die Biographen des Thomas Becket berichten mehrere Fälle, an denen sich der eigentliche Streit des Königs mit dem Erzbischofe entzündete, weil Heinrich behauptete, die Strafen der geistlichen Gerichte reichten nicht hin zur Unterdrückung schwerer Verbrechen.

So war ein Kanonikus von Bedford, Philipp von Brois, schon zur Zeit Theobalds von dem geistlichen Gerichte des Todschlags überwiesen und verurtheilt worden, die Verwandten des Erschlagenen durch Geld schadlos zu halten. Später lud ihn der königliche Richter nochmals wegen der nämlichen Sache vor sein Tribunal; Philipp wollte sich nicht wiederholt verantworten, und als der Richter in ihn drang, ließ er sich zu Schmähworten hinreißen. Der König, hiervon benachrichtigt, hielt sich in der Person seines Richters für beschimpft und befahl, Philipp von Brois wegen dieses neuen Vergehens vor das geistliche Gericht zu laden. Eine neue Untersuchung begann, und das Urtheil lautete auf öffentliche Züchtigung und Verlust der Pfründe.

Aber auch dieses strenge Urtheil vermochte den Zorn des Königs nicht zu besänftigen. Zwei Fälle ähnlicher Art mit Klerikern der Grafschaft Worcester machten die Lage noch gespannter. Ja, der König hielt es jetzt schon nicht mehr unter seiner Würde, den neugewählten Abt von St. Augustin, Clarembault, in seinen Schutz zu nehmen, trotzdem derselbe offen er-

klärte, die Jurisdiktion seines Erzbischofes nicht anerkennen zu wollen. Die Nachrichten über das Vorgehen der königlichen Beamten gegen die Bischöfe und Geistlichen in den englischen Provinzen in Frankreich lauteten immer beunruhigender, und Thomas erhielt bald von dem Bischofe Johann von Poitiers Nachricht von den gegen seine Person und die Kirche in der Provinz Touraine ergriffenen Maßregeln. Diese authentische Darlegung der Lage der Dinge auf dem Continente kam früh genug in die Hände des Erzbischofs, um ihn auf das aufmerksam zu machen, was bald in England geschehen sollte; denn acht oder zehn Tage nachher wurden die Barone und die Bischöfe auf Befehl des Königs auf den 1. Oktober 1163 zu einer Versammlung nach Westminster beschieden, anscheinend um einen schon lange obschwebenden Rangstreit zwischen den Erzbischöfen von York und Canterbury zu schlichten.

In Westminster erschienen der Primas Thomas, der Erzbischof Roger von York und alle anderen Bischöfe nebst den Baronen. Heinrich hielt eine Rede, in welcher er vorgab, der Grund der Berufung sei die Vorstellung des Erzbischofs von Canterbury als Primas von England. Dann ging er aber zu seinem eigentlichen Zwecke über. Er wies nämlich darauf hin, wie die geringe Strafe für die von den Geistlichen begangenen schweren Verbrechen die Verwilderung der Sitten im Reiche befördere, und daß nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche selbst in ihrem wahren Interesse benachtheiligt werde. Außerdem beklagte er sich über die Bestechlichkeit der Archidiakonen, welche die ohnedieß schon geringen Strafen noch aus unlauteren Beweggründen milderten. Er stellte daher den Antrag, die Geistlichen sollten nach ihrer Degradation wegen eines öffentlichen Verbrechens sofort der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben werden.

Da der König für die Beantwortung dieser Frage, entgegen der an ihn gerichteten Bitte des Erzbischofs, keinen Aufschub auf den morgigen Tag gestatten wollte, zog sich Thomas

mit den übrigen Bischöfen zu einer Berathung zurück. Thomas Becket konnte sich bald überzeugen, welch' schwache Unterstützung er an seinen Mitbischöfen habe; sie waren eingeschüchtert durch die Worte des Herrschers und nicht abgeneigt, seinem Verlangen zu willfahren. Allein der Erzbischof erklärte ihnen, daß es gegen die kirchliche Ordnung sei, Jemanden wegen eines und desselben Verbrechens vor zwei Gerichte zu stellen; nicht einmal Gott selbst fälle über den nämlichen Gegenstand ein zweimaliges Urtheil. „Wir müssen uns hüten," fügte er bei, „damit nicht durch unsere Zustimmung die Freiheit der Kirche unterdrückt werde und zu Grunde gehe; jene Freiheit, für welche wir nach dem Vorbilde unseres obersten Priesters, gemäß unseres Amtes, bis zum Tode kämpfen müssen. Bis jetzt haben wir noch nicht bis zum Tode Widerstand geleistet!" Die Bischöfe meinten aber im Hinblick auf das Schisma in der Kirche, es sei besser, dem Könige jetzt nachzugeben, als bald sich selbst opfern zu müssen. Doch voll heiligen Eifers erwiderte ihnen Thomas nach dem Zeugnisse Herbert von Boſehams: „Ich sehe wohl, daß euere Furchtsamkeit sich unter dem Namen der Duldung verbirgt und daß ihr dazu neigt, die Freiheit der Kirche zu opfern. Ich weiß, daß man Vieles zulassen muß in den Zeiten, die schlecht sind; aber ich gebe nicht zu, daß man deßwegen Unrecht auf Unrecht häufen darf. Gott kann die Kirche retten, ohne daß unser Untergang nothwendig ist; und wird denn die Kirche dann stärker wegen der Sünden ihrer Hirten? Gott stellt uns heute auf die Probe; welches ist denn der Augenblick für die Bischöfe, der Gefahr zu widerstehen? Etwa die Zeit des Friedens? Ich erkläre und nehme Gott dafür zum Zeugen: es ist nicht gut, auf die Regierungsweise zu verzichten, welche uns unsere Väter im Glauben hinterlassen haben. Nichts kann es übrigens rechtfertigen, das Leben des Geringsten unter unsern Klerikern preiszugeben, weil wir selbst eine Todesstrafe nicht aussprechen können."

Diese Worte scheinen den Prälaten den Muth wieder ge-

geben zu haben; denn sie begaben sich zum Könige und erklärten ihm, sie könnten um ihrer Verpflichtungen gegen die Kirche halber seinen Forderungen nicht ohne Rückhalt zustimmen. Als der König wahrnahm, daß er mit seinen Forderungen nicht durchdringe, verließ er plötzlich diesen Gegenstand und fragte rasch die Bischöfe, ob sie die von seinem Großvater Heinrich I. und anderen seiner Vorfahren ererbten Gewohnheiten beobachten wollten. Das war eine verfängliche Frage, da weder angegeben war, was zu diesen Gewohnheiten gehörte, noch wohin sie zielten. Der Erzbischof gab die Antwort: Wir werden die Gewohnheiten beobachten, „unbeschadet der Privilegien unseres Standes" (salvo ordine). Heinrich fragte dann jeden Bischof einzeln und erhielt von jedem die nämliche Antwort. Nur der Bischof von Chichester erwiderte, um den König zu beruhigen, er wolle jene Rechte „aufrichtig" (bona fide) anerkennen. Allein diese Nachgiebigkeit beschwichtigte des Königs Unmuth nicht; er vergalt dem Bischofe mit Schmähworten und wandte sich dann an den Primas und die übrigen Bischöfe, behauptend, dieselben hätten sich gegen ihn verschworen, jenen giftigen und verfänglichen Beisatz „salvo ordine" zu gebrauchen. Nochmals fragte er den Erzbischof, ob er versprechen wolle, seine königlichen Gewohnheiten unbedingt und ohne Beifügung des Vorbehaltes zu befolgen. Thomas bewies umsonst, daß die von ihm angewandte Klausel von den heiligen Vätern in der ganzen Christenheit eingeführt worden sei, und daß der Klerus diese Formel immer gebrauche, wenn er dem weltlichen Herrscher Treue gelobe. Als nun Heinrich gewahrte, wie sein klug angelegter Plan an der unbeugsamen Festigkeit jenes Mannes scheiterte, den er als Werkzeug seines herrschsüchtigen Willens gebrauchen wollte, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Gleich einem Rasenden eilte er aus der Versammlung und verließ noch in derselben Nacht London, nachdem er den Befehl ertheilt, der Erzbischof müsse die Herrschaft Eye und das Schloß Berkhamstead, das er als Kanzler erhalten hatte, wieder zurückgeben.

Wie schnell und wie ernst hatte sich die Lage der Dinge in England geändert. Im Juni 1162 wird Thomas Erzbischof. Ein Jahr später, im April 1163, wo er sich mit dem Könige über die Berufung Gilbert Foliots, seines damals noch geheimen Gegners, auf den Stuhl von London verständigt, besteht noch zwischen ihnen die alte Freundschaft. Es folgen eine Menge von kleinen Zwistigkeiten, und auf der Versammlung von Westminster sehen wir schon den König im Begriffe, den folgenschwersten Angriff auf die Verfassung des Landes zu machen, der seit dem Ursprung der Monarchie je darauf versucht wurde. Die Kirche war älter in England als die Monarchie, und ihre Macht war so groß, daß es niemals bis dahin zu einem so ernsten Conflicte zwischen der Krone und der Kirche gekommen war, wie er durch das Benehmen des Königs jetzt formell eingeleitet war. Kein Wunder, daß die Vorgänge in Westminster in ganz Europa und besonders am päpstlichen Hofe zu Sens ungeheueres Aufsehen erregten, wie aus den noch vorhandenen Briefen aus dem Jahre 1163, namentlich aus denen des berühmten Johann von Salisbury, hervorgeht, den der König als den hervorragendsten Freund Thomas Beckets alsbald aus England vertrieben hatte.

Die hohe Geistlichkeit in England war seither nur durch die Willensstärke ihres Primas im Widerstande gegen die unberechtigten Forderungen des Königs erhalten worden. Das erkannte Heinrich sehr gut; er ergriff daher ein anderes Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Der englische Episkopat mußte von Thomas Becket getrennt werden, damit dieser nur noch als Haupt einer Partei oder ganz isolirt ihm gegenüber stehe.

Als der König mit diesem Plane umging, kam Bischof Arnulph von Lisieux zum Besuche an das königliche Hoflager. Dieser Kirchenfürst, von Geburt ein Normanne, war ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und sein Ansehen bei Fürsten und Prälaten. Er war es besonders, der Heinrich II. bewogen hatte, ungeachtet der Bemühungen Kaiser Friedrichs I. seinen

Gegenpapst anzuerkennen, sich zu Gunsten des Papstes Alexander III. zu erklären. Als Beweis seines Wohlwollens ernannte ihn Papst Alexander zum apostolischen Legaten für England, und auf dem Concil von Tours, wie bemerkt, ertheilte er ihm den ehrenvollen Auftrag, die Verhandlungen mit einer Ansprache an die ehrwürdige Versammlung zu eröffnen.

Nach einer so ruhmvollen Vergangenheit scheint es unbegreiflich, daß Arnulph von Lisieux in dem Streite zwischen Thomas Becket und Heinrich II. als offener Gegner des Erzbischofs und später als zweideutiger Vermittler auftritt. Allein bei der Schwäche der menschlichen Natur ist es nicht selten, daß auch edlere Charaktere in schwierigen Verhältnissen einen augenblicklichen Privatvortheil einem rechtmäßigen Prinzip aufopfern. Arnulph hatte aus einem unbekannten Grunde die Ungnade des Königs von England sich zugezogen, und es lag ihm nun Alles daran, die Gunst seines Herrn wieder zu gewinnen. Zuerst versuchte er eine Aussöhnung zwischen dem Primas und dem Könige anzubahnen; als dieß jedoch fehlschlug, rieth er Heinrich II., die Geistlichkeit von dem Primas zu trennen und dadurch dessen Macht zu brechen. Der verderbliche Plan gelang; ohne Schwierigkeit brachte der König drei einflußreiche Bischöfe, Roger von York, Gilbert von London und Hilarius von Chichester, auf seine Seite. Sie beschönigten ihren Abfall mit dem Vorwande, sie folgten nur dem Rathe eines anerkannten Vorfechters der kirchlichen Freiheiten, des Bischofs Arnulph von Lisieux, der angeblich sein ganzes Beginnen mit dem Bestreben deckte, den König und England bei der Obedienz des rechtmäßigen Papstes zu erhalten. Thomas Becket kannte wohl die Zweideutigkeit Arnulphs, der sich nicht entblödete, seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Erzbischofe fortzusetzen. Durch die Umstände gezwungen, mußte Letzterer zwar augenblicklich schweigen, aber später machte er ihm die verdienten Vorwürfe.

Die Seele der Gegenpartei aber war Bischof Gilbert von

London. Seiner Handlungsweise werden mehrere unedle Motive unterschoben; es läßt sich indeß annehmen, verletzte Eitelkeit sei die Hauptursache gewesen, indem Gilbert nach dem Primatialstuhle strebte.

Thomas sah sich jetzt von wenigen Getreuen umgeben, und auch diese hielten nur im Geheimen zu ihm. Trotzdem blieb er fest und unerschrocken, immer hoffend, der König werde endlich seine Gesinnung ändern. Unterdessen versuchten verschiedene Große, den Erzbischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie stellten ihm vor, wie thöricht es sei, wegen eines einzigen Wörtchens so große Güter zu verlieren und den Vorwurf des Undankes auf sich zu ziehen. Es handle sich ja nur darum, daß Thomas jenes Wort: „unbeschadet des Standes" in der Verpflichtung auf die königlichen Gewohnheitsrechte auslasse oder abändere. Der König suchte selbst den Primas durch die Erinnerung an seine vielen ihm erzeigten Wohlthaten umzustimmen und beschied ihn zu einer Unterredung nach Northampton. Allein Alles vergebens — Thomas Becket beharrte unabänderlich bei seiner Ueberzeugung: man dürfe die Ehre und den Dienst Gottes nicht weltlichen Rücksichten nachsetzen. Grollend schied Heinrich vom Erzbischofe.

Arnulph von Lisieux und der Archidiakon von Poitiers begaben sich, vom Könige beauftragt, zu Papst Alexander III., um von ihm die Anerkennung der Gewohnheiten zu erlangen; sie wurde natürlich verweigert. Alsdann versuchten der Bischof von Hereford und der Abt von Eleemosyna ihre Ueberredungskunst bei dem Primas von England. Der Abt gab sogar vor, er sei von dem Papste gesandt worden, um den Erzbischof zum Gehorsam gegen den Willen des Königs aufzufordern. Die geringste Zustimmung zu seinen Forderungen reiche hin zur Erneuerung des Friedens.

Da begab sich Thomas, irre geleitet von diesen falschen *Vorspiegelungen*, nach Woodstock zum Könige und versprach, *jene streitige* Klausel wegzulassen. Heinrich nahm ihn äußerlich

nicht ungnädig auf, verlangte jedoch, er möge seine unbedingte Unterwerfung feierlich vor den geistlichen und weltlichen Großen aussprechen. „Du hast öffentlich," sagte der König, „meinem Willen widerstanden; öffentlich mußt du auf deine Opposition verzichten. Ich werde eine Versammlung auf einen bestimmten Tag berufen; ich werde dich sammt meinen Baronen, den Bischöfen und dem Klerus hinbescheiden, damit eine entscheidende Maßregel getroffen wird und in Zukunft Niemand mehr meinen Gesetzen entgegentrete."

Auf den Rath einiger Feinde des Erzbischofs erklärte Heinrich, er werde durch einige Große und ältere Leute die königlichen Gewohnheiten urkundlich aufnehmen lassen, damit künftig jeder Streitigkeit zwischen Kirche und Staat vorgebeugt sei. Dieß sollte eine förmliche Recognition sein, d. h. ein beschworenes Weisthum. Das scheinbar gute Vorhaben fand vollen Beifall bei den anwesenden Bischöfen und Großen. Auch der Erzbischof ließ sich täuschen durch das Wort Recognition, unter welchem er nur die formlose Anerkennung der schon bisher rechtsgiltig im Reich bestandenen königlichen Gewohnheiten erkannte. Heinrich dagegen wollte solche Gewohnheiten, die bisher nur von der Krone und nicht von der Kirche als rechtsgiltig erkannt worden, von beiden Seiten erst rechtsgiltig machen. Zur Erreichung seiner Absicht berief der König eine Reichsversammlung nach Clarendon.

VII.

Der Reichstag zu Clarendon. Die sog. hergebrachten Gewohnheiten. Weiterer Verlauf des Kirchenconflictes.

Am 30. Januar 1164 wurde der Reichstag zu Clarendon, einem der Hofsitze des Königs, durch den Hofkaplan Johann von Oxford, welchen der König zum Vorsitzenden der Versammlung ernannt hatte, feierlich eröffnet. Heinrich II. beeilte sich,

den Erzbischof aufzufordern, das in Woodstock abgelegte Versprechen zu erfüllen und seine unbedingte Unterwerfung unter die „hergebrachten Gewohnheiten“ auszusprechen. Da erkannte der Erzbischof zu seiner Betrübniß, daß es dem Könige nicht so sehr um aufrichtige Aussöhnung, sondern um einen Triumph über ihn und die streng kirchliche Partei zu thun sei. Er suchte daher geschickt der Forderung des Königs auszuweichen. Aber die Entrüstung des Letzteren war unbeschreiblich groß, als er den Erzbischof unbeugsam ihm gegenüberstehen sah. Er bedrohte ihn mit Verbannung oder Tod; die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich, und man erblickte eine Schaar Ritter mit gezückten Schwertern. Furcht und Zagen bemächtigten sich der Geistlichkeit; aber Thomas blieb unerschüttert, tröstete Alle und sagte, die Furcht gezieme sich nicht für den wahren Priester Gottes. Die Bischöfe von Salisbury und Worcester baten ihn unter Thränen, er möge sich ihrer als Freunde erbarmen. Der Erzbischof erwiderte ruhig: „Nichts Großes und Unerhörtes ist es, wenn wir um der kirchlichen Satzungen willen unterliegen: eine unzählige Schaar von Heiligen hat uns dieß durch Wort und Beispiel gelehrt. Nur der Wille des Herrn geschehe!“ Die Grafen von Leicester und Cornwallis erschienen mit der Erklärung, der König werde bis zum Aeußersten vorgehen. „Nicht zum ersten Male,“ erwiderte der Erzbischof, „würde man für die Kirche sein Blut hingeben.“ Zuletzt umfaßten zwei Tempelritter weinend und schluchzend seine Kniee und versicherten, der König denke nichts Arges. Er möge demselben nur durch ein Wort vor der Versammlung die Ehre geben, dann werde der Friede wieder hergestellt sein und Nichts zum Nachtheile der Kirche verlangt werden. Der Erzbischof vermochte diesen flehentlichen Bitten nicht länger zu widerstehen; verwirrt in seinem Urtheil und erschöpft durch die Bedrängnisse des Tages, trat er vor den König und erklärte seine Unterwerfung unter die „Gewohnheiten“ im Vertrauen auf die Einsicht und Mäßigung des Königs. Dasselbe thaten alle übrigen

Bischöfe. Die bittere Frucht der Enttäuschung sollten sie aber schon im nächsten Augenblicke verkosten; denn der König wandte sich an die weltlichen Großen und sprach: „Da wir jetzt das Gelöbniß der Bischöfe über die Befolgung der Gesetze des Königreichs besitzen, so wollen wir mit vorsichtiger Prüfung die Sache behandeln, damit es später nicht wieder nöthig werde, über die Gesetze neuerdings zu reden. Mit größtem Fleiße sollen daher die Gesetze meines Großvaters Heinrich I., welche öffentlich eingetragen und aufgeschrieben wurden, vor Allen verlesen werden, damit mir Niemand vorwerfen könne, als habe ich etwas Neues vorgetragen." Die Ansprüche König Heinrichs II., welche er unter dem Titel „angestammte Rechte" legitimiren wollte, formulirten die Bischöfe Gilbert von London und Johannes von Sarum und Erzbischof Roger von York in sechszehn Sätze, welche unter dem Namen „Gewohnheiten von Clarendon" eine traurige Berühmtheit erlangten.

Was Heinrich II. mit seiner ganzen Kirchenpolitik bezweckte, wurde durch die der Versammlung von Clarendon vorgelesenen und zur gesetzlichen Annahme unterbreiteten Forderungen des Königs klar. Es waren derselben sechszehn, welche nicht nur die unerhörtesten Verletzungen althergebrachter Privilegien der Kirche in England enthielten, sondern geradezu ihre Autonomie und Freiheit vernichteten. Gegen sechs dieser Forderungen legte Thomas, schon während sie discutirt wurden, Protest ein. Dieselben lauten:

Alle, das kirchliche Patronat und die kirchliche Präsentation betreffenden Fragen werden von königlichen Gerichten entschieden. (Art. 1.)

Der Klerus ist den königlichen Gerichten unterworfen. (Art. 3.)

Kein Erzbischof, Bischof oder anderer Würdenträger darf das Reich verlassen, d. i. zum Papste reisen, ohne die Erlaubniß des Königs. (Art. 4.)

Kein Beamter oder Officier des Königs darf excommunicirt werden, ohne daß vorher dem Könige oder in dessen Abwesen-

heit dessen Beamten Kunde davon gegeben ist, d. i. um die Erlaubniß des Königs zu erhalten. (Art. 7.)

Alle Appellationen müssen dem Könige vorgelegt werden und dürfen ohne die Erkenntniß des Königs in Rom nicht vorgebracht werden. (Art. 8.)

Während der Vacanz der Erzbisthümer, der Bisthümer, der Abteien und der Priorate fallen alle Einkünfte dem Könige zu. „Sollte es nothwendig erscheinen," so lauten die betreffenden Worte weiter, „eine vacante Stelle zu besetzen, so wird der König gewisse hervorragende Persönlichkeiten zu sich bescheiden. Die Wahl wird in seiner Kapelle durch seine Zustimmung und auf seinen Rath durch die von ihm beauftragten Personen stattfinden. Der Erwählte soll dann vor der Consekration dem Könige den Eid der Treue leisten und das Versprechen ablegen, in dessen Dienste sein Leben, seine Kräfte und seine zeitliche Würde, seine Weihe ausgenommen, zu verwenden."

Bedarf es zur Charakterisirung dieser „Gewohnheiten" noch langer Worte? Die zuletzt erwähnte Forderung allein mußte dem König einen dreifachen Vortheil gewähren, und zwar zunächst einen unbegrenzten Genuß der Einkünfte der vacanten kirchlichen Stellen. So hatte schon Wilhelm Rufus zu einer Zeit zwei erzbischöfliche, vier bischöfliche Stühle und eilf Abteien unbesetzt gelassen; und von Heinrich selbst ist constatirt, daß er in dem sechszehnten Jahre seiner Regierung ein Erzbisthum, fünf Bisthümer und sechs Abteien, in seinem einunddreißigsten ein Erzbisthum, sechs Bisthümer und sieben Abteien unbesetzt ließ und deren Einkünfte einzog. Ferner erlangte der König durch die zuletzt erwähnte Gewohnheit eine uneingeschränkte Macht für die Verlängerung der Vacanzen und die volle Gewalt, die Wahl, Consekration und Investitur der Bischöfe nach seinem alleinigen Willen zu bestimmen. Aus dem von dem Könige unterzeichneten Dokumente geht weiterhin deutlich hervor, daß *ihm das* Recht sollte zugestanden werden, alle früher von uns *erwähnten* notwendigen Freiheiten der Kirche zu verletzen und

die Krone zum höchsten und letzten Richter in allen Fragen zu machen, welche die Besitzungen, die Privilegien, die Aemter, die Jurisdiction der Kirche betrafen. Niemand erkannte besser die Ungerechtigkeit dieser widerrechtlichen Eingriffe in die Rechte und die Freiheiten der Kirche, als derjenige, der als Lordkanzler von England der oberste Richter an Stelle des Königs im Lande gewesen. Von einer Concession konnte hier keine Rede mehr sein.

Thomas bekämpfte jede dieser Gewohnheiten gleich bei deren Vorlesen, und als Heinrich alsdann von ihm und seinen Mitbischöfen verlangte, sie sollten ihre Siegel auf die Urkunde drücken, erklärte er mit heiliger Entrüstung: „Bei dem allmächtigen Gott, mein Siegel wird, so lange ich lebe, diese Constitutionen nicht berühren.“ Diese ernste Erklärung brachte Bestürzung über die Versammelten. Erbittert und hastig verließ der König die Versammlung, und die Barone folgten ihm. Immerhin ließ sich Thomas, vielleicht auf das gleich anfangs ganz allgemein gegebene Versprechen, „die Gewohnheiten“ zu beobachten, bewegen, vom Könige, um Zeit zu gewinnen, eine kleine Frist zur ferneren Berathung mit dem Episcopate zu erbitten. Es wurden drei Abschriften der Gewohnheiten vertheilt: der König legte die seinige in das Archiv, die zweite erhielt Erzbischof Thomas, und die dritte nahm der Erzbischof von York.

Beunruhigt und tief betrübt brach Thomas alsbald von Clarendon nach Winchester auf. Gewissensangst folterte ihn; er fürchtete, die Freiheit der Kirche Englands geknechtet zu haben, jene Freiheit, für welche seine Vorgänger mit glühendem Eifer und Muth gekämpft und so glorreich gesiegt hatten. Als er stillschweigend dahinritt, sprachen seine Begleiter — Herbert von Boseham, der unter ihnen war, erzählt es — über die Ereignisse der letzten Tage. „Während der Thorheit der Hirten,“ sagte der Kreuzträger, „hat der Wolf die Schafe zerstreut.“ „Auf wen,“ fragte sofort Thomas, „bezieht sich dieses Wort?“ „*Auf dich, Herr,*“ lautete die Antwort, „der du heute die Ge-

nossen und die guten Namen in der Vernichtung der Freiheit der Kirche verrathen hast." In großer Herzensangst erkannte der Erzbischof seine Schwäche, indem er versprochen, die „Gewohnheiten zu beobachten", nicht wissend, was darauf folgen würde. Zu seinen Begleitern gewandt, sagte alsdann Thomas: „Das darf Niemanden wundern; denn ich glaube schon zu sehen, daß durch mich, weil meine Sünden so es erfordern, die englische Kirche als Magd dienen muß, die doch meine Vorgänger unter so vielen und so großen Gefahren, welche die Welt kennt, so einsichtsvoll regiert; für welche selbst unter ihren Feinden sie so tapfer gekämpft und so mächtig gesiegt haben, und welche vor mir als Herrin bestanden, jetzt aber durch mich Elenden als Magd dienen zu müssen scheint; o daß ich untergegangen wäre, damit kein Auge mich mehr sähe; und zwar wird die Kirche mit Recht dieses durch mich leiden, und zu meiner Zeit, der ich nicht, wie meine Vorgänger, von der Kirche, sondern vom Hof zu diesem Amt genommen worden bin: nicht aus einem Kloster, nicht aus irgend einer Stätte des Klosterlebens, nicht aus der Schule des Erlösers, sondern vielmehr aus der Rotte des Cäsars; hoffärtig und eitel, bin ich aus einem Heger von Vögeln ein Hirte der Schaafe geworden; vordem war ich ein Gönner der Gaukler und ein Heger von Hunden, ich so vieler Seelen Oberhirte; denn sie setzten mich gegen mein Wissen zum Wächter in die Weinberge, der ich nicht einmal meinen eigenen gehütet, sondern vernachlässigt habe; wahrlich weit entfernt ist vom Heil der Kirche mein früheres Leben; und das sind nun meine Werke; daher sehe ich offenbar mich schon von Gott verlassen und von dem heiligen Stuhl, auf welchen ich gesetzt worden, als unwürdig herabgestürzt."

Kaum war Thomas einige Tage zu Canterbury, als er schon einen umfassenden Bericht über das Vorgefallene an Papst Alexander III. sandte und um seine Absolution bat. Die vierzig Tage bis zur Rückkehr des Boten brachte der Erzbischof in Bußübungen zu und enthielt sich zugleich der gottesdienstlichen

Functionen, weil er sein Gewissen zu sehr beschwert fühlte. Die Antwort Alexanders III. brachte dem kummervollen Herzen des Primas vielen Trost und Stärkung; derselbe schrieb unter Anderm: Die Schuld sei nicht die nämliche, wenn Jemand aus Absicht und kalter Berechnung, oder aber aus Uebereilung oder Unkenntniß fehle. Gott sehe nicht auf die That, sondern auf die Absicht des Thäters. Thomas möge daher einem vertrauten Priester seine Sünden beichten und dann sicher sein, daß der barmherzige Gott sie ihm verzeihen werde. Zugleich gebot ihm der Papst aus apostolischer Machtvollkommenheit, das heilige Meßopfer wieder zu feiern.

Nach einiger Zeit versuchte der Bischof von Evreux, den Frieden zwischen dem König von England und dem Erzbischof anzubahnen. Er begab sich demgemäß zu Heinrich II., der ihm jedoch zu verstehen gab, der Friede sei nur dann möglich, wenn der Erzbischof den Papst bewege, in einer besonderen Bulle die Gesetze seines Reiches und die Gewohnheiten zu bestätigen. Um seine Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, schrieb Thomas an den Papst, war aber überzeugt, daß derselbe einer solchen Bitte nicht willfahren könne. Und so war es auch. Die Abgesandten kehrten unverrichteter Dinge wieder nach England zurück. Dieß erbitterte den König noch mehr, weil er die abschlägige Antwort des heiligen Stuhles dem Einflusse des Erzbischofes zuschrieb. Er sann jetzt mit seinen Rathgebern auf ein neues Mittel, dem Primas zu schaden. Zu diesem Zwecke glaubte er, die Würde eines päpstlichen Legaten für den Erzbischof von York beanspruchen zu sollen. Heinrich sandte zwei Geistliche, Johann von Oxford und Gaufried Ridel, nach Sens an den päpstlichen Hof. Ihre Bemühungen waren anfangs erfolglos; Alexander erklärte, daß es bei dem Herkommen, nach welchem der Erzbischof von Canterbury dem Erzbischofe von York an Würde und Autorität vorangehe, verbleiben müsse. Erst als Johannes fußfällig mit einem Eide versicherte, das Leben des Primas stehe in Gefahr, wenn des Königs Wille

unberücksichtigt bliebe, gab Alexander nach und verlieh dem Könige die Legation, ohne jedoch, wie er ausdrücklich erklärte, die Rechte des Primas dadurch schädigen oder den Erzbischof von York über denselben erheben zu wollen. Zugleich schickte der Papst ein anderes Schreiben nach England, welchem zufolge die Legation alsbald erlöschen sollte, wenn der König die Legatengewalt ausüben oder durch dieselbe irgend Jemanden bedrücken würde.

Der leere Titel hatte freilich keinen Werth für Heinrich; er gab auch die Legation wieder an den Papst zurück, konnte sich aber vorher nicht versagen, bei verschiedenen Personen, unter Vorzeigung des päpstlichen Schreibens, sich als Legaten vorzustellen, um den Primas dadurch zu erschrecken.

Alexander III. hatte dem Erzbischofe den weisen Rath ertheilt, er möge sich mit wenigen Vertrauten nach Canterbury zurückziehen und so wenig als möglich das Land bereisen; dadurch werde jedem Anlaß zum Streite mit dem Könige vorgebeugt. Weil dieser aber den Erzbischof persönlich nicht erreichen konnte, so verfolgte er dessen Unterthanen. Seine Beamten warfen mehrere Geistliche, die schwerer Vergehen angeklagt waren, in das Gefängniß. Thomas betrachtete die Angelegenheit dieser Geistlichen wie seine eigene; er duldete nicht, daß sie dem weltlichen Gerichte übergeben wurden, um gefoltert, verstümmelt oder mit dem Tode bestraft zu werden, und verbot bei Strafe der Excommunication den weltlichen Richtern, die Processe vor ihr Forum zu ziehen.

Der König beschwerte sich hierüber bei den Großen des Reiches, in Gegenwart des Erzbischofes, und führte an, sein Großvater habe ebenfalls seiner Zeit die Geistlichen nach den gemeinen Gesetzen des Reiches gestraft, und damals hätten doch auch heilige Erzbischöfe und Bischöfe regiert. Thomas Becket entgegnete, er wolle keineswegs die Mörder und Räuber schützen; *allein* der Unterschied der Stände müsse beachtet werden. Ein *Verbrechen* verdiene nur eine Strafe, und es sei wohl härter,

degradirt zu werden, als eines seiner Glieder zu verlieren. Wenn der Großvater des Königs gegen die Satzungen der Kirche gehandelt habe, so sei das ein Eingriff in ihre Rechte gewesen, der nicht zur Nachahmung autorisire. Zornig drohte ihm der König, er werde ihn erniedrigen und wieder an den Ort bringen lassen, an dem er ihn gefunden habe. So schien denn jede Hoffnung auf Wiederherstellung des Friedens geschwunden!

Von den täglich sich erneuernden Quälereien ermüdet, faßte Thomas den Entschluß, sich zu dem Papste nach Sens zu begeben, um sich bei ihm in dieser hochwichtigen Angelegenheit Rath zu holen. Dann begab er sich mit einem kleinen Gefolge zu Schiff. Als das Fahrzeug bereits die hohe See gewonnen, erinnerten sich die Schiffer, es werde ihnen wohl nimmermehr gestattet sein, in ihr Vaterland heimzukehren, wenn sie dem Feinde des Königs zur Flucht verholfen hätten. Sie gaben deßhalb vor, die ungünstige Witterung gestatte nicht, weiterzufahren. Der Erzbischof erlaubte ruhig die Umkehr und sagte später zu den Seinigen, er habe noch durch schwereren Streit geläutert werden müssen.

Den König erbitterte die Nachricht von der Einschiffung des Erzbischofs, indem er durch diesen Schritt die „Gewohnheiten" von Clarendon mißachtet sah; zugleich fürchtete er, der heilige Stuhl werde über ihn den Bann und über England das Interdict aussprechen. Um den Zorn des Königs zu besänftigen, besuchte ihn Thomas in Woodstock. Heinrich empfing ihn mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen und gab sich den Anschein, als wisse er nichts von dem Fluchtversuche. Erst beim Abschiede fragte er wie im Scherz, warum der Erzbischof das Land habe verlassen wollen, ob das Reich für sie Beide zu klein sei? Thomas durchschaute den König; es entging ihm nicht, daß derselbe ihm vollständig abgeneigt sei; er verließ daher eilig das Hoflager mit dem Entschlusse, von jetzt an mit *aller Entschiedenheit* für die Sache Gottes aufzutreten. Dieser

Entschluß wurde durch die tröstliche Nachricht belebt, daß auf die Aufforderung des Papstes in Clairvaux, Citeaux und Pontigny unaufhörlich für ihn gebetet werde.

Die vorhin erwähnten Unterhandlungen hatten einige Monate gedauert; der bald nach Ostern erfolgte Tod des Gegenpapstes Octavian, die Vorbereitungen zur Rückkehr nach Rom und andere wichtige kirchliche Angelegenheiten lenkten die Aufmerksamkeit des Papstes für den Augenblick von England ab. Heinrich selbst mochte wohl aus den bisherigen Unterhandlungen mit Rom die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele gelangen werde. Er beschloß, sich des Erzbischofs auf andere Weise zu entledigen, die sich von vorneherein eher als ein niedriger Racheakt, denn als irgend etwas Anderes ankündigte. Wenn man das Vorgehen des Königs recht würdigen will, muß man sich erinnern, daß Thomas zur Zeit, wo er Kanzler war, fast alle Einkünfte der Krone unter seiner Obhut hatte, daß er in edelster und uneigennützigster Weise selbst mit seinen eigenen Einkünften dem König stets zu Diensten gewesen, daß er nach seiner Wahl zum Erzbischofe von allen Verpflichtungen bürgerlicher Art freigesprochen worden war, daß diese Maßregel nach den Gesetzen des Landes und der Kirche gerade deßhalb ergriffen worden war, um nie den höchsten kirchlichen Würdenträger des Landes in eine so erniedrigende Lage zu bringen, wie die war, worin Thomas nun durch seine Feinde um jeden Preis gebracht werden sollte. Von allen Seiten waren dem Primas neue Feinde erstanden. Die Einen verklagten ihn beim König, er beobachte nicht die „Gewohnheiten", denen sich zu unterwerfen er doch gelobt habe. Andere verleumdeten ihn, er habe sie von ihrem Erbe verstoßen, und die Höflinge stellten dem Monarchen vor, mit welchem Undank der Primas die Güte seines Herrn vergelte. Auf diese Weise wurde der Zorn des Königs immer wieder angefacht, bis er, sich stützend auf das *Feudalrecht*, angeblich um die Klage eines seiner Vasallen, *John Marshall* mit Namen, zu entscheiden, der Recht auf ein er-

bischöfliches Gut zu haben glaubte, einen großen Gerichtstag nach Northampton auf den 6. Oktober 1164 ausschrieb; der wirkliche Zweck aber war, durch ein beispiellos ungerechtes Gerichtsverfahren den Erzbischof zu verderben. Der Erzbischof wurde vor dieses Feudalgericht citirt, und zwar nicht durch den König, sondern gleich einem Verbrecher durch den Sherif von Kent.

Die Stimmung Heinrichs II. äußerte sich schon beim Erscheinen des Erzbischofs, welchem er den üblichen Friedenskuß verweigerte. Er trat sogar in Person als Kläger auf. Der erste Klagepunkt betraf eine vermeintliche Geringschätzung des Königs, die Thomas in seiner Eigenschaft als Richter sich habe zu Schulden kommen lassen. Der Erzbischof vertheidigte sich mit Würde; aber Heinrich schwur, es solle ihm sein Recht geschehen, und der gefügige Gerichtshof verurtheilte ihn zum Verluste all' seines beweglichen Vermögens. Auf den Protest des Erzbischofs wurde jedoch diese Strafe sogleich in eine Geldbuße von 500 Pfund verwandelt. Am folgenden Tage verlangte der König die Rückzahlung von 300 Pfund Renten, die der Erzbischof als Verwalter von Eye und Berkhamstead empfangen habe. Thomas erwiderte, er sei nicht verpflichtet, auf diese Anklage zu antworten, da er ihrethalben nicht vorgeladen sei; er wolle das Geld aber bezahlen, obwohl er mehr für die Reparaturen der königlichen Schlösser und den Schloßbau zu London verwendet habe; allein Geld solle nie ein Anlaß zur Uneinigkeit zwischen ihm und seinem Herrn sein. Darauf folgte eine andere Forderung von 500 Pfund, die der Kanzler vor den Mauern von Toulouse empfangen hatte. Thomas erklärte, dieß sei ein Geschenk gewesen. Heinrich behauptete im Gegentheil, es als Darlehen gegeben zu haben. Der Gerichtshof sprach unverweilt auch hier sein „Schuldig" aus, weil das Wort des Souveräns mehr gelte, als das des Unterthans, und zwang den Erzbischof, für die Wiedererstattung des Geldes Bürgschaft zu leisten. Am dritten Tage forderte der König Rechnungs-

ablage über alle Einkünfte der erledigten Abteien und Bisthümer, die während der Zeit, als Thomas Kanzler war, in dessen Hände kamen, und schlug die rückständige Summe zu 30,000 Mark an. Bei dieser ungeheueren Forderung stand der Erzbischof bestürzt da, gewann jedoch schnell seine Fassung und entgegnete, er sei nicht verpflichtet, hierauf zu antworten, denn bei seiner Wahl hätten ihn Prinz Heinrich und der Graf von Leicester von aller Verantwortlichkeit öffentlich losgesprochen. Vergebens bot Heinrich von Winchester dem König alsbald die große Summe von 2000 Mark, wenn er von dieser Klage abstehen wolle; allein dieser forderte den Erzbischof auf, sich zu verantworten. Da zog sich Thomas mit den Prälaten in einen benachbarten Saal zurück und der König ließ alsbald die Eingänge durch Soldaten besetzen und gebot, ohne seinen besonderen Befehl keinem Prälaten mehr den Ausgang zu gestatten. Da begriffen Alle, daß dem Erzbischofe vielleicht noch Schlimmeres als das Gefängniß bevorstehe. Thomas erfuhr in der Berathung, daß er auf die Bischöfe nicht mehr rechnen könne; nur Heinrich von Winchester zeigte sich muthig und edel. Die Berathung führte zu keinem Resultate und der König verschob die Fortsetzung des Gerichtes auf den folgenden Tag.

Am sechsten Tage begannen die weiteren Verhandlungen. Thomas war aber in Folge der großen Gemüthsaufregung von einer Krankheit befallen worden und konnte nicht persönlich erscheinen. Der König hielt es für Verstellung und schickte Abgeordnete zu dem Primas, um zu fragen, ob er die verlangte Bürgschaft stellen und vor des Königs Gerichtshof erscheinen wolle. Der Erzbischof gab den Bescheid: „Heute kann ich, wie ihr sehet, nicht kommen, weil Gott mich mit einer Krankheit heimsuchte; aber morgen werde ich erscheinen, wenn Gott mir das Leben fristet, und sollte man mich in einer Sänfte hintragen müssen.“ An demselben Tage kamen die Bischöfe bei ihm zusammen und riethen ihm zur Abdankung; nur Heinrich, Bischof von Winchester, tadelte diesen eigennützigen Rath. Der

Erzbischof ließ sich aber nicht beugen und sprach mit Festigkeit und apostolischem Freimuthe: „Meine Brüder, ihr sehet, wie die Welt gegen mich knirscht und der Feind gegen mich sich erhebt. Aber was ich noch schmerzlicher beweine, weil es verabscheuungswürdiger ist, — die Söhne meiner Mutter kämpfen gegen mich! Wenn ich auch schweige, die künftigen Jahrhunderte werden erzählen, wie ihr mich im Kampfe allein gelassen, wie ihr mich, euern Erzbischof und Vater — ein so großer Sünder ich auch bin — zweimal an zwei Tagen gerichtet, wie ihr mir zu Nägeln in dem Auge und zu einer Lanze in der Seite geworden, ihr, die ihr mit mir gegen die Böswilligen euch erheben und auf meiner Seite hättet stehen sollen! Außerdem vermuthe ich nach dem von euch Gesagten, daß ihr nicht bloß in dem bürgerlichen, sondern auch in dem strafrechtlichen Streit im weltlichen Gericht mich zu richten bereit seid; aber bei dem Gehorsame, den ihr mir schuldet und unter Androhung der Gefahr für euere Weihe, verbiete ich euch Allen, fernerhin dem Gerichte beizuwohnen, in welchem über meine Person abgeurtheilt wird. Wenn ihr es dennoch thut, so appellire ich an unsere Mutter, die Beschützerin aller Unterdrückten, die römische Kirche. Und wenn auch, wie das Gerücht schon geht, die weltliche Gewalt Hand an mich legt, so gebiete ich euch, daß ihr kraft eueres Gehorsams für eueren Vater und Erzbischof die geziemenden Kirchenstrafen aussprechet. Eines aber wisset: wenn auch die Welt knirscht, der Feind sich erhebt, der Leib zittert, weil das Fleisch schwach ist, ich werde mit der Gnade Gottes nicht schimpflich weichen und die mir anvertraute Heerde nicht feig verlassen."

Gegen diesen Befehl des Erzbischofs, unverzüglich die Kirchenstrafen zu verhängen, wenn die weltliche Gewalt sich seiner bemächtigen würde, legte sogleich Bischof Gilbert Foliot von London Appellation ein. Die übrigen Prälaten verließen einer nach dem andern ihren Primas, bis auf zwei: Heinrich von Winchester, Bruder des Königs Stephan, und Joscelin von Salisburg.

So sah sich denn Thomas von Allen verlassen: die Bischöfe hatten schnöde ihrer Pflicht vergessen; alle seine Soldaten und Waffenträger hatten feige die Flucht ergriffen. Gerüchte, daß man gewaltthätig gegen ihn vorgehen wolle, wurden ausgesprengt. Umgeben von wenigen Treuen und den armen Mönchen, in deren Kloster er wohnte, rüstete sich Thomas zum Kampfe. Man brachte jetzt die Nachricht in's Kloster, daß er ergriffen und mit ausgestochenen Augen oder ausgerissener Zunge in den Kerker geworfen oder gar hingerichtet werden solle. Andächtig kniete Thomas an den Stufen des Altares nieder und flehte in heißem Gebete um Kraft von Oben. Dann rief er einen frommen Ordensmann zu sich und berieth mit ihm über seine schwierige Lage. Bevor er sich zum Gerichte begab, las er unter vielen Thränen die Messe zu Ehren des heiligen Erzmartyrers Stephanus. Die Feier der heiligen Geheimnisse erhob seinen Geist; er legte, wie Herbert von Boseham, der treu bei ihm ausharrte, erzählt, das Aussehen der Demuth ab und nahm den Ausdruck eines Löwen an. In seinen Pontifikalgewändern, mit dem Pallium geziert, wollte der Primas in die Versammlung eintreten; aber einige fromme Tempelherren, seine vertrauten Freunde, bewogen ihn, die bischöfliche Kleidung abzulegen. Als er an den königlichen Hof kam, nahm er seinem Kreuzträger das Kreuz ab und trug dasselbe als Fahne in der Schlacht des Herrn und zum Zeichen, daß er, von aller menschlichen Hilfe verlassen, nur noch auf Gott seine Hoffnung setze.

Der König befand sich in einem andern Zimmer, gerieth aber außer sich, als er erfuhr, der Erzbischof trage selbst sein Kreuz. Der Bischof von Hereford wollte dem Primas das Kreuz entreißen, und Gilbert Foliot schmähte ihn: „Wenn der König sein Schwert ziehen wollte, wie du das deinige, was könnte man fernerhin für eine Hoffnung des Friedens hegen? Aber du warst immer ein Thor, und heute wird deine Thorheit offen an den Tag treten.“ Thomas setzte sich unerschrocken

auf seinen Platz, „das Kreuz fest in den Händen haltend“. Er, den sonst Alle umdrängten, als ihm noch der Sonnenstrahl des Glückes lächelte, saß nun einsam und verlassen. Die Bischöfe und Barone eilten in das Rathszimmer des Königs, wo sich dieser bitter beschwerte über die unerhörte Beleidigung, welche der Primas ihm und dem Hofe durch sein Benehmen zugefügt habe. Die Höflinge wetteiferten in Schmähungen und Anklagen des Erzbischofs: er sei von jeher eitel und hochfahrend gewesen; er sei ein Verräther, der sich durch diese That ein ewiges Brandmal des Hochverraths aufgedrückt habe und daher als Hochverräther und Meineidiger bestraft werden müsse. Lang anhaltende Scenen wilden, leidenschaftlichen Aufruhrs folgten. Das Toben und Schreien wurde immer heftiger und verbreitete im ganzen Palaste großen Schrecken. Der Erzbischof und seine Kleriker stärkten sich durch das heilige Kreuzzeichen. Einige Höflinge gingen in ihrer Aufregung so weit, daß sie mit Stöcken und Ruthen in den Saal stürmten und mit drohender Geberde auf den Erzbischof hinwiesen.

Als die Bischöfe sahen, daß die Sache eine so bedenkliche Wendung nahm, wurden sie mit Angst erfüllt und besprachen sich untereinander, wie sie am besten der Gefahr, die auch ihnen drohe, entrinnen möchten. Sie kamen überein, den Erzbischof beim Papste als des Meineides schuldig zu verklagen und dem Könige gegenüber sich zu verpflichten, die Absetzung des Primas zu bewirken, vorausgesetzt, daß der König sie der Theilnahme an dem Gerichte über ihn enthebe. Nur mit Mühe konnten die Bischöfe diese Erlaubniß von Heinrich erlangen. Hierauf begaben sie sich zu Thomas in den Saal; sie weinten und beschworen ihn, sich seiner und des bischöflichen Standes zu erbarmen; denn der König habe dem Ersten, der für den Primas sprechen würde, den Tod gedroht. „So fliehe denn,“ erwiderte Thomas, zum Bischofe von Exeter gewendet, „du kannst die Dinge nicht begreifen, die von Gott kommen.“ Endlich vollzog der Bischof von Chichester den Auftrag der übrigen Bischöfe

und sprach: „Ihr waret unser Primas; aber durch Euere Widersetzlichkeit gegen die königlichen „Gewohnheiten“ habt Ihr dem Könige die Treue gebrochen. Ein meineidiger Erzbischof hat kein Recht auf unsern Gehorsam. Wir appelliren also von Euch an den Papst und fordern Euch auf, uns vor ihm zu antworten.“ „Ich höre,“ war die Erwiederung des Erzbischofs. Hierauf nahmen Alle ihre Plätze ein; tiefes Schweigen herrschte in der Versammlung, als sich plötzlich die Thüre öffnete und der Graf von Leicester an der Spitze der Barone erschien, um dem Erzbischofe das Urtheil zu verkünden. „Mein Urtheil!“ unterbrach ihn Thomas, sich vom Sitze erhebend, — „Sohn und Graf, höre du mich zuerst! Ihr wißt, mit welcher Treue ich dem Könige diente, wie ungern ich ihm zu gefallen mein gegenwärtiges Amt annahm und wie ich von allen weltlichen Verbindlichkeiten losgesprochen wurde. Ueber dasjenige, was vor meiner Weihe geschah, bin ich nicht schuldig, mich zu verantworten und will es nicht thun. Wisset überdieß, daß ihr meine Kinder in Gott seid. Weder Recht, noch Vernunft erlauben euch, eueren Vater zu richten. Deßhalb verwerfe ich euer Gericht und stelle die Entscheidung des Zwistes dem Papste anheim. An ihn appellire ich und werde mich jetzt unter dem Schutze der katholischen Kirche und des apostolischen Stuhles hinwegbegeben.“

Als Thomas nach dieser Rede durch den Saal schritt, warfen ihm einige Höflinge Büschel Stroh nach, die sie vom Boden aufrafften. Eine Stimme nannte ihn Verräther. Bei diesem Worte blieb der Erzbischof stehen, schaute festen Blickes umher und rief: „Wenn es mein Stand nicht verböte, diese Memme sollte ihre Unverschämtheit bereuen!“ Am Thore fand er eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, die ihn knieend um den Segen bat und ihn mit freudigem Zuruf im Triumphe in seine Wohnung geleitete. „Sehet,“ sprach Thomas zu seinen Geistlichen, „welch’ glorreiche Prozession begleitet uns vom Tribunal zum Kloster! Die Armen Christi nehmen Theil an meinem Unglücke; lasset sie zu mir kommen; sie sollen mit

uns speisen.“ Der Erzbischof sandte drei Bischöfe zum Könige, um sich die Erlaubniß zu einer Reise auf das Festland zu erwirken. Er erhielt den Bescheid, am folgenden Tag möge er die Antwort erwarten. Diese Nachricht vermehrte seine Besorgnisse und rief in ihm den Entschluß hervor, in aller Eile über das Meer zu schiffen. Als über dem Abendessen im Refektorium aus der unter den Quellen der Kirchengeschichte stets aufgeführten sog. „dreitheiligen Geschichte“ des Sokrates, Sozomenus und Theodoret die dem Papste Liberius angethane Verfolgung vorgelesen wurde und der Vorleser zu den Worten des Evangeliums kam: „Wenn ihr in einer Stadt verfolgt werdet, fliehet in eine andere“, richteten sich aller Augen unwillkürlich auf den in sich gekehrt dasitzenden Erzbischof. Um die Wachsamkeit der ihn umgebenden Spione zu täuschen, befahl er, ein Bett in der Kirche zu bereiten, und entwich, von zwei Klerikern und einem Diener begleitet, in der Abenddämmerung durch das nördliche Thor. Rastlos über Graham, Lincoln, Huverbot und die Grafschaft Kent dem Meere zueilend, zuletzt nur bei Nacht reisend, gelangte Thomas mit vier Begleitern acht Tage nach seiner Flucht aus Northampton an's Meer. Er hielt sich verborgen, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Ueberfahrt fand, und 20 Tage nach seiner Flucht landete er als Bruder Christian zu Gravelingen in Flandern am 2. November 1164. Von dort mußte er bei rauher Witterung und unter den größten Beschwerden, da er leidend war und der Graf von Boulogne auf ihn fahnden ließ, zu Fuß nach dem ziemlich entfernten Kloster Charamais bei St. Omer gehen, wo er mit seinem treuen Herbert zusammentraf und von diesem über die von Heinrich II. auf die Nachricht von seiner Flucht hin ergriffenen Maßregeln Nachricht erhielt.

VIII.

Das Exil des Erzbischofs. Rache des Königs. Versöhnungsversuche.

Als am Morgen nach der Flucht des Primas der Bischof von Winchester ihn in seiner Wohnung besuchen wollte, erfuhr er von dessen Kämmerer, sein Herr sei abgereist, man wisse nicht wohin. „Gott sei Preis und Dank!“ rief der Bischof weinend aus. Mit ungemeiner Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von des Erzbischofs Flucht. Seine Anhänger verbargen sich aus Furcht vor des Königs Rache. Dieser, anfangs still vor Wuth, brach dann leidenschaftlich in die Drohworte aus: „Wir sind mit ihm noch nicht fertig.“ Er versammelte die Bischöfe und Barone um sich, und man kam überein, eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um Thomas des Meineides und der Friedensstörung anzuklagen. Um sich den Schein der Gerechtigkeit zu geben, ließ Heinrich öffentlich verkünden, es solle Niemand die Untergebenen und Besitzungen des Erzbischofs belästigen oder berauben, sondern gegen dieselben den Frieden beobachten. Der Graf von Arundel, der Erzbischof von York, Bischof Gilbert von London und noch drei andere Bischöfe traten sofort die Reise zum Papste an. Sie gelangten an demselben Tage mit Thomas nach St. Omer; Letzterer verbarg sich aber den ganzen Tag, bis die englischen Gesandten abgereist waren. Beim Könige von Frankreich in Compiegne angekommen, überreichten sie ein Schreiben ihres Monarchen, worin derselbe Ludwig VII., genannt der Jüngere, ersuchte, den „ehemaligen“ Erzbischof von Canterbury, der als Hochverräther aus England entflohen, nicht in sein Reich aufzunehmen. Ludwig verwunderte sich über eine solche Ausdrucksweise: „der ehemalige Erzbischof“, und fragte unzufrieden, wer ihn denn abgesetzt habe? Die Gesandten konnten hierauf keine genügende Antwort geben, und Ludwig fuhr fort: „Auch ich bin König, wie Heinrich von England; dessen

ungeachtet lege ich mir nicht das Recht bei, auch nur den geringsten Kleriker meines Königreiches seiner Stelle zu entsetzen." — Dann sagte der König: „Ich kenne den Erzbischof von Canterbury wohl; er ist ehedem als Gesandter des Königs von England nach Frankreich gekommen. Er ist ein Mann von Charakter und erhabenem Geiste; wenn ich wüßte, wo er wäre, ginge ich ihm freudigst entgegen." Auf die Entgegnung, daß Thomas Frankreich doch vielen Schaden zugefügt, erwiderte der König: „Er hat seine Pflicht gethan; wäre er damals mein Unterthan gewesen, er hätte mir dieselben Dienste geleistet." — Die Gesandten baten dann, der König wolle doch den Papst ersuchen, dem Erzbischof keinen Zutritt zu gestatten und seinen Lügen keinen Glauben zu schenken. Entrüstet über eine solche Zumuthung, berief Ludwig den Kämmerer des Papstes, der sich gerade in Compiegne aufhielt, und beauftragte ihn: „Saget meinem Herrn, dem Papste Alexander, wenn ich bei Seiner Heiligkeit so viel gelte, daß er mir eine Gnade erweisen wolle, so möge er den Erzbischof von Canterbury gnädig aufnehmen und keine ungerechte Klage gegen ihn anhören." Hiermit wurden die Gesandten entlassen; sie schlugen den Weg nach Sens ein. Die Boten, welche der Erzbischof, da er sich in den Gegenden des Grafen Philipp von Flandern nicht mehr sicher hielt, absandte, waren den englischen Bischöfen auf dem Fuße gefolgt. Dieselben hatten sich bei Ludwig VII. eines ganz anderen Empfanges zu erfreuen. Tief gerührt durch ihre Erzählung von den Leiden und Gefahren des Primas, entließ er sie mit dem ihn für alle Zeit hoch ehrenden Königsworte, welches uns Roger von Pontigny aufbewahrt hat: „Es ist ein althergebrachtes Privileg der fränkischen Könige, daß die Verbannten, und besonders die dem geistlichen Stande angehörenden, in diesem Reiche Asyl und Schutz finden." Auch die beiden Gesandten des Erzbischofs, unter ihnen Herbert von Boseham, begaben sich sofort nach Sens. Beim Papste in Sens trafen die erzbischöflichen Gesandten mit denen des Königs von England zusammen.

Alexander empfing die Ersteren noch am Abende nach ihrer Ankunft und war sehr ergriffen bei dem Berichte aller Bedrückungen und Leiden, denen der Primas ausgesetzt war. „Euer Herr," sagte Alexander, „lebt zwar noch im Fleische, aber er strebt doch schon mehr nach dem Vorrechte des Martyrthums." Er schrieb auch dem Erzbischofe, derselbe möge sich in der Einsamkeit etwas erholen, bis er ihn zu sich bescheide.

In einem feierlichen Consistorium am folgenden Morgen vor dem Papste und den Kardinälen traten die Abgeordneten des Königs von England als Ankläger des Erzbischofs Thomas auf. Gilbert von London brachte in ihrem Namen folgende Klagen vor: Thomas habe den Frieden zwischen Kirche und Staat gestört, mit eigener Hand das Kreuz im Hofe des Königs zu Northampton getragen, die Messe des heiligen Erzmartyrers Stephanus gelesen und gleich einem feigen Miethling seine Kirche verlassen. Alexander hatte jedoch schon im Geheimen mehrere getreue Berichte über die Vorgänge in England erhalten und schenkte deßhalb den Anklagen der beiden Bischöfe von London und Chichester wenig Glauben; er ermahnte sie im Gegentheil, mit mehr Schonung von ihrem Primas zu reden. Und als die Gesandten im Namen des Königs verlangten, der Papst möge Thomas in Begleitung zweier Legaten nach England zurückschicken, wollte Herbert von Boseham, der zugegen war, die gegen seinen Herrn vorgebrachten Verleumdungen widerlegen, allein der Papst legte ihm Schweigen auf mit den Worten: „Friede, mein Sohn; es ist nicht nothwendig, daß du deinen Erzbischof vertheidigst; denn es liegt keine Klage gegen ihn vor." Trotz des Zuredens einiger Kardinäle, erklärte sodann Alexander, daß er in dieser Streitfrage nicht eher vorgehen könne, bis er mit dem Erzbischof persönlich verhandelt habe. Die Gesandten hielten es für gerathen, die Ankunft ihres Feindes nicht abzuwarten, sondern eilig den Rückzug anzutreten, besonders da mehrere französische Ritter in ihrem Eifer für die Sache des verfolgten Erzbischofs sie ernstlich bedrohten.

Thomas war unterdessen nach Soissons gekommen; sein Einzug glich eher einem Triumphe, als einer Flucht. Am folgenden Tage erschien der König von Frankreich in Soissons und begab sich alsbald zur Herberge des Erzbischofs, um ihm seine Theilnahme zu bezeugen. Er gewährte ihm auch vollständige Sicherheit und nöthigte ihn mit königlicher Freigebigkeit, alle Kosten seines Unterhaltes während seiner Verbannung von ihm anzunehmen. Der König und der Erzbischof brachten einige Tage mit einander zu, dann verabschiedete sich Thomas, um sich nach Sens zum Papste zu begeben. Ein glänzender Zug von dreihundert Reitern bildete das Gefolge, mit dem er vier Tage nach der Abreise der englischen Gesandten in Sens einzog.

Der Papst empfing den Erzbischof mit väterlicher Güte. Er schloß ihn mit Thränen erfüllten Augen in die Arme, hieß ihn zu seiner Rechten niedersitzen, ermunterte und tröstete ihn. Als Thomas in seiner Ansprache die Constitutionen von Clarendon verlas, geriethen Alle in tiefe Bewegung; sie erkannten in ihnen die vollständigste Knechtung der Kirche. Thomas warf sich zum Schlusse dem heiligen Vater zu Füßen, und legte seine Würde in die Hände Alexanders nieder, mit der Bitte, dieselbe einem Würdigeren zu verleihen. Der Papst beschloß jedoch, ihm, wenn auch gegen seinen Willen, die Würde zurückzugeben, da er für diese Bürde keinen Stärkeren kenne.

Es entstand jetzt in der Versammlung eine lange und lebhafte Discussion. Mehrere Cardinäle, die es mit Heinrich II. hielten, bekämpften die Ansichten des Erzbischofs, besonders Wilhelm von Pavia, der ihn in seiner Rede zu verwirren suchte; allein er fand in Thomas einen überlegenen Gegner, welcher ihn mit seinen Beweisgründen so in die Enge trieb, daß es allen Anwesenden klar wurde, es sei dem Primas eine unbesiegbare Geisteskraft und ungewöhnliche Rednergabe eigen. Alexander III. verwarf zehn der Gewohnheiten von Clarendon als durchaus den heiligen Satzungen widerstreitend; die übrigen seien, obwohl nicht gut, doch zu dulden. Zum Erzbischof sich

wendend, sprach er: „Bruder, obwohl dein und deiner Mitbischöfe Ausschreitung groß gewesen, so muß man mit dir doch schonend verfahren; denn obwohl du, wie du selber bekennst, gefallen bist, so hast du dich doch ermannt, nach dem Falle wieder aufzustehen, und hast wegen des Falles schon viel Hartes und Bitteres erduldet; auch hast du, sobald du gefallen, während du noch in England warst, bei uns die Wohlthat der Lossprechung nachgesucht und sie von unserer Milde durch unser Schreiben auch verdient, und als wenn diese noch nicht genügte, eben weil das Bekenntniß nicht durch einen Gesandten oder schriftlich zu geschehen pflegt, hast du jetzt den apostolischen Stuhl, deinen Fall ergeben und demüthig bekennend, in schwerster Mühsal und unter verschiedenen Gefahren aufgesucht. Daher ist es auch würdig, daß du in deinem Unglück den Trost und die Gnade unserer Milde vor andern kirchlichen Personen um so voller und liebreicher erfahrest, als du für die Freiheit der Kirche, für den Glauben und aus Anhänglichkeit an uns Größeres verlassen und Schwereres erduldet hast.“ Dann ließ Alexander den Abt Guichard von Pontigny rufen und beauftragte ihn, für den verbannten Prälaten Sorge zu tragen.

Thomas betrachtete das Kloster zu Pontigny nicht wie einen Verbannungsort, sondern wie eine vortreffliche Zufluchtsstätte und eine Schule der Buße, welche ihm die Mittel darbieten werde, seine Sünden auszutilgen. Er begnügte sich nicht mit seinem gewöhnlichen Cilicium, sondern er übte noch verschiedene andere Strengheiten. Er unterwarf sich ganz der Regel der Genossenschaft, kleidete sich wie die Mönche und verrichtete die niedrigsten Arbeiten. Zu seiner Bedienung wurde der Bruder Roger bestimmt, derselbe, der uns eine kurze Biographie des Erzbischofs hinterlassen. Gegen Ende des Jahres 1164 traf Thomas zu Pontigny ein; zwei Jahre gewährte ihm das Kloster eine heilige Zufluchtsstätte, und er fand hier endlich einmal *jenen Frieden*, den er schon als Kanzler ersehnt hatte.

Gleich nach seiner Flucht aus England hatte der Erzbischof

die Vermittlung der Kaiserin Mathilde durch den Prior Nikolaus vom Hospitale zu Rouen nachgesucht, um durch dieselbe eine Versöhnung mit Heinrich II. anzubahnen. Dem Prior kostete es viele Mühe, die Kaiserin für den Erzbischof zu gewinnen wegen ihrer Zuneigung zu ihrem Sohne und weil sie durch einen der Hauptrathgeber Heinrichs, Johann von Oxford, gegen Thomas eingenommen war. Auch den Bischof Arnulph von Lisieux rief Prior Nikolaus um Vermittlung an; dieser sprach sich jetzt entschieden für den Erzbischof aus. Er erklärte, nur äußerlich sein Gegner gewesen zu sein; denn er habe insgeheim immer auf seiner Seite gestanden und seine Sache dem Papste empfohlen. Sehr interessant ist das Schreiben Arnulphs an Thomas, indem es uns einen tiefen Einblick in die damalige Lage der Dinge gewährt. Zuerst spricht er seine Freude über des Erzbischofs Zuschrift aus, in welcher der Geist der Demuth mit dem der Stärke und Standhaftigkeit so harmonisch vereinigt sei. Dann tadelt er Beckets Verleumder, die sich nicht scheuten, ihn einer unbegrenzten Herrschsucht zu beschuldigen und sogar behaupteten, Thomas habe einst im vertraulichen Gespräche geäußert, man dürfe an dem Fürsten die Unarten einer aufgeblasenen Jugend nicht dulden, sondern man müsse männlich seinen ungeordneten Neigungen Widerstand leisten. Diese Aeußerung sei dem Könige hinterbracht worden, und er habe sehr gezürnt. Die Standhaftigkeit des Erzbischofs, seine Geringschätzung irdischer Ehre, Macht und Reichthums dränge Jedermann die Ueberzeugung auf, daß er aus reinem Eifer gehandelt habe. Seine Flucht sei deßhalb zu loben, und in der öffentlichen Meinung sei dadurch sein Ansehen nicht wenig gehoben worden. Er möge sich dessenungeachtet die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verhehlen; er kämpfe allerdings für eine gerechte Sache, für die Freiheit der Kirche, die mit dem Glauben die Einheit gemein habe; allein sein Gegner, der König, sei schlau, mächtig, streng und lasse sich mit Gewalt nichts ertrotzen.

Auf seine Mitbischöfe, fährt Arnulph fort, dürfe Thomas

nicht die geringste Hoffnung setzen: sie hätten ihn nicht nur in der Stunde der Gefahr verlassen, sondern, wenn es auf sie angekommen, würden sie auch die Freiheit der Kirche zu Grunde gerichtet haben. Der niedere Klerus sei zwar der Sache des Erzbischofs zugethan, wage jedoch nicht, dieß zu offenbaren, aus Furcht vor des Königs Zorn. Noch weniger dürfe er von den weltlichen Großen hoffen. Jeden Gewinn der Kirche an Ehre und Macht hielten sie für eine Einbuße ihrer eigenen Macht; sie drängten den König mit Gewalt auf abschüssige Bahnen und suchten dessen Macht bei jeder Gelegenheit zu schwächen, um sich selbst die alte Straflosigkeit der Verbrechen und neue Freiheit zu Excessen zu verschaffen. Die Unterstützung der Ausländer würde dem Erzbischof anfangs reichlich zufließen; sie versiege aber in der Länge; deßhalb möge er seine Geldmittel zu Rathe ziehen. Wenn sich eine Gelegenheit zur Wiederherstellung des Friedens darbiete, solle er sie begierig ergreifen und bei Unterhandlungen nicht zu hartnäckig auf einzelnen Punkten bestehen.

Arnulph bot Thomas seine Dienste an zur Förderung des Friedenswerkes; doch glaubte er, äußerlich nicht als dessen Freund auftreten zu sollen, weil ihm sonst kein Zutritt beim Könige gestattet wäre. Dieser sei übrigens zum Ausgleich geneigt; denn er sei von allen Seiten bedrängt durch die Eifersucht der Franzosen, die Verleumdung der Flamänder, die Ruchlosigkeit der Walliser, die Hinterlist der Schotten, die Unzuverlässigkeit der Gascogner und was das Wichtigste sei: durch die Feindschaft aller seiner Herrschaft untergebenen Völker. Er fürchte daher nachtheilige Folgen von einer Beleidigung des apostolischen Stuhles. Die Zustände des Königreiches seien auch seit der Entfernung des Erzbischofs in solcher Verwirrung, daß Alles aus seinem Geleise gewichen und Niemand mehr wisse, was der geistlichen und was der weltlichen Macht angehöre.

Thomas führte unterdessen das strengste Mönchsleben in Pontigny; er verbat sich jede Auszeichnung und wollte nur die

arme Kost der Cisterzienser annehmen; allein seine Gesundheit wurde bald so sehr gefährdet, daß die Aerzte ihm eine andere Lebensweise vorschrieben. Sein ruhiges Leben in Pontigny wurde indeß schon bald durch die Nachricht von den Gewaltmaßregeln Heinrichs II. gestört, der auf den Bericht der Gesandten, die er am 24. Dezember 1164 zu Scarborough empfing, in entsetzliche Wuth gerieth. Sofort sprach er die Strafe des Hochverraths über Jeden aus, der es wagen würde, Exkommunikations- oder Interdiktsbullen des Papstes oder des Erzbischofs nach England zu bringen. Auch confiscirte er die Güter des Letzteren und verbot, im Kirchengebete seiner zu erwähnen. Doch dieß genügte seiner Rache noch nicht. Er confiscirte auch die Güter der Freunde, Verwandten und Untergebenen des Erzbischofs und verbannte sie aus dem Lande. Kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont. Die Verbannten mußten — und hierin zeigt sich der Gipfel einer nichtswürdigen Bosheit — schwören, sich dem Erzbischof zu zeigen, damit der Anblick und die Thränen so vieler Unglücklichen ihn vor Schmerz niederbeugten. Der Schwur wurde zu Lambeth geleistet in Gegenwart eines gewissen Ranulph de Broc, des schlechtesten Menschen in ganz England, des geschworenen Feindes von Thomas Becket, der vom Könige beauftragt war, die zeitlichen Besitzthümer des Erzbischofs in Beschlag zu nehmen. Tag für Tag umlagerten die Verbannten die Zelle ihres Oberhirten. Ihr Wehklagen brach ihm das Herz; er flehte für sie das Mitleid seiner Freunde an und hatte endlich die Freude, zu erfahren, daß den Bedürfnissen dieser schuldlosen Opfer durch die Wohlthaten des Königs von Frankreich, der Königin von Sicilien, des Bischofs Richard von Syrakus und des Papstes reichlich abgeholfen worden sei.

In seiner Einsamkeit zu Pontigny erfreute sich der tiefgebeugte Erzbischof des Umganges mit mehreren treuen Freunden, welche ihm stets mit Rath und That zur Seite standen. Zu diesen gehörte namentlich Johann von Salisbury, einer

der größten Gelehrten seiner Zeit, welcher sowohl beim Papste als auch bei König Ludwig VII. für die Sache des Erzbischofs thätig war. Er ermahnte den Erzbischof, das eifrige Studium der Scholastik, des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte aufzugeben. Er bemerkte unter Anderem: „Die scholastische Uebung steigert zuweilen die Wissenschaft zur Aufgeblasenheit, selten aber oder nie entflammt sie zur Frömmigkeit. Ich möchte lieber, daß Ihr die Psalmen betetet und des heiligen Gregor Moraltheologie studirtet, als daß Ihr auf scholastische Weise philosophirt. Es ist besser, sich mit einem Spiritualen über die Sitten zu besprechen und durch dessen Beispiel sich aneifern zu lassen, als Streitfragen der Scholastik zu erörtern.“ Diese Sprache aus dem Munde eines so großen Freundes und Kenners der Wissenschaften würde uns in Erstaunen setzen, wenn wir nicht annehmen müßten, derselbe habe gefürchtet, der übergroße Eifer zu den Studien möchte den Erzbischof zu sehr seinen Pflichten gegen die Kirche und die Welt entfremden. Um diese Zeit erfuhr Thomas in der Kirche zu Pontigny, was ihm bevorstehen würde. Eines Tages vernahm er nämlich, während der Danksagung nach der heiligen Messe vor dem Altare des hl. Stephanus knieend, eine Stimme, welche rief: „Thomas, Thomas!“ „Wer bist du, Herr?“ antwortete dieser. Und der Heiland sprach zu ihm: „Ich bin Jesus Christus, dein Meister und Bruder. Meine Kirche wird in deinem Blute verherrlicht und du sollst in Mir verherrlicht werden.“ Der Abt des Hauses, welcher an einer der Säulen der Kirche stand, war Ohrenzeuge dieses Vorfalles, aber der Erzbischof verpflichtete ihn zum tiefsten Stillschweigen. Zur nämlichen Zeit hatte der Erzbischof eine Vision, in welcher er sich selbst erblickte, wie er in einer Kirche seine Angelegenheit vor dem Papste vertheidigte, als vier bewaffnete Männer auf ihn losstürzten und ihn mit ihren Schwertern tödteten.

In der Lage des Erzbischofs sollte noch im Laufe des sonst für ihn so ruhigen Jahres 1165 eine ernste Wendung eintreten.

So lange Papst Alexander III. in Frankreich verweilte, hatte Heinrich II. gehofft, aus dieser Lage der Dinge Vortheil zu ziehen und Alexander zur Aufgebung des Primas bestimmen zu können. Allein nach dem Tode des Gegenpapstes Victor IV. (1164) kehrte Alexander III. trotz der Wahl eines anderen Gegenpapstes nach Rom zurück, wo er von dem Volke mit Jubel empfangen wurde. Der Papst war gleich nach Ostern 1165 von Sens aufgebrochen, hatte Paris besucht und war dann über Bourges nach dem Süden gereist. In Bourges nahm Thomas, der ihn bis dahin begleitet hatte, Abschied von ihm; er sollte ihn hienieden nicht mehr wiedersehen. Während noch bis zuletzt der Papst auf eine Versöhnung zwischen Heinrich und dem Erzbischof bedacht war, betrat der König immer mehr die Bahn des Verderbens. Er beschloß, Alexander durch Drohungen zum Nachgeben zu bewegen und trat mit Kaiser Friedrich I. in Unterhandlungen und schickte Johann von Oxford und Richard von Winchester als Gesandte im Jahre 1165 auf den Reichstag zu Würzburg. Dort wurde die Wahl des Gegenpapstes Paschalis III. anerkannt.

An diesem Schritte erkannte Thomas, daß weder die Gesinnung des Königs noch die seiner Anhänger sich ändern werde, und er beschloß, von seiner geistlichen Richtergewalt Gebrauch zu machen. Er forderte deßhalb zuerst mit sanft bittenden Worten, dann in ernster, eindringlicher Sprache den König auf, von der Verfolgung der Kirche abzustehen. Um seinen Aufforderungen mehr Nachdruck zu geben, suspendirte der Erzbischof den Bischof Joscelin von Salisbury, weil er dem gefügigen Werkzeuge in der Verfolgung, Johann von Oxford, das Dekanat der Domkirche zu Salisbury übertragen habe, derselbe aber im Banne sich befinde wegen seiner Unterhandlungen mit den Schismatikern auf dem Reichstage zu Würzburg. Ebenso befahl er dem Bischof Gilbert Foliot von London unter Androhung der Excommunikation, die den Klerikern von Canterbury entzogenen Güter innerhalb zweier Monate zurückzugeben.

Bischof Gilbert suchte der Strafe auszuweichen; er bat den

König inständig, ihn der Aufsicht über die Kirchen, welche den mit dem Erzbischofe verbannten Geistlichen gehörten, zu entheben. Zugleich machte er Heinrich aufmerksam, daß die englischen Priester gar zu hart behandelt würden; sie genössen weder die Freiheit der Laien, noch dürften sie vor die geistlichen Gerichtshöfe gestellt werden.

Am 25. April 1166 hatte Alexander III. dem Erzbischof Thomas die Legatenwürde über ganz England verliehen, mit Ausnahme des Erzbisthums York. An demselben Tage zeigte der Papst diese Ernennung der Kirchenprovinz von Canterbury an, mit dem Befehle, die Geistlichkeit solle dem Legaten des heiligen Stuhles in Allem, ohne jeden Widerspruch, gehorchen. Thomas ließ alsbald der Kaiserin Mathilde durch den Prior Nikolaus melden, daß er im Begriff stehe, über den König von England und dessen Reich die kanonischen Strafen zu verhängen. Heinrich II. berief nun seinerseits den Adel und die Bischöfe zu einer Versammlung nach Chinon bei Tours, um sich über die Mittel zu berathen, wie die gefürchtete Strafe von ihm abgewendet werden könne. Auf derselben beklagte sich der König unter Thränen, daß der Erzbischof ihm Leib und Seele raube und nannte Jeden einen Verräther, der ihn nicht von den Nachstellungen dieses Einen Menschen befreien würde. Arnulph von Lisieux schlug vor, der König möge den drohenden Kirchenstrafen durch Appellation an den Papst zuvorkommen. Heinrich war damit einverstanden und sandte sogleich Arnulph von Lisieux und zwei andere Bischöfe nach Pontigny, um den Erzbischof von dem Beschlusse der Appellation an den Papst in Kenntniß zu setzen.

Sie trafen Thomas nicht in seiner stillen Zurückgezogenheit; denn er war unterdessen nach Soissons gewallfahrtet, um an diesem Gnadenorte sich zu dem bevorstehenden Kampfe im dreitägigen Gebete zu stärken. Von da begab er sich bald nach Pfingsten nach Vezelay, wo er gegen den König und dessen Anhänger den Bann auszusprechen gedachte. Als er jedoch er-

fuhr, der König sei auf den Tod krank, da verschob er die Excommunikation desselben. In Vezelay bestieg Thomas am Feste Maria Magdalena nach dem Hochamte die Kanzel und erklärte dem Volke die Veranlassung des Kirchenstreites, seine Verfolgung, seine vergeblichen Bitten an den König und dessen Verhärtung; er forderte dann denselben öffentlich zur Buße auf und drohte ihm mit dem Banne, wenn er nicht bald der Kirche Genugthuung leiste. Er empfahl die Kirche, sich und die Seinigen dem Gebete des Volkes und sprach mit fester Stimme den Bann aus gegen Johann von Oxford wegen seiner Theilnahme an dem Reichstage zu Würzburg und seines widerrechtlichen Eindringens in das Dekanat von Salisbury; ferner gegen Richard von Winchester wegen des Umgangs mit Schismatikern; gegen Hugo von St. Clara, Thomas Fitz-Bernhard und Ranulph de Broc, weil sie sich der Besitzungen der Kirche zu Canterbury bemächtigt hatten; endlich gegen Richard de Lucy und Joscelin de Baliol als Begünstiger der Tyrannei Heinrichs II. und als Hauptanstifter zur Aufstellung der schlechten „Gewohnheiten". Schließlich verwarf er die sogenannten hergebrachten „königlichen Gewohnheiten" und entband die Bischöfe ihres dem Könige abgelegten Versprechens, dieselben zu beobachten.

IX.

Friedensunterhandlungen. Zusammenkunft zwischen dem König und Thomas Becket. Nutzloser Ausgang derselben. Endlicher Abschluß des Friedens.

Die Furcht vor Bann und Interdikt veranlaßte Heinrich II., einen weiteren Druck auf den Papst zu seinen Gunsten auszuüben. Mit Recht nahm er an, daß der König von Frankreich und die mit seiner Tyrannei unzufriedenen Vasallen die Gelegenheit begierig ergreifen würden, sich von einem excommunicirten Monarchen loszusagen. Deßhalb that er scheinbar Schritte, dem

Papste Alexander III., der die Gerechtigkeit der erzbischöflichen Angelegenheit verfocht, die Obedienz aufzukündigen. Er bat den schismatischen Erzbischof Reinald von Köln um freies Geleite für seine Abgeordneten, welche er nach Rom senden wolle, um dort anzukündigen, die Sache Alexanders werde von ihm aufgegeben werden, wenn derselbe nicht die Handlungen des Erzbischofs Thomas als nichtig erkläre und ihn öffentlich beschwören lasse, daß die hergebrachten königlichen Gewohnheiten von ihm und seinen Nachfolgern unversehrt beobachtet werden sollen. Doch es blieb nur bei der leeren Drohung.

Zu London versammelten sich indessen viele Bischöfe und Geistliche und verfaßten auf Befehl des Königs eine Appellation an den Papst, wovon sie Thomas in Kenntniß setzten. Die Bischöfe von Exeter, Rochester und Winchester weigerten sich jedoch, das Aktenstück zu unterzeichnen. In demselben wurde der König von jeder Schuld reingewaschen, der Erzbischof hingegen als alleiniger Friedensstörer hingestellt. „Besser sei es für sie,“ schrieben die Bischöfe, „sich selbst dem demüthigendsten Urtheile des Papstes zu unterwerfen, als von Tag zu Tag durch die Leidenschaftlichkeit ihres Primas bis zum äußersten Ueberdrusse gequält zu werden.“ Auf ähnliche Weise war das Schreiben an Thomas Becket abgefaßt. Dieser entgegnete in einer klaren, entschiedenen Erwiderung, in welcher er die Lage der Dinge in's rechte Licht stellte. Zuerst sagte er, daß das Schreiben der Bischöfe mehr Feindseligkeit als Trost enthalte, und er wünschte, es wäre mehr dem Drange der Liebe entquollen, als dem Gehorsam gegen einen fremden Willen. Denn „die Liebe sucht nicht, was das ihrige, sondern was Christi ist“. Es wäre ihre Pflicht gewesen, fuhr er fort, mehr denjenigen zu fürchten, der Leib und Seele in die Hölle stürzen, als den, der nur den Leib tödten kann. Dann erinnert Thomas an alle ihm und *der Kirche* zugefügten Ungerechtigkeiten und Unbilden, welche *er nicht ohne* Verletzung seines Gewissens dulden, noch ohne

Gefahr für sein Leben abstellen, noch ohne Gefahr für seine Seele übersehen konnte. Deßhalb habe er es vorgezogen, sich eine Zeit lang zu entfernen, es sei dabei aber Rücksicht genommen worden auf die Ehre des Königs und der Seinigen, damit Nichts geschehe zur Schmach für ihn und sein Geschlecht. Wenn durch seine Entfernung Verwirrung entstanden sei, so trage er nicht die Schuld daran. Er habe sich dem Papste vorgestellt und die Gründe seiner Ankunft in Frankreich und seiner Appellation auseinandergesetzt; aber es sei Niemand erschienen, um ihm auch nur in Einem Punkte Rede zu stehen. Dann sei auf das Geheiß der Bischöfe von London und York den Beamten des Erzbischofs verboten worden, ihm oder den Seinigen zu gehorchen oder etwas zu verabfolgen. Ohne Urtheilsspruch seien die Kirchen beraubt, Güter confiscirt, Männer, Frauen und Kinder in die Verbannung getrieben worden. Er gebiete dem Bischof von London hiermit, binnen vierzig Tagen nach Empfang des Schreibens Alles, was derselbe hinweggenommen oder für seine Kirche verwendet habe, ohne Verzug zurückzuerstatten. — Hierauf vertheidigte sich Thomas gegen den Vorwurf, als sei er widerrechtlich auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben worden. Er erinnert die Bischöfe an die Form seiner Wahl, an die Zustimmung Aller, auch des Königs, seines Sohnes und der Großen des Reiches. Die Bemerkung, daß er aus niederem Stande zur Glorie erhoben worden sei, widerlegte der Erzbischof mit folgenden Worten: „Ich bin allerdings kein Nachkömmling von Königen. Ich will jedoch lieber zu denen gehören, in welchen der Adel der Seele sich ein Geschlecht erzeugt, als zu denen, bei welchen der Adel des Geschlechts entartet. Bin ich etwa in einer ärmlichen Hütte geboren? Nein, ehe ich in den Dienst des Königs trat, habe ich in Ueberfluß und Ehren so reichlich wie Einer unter meinen Nachbarn und Bekannten gelebt.“ Nachdem Thomas noch die Kirchenstrafen als begründet und rechtmäßig dargestellt hatte, schloß er mit einer feierlichen Mahnung an den König zur Umkehr und Buße

und mit den väterlichen Worten an die Bischöfe: „Was euch betrifft, meine Brüder, so habe ich euch dieses nicht geschrieben, um euch zu beschämen, sondern damit ihr nach Einsichtnahme und Beherzigung meines Briefes die unumstößlichen Pflichten eures Standes mit mehr Muth und Standhaftigkeit zu erfüllen die Kraft und den Willen habet. Im Uebrigen wünsche ich, daß es immer besser mit euch werde, damit ihr eher den Frieden erhaltet und die Kirche in reichlichem Maße der Freiheit theilhaftig werde. Bittet für uns, damit nicht in dieser Trübsal unser Glaube wanke, sondern damit wir sicher mit dem Apostel ausrufen können: Weder Tod noch Leben, noch Engel, noch irgend eine Kreatur wird uns von der Liebe Gottes trennen können, welcher uns der Trübsal unterworfen hat. Lebet wohl im Herrn, und es bitte für uns inständiger, wir flehen darum, die ganze Kirche Englands."

Eine strenge Rüge enthielt das Schreiben des Erzbischofs gegen den Bischof Gilbert von London, den er als die Seele der Opposition erkannte.

Unterdessen setzte Heinrich II. seine Verfolgungen des im Exil weilenden Primas ungestört fort. Schon früher hatte er den Aebten der Cisterzienserklöster in seinem Reiche auf dem Generalkapitel im September 1166 eröffnen lassen, wie unlieb es ihm sei, daß der Orden seinen Erzfeind in Pontigny beherberge; wenn sie ihre Besitzungen in England behalten wollten, müßten sie sich anders gegen ihn benehmen. Nun aber neuerdings gegen Thomas aufgebracht, weil dieser ihn öffentlich zur Buße aufgefordert hatte, erließ Heinrich ein Schreiben an das Generalkapitel der Cisterzienser, worin er die Ausweisung des Erzbischofs aus seinem Zufluchtsorte verlangte, sonst werde der Orden seine Besitzungen diesseits und jenseits des Meeres verlieren. Einige Aebte begaben sich daher nach Pontigny zum Erzbischofe und theilten ihm das Vorgefallene schonend mit. Thomas besaß zu viel Zartgefühl, um das Gastrecht noch länger anzusprechen, wenn daraus dem Orden irgend ein Schaden er-

wachsen könnte. Er beschloß, die angebotene Gastfreundschaft Ludwigs VII. anzunehmen. Als König Ludwig diese Nachricht erhielt, rief er, entrüstet über die Feigheit der Cisterzienser, aus: „O Religion, o Religion, wo bist du? Denn siehe, Jene, welche wir der Welt abgestorben glaubten, fürchten die Drohungen der Welt und wenden sich wegen vergänglicher und hinfälliger Dinge von Gottes Werk ab, das sie begonnen, und verlassen Gottes Sache und den wegen der Sache Gottes Verbannten." Dann sprach er zu den Abgeordneten: „Grüßet den Erzbischof in meinem Namen und entbietet ihm, daß ich ihn nicht verlassen werde, wenn auch die Welt und Jene, welche der Welt abgestorben scheinen, ihn verlassen. So sehr auch der König von England gegen ihn arbeitet, werde ich ihn doch aufnehmen um Gottes und der leidenden Gerechtigkeit willen."

Thomas verließ also nach einem fast zweijährigen Aufenthalt die ihm liebgewordene Zufluchtsstätte zu Pontigny. Zum Abschiede von den Mönchen und dem Abte sprach er nur die einfachen Worte: „Gott, der die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes kleidet, wird für mich und die Genossen meines Exils sorgen." Bis zuletzt widersetzten sich unter Thränen die guten Mönche seiner Abreise, und erst die Mahnung des Erzbischofs, an das Schicksal ihrer Ordensbrüder in England zu denken, brachte sie zur Ruhe. In Begleitung des Abtes von Pontigny, Guérin de Gulard, reiste Thomas nach Sens, welches er zu seinem einstweiligen Wohnorte wählte. Der Erzbischof, der Klerus und die Bürger von Sens empfingen den frommen Dulder mit aufrichtiger Freude und unterhielten ihn auf Kosten der Stadt. Thomas blieb auch hier in stetem Verkehr mit England trotz der Wachsamkeit des Königs. Die Briefe wurden oft mit Gefahr und Aufopferung auf geheimen Wegen bestellt. Trotz der neuen ihm bereiteten Nachstellungen und der öffentlich erneuten Drohungen des Königs gegen Thomas und seine Anhänger verlor der Erzbischof den Muth nicht. „Wenn er" (der König), schrieb Thomas um diese Zeit an

Sylvester, den Schatzmeister der Kirche von Lisieux, „eine Sprache voll Anmaßung und Stolz führt, er, der so hohen Werth auf einen Eid legt, so darf man weder überrascht noch entmuthigt werden. Es geziemt uns, eher durch das Verbrechen eines Dritten, als durch unsere Schwäche zu Grunde zu gehen. Aber was auch die vollendete Verschlagenheit des Verräthers erfinde, welches auch die Drohungen des launenhaften Tyrannen seien, sei versichert, daß mit der Gnade Gottes weder der Tod noch das Leben, weder die Engel noch irgend eine Creatur uns werden trennen können von der Liebe Gottes, der uns diesen Prüfungen unterworfen hat.“

Obwohl Heinrich II. sich den Anschein gegeben hatte, als wollte er zu den Feinden Alexanders III. übergehen, so lenkte er doch wieder auf die alte Bahn ein, indem er sich mit seiner Geistlichkeit nicht entzweien wollte. Seine Abgeordneten hatten zwar in Würzburg feierlich im Namen ihres Herrn geschworen, dem Gegenpapste Obedienz zu leisten, aber nachher läugnete Heinrich diese Thatsache und legte seinen Gesandten zur Last, daß sie eigenmächtig gehandelt hätten. Johann von Oxford erdreistete sich sogar vor dem Papste zu schwören, er habe zu Würzburg Nichts gegen den Glauben der Kirche, noch gegen die Ehre und den Dienst des Papstes gethan! Derselbe wußte auch die Sache seines Herrn so geschickt in Rom zu vertreten, daß Alexander in der Hoffnung, der Friede werde endlich zu Stande kommen, auf den Vorschlag einging, zwei Legaten abzusenden, nämlich Kardinal Wilhelm von Pavia und Kardinal Otto, einen Mann von großer Unbescholtenheit. Während der Verhandlungen der streitenden Parteien sollte die Jurisdiction des Primas über den König und dessen Reich ruhen. Diese verschiedenen Unterhandlungen fallen in die letzte Hälfte des Jahres 1166.

Heinrich rühmte sich jetzt öffentlich, er habe den Papst und die Kardinäle in der Tasche und habe alle Privilegien erlangt, die sein Großvater genossen. Derselbe sei in seinem Reiche zugleich

König, apostolischer Legat, Patriarch, Kaiser und Alles, was er nur wollte, gewesen.

Die päpstlichen Legaten fanden bei ihrer Ankunft in Frankreich das ganze Land durch den Krieg zwischen Ludwig VII. und Heinrich II. in Verwirrung und mußten vor Allem den Frieden vermitteln, ehe sie die Verhandlungen zwischen dem Primas und dem Könige beginnen konnten. Mittlerweile wurde eine Versammlung nach Gisors auf der Grenzscheide zwischen Frankreich und der Normandie berufen und Thomas aufgefordert, sich dort zu verantworten. Der Erzbischof begab sich mit einigen Freunden dorthin; aber er gewahrte bald, daß es dem Kardinal Wilhelm von Pavia nur darum zu thun war, ihm listiger Weise eine Schlinge zu legen; denn Letzterer hatte sich gleich auf die Seite des Königs gestellt. Der Erzbischof ging nicht in die ihm gelegte Falle. Er wies das Ansinnen des Kardinallegaten, nach Canterbury zurückzukehren, ohne der Gewohnheiten zu erwähnen, als verderblich für die Kirche Englands zurück und weigerte sich, die Legaten als Schiedsrichter zwischen ihm und den englischen Bischöfen, welche gegen den Primas appellirt hätten, anzuerkennen. Auf die Frage derselben, ob er in der Streitsache mit König Heinrich II. sich ihrem Urtheile unterwerfen wolle, gab Thomas keine bestimmte Antwort, sondern verlangte, zuerst in sein Erzbisthum und dessen Güter wieder eingesetzt zu werden. Hierauf kehrten die Legaten zum König von England zurück.

Diese Zusammenkunft in Gisors endete also ohne den geringsten Erfolg. Zehn Monate des Jahres 1167 waren somit wiederum in nutzlosen Unterhandlungen verlaufen. Die englischen Bischöfe appellirten wieder an den Papst, während die Legaten dem Primas jegliche Ausübung der Jurisdiction über England untersagten, bis die Aussöhnung mit dem Könige erfolgt sei. Alexander III. bestätigte diesen Urtheilsspruch in der Hoffnung, bei günstigeren Zeitverhältnissen den Erzbischof kräftiger unterstützen zu können. Wirklich gestalteten sich auch bald

für ihn die Verhältnisse wieder besser, indem die kaiserliche Heeresmacht in Italien vernichtet wurde. Alexander nahm daher die Friedensunterhandlungen wieder auf. Im Dezember 1168 ertheilte er drei französischen Karthäusern den Auftrag, die Vermittlerrolle zu übernehmen; den König Heinrich aber machte er auf die Mißgeschicke aufmerksam, die den Feind der Kirche, Friedrich I., soeben betroffen hatten und bedeutete ihm dann, wenn er nicht nachgebe, werde der römische Stuhl den Erzbischof an der Geltendmachung der ihm verliehenen Rechte nicht hindern können.

Diese letzte Mahnung bewirkte, das Heinrich sich bereit erklärte, den Erzbischof zu empfangen. Auf das Fest der Erscheinung des Herrn 1169 war eine Zusammenkunft der Könige von Frankreich und England auf dem Schlosse Montmirail anberaumt, um den gegenseitigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Dorthin wurde auch Thomas eingeladen. Ueber den Erfolg seiner Verhandlungen mit dem König berichtet Herbert von Boseham, der Leidensgefährte des Primas, Folgendes: Heinrich II. gedachte den standhaften Prälaten durch List zu fangen. Zu diesem Zwecke ließ er den Freunden desselben mittheilen, daß er sehnlichst eine Aussöhnung mit Thomas wünsche, nach deren Zustandekommen er entschlossen sei, als Kreuzfahrer in's heilige Land zu ziehen. Doch müsse der Friede zu seiner Ehre geschlossen werden, denn er müsse in Gegenwart des Königs von Frankreich seine Ehre wenigstens dem Worte nach wahren. Diesen trügerischen Worten Glauben schenkend, forderten die Vermittler den Erzbischof auf, sich ganz dem Mitleide des Königs anheimzustellen, und ließen, um ihn dazu zu bewegen, obige Aeußerung des Königs durchblicken. Thomas war bereit, ihren Rath zu befolgen und sich dem Willen des Königs hinzugeben, jedoch „unbeschadet der Ehre Gottes“. Als nun die Vermittler die Unterlassung dieses Zusatzes verlangten, berieth sich der Erzbischof mit seinen Theologen, von welchen er jedoch keine bestimmte Antwort erhielt. Auf der einen Seite er-

kannten sie die Gefahren einer solch' unbedingten Unterwerfung, auf der andern Seite fürchteten sie, durch den Beisatz „unbeschadet der Ehre Gottes" die Friedensbestrebungen wieder zu vereiteln.

Der Primas sollte nun vor den beiden Königen erscheinen. Er warf sich Heinrich zu Füßen und flehte um die königliche Gnade für die Kirche Englands, welche ihm, einem Unwürdigen und Sünder, anvertraut sei. Seine Rede schloß er mit den Worten: „Ich unterwerfe mich daher jetzt, mein Herr, in Betreff der ganzen Sache, welche zwischen Euch und mir heute verhandelt wird, Eurer Milde und Eurem Ermessen in Gegenwart unseres Herrn, des Königs von Frankreich, der Bischöfe, Fürsten und Anderer, welche hier anwohnen, unbeschadet der Ehre Gottes."

Vor Zorn glühend, erhob sich der König von England, überhäufte den Erzbischof mit Schmähungen und beschuldigte ihn, daß er schon als Kanzler zum Nachtheil der königlichen Würde nach der Alleinherrschaft in England gestrebt habe. Mit Ruhe und Bescheidenheit führte Thomas seine Vertheidigung. Unter Anderm sagte er: „Mein Herr! was Ihr im Zorn mir jetzt vorwerfet über meine Verwaltung der Kanzlerwürde, das sucht Ihr, wie es scheint, erzürnt mir in Schuld zu verwandeln, während ich doch dadurch auf immer euere Gnade hätte verdient haben sollen. Es geziemt und gebührt sich nicht, jetzt das zu jener Zeit von mir im Gehorsam gegen Euch Vollbrachte und die Euch damals bewährte Treue zu meinem Lob wieder vorzubringen. Denn es weiß unser Herr, der König von Frankreich, der hier ist, und es wissen es auch Jene, welche hier stehen, es weiß auch die Welt, und es bezeugen es die Werke, wie ich mich, als ich noch am Hof war, in jenem Hofamt zu Euerem Nutzen und Ruhm erwiesen habe. Es wäre schändlich und ungebührend, die Segnungen des geleisteten Gehorsams rügend wieder vorzubringen, welche die Welt gesehen und anerkannt hat." Um den Eindruck der

Rede des Erzbischofs abzuschwächen, schnitt ihm Heinrich das Wort ab und sprach, zum König von Frankreich gewandt: „Mein Herr! sehet, wenn es gefällt, wie thöricht, wie hochmüthig Jener seine Kirche verlassen, er, den weder ich noch ein Anderer aus meinem Königreich vertrieben, sondern welcher in der Nacht auf die geheime Flucht ging, ohne daß ihn Jemand dazu gedrängt hatte. Nun aber redet er Euch ein, daß er die Sache der Kirche vertrete und wegen der Gerechtigkeit leide, und darum hat er Viele und Große befangen. Ich aber habe immer gewollt und verstattet und will und gestatte auch jetzt, daß er die Kirche, welcher er vorsteht, inne habe und leite in aller Freiheit, in welcher irgend einer seiner heiligen Vorgänger sie besser und freier gehabt und geleitet hat." König Ludwig VII. ließ sich irre führen und sprach im Tone des Tadels zu Thomas: „Herr Erzbischof! wollt Ihr wohl mehr als heilig sein?" Thomas erwiderte mit Würde, er wolle gern seine Kirche von Canterbury mit jenen Freiheiten wieder zurücknehmen, wie seine heiligen Vorgänger dieselben besessen, neue Gewohnheiten dagegen, welche zum Nachtheile und Verderben der Kirche eingeführt werden sollten, könne er nicht annehmen. Als nun der Erzbischof seine Flucht aus England zu rechtfertigen begann, baten ihn die Vermittler, diesen Gegenstand fallen zu lassen und drangen auf's Neue in denselben, auf die Clausel „unbeschadet der Ehre Gottes" zu verzichten. Allein Thomas ließ sich weder durch den Zorn des Königs von England, noch durch das Zureden der Bischöfe, Barone und anderer Vermittler umstimmen und erklärte es als ein Verbrechen, in Sachen der kirchlichen Freiheit sich der Willkür eines Menschen zu unterwerfen. So zerschlugen sich die Verhandlungen. Die Partei des Königs von England schimpfte über den starrsinnigen Prälaten, der alle Friedensversuche vereitle. Auch König Ludwig von Frankreich behandelte ihn mit Kälte und selbst die Mitgenossen des Erzbischofs waren mit seinem Benehmen unzufrieden. Nur die Liebe und Verehrung

des katholischen Volkes leistete dem standhaften Primas einen Ersatz für die erlittenen Unbilden.

Nach der Zusammenkunft in Montmirail faßte Heinrich II. den Plan, mit Hilfe des Papstes den heldenmüthigen Erzbischof, dem Ludwig von Frankreich seine Gunst alsbald wieder zuwandte, zu stürzen. Um den Papst zu gewinnen, trat der König mit dessen Verbündeten, den Lombarden, in Unterhandlungen gegen Kaiser Friedrich I. und ließ auch demselben bedeuten, er sei bereit, den Frieden zwischen dem Kaiser und dem heiligen Stuhle zu vermitteln und die Römer unter dessen Obedienz zurückzuführen, wenn der Papst in die Absetzung oder Versetzung des Erzbischofs Thomas einwillige. Doch Alexander III. ließ sich nicht täuschen. Um den König nicht ganz der Kirche zu entfremden, ordnete er eine Gesandtschaft nach England ab. Als Gesandte für diesen dritten Versuch der Beilegung des Conflictes wählte der Papst zwei römische Rechtsgelehrte, den Subdiakon Gratianus und den Archidiakon Vivianus. Allein auch die von ihnen abgehaltenen Conferenzen in Saint-Denis und Montmartre hatten keinen Erfolg, und Gratianus kehrte nach Ablauf der vom Papste gesetzten Frist nach Italien zurück. Heinrich aber, der sich in der öffentlichen Meinung nicht allzusehr schaden wollte, schickte nicht bloß Gesandte nach Rom, sondern suchte auch Vivianus unter dem Vorwande seiner Bereitwilligkeit zum Frieden noch länger zurückzuhalten.

Kurz darauf reiste König Heinrich II. nach Saint-Denis, wo er mit dem Könige von Frankreich zusammentraf und wo sich auch Thomas Becket auf des Legaten Vivianus Zureden einfand. Dießmal erwähnte derselbe weder der Abschaffung der schlechten Gewohnheiten, noch der Clausel „unbeschadet der Ehre Gottes“, weil Heinrich nur von ihm verlangte, er möge ihm als König gehorsam sein; die übrigen Artikel wurden befriedigend festgesetzt. Als Bürgschaft von Seiten des Königs verlangte Thomas von demselben den Friedenskuß; allein Heinrich

entgegnete, er habe einmal geschworen, dem Erzbischof niemals den Friedenskuß zu geben, auch wenn er sich mit ihm aussöhnen sollte. Diese Aeußerung des wegen seiner Zweideutigkeit und Falschheit bekannten Fürsten hielt Thomas mit Recht für höchst verdächtig und kehrte nach Sens zurück, ohne daß eine Vereinbarung zu Stande gekommen war.

Ehe der Papst den letzten entscheidenden Schritt that, schickte er zum vierten Male Bevollmächtigte an den König von England. Die Erzbischöfe von Rouen und Sens und der Bischof von Nevers erhielten den schwierigen Auftrag, die rechtmäßigen Forderungen des Erzbischofs dem Könige neuerdings bekannt zu machen und ihn zu deren Erfüllung, sowie zur Ertheilung des Friedenskusses innerhalb 40 Tagen anzuhalten unter Androhung des Interdiktes ohne Rücksicht auf Protestation oder Appellation. Die Furcht vor der Strafe bewog Heinrich, eine neue Zusammenkunft in Pontisère zu bewilligen; allein als Thomas sich dorthin begab, erschien der König nicht. Auf Bitten Ludwigs von Frankreich gestattete er nur einigen Klerikern des Erzbischofs, Johann von Salisbury, Herbert von Boseham und Philipp von Calva, eine Audienz. Der Letztere wurde auf Fürsprache einiger Gönner ohne Eid wieder in Gnaden aufgenommen.

Schon früher hatte Thomas den Bann über Bischof Gilbert Foliot von London und den Bischof von Salisbury verhängt. Gilbert erwirkte sich aber vom Papste die Lossprechung vom Banne. Dieß kränkte den Erzbischof, und er sprach auch seine Unzufriedenheit in einem Briefe an Alexander III. und an den Bischof von Auxerre unverholen aus. Aber eine noch größere Kränkung stand ihm bevor, indem Heinrich II. die Absicht hegte, seinen erstgeborenen sechszehnjährigen Prinzen zum Könige krönen zu lassen, theils um den Primas zu demüthigen, dem das Recht der Krönung unbestritten zustand, theils um seinem Geschlechte den Thron zu sichern, wenn er persönlich gebannt, das Reich mit dem Interdikte belegt und seine Unter-

thanen des Eides der Treue entbunden werden sollten. Der König berief den englischen Episcopat nach London und trug demselben seinen Wunsch vor; die Bischöfe wagten jedoch nicht, in Abwesenheit des Erzbischofs von Canterbury die Krönung vorzunehmen. Die Feinde des Letzteren brachten nun ein Schreiben des Papstes zum Vorschein, welches den Erzbischof von York ermächtigte, den jungen Prinzen zu krönen. Thomas Becket und mehrere Bischöfe Frankreichs hielten das Schreiben für ächt und beschwerten sich darüber bei Alexander III. Dieß hatte zur Folge, daß der Papst die Absolution des Bischofs von London zurücknahm und dem Erzbischofe von York die Krönung untersagte. Aber ehe die Briefe des Papstes und des Erzbischofs nach England gelangten, wurde der junge Heinrich in der Westminster-Abtei feierlich vom Erzbischofe von York gekrönt. Bei der Tafel bediente der erfreute König seinen Sohn mit eigenen Händen. Die Gemahlin des Prinzen, Margaretha von Frankreich, wurde jedoch nicht mit ihm gekrönt. Dieß betrachtete Ludwig VII. als einen ihm zugefügten Schimpf und schritt mit seinem Heere über die Grenzen der Normandie. Heinrich eilte zur Vertheidigung seiner Länder auf den Continent, wo ihm die Bevollmächtigten den Drohbrief des Papstes überreichten; er gab die Versicherung, alle Forderungen des Papstes zu erfüllen und mit dem Erzbischofe Frieden zu schließen.

Die beiden Könige veranstalteten am 20. Juli 1170 eine Zusammenkunft an der Grenze der Maine zwischen den Schlössern de la Ferté und Freitval auf einer Ebene, die im Volksmunde „Verrätherwiese" hieß, wie man später constatirte. Thomas war auch dazu geladen. Nachdem die Monarchen ihre Streitigkeiten geschlichtet und übereingekommen waren, daß der junge König Heinrich nochmals mit seiner Gemahlin vom Erzbischofe von Canterbury gekrönt werden solle, wurde Thomas durch den Erzbischof von Sens zum Könige geführt. Noch an demselben Morgen hatte Heinrich vor seinen Höflingen geschworen, er werde dem Primas den Friedenskuß nicht ertheilen; nichtsdesto-

weniger eilte er ihm auf der Wiese bei Freitval voll Freundlichkeit entgegen, kam seinem Gruße zuvor und unterhielt sich mit ihm, als ob nie die geringste Störung ihrer vertraulichen Freundschaft eingetreten wäre. Im Laufe der Unterredung sagte er: „Was Jene betrifft, die Euch und mich betrogen haben, so will ich ihnen vergelten, wie Verräther es verdienen.“ Bei diesen Worten stieg der Erzbischof vom Pferde und warf sich dem Könige zu Füßen. Dieser aber hob ihn auf, hielt ihm den Steigbügel und nöthigte ihn, wieder aufzusitzen. Mit Thränen in den Augen sprach er dann: „Herr Erzbischof, laßt uns unsere alte Freundschaft erneuern; aber erweiset mir vor Denen, die in der Nähe sind, die Ehre!“ Zu seinen Begleitern gewandt, fügte er hinzu: „Ich finde den Erzbischof in den besten Gesinnungen gegen mich; hegte ich andere gegen ihn, so wäre ich der schlechteste Mensch!“ — Der Erzbischof von Sens trug hierauf dem Könige die Bitte des Primas vor, ihn wieder in Gnaden anzunehmen, ihm und den Seinigen Sicherheit und Frieden und die Kirche von Canterbury nebst deren Gütern zurückzugeben, auch dieser Kirche Genugthuung zu leisten wegen der Kränkung, die sie bei der Krönung von Heinrichs Sohn erlitten. Dagegen versprach Thomas Liebe, Ehrfurcht und jeden Dienst, den ein Erzbischof seinem Könige und Herrn erweisen könne. Heinrich bewilligte alle Forderungen; sie besprachen sich eine geraume Zeit und kamen beim Scheiden überein, sobald der Erzbischof seine Angelegenheiten geordnet habe, solle er wieder an den königlichen Hof kommen und dort einige Tage verweilen, damit alle Welt von der Erneuerung und Festigkeit ihrer Freundschaft überzeugt sei.

Monate verstrichen, ehe die königlichen Versprechungen erfüllt wurden, und als der treulose Monarch endlich, da wieder ein Interdikt drohend über seinem Reiche schwebte, die erzbischöflichen Güter zurückgab, waren die Renten schon zum voraus erhoben, Vieh und Getreide hinweggeschafft und die Gebäude im erbärmlichsten Zustande.

X.

Rückkehr des Erzbischofs nach Canterbury. Sein Martyrtod.

Erzbischof Thomas war zwar wieder im Vollgenusse seiner Gewalt; das Unrecht war formell gesühnt; aber in Wirklichkeit waren die Gemüther der zur Genugthuung Verpflichteten nicht redlich entschlossen, sie zu leisten. Niemand erkannte deutlicher als Thomas Becket, daß der Friede noch keineswegs verbürgt sei. Eine düstere Ahnung stellte ihm den nahen Tod in Aussicht; aber dennoch entschloß er sich zur Rückkehr in sein lange verwaistes, nach seiner Gegenwart verlangendes Erzbisthum. Wiederholt hatte er nach dem Friedensschlusse Gelegenheit gesucht, das alte freundschaftliche Verhältniß mit dem Könige herzustellen; allein es war ihm nicht gelungen. Einmal traf er Heinrich in Tours, doch dieser und seine Höflinge nahmen ihn nur mit Kälte auf. Einige Tage später machte Thomas seine Aufwartung auf dem Schlosse Chaumont; dort wurde er ehrenvoller und freundlicher empfangen, und der König sagte in vertraulichem Tone: „O, warum thut Ihr meinen Willen nicht? Wahrlich, ich würde Alles in Eure Hände geben." Da gedachte der Erzbischof der Worte Satans im Evangelium: „Alles dieses will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Die letzte Zusammenkunft war zu Amboise. Hier verabredete der König mit dem Primas, er wolle den Erzbischof von Rouen anweisen, alle Schulden des Exilirten zu bezahlen; dann werde er ihn zum Friedenskusse zulassen und ihn entweder selbst nach England begleiten oder den Erzbischof von Rouen mit ihm zum jungen König senden. Als Thomas sich verabschiedete, sprach er im prophetischen Geiste: „Herr, mein Geist sagt mir, daß ich so von Euch scheide, wie Einer, den Ihr in diesem Leben nicht mehr sehen werdet."

In Rouen angekommen, erhielt Thomas anstatt des Erz-

bischofs seinen Feind Johann von Oxford zum Reisebegleiter. Es fand sich auch, als er seine Gläubiger bezahlen wollte, daß der Erzbischof von Rouen vom Könige weder das versprochene Geld, noch den Auftrag, ihn nach England zu begleiten, erhalten hatte. Schmerzlich getäuscht rief Thomas aus: „Wo sind jetzt die Verträge zwischen dem Könige und mir? Warum erscheint er nicht in eigener Person? Wie steht es mit dem Friedenskusse? Wie mit dem Gelde? Der König hält sein Wort nicht!“ Thomas war genöthigt, vom Erzbischofe von Rouen dreihundert Mark als Geschenk anzunehmen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Dann wollte er seinen Wohlthätern, den Bischöfen und weltlichen Großen, danken. Diese setzten aber ihre freiwilligen Spenden fort, indem sie den Primas und die Seinigen reichlich mit Pferden, Kleidern und anderm Bedarf zur Reise in die Heimath ausrüsteten. Beim Abschiede vom Könige von Frankreich sprach Thomas die ahnungsvollen Worte: „Wir gehen nach England, um dort um unsern Kopf zu spielen.“ Auch zum Bischofe von Paris sagte er: „Ich gehe nach England, um zu sterben.“ Mit diesen Todesgedanken beschäftigt, aber voll Muth und Vertrauen, eilte er nach Boulogne; vorher schickte er einen Boten mit den päpstlichen Schreiben ab, welche die Suspension des Erzbischofs von York und die Excommunication der Bischöfe von London und Salisbury enthielten, da er vernommen hatte, daß auf Veranlassung jener Bischöfe drei Ritter seine Landung in England erwarteten, um das Reisegepäck zu durchsuchen und die päpstlichen Schreiben hinwegzunehmen.

Die Einschiffung erfolgte am 3. Dezember 1170. Als Thomas sich dem Schiffe näherte, zögerte er, es zu besteigen; aber seine Begleiter, die das siebenjährige Exil mit ihm getheilt hatten, riefen sehnsüchtig aus: „Herr, schon sehen wir England; schon schwellen die Segel vieler Schiffe, die hinüberfahren, warum besteigst du nicht das Schiff? Sind wir etwa wie Moses ausgegangen, der das Land der Verheißung sah, aber

nicht erreichte?“ „Was eilt ihr so?“ erwiderte Thomas. „Es werden nicht einmal vierzig Tage vergehen, und ihr werdet wünschen, lieber anderswo, als in England zu sein.“ Da der Erzbischof erfahren hatte, daß sich in Dover viele Ritter versammelten, so landete er nicht dort, sondern in Sandwich, einem Besitzthum der Kirche von Canterbury. Als sich sein Schiff dem Ufer näherte, ließ er die Kreuzesfahne aufhissen; das Volk strömte in Schaaren herbei, fiel auf die Kniee und bat um den Segen. Aber auch drei Ritter drängten sich mit ihren Bewaffneten heran; wahrscheinlich wollten sie das Reisegepäck untersuchen und die päpstlichen Schreiben hinwegnehmen; allein bei der drohenden Haltung der Bürger wagten sie es nicht und fragten nur, ob nicht ein Ausländer mitgekommen sei, welcher nach dem Gesetze dem Könige den Eid der Treue leisten müsse. In der Begleitung des Erzbischofs befand sich ein Archidiakon von Sens, welcher Thomas viele Wohlthaten erwiesen hatte. Letzterer widersetzte sich mit Entschiedenheit dem Ansinnen, von jenem Geistlichen einen Eid zu fordern, und so ließ man die Sache beruhen. Allein den ungerechten Vorwürfen entging er nicht, als sei er mit Feuer und Schwert in das Land gekommen und wolle den jungen König vom Throne stoßen.

Am folgenden Tage reiste der Erzbischof nach Canterbury. Alt und Jung eilte ihm von allen Seiten entgegen. Einige warfen sich auf den Boden nieder, Andere bedeckten den Weg mit ihren Oberkleidern und sangen: „Benedictus qui venit in nomine Domini!“ (Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn.) Die Geistlichen zogen ihrem Oberhirten mit Kreuz und Fahnen entgegen; es war ein Triumphzug, dessen würdig, der so standhaft für seinen Herrn und dessen Braut, die Kirche, gestritten hatte. Beim Geläute aller Glocken betrat Thomas seine Kathedrale, und als er nun auf seinem erzbischöflichen Throne stand und seine Brüder, die Mönche von Canterbury, zum Friedenskusse aufnahm, da blieb kein Auge trocken, Alles brach in Schluchzen aus. Dann hielt er an das Volk eine

Ansprache über die Worte: „Wir haben hier keine bleibende Stätte; wir suchen das kommende Vaterland.“ (Hebr. 13, 14.)

Des andern Morgens erschienen einige Beamte und forderten Thomas im Namen des jungen Königs auf, den Erzbischof von York und die Bischöfe von London und Salisbury von den kanonischen Strafen loszusprechen. Thomas entgegnete, daß die drei Bischöfe durch päpstliche Autorität mit den kirchlichen Strafen belegt worden seien, und daß er nicht das Recht habe, ohne höheren Auftrag die Suspension aufzuheben; doch wolle er im Vertrauen auf die Milde des Papstes und in Rücksicht auf den König die Bischöfe von London und Salisbury lossprechen, wenn sie sich durch einen Eid verbindlich machen würden, dem Befehle des Papstes Folge zu leisten. Die beiden Prälaten waren geneigt, die Bedingung zu erfüllen; aber der Erzbischof von York überredete sie, sich zu dem Könige zu begeben und dem jungen Könige die Anzeige zu machen, der Primas habe seine Absetzung im Sinne.

Thomas begab sich unterdessen nach Woodstock, um dem jungen Könige, seinem ehemaligen Zöglinge, aufzuwarten und ihm einige Geschenke, die er für ihn mitgebracht, zu überreichen; bereits war ein Geistlicher vorausgesandt worden, der ihm seine Ehrerbietung bezeigen und seine Rückkehr melden sollte. Doch Thomas kam nur bis London, wo ihn das Volk mit namenlosem Jubel begrüßte und in Sanct Mary (Southwarke) ein Te Deum gesungen wurde. Der junge Heinrich ließ dem Erzbischof alsbald bedeuten, er möge wieder zurückkehren und die Grenze seiner Diöcese nicht überschreiten. Jetzt verübten die Feinde wieder neue Gewaltthaten — schienen sie doch durch das Benehmen des jungen Königs selbst gerechtfertigt —; die erzbischöflichen Güter wurden gepfändet, die Lebensmittel hinweggenommen, die Diener beschimpft und mißhandelt. Thomas schilderte selbst seine Lage in einem Schreiben an Papst Alexander III., worin er einen genauen Bericht über alle stattgefundenen Ereignisse niederlegt. Während seines Exils konnte er

sich, gestützt auf den König, die Großen und die Kirche Frankreichs, noch frei bewegen; aber in England war er wie in einem Kerker eingeschlossen. Diese Erwägung hätte den standhaftesten Muth niederbeugen können; doch den Erzbischof erschütterte sie nicht. Er hatte während seiner Verbannung seine erzbischöflichen Rechte und die daraus entspringenden Pflichten durch eifriges Studium genau kennen gelernt und sich zur Ausübung derselben durch Gebet und Abtödtung wunderbar gestärkt. Nur Ein Weg stand ihm offen: er mußte für das Heil der Kirche sein Leben hinopfern. Darum benützte er die kurze Zeit, die ihm noch erübrigte, zur Vorbereitung auf einen heiligen Tod. Am ersten Weihnachtsfeiertage bestieg er die Kanzel, sprach von seiner baldigen Auflösung und von dem zweiten Blutzeugen, den die Kirche von Canterbury erhalten werde. Dann erfaßte ihn ein heiliger Ernst, und er endete mit dem Ausspruche, daß Jene, die nach seinem Blute dürsteten, bald befriedigt würden; vorher aber wolle er das seiner Kirche zugefügte Unrecht strafen, indem er Ranulph und Robert de Broc excommunicire, weil sie seit Jahren nicht aufgehört hätten, ihm, seinen Klerikern und Mönchen jede in ihrer Macht stehende Beleidigung zuzufügen.

Die drei gebannten Bischöfe waren wirklich auf den Continent zu Heinrich II. geeilt und hatten ihn neuerdings gegen Thomas Becket aufgereizt. Von Wuth erfüllt, stieß Heinrich die Worte hervor: „Ich habe feige und erbärmliche Menschen erzogen und erhoben in meinem Reiche, welche ihrem Herrn die Ehre nicht verschaffen, da sie ihn von einem plebejischen Priester so schmählich verhöhnen lassen.“ Diese Aeußerung des Königs bewog vier Ritter, Reginald Fitz Urse, Wilhelm von Tracy, Hugo von Moreville und Richard Brito, sich zu verschwören, den Erzbischof Thomas zu entführen oder zu ermorden, um so ihrem Herrn den erwünschten Dienst zu leisten. Zur selben Zeit sandte Heinrich II. drei Ritter nach England, die den Erzbischof als Hochverräther in's Gefängniß werfen sollten; allein die vier Verschworenen langten früher an. Mit un=

begreiflicher Schnelligkeit waren diese über den Canal gefahren und verbargen sich zu Saltwood, einem Schlosse der Familie de Broc, in der Nähe von Canterbury. Sie boten in aller Eile aus allen benachbarten Castellen die Dienstleute des Königs auf und zogen dann nach dem erzbischöflichen Palaste, während ein Theil der Ritter die Bürger zur Bewaffnung überreden wollte. Die Bürgerschaft legte zwar Protest ein, war jedoch feige genug, das Versprechen zu geben, sie werde sich ruhig verhalten, was auch immer vorfallen möge. Den Tag darauf, ungefähr um zwei Uhr des Nachmittags, erschienen die vier Ritter plötzlich im Gemach des Erzbischofs und setzten sich auf den Boden nieder, ohne ihn zu grüßen. Unter dem Vorgeben, sie seien vom Könige beauftragt, befahlen sie dem Primas, die excommunicirten Bischöfe loszusprechen und sich nach Winchester an den Gerichtshof des jungen Königs zu begeben. Thomas erwiderte mit Festigkeit und Wärme: Wenn er die päpstlichen Schreiben bekannt gemacht habe, so sei dieß nur mit Erlaubniß des Königs geschehen; der Fall des Erzbischofs von York sei dem Papste vorbehalten; die andern Bischöfe aber wolle er lossprechen, wenn sie zuvor den herkömmlichen Eid leisteten, sich dem Ausspruche der Kirche zu unterwersen. „Vergeblich drohet ihr mir," fügte er hinzu. „Wenn alle Schwerter Englands über meinem Haupte schwebten, von der Beobachtung der Gerechtigkeit Gottes und dem Gehorsam gegen den Papst werden eure Schrecknisse mich nicht abhalten können." Bezeichnend für den Charakter jener Ritter ist es, daß drei derselben dem Erzbischofe in den Tagen seines Glanzes freiwillig Treue geschworen hatten. In Bezug hierauf sprach er: „Nach dem, was früher zwischen uns vorgegangen ist, bin ich erstaunt, daß ihr kommt und mir in meinem eigenen Hause drohet." Lärmend gingen die Ritter hinaus und riefen: „Wir beabsichtigen noch mehr als Drohung!"

Nach ihrer Entfernung kehrte Thomas ruhig auf seinen Sitz zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Er beruhigte seine

erschrockenen Gefährten, die ihn mit Gewalt in die Kirche zogen, wo gerade die Vesper gesungen wurde, weil sie glaubten, er sei dort mehr in Sicherheit. Als sie aber die Thüre verschließen wollten, verbot er es mit den Worten: „Der Tempel Gottes soll nicht verschanzt werden wie eine Burg." Anstatt sich wie seine Begleiter in die Gruft oder hinter die Altäre zu verbergen, schritt er festen Fußes die Stufen des Chores hinan. Schon drangen die Mörder ein und schrieen: „Wo ist Thomas Becket, der Verräther des Königs und des Reiches?" Keine Antwort erfolgte. Nun rief Fitz Urse: „Wo ist der Erzbischof?" „Hier bin ich, der Erzbischof," sprach Thomas, ihm entgegentretend, „aber kein Verräther! Ich bin bereit, im Namen dessen zu leiden, der mich mit Seinem Blute erkauft hat. Ferne sei es von mir, daß ich vor euern Schwertern fliehe oder von der Gerechtigkeit ablasse." Hierauf wandte er sich nach einer Säule, und stand so zwischen den Altären der allerseligsten Jungfrau und des hl. Benedictus. Da forderten die Meuchelmörder nochmals, er solle die Excommunicirten absolviren. Thomas antwortete: „Es ist keine Genugthuung vorhergegangen; ich werde sie nicht absolviren." „Dann mußt du sterben und den verdienten Lohn empfangen," schrieen die Mörder. Ruhig erwiederte er: „Ich bin bereit, für meinen Herrn zu sterben, damit in meinem Blute die Kirche ihre Freiheit und den Frieden erhalte; aber ich untersage euch im Namen Gottes, Einen meiner Leute anzutasten." Sie wollten ihn hierauf von der Säule hinwegziehen; allein sie vermochten es nicht. Thomas stieß einen der Ritter zurück mit den Worten: „Rühre mich nicht an, Reginald, der du mir von Rechtswegen Treue und Unterwerfung schuldest; du handelst unweise mit deinen Verschworenen." Da führte Reginald einen Streich auf das Haupt des Erzbischofs. Eduard Grim, sein späterer Lebensbeschreiber, der ihm treu zur Seite stand, hielt den Arm vor und fing den Hieb auf, der Arm war zerbrochen, und die Heftigkeit des Streiches verwundete den Erzbischof am Scheitel. Das herabtröpfelnde Blut mit der

Hand von der Stirne wischend, neigte er das Haupt und betete mit gedämpfter Stimme: „Ich empfehle mich und meine Kirche Gott und der seligsten Jungfrau Maria, allen Schutzheiligen der Kirche von Canterbury, sowie dem heiligen Dionysius." In dieser Stellung harrte er unbeweglich des zweiten Streiches, der ihn auf die Kniee sinken ließ. „Im Namen Jesu und zur Vertheidigung Seiner Kirche bin ich bereit zu sterben," sprach er mit brechender Stimme. Ein dritter Hieb zerschmetterte ihm die Hirnschale und streckte ihn an den Stufen des Altares des heiligen Benedictus nieder. Der Subdiakon Hugo von Horsea trat ihm auf den Nacken, riß ihm mit der Spitze des Schwertes das Gehirn aus dem Kopfe und schleuderte es auf den Boden mit den Worten: „Wir wollen gehen, Soldaten, dieser wird nicht mehr auferstehen." Im erzbischöflichen Palaste erbrachen die Mörder Kisten und Schränke, raubten Alles, was sie an edlen Metallen und kostbaren Stoffen fanden und schickten die päpstlichen Bullen und Privilegien der Kirche von Canterbury in die Normandie zum Könige.

Sobald sich die Trauerkunde von der Ermordung des Erzbischofs in der Stadt verbreitete, war alles Volk bestürzt und beweinte laut den Verlust des theuern Vaters. Die Mönche beeilten sich, das Blut und Gehirn in Gefäße aufzusammeln und den Leichnam des Martyrers in die Gruft zu bringen. Erstaunen ergriff sie, als sie den ganzen Leib des Ermordeten mit rauhen Cilicien umgeben sahen, und Mancher wurde hierdurch in seiner Ueberzeugung von dem heiligmäßigen Lebenswandel des Erzbischofs noch mehr bestärkt. Die Leiche bekleideten sie mit dem Mönchsgewande, darüber den erzbischöflichen Ornat, und legten sie in eine neue Grabstätte, die in einen Felsen der Krypta gehauen war.

So starb am 29. Dezember 1170 im dreiundfünfzigsten Lebensjahre dieser außerordentliche Mann als Märtyrer für die Freiheit der Kirche. Der Augenblick seines Todes war der Triumph seiner Sache, für die er das Leben opferte. Seine

persönlichen Tugenden, sein hoher Rang, die Würde und Ergebung, womit er sein Schicksal trug, die Heiligkeit des Ortes, wo der Mord verübt wurde, Alles trug dazu bei, Abscheu vor seinen Feinden und Hochachtung für seinen Charakter einzuflößen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze Christenheit bei der Nachricht von seinem gewaltsamen Tode. König Ludwig von Frankreich, der Graf von Blois und Erzbischof Wilhelm von Sens forderten den Papst auf, den Tod des Erzbischofs an den Mördern zu rächen.

Heinrich II. erhielt die Todesnachricht zu Argenton. Er schloß sich mehrere Tage in sein Gemach ein; ob aus Schmerz oder aus Klugheit, um seine Mitschuld zu verdecken, ist ungewiß. Er schickte zwei Kapläne an die Mönche von Canterbury und ließ ihnen seinen Abscheu vor dem Frevel kund geben. Eine andere Gesandtschaft schickte der König nach Rom. Der zweideutige Arnulph von Lisieux verfaßte auch ein Schreiben an den Papst, worin er die Unschuld des Königs und dessen innigen Schmerz über die Ermordung des Primas bezeugt.

Alexander III. war ebenfalls von heftigem Schmerz über die Ermordung seines treuen Mitkämpfers erfüllt und weigerte sich, die englischen Gesandten zu sehen. Diese wendeten sich an einige dem Könige von England befreundete Kardinäle, mit deren Hülfe sie endlich Zutritt beim Papste erlangten und ihm erklärten, sie seien vom Könige zu der Versicherung eidlich ermächtigt, daß er sich dem päpstlichen Urtheile unbedingt unterwerfen wolle. Die Bevollmächtigten der englischen Bischöfe stellten gleichfalls die Sache ihrer Herren dem vollen Ermessen des Papstes anheim. In Folge dieser Erklärung sprach Alexander III. nur im Allgemeinen über die Mörder des Erzbischofs von Canterbury, sowie über deren Rathgeber, Helfershelfer, Anstifter und Beschützer die Excommunication aus.

Ungeachtet aller Milde des heiligen Stuhles fühlte sich Heinrich II. doch nicht sicher vor dem apostolischen Strafgerichte. Es schien ihm nur *ein* Weg der Rettung offen, nämlich

sich dem päpstlichen Urtheile persönlich zu entziehen. Er beschloß daher, die Häfen an beiden Ufern zu bewachen, Jeden, der eine Interdiktsbulle mitbrächte, einzukerkern und jeden Geistlichen vor seiner Ueberfahrt schwören zu lassen, daß er dem König und Reich nicht zu schaden gedenke. Im Oktober 1171 eilte dann Heinrich nach Irland, um diese Insel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Auch dort gebrauchte er ähnliche Vorsichtsmaßregeln wie in der Normandie und in England: allen Schiffen wurde die Landung an der irischen Küste verboten. Fünf Monate waren verstrichen, als der König günstige Nachrichten erhielt, die ihn veranlaßten, in Eile nach der Normandie zu reisen. Dort hielt er eine Conferenz mit den päpstlichen Legaten, worauf alle Schwierigkeiten gehoben wurden. In der Kathedrale zu Avranches schwur Heinrich II., die Hand auf das Evangelium gelegt, in Gegenwart der Legaten, Bischöfe, Barone und des Volkes, er sei in Wort und That unschuldig an der Ermordung des Erzbischofs. Da er aber nicht läugnen konnte, wenigstens durch leidenschaftliche Aeußerungen den Entschluß der Mörder veranlaßt zu haben, so wurde ihm von den Legaten auferlegt, zweihundert Ritter zur Vertheidigung des heiligen Landes zu unterhalten; auf des Papstes Geheiß, wenn es nöthig wäre, drei Jahre in Palästina oder Spanien gegen die Ungläubigen zu dienen; den Freunden des Erzbischofs ihre Besitzthümer zurückzugeben; Appellation zu gestatten, wobei er von Personen, gegen die er Verdacht hege, eine angemessene Bürgschaft nehmen möge; die den Freiheiten der Kirche widersprechenden Gewohnheiten abzuschaffen, falls dieselben seit seiner Thronbesteigung eingeführt worden seien. Nach vollzogener Eidesleistung absolvirten die Legaten den König feierlich von allen Kirchenstrafen.

Ein Aktenstück, das die ausdrückliche Widerrufung der Clarendoner „Gewohnheiten“ enthielt, wurde im Namen Heinrichs II. verfaßt und den Händen der Legaten übergeben. Es lautet wie folgt:

„Im Namen Gottes, Amen! Im Jahre des Herrn 1173, in Gegenwart unserer ehrwürdigen Väter in Jesus Christus, des Herrn Albert, durch die Barmherzigkeit Gottes Kardinal-Priester unter dem Titel des heiligen Laurentius in Lucina und des Herrn Theodwin, Kardinal-Priester unter dem Titel des heiligen Vitalis, Legaten des apostolischen Stuhles; in Gegenwart des Priors und der Mönche von Canterbury und zahlreicher Persönlichkeiten des Königreichs England, die in der Klosterkirche der heiligsten Dreifaltigkeit zu Canterbury versammelt sind: Wir, Heinrich, durch die Gnade Gottes König von England, Herzog der Normandie, wollen demüthig und fromm die Buße vollbringen, welche aus apostolischer Machtvollkommenheit die Herren Legaten uns auferlegt haben zur Austilgung unserer Sünden. Wir widerrufen daher, verlassen und verabscheuen aufrichtig und öffentlich durch dieses Schreiben alle jene verderblichen Gewohnheiten, welche widerrechtlich von uns gegen die alten Freiheiten der Kirche Englands eingeführt wurden, und wir entsagen gänzlich und auf immer für uns und unsere Erben allen und jeder dieser Gewohnheiten, gegen welche der selige Thomas, ehemaliger Erzbischof von Canterbury, bis in den Tod gekämpft hat. Außerdem zur Ehre des allmächtigen Gottes, der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen und zur Vergebung unserer Sünden wollen wir in unserm Namen und im Namen unserer Nachfolger, daß die Kirche von Canterbury und alle andern Kirchen Englands frei seien und alle vor unserer Krönung genossenen Freiheiten unverletzt bewahren; daß alle Kirchen, welche in Zukunft von uns und unsern Nachfolgern fundirt werden, gleichfalls alle und jedes dieser Privilegien besitzen; daß während der Vacanz der Kirchen ihr zeitliches Gut weder von mir noch von meinen Nachfolgern in Beschlag genommen werde; oder wenn es unter irgend einem Vorwand in Besitz genommen worden wäre, so wollen und bewilligen wir durch gegenwärtiges Schreiben, daß es ohne Verzug ungeschmälert zurückerstattet werde, frei von jeder Last und Erpressung,

die man behaupten könnte. Wir betheuern auch und versprechen aufrichtig für uns und unsere Erben, daß wir die günstigen Bestimmungen des gegenwärtigen Widerrufungs-Aktes verbessern und vermehren und denselben in eine bessere Fassung bringen wollen, sowie dieser Akt zur Ehre Gottes und der Kirche uns oder unsern Nachfolgern vom Erzbischof von Canterbury oder von einem andern zu diesem Zwecke bezeichneten Prälaten des Königreichs eingereicht wird."

Dem Erzbischof Thomas war hiermit von seinem königlichen Feinde gebührende Genugthuung geleistet; aber er sollte eine weit größere Verherrlichung durch die Kirche erhalten. Die Gebetserhörungen und Wunder am Grabe des Martyrers mehrten sich täglich. Das gläubige Volk nicht nur Englands, sondern auch der Nachbarländer kam zahlreich zur Leidens- und Grabstätte Thomas Beckets; überall wurden ihm Altäre, Kirchen und Klöster geweiht. Das erste Gesuch um die Heiligsprechung des Erzbischofs war abgeschlagen worden; der heilige Stuhl wollte die authentische Bestätigung der Wunder abwarten. Aber bald schon konnte der treue Freund des Verstorbenen, der gelehrte Johann von Salisbury, schreiben: „Je mehr vermessene Menschen sich anstrengten, den Ruhm des heiligen Martyrers zu verdunkeln, desto mehr übernahm Gott die Sorge, ihn durch den Glanz der Wunder zu offenbaren. Alsdann maßten sich die Bösewichter, welche ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgt hatten, an, im Namen der öffentlichen Gewalt zu verbieten, von Wundern zu sprechen; aber es gelingt nicht das auszulöschen, was Gott anzündet ... Zur Ehre des Allerhöchsten geschahen auf die Fürbitte des Erzbischofs eine Menge großer Wunder vor den Augen der in Menge herbeiströmenden Völker, die an Anderen sehen, an sich selbst die Macht und Güte dessen erfahren wollen, der immer wunderbar und glorreich ist in seinen Heiligen. Denn an dem Orte selbst, wo der Martyrer zusammenbrach, wo sein Körper die ganze Nacht vor der Beerdigung hingestreckt lag, wo seine Gebeine heute ruhen, sehen

die Blinden, hören die Tauben, sprechen die Stummen, gehen die Lahmen, werden die Fieberhaften, Gelähmten und Aussätzigen geheilt; der Teufel verläßt den, welchen er quälte und zum Gotteslästern zwang, endlich stehen, wovon man nicht mehr seit alter Zeit sprach, die Todten auf, indem Gott diese Wunder wirkt und viele andere, die nicht aufzuzählen sind."

Endlich zögerte Alexander III. auf den Bericht der nach Rom zurückgekehrten Legaten Albert und Theodwin hin nicht, nach Berathung mit den Kardinälen und nach Erfüllung aller in der römischen Kirche über die Canonisation bestehenden Vorschriften, die feierliche Canonisation vorzunehmen. Nachdem er alle Bischöfe und Aebte der Campagna zu sich nach Segni berufen auf den Tag Mariä Lichtmeß 1173, sprach er dieselbe in der feierlichen Pontificalmesse aus und setzte sein Fest auf den Todestag, den 29. Dezember, fest. Einige Wochen später erließ der Papst ebenso feierlich zwei Bullen in Sachen der Canonisation, die eine an die Mönche von Canterbury, die andere an den Klerus und das englische Volk gerichtet, worin er den Triumph des Heiligen verkündete. Aber während dieser begann, um nie mehr zu enden, begann auch die Strafe der Gerechtigkeit für seine Gegner. Am schwersten wurde Heinrich II. heimgesucht. Der junge König, dessen Krönung er zur Demüthigung des Primas nicht schnell genug bewirken konnte, empörte sich gegen seinen Vater. Beinahe der ganze Adel Englands hing ihm an; selbst der König von Schottland unterstützte ihn. Da sah sich Heinrich von Allen verlassen; Reue und Schmerz erfüllten seine Seele und er beschloß, zu dem Grabe des heiligen Martyrers Thomas zu wallfahrten und dessen Fürbitte in seiner Noth anzurufen. Im rauhen Büßergewande und mit bloßen Füßen ging er weinend durch die Stadt Canterbury, warf sich am Grabe des Heiligen nieder und küßte den Boden. Er verweilte den ganzen Tag und die folgende Nacht in der Gruft, betend und fastend. Dann machte er der Kirche große Geschenke. Während Heinrich am

nächsten Morgen der heiligen Messe beiwohnte, wurde zur selben Stunde sein Feind, der König von Schottland, gefangen genommen. Bald darauf versöhnte sich auch der junge König mit seinem Vater. Allgemein schrieb man diese glücklichen Ereignisse der Fürbitte des hl. Thomas zu.

Wenige Jahre später brachte ein anderer mächtiger Monarch seine Huldigung dem heiligen Thomas dar; es war Ludwig VII. von Frankreich, der die Wiedergenesung seines Sohnes Philipp am Grabe des heiligen Martyrers erflehen wollte. Er brachte reiche Geschenke, worunter eine große goldene Schale sich befand. Das vertrauensvolle Gebet des Königs wurde erhört; sein Sohn genaß und wurde bald darnach zum Könige gekrönt. Aus Dankbarkeit errichtete Frankreich dem glorreichen Martyrer, der so lange dort in der Verbannung weilte, prächtige Kirchen und Altäre.

Der englische Episcopat fand seine Strafe in seinem Schuldbewußtsein und in dem unerbittlichen Urtheil der öffentlichen Meinung. Die weltlichen Großen mußten die Kirchengüter wieder herausgeben, die sie in feiler Hingebung an den König erworben hatten. Aber auch die Mörder des Erzbischofs sollten die rächende Hand Gottes kennen lernen. Sie fanden beim Könige nicht den gehofften Dank für ihre Gräuelthat; ihr folterndes Gewissen trieb sie aus der Gesellschaft der Menschen. Eine Zeit lang verbargen sie sich in einer festen Burg Nordenglands; ihre innere Qual ließ ihnen jedoch keine Ruhe, und sie pilgerten nach Rom, um das Erbarmen des Stellvertreters Christi anzuflehen. Alexander III. legte ihnen als Buße eine Wallfahrt nach Jerusalem auf. Schon unterwegs erlag Wilhelm von Tracy einer gräßlichen Krankheit. Die Anderen starben wenige Jahre später reumüthig nach schwerer Buße in Jerusalem.

Die von Alexander III. schon angeordnete Erhebung und Uebertragung des Leibes des heiligen Martyrers konnte erst 50 Jahre später Statt haben. Papst Honorius III. gestattete

unterm 16. Dezember 1219, daß der Cardinal Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury, den Körper seines großen Vorgängers erhebe und der Verehrung der Gläubigen ausstelle. „Im fünfzigsten Jahr," so berichtet ein Augenzeuge, „nach dem Tode des glorreichen Martyrers Thomas, Erzbischofs von Canterbury, gedachte unser ehrwürdiger Vater Stephan Langton, sein vierter Nachfolger, daran, den Körper des erlauchten Martyrers zu erheben, und die Mönche der Kathedrale bereiteten mit vieler Sorgfalt Alles vor, was ihnen für eine so erhabene Feierlichkeit nothwendig schien. Nachdem sie gefastet und die üblichen Gebete verrichtet hatten, begaben sich Erzbischof Stephan, Bischof Richard von Salisbury und die Mönche der Kathedrale gegen Abend des 27. Juni (1220) in die Krypta, wo die kostbaren Ueberreste ruhten, verharrten einige Zeit im Gebete und hoben dann den Marmorstein auf, der das Grab deckte. Da erschien Allen Derjenige, den der hl. Geist einst geleitet hatte; er trug noch seine Pontificalgewänder; sie waren zum Theil vermodert und hatten noch die andern Zeichen der Ehre bei sich, mit denen man die Bischöfe begrub. Inmitten der Freudenthränen und der Gebete erhoben einige dazu bestimmte Mönche den ehrwürdigen Leib und trugen ihn zur Hand des Erzbischofs, der ihn ganz mit seinen eigenen Händen in einen Schrein legte, mit Ausnahme einiger kleinen Knochentheilchen, welche man zur Vertheilung an die Kirche und hochangesehene Personen zurückbehielt. Unter dem Gesange der Hymnen wurde sodann der Schrein fest mit Eisen geschlossen und von den Mönchen an einen passend geschmückten Ort niedergelegt, wo die Ueberreste bis zum Tage ihrer feierlichen Uebertragung ruhten.

„Eine unermeßliche Menschenmenge war an den folgenden Tagen nach Canterbury geeilt, um den heiligen Martyrer zu ehren und ihn um seinen Schutz anzuflehen. Man sah dort den ehrwürdigen Vater Pandulph, den Legaten des apostolischen Stuhles, Stephan von Canterbury, Wilhelm, Erzbischof von Rheims, Heinrich, König von England mit allen seinen Baronen,

den Bischöfen, Aebten, Prioren und Geistlichen der verschiedenen Gegenden, die nicht aufgezählt werden können. Die Menge des Volkes wurde so groß, daß die Stadt Canterbury und die benachbarten Städte sie nicht fassen konnte. Am 7. Juli um die dritte Stunde kamen der König, die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte, die Herren und alle Personen, die das Fest zusammengeführt hatte, um die Reliquien in der Krypta, wo sie niedergelegt worden waren, in Empfang zu nehmen und sie vor den Augen des gesammten Volkes unter dem dem heiligen Martyrer geweihten Altar beizusetzen, und nachdem man diesen Schatz versiegelt hatte, verbrachte man den Rest des Tages in religiösen Gesängen und lautem Freudenjubel. So brachte die Frömmigkeit der Gläubigen dem hl. Thomas gerechte und öffentliche Huldigungen dar. Es schien ihnen gerecht, diesen feierlichen Tribut dem muthigen Blutzeugen darzubringen, der sich nicht gefürchtet hatte, bis zum Tode zu kämpfen und sein Blut für das Wohl der allgemeinen Kirche zu vergießen."

In der That, der hl. Thomas starb für die Rechte Gottes und die Canones der Kirche, für das Gesetz Englands, für die Gerechtigkeit und für sein Amt, für die ganze Heerde Jesu Christi und das geistige Erbe des englischen Volkes. Der hl. Thomas hat mit seinem Blute die Rechte aller Nationen vertheidigt, weil er die Freiheiten der allgemeinen Kirche bis in den Tod aufrecht hielt. „Seit der Zeit der Apostel," bemerkt schon Roger von Croyland von ihm, „gab es keinen Mann, dessen Tod der Kirche einen glänzenderen und erfolgreicheren Sieg verliehen hätte; denn obgleich er nur für die Kirche in England zu kämpfen schien, so ist er doch in Wahrheit, wie die nachfolgenden Ereignisse gezeigt, für das Interesse der gesammten Kirche in die Schranken getreten." Das Siegel, welches er standhaft den Constitutionen von Clarendon anzuhängen sich weigerte, drückte er in seinem blutigen Opfertode unter die Freiheiten der allgemeinen Kirche. Und diese Freiheiten leben fort; freilich auf Kosten eines endlosen Kampfes

um den Preis jenes welthistorischen Gesetzes, dessen wir zu Anfang unserer Darstellung gedachten.

In England unterlag zeitweilig die Sache des hl. Thomas; allein zur Stunde hat sie schon wieder ihre Auferstehung gefeiert und steht die Kirche wieder da in der Fülle der ihr von Christus geschenkten Freiheit. Die unumschränkte Tyrannei der Fürsten, die Grausamkeit der dreihundertjährigen Strafgesetze vermochte sie nicht zur Sklavin zu machen. Und die Sache Heinrichs II.? Nach einer Weile fand sie neues Leben und erstarkte. Vier Jahrhunderte lang wurde die Kirche mit den „königlichen Gewohnheiten" bedrängt. Die beiden Arten von Jurisdiktion lagen mit einander in heißem Streite, bis endlich die geistliche, das Recht der Kirche, der Tyrannei der englischen „Reformatoren" erlag. Heinrich II. blieb zuletzt in Heinrich VIII. Sieger; und sein Sieg wurde mit einer seines Charakters durchaus würdigen Feier inaugurirt, mit einem königlichen Befehle, zu welchem selbst die Versammlungen zu Clarendon und Northampton keinen Vergleich bieten.

Vier Jahrhunderte lang hatte der hl. Thomas auf den Altären der Christenheit die innigste Verehrung und an dem Throne Gottes die höchste Verherrlichung genossen, als an ihn von Seiten des Königs von England, Heinrichs VIII., auf Betrieb des feilsten Werkzeuges seiner Plane, Thomas Cromwell, unterm 24. April 1538 von London aus die Aufforderung erging, sich wegen Hochverraths zu verantworten. In Westminster legte am folgenden 11. Juni der Kronanwalt den Writ des Königs, d. h. den die Untersuchung gegen ihn anordnenden Gerichtsbefehl, vor, „weil er die Stellung eines Heiligen sich widerrechtlich angemaßt habe"; und da nun einmal die Heiligen zu den Armen zählen, so sollten die Prozeßkosten von der englischen Krone getragen werden. Dieser hohe richterliche Prozeß gegen den Martyrer von Canterbury fand seinen würdigen Abschluß in folgendem Urtheilsspruche: „Thomas, ehedem Erzbischof von Canterbury, hat sich der Widersetzlichkeit, des Hoch-

verraths und des öffentlichen Aufruhrs schuldig gemacht. Seine Gebeine sollen öffentlich verbrannt und die Lebenden an ihre Pflichten durch die Bestrafung der Todten erinnert werden." Der eigentliche Grund, weßwegen man den Prozeß inscenirt hatte, bildete die gemeine schmutzige Habsucht, die Gier nach sehr werthvollen, unserem Heiligen dargebrachten Weihegeschenken, ein schwacher Ausdruck der Liebe und Verehrung Englands und der christlichen Welt. „Die dem Schreine des Heiligen vermachten Geschenke und Liebesgaben sollen Eigenthum der Krone sein," so lautete der Befehl weiter. Dann wurde ferner angeordnet, daß „der hl. Thomas nicht länger mehr als Heiliger genannt und verehrt werden soll". Ob in England allein, oder ob in der ganzen katholischen Welt, oder gar auch im Himmel, verschweigen die Prozeßakten wohlweislich. „Alle Bildnisse, alle bildlichen Darstellungen von ihm sollen vernichtet, alle zu seiner Ehre eingeführten Festtage abgeschafft, sein Namen und sein Andenken sollen aus allen Büchern ausgemerzt werden unter Strafe des höchsten Unwillens Sr. Majestät und der Einkerkerung nach deren Willen und Gutdünken." Man folgerte nämlich ganz natürlich: so lange die Verehrung des heiligen Martyrers Thomas auf den Altären dauert, werden die Freiheiten, für welche er starb und das mit seinem Blute glorreich besiegelte Recht des katholischen Glaubens nicht vernichtet. Dieser unterm 11. Juni 1538 ergangene Befehl wurde in aller Form ausgeführt. Am 11. August d. J. wurde das Gold, das Silber und die Kleinodien, welche das Grab des hl. Thomas überreich schmückten, weggenommen und dem königlichen Schatze einverleibt. Heinrich VIII. ließ den kostbaren Diamant in einen Fingerring für sich fassen, den einst Ludwig VII. von Frankreich im Jahr 1179 als Schmuck an dem Reliquienschreine hatte anbringen lassen. Acht Tage später, am 19. August, am Feste des hl. Bernhard, wurden die ehrwürdigen Gebeine des Erzbischofs auf öffentlichem Platze verbrannt und die Asche in den Wind gestreut. —

Was hat dieser namenlose Frevel dem englischen Tyrannen genutzt? Eine doppelte Thatsache belehrt uns zur Stunde darüber, daß das Werk, für welches der hl. Thomas glorreich sein Blut dahingegeben, unsterblich ist. Unzerstörbar lebt die Freiheit der Kirche fort, der hl. Thomas steht noch erhaben auf den Altären der Kirche, und der Säkularklerus Englands ruft ihn heute, nachdem vier Jahrhunderte des Kampfes und drei weitere der Verfolgung seines Werkes vorüber sind, als seinen mächtigen Patron an. Die Kirche aber, welche Heinrich VIII. gründen wollte, sehen wir unter der Oberherrschaft der englischen Krone zur Stunde als ein Bild des Jammers, der Knechtschaft, der Sklaverei und der Auflösung alles dessen vor uns, was noch christlich in ihr ist. So hat die Geschichte das Wort der Kirche gerechtfertigt: **Est pro iustitia caesus in Ecclesia** — „Für die Gerechtigkeit wurde er getödtet in der Kirche."

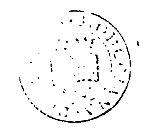


Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

X



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.

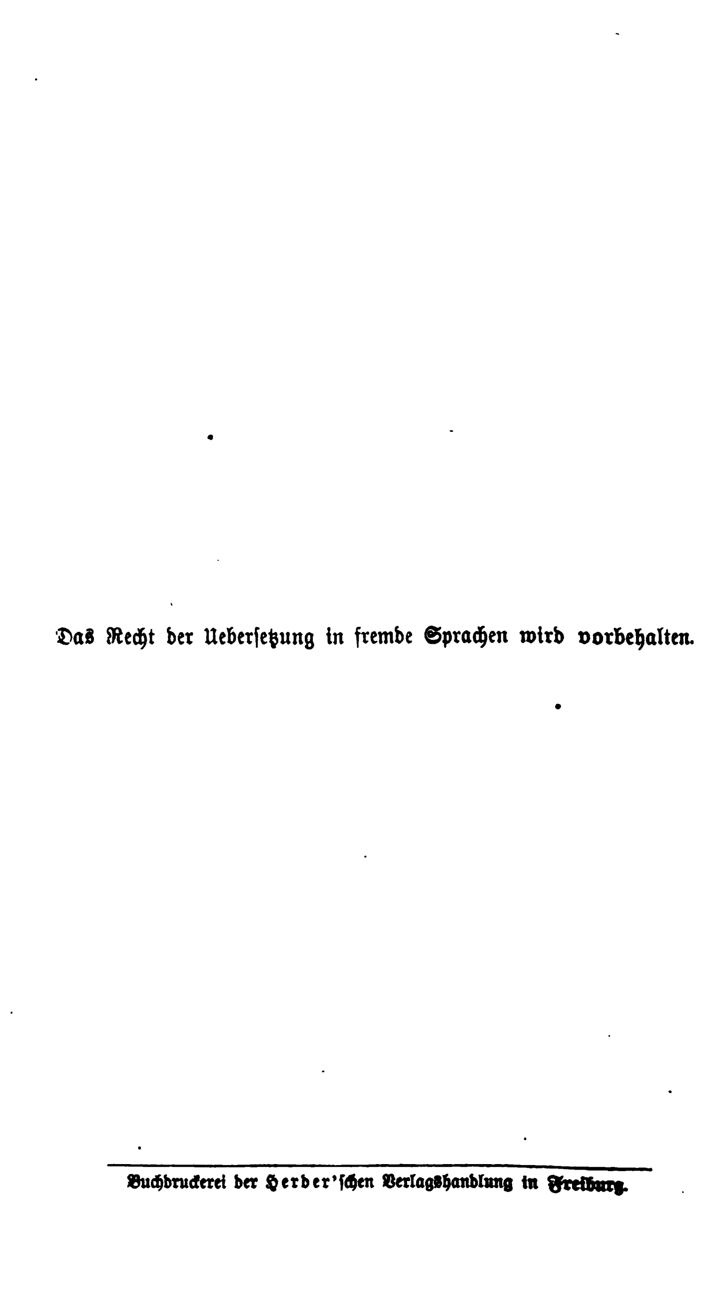
Wallenstein.

Von

Dr. J. Bumüller.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis*, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Jugend; politische und kriegerische Vorschule.

Als Rudolf II. von Habsburg-Oesterreich, traurigen Angedenkens, als römisch-deutscher Kaiser und König von Böhmen und Ungarn functionirte, wurde dem Baron Wilhelm v. Waldstein von seiner Gemahlin Margaretha v. Smiricky am 14. September 1583 ein Sohn, Albrecht Wenzel Eusebius, geboren. Er entstammte dem tschechischen Adelsgeschlechte der Ralsko, das sich in die Linien Waldstein (Waldenstein in den ältesten Familien-Urkunden, im 17. Jahrhundert ist bereits Wallenstein [H. Hallwich I, S. 3] die vorherrschende Form) und Wartenberg theilte. Der Vater Wilhelm gehörte einer wenig begüterten Familie der ersten Linie an und wirthschaftete haushälterisch auf seinem Gute Hermanic im Kreise Königingrätz. Die Kindes- und Jünglingsjahre Albrechts sind mit einem bunten Kranz von Sagen bedeckt, die früher als historische Erzählungen galten, von der nüchternen Kritik der neuesten Zeit aber in das Gebiet der Volkssage verwiesen sind, die jedoch in der Regel als Ausspruch der öffentlichen Meinung über einen großen Mann aufgefaßt werden muß. Es ist urkundlich bezeugt, daß Albrecht von Kindheit ein unbändiges, trotziges Temperament entwickelte und das Kreuz seiner Eltern und Lehrer war. Beide Eltern starben jedoch, ehe er das zwölfte Altersjahr erreichte, worauf er von einem mütterlichen Oheim, Albrecht Slawata, auf Schloß Koschumberg genommen und mit dessen Sohn dem Institut der Brüderunität anvertraut wurde; denn Albrecht gehörte, wie seine Eltern, dem Augsburgischen (lutherischen) Glaubensbekennt-

nisse an. Die mährischen Brüder waren aber nicht die Pädagogen, die einen Jungen zu zügeln vermochten, der sich schon als Kind den Beinamen „der Tolle“ erworben hatte. Ein anderer mütterlicher Oheim brachte ihn nach Olmütz zu den Jesuiten, unter deren Disciplin sich der Wildling beugen und zum Lernen bewegen ließ. Namentlich gewann ein Pater auf ihn leitenden Einfluß, so daß er später öfters äußerte, er verdanke Alles diesem Pater. In Olmütz wurde er katholisch; tief hat jedoch die Conversion nicht eingewirkt, denn 1599 besuchte er die lutherische Universität Altdorf bei Nürnberg, machte aber solche Streiche, daß er nur aus Rücksicht auf seine vornehmen Verwandten nicht relegirt wurde. Seine jugendliche Sturmperiode scheint er damit abgeschlossen zu haben, denn sofort begab er sich auf Reisen, besah Frankreich, Spanien, die Niederlande, hielt sich längere Zeit in Padua auf und eignete sich nach dem Zeugnisse der Italiener ihre feinere Sitte und Lebensart an, bildete seinen Kunstgeschmack aus und erweiterte seinen politischen Horizont; denn Oberitalien war der Schauplatz, auf welchem sich die Politik der Signoria Venedigs, der spanischen, französischen, österreichischen und savoyischen Dynastie und die der päpstlichen Curie begegneten und bekämpften.

In Padua ließ er sich von dem Astrologen Argoli in die geheime Wissenschaft einweihen, welche aus dem Stand der Gestirne bei der Geburt eines Menschen dessen Anlagen und Lebensschicksale erkennen wollte. Die Urheimath der Astrologie war der alte Orient, und die Chaldäer (Babylonier) galten als die Meister in dieser geheimen Wissenschaft, mit der meistens Magie verbunden war. Die Griechen ergaben sich ihr frühe, obwohl viele ihrer Philosophen sie bekämpften. Die Römer huldigten ihr namentlich zur Zeit der Kaiser allgemein; obwohl manchmal strenge Gesetze gegen die Chaldäer erlassen wurden, so z. B. von Tiberius, der sich selbst einweihen ließ und sie später wieder duldete. Der strenge Geschichtschreiber Tacitus nennt die Chaldäer „eine Sorte Menschen, untreu gegen die Mäch-

tigen, trügerisch gegen die Hoffenden, die in unserm Staate immer verpönt und immer geduldet sein wird". Auf den christlichen Boden wurde die Astrologie insbesondere durch die gnostischen Secten verpflanzt; bei den mohammedanischen Arabern fand sie um so leichter Eingang, als der Fatalismus (Glaube an das unabänderliche Schicksal) ihr den Weg bereitet hatte, und von den Hochschulen der Araber in Spanien, Sicilien und in dem Oriente, in welchen so viele abendländische wissensdurstige Christen Mathematik, Physik, Medicin und Astronomie studirten, wurde die Astrologie in das christliche Europa verpflanzt. So war ihr der Hohenstaufe Friedrich II. ganz ergeben, auch die Reformatoren durchbrachen diesen Bann nicht, und der große Kepler, ein gläubiger Anhänger des Augsburger Bekenntnisses, stellte nicht bloß aus Armuth und um des baaren Verdienstes willen das Horoskop oder die Nativität, sondern glaubte selbst aufrichtig, daß die Stellung der Gestirne im Momente der Geburt eines Menschen auf dessen Temperament und Streben bestimmenden Einfluß übe; die Vorsehung und der Schutzengel des Menschen walte und wache über das Schicksal des Menschen, sein leibliches und geistiges Leben bilde sich aber nach der Stellung der bei seiner Geburt herrschenden Gestirne. Daß Wallenstein glaubte, die Gestirne wirken auf die Anlagen und das Treiben der Menschen ein, ist vielfach bezeugt; war ja der Astrolog Seni unmittelbar vor seinem Tode bei ihm und las mit ihm aus den Sternen den Erfolg seines letzten und verhängnißvollen Unternehmens. Dem 26jährigen Wallenstein divinirte Kepler aus dessen Nativität: eine ungewöhnliche Begabung befähige ihn zu großen Dingen; er habe ein unruhiges Gemüth, mehr Gedanken, als er äußerlich merken lasse, trachte nach Neuerungen durch unversuchte Mittel. Er dürfte nach Ehre und Macht, sei eigensinnigen Trotzes und verwegenen Muthes, so daß er sich einmal zum Haupte von Mißvergnügten aufwerfen könne; er werde sich viele und große Feinde zuziehen, aber ihnen meistens obsiegen. Kepler konnte Wallenstein nichts

sagen, was nicht mit der Wirklichkeit stimmte, so daß die Nativität Wallensteins den Eindruck charakterisirt, den Wallenstein in seinem 26. Jahre auf Kepler und Andere machte.

Ein ehrgeiziger, aber armer Edelmann wie Wallenstein konnte nur auf der kriegerischen Laufbahn zu Ehre und Macht gelangen. Wallenstein hatte sich deßwegen auch von Jugend auf zum Soldaten bestimmt. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Georg Basta, einem Feldherrn aus der spanisch-niederländischen Kriegsschule, gegen die Türken und kehrte nach dem Friedensschlusse 1606 als Infanteriehauptmann nach Böhmen zurück. Er war sich seiner geistigen Ueberlegenheit vollständig bewußt, sah aber wohl ein, daß das Talent ungleich rascher vorwärts kommt, wenn es über Geldmittel verfügen kann und von der Gunst der Fürsten und Fürstenräthe unterstützt wird. Darum ehelichte er die bereits alternde Lucrezia Nekyssowa von Landeck, nach deren baldigem Tode er ihren reichen Güterbesitz in Mähren erbte. So wurde er böhmisch-mährischer Magnat, trat glänzend am Hofe auf, wenn sich daselbst der Adel versammelte; auf seinen Gütern lebte er aber als einfacher Edelmann und verwaltete sie musterhaft. Daher war er im Stande, Soldaten anzuwerben und für den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain in das Feld zu führen, als derselbe von den Venetianern bedrängt wurde. Die Uskoken, ein illyrischer Volksstamm, hatte sich nämlich aus dem türkischen Gebiete über die Grenze geflüchtet und besonders in Zengg und Clissa Aufnahme und Schutz gefunden. Sie befehdeten von da aus nicht bloß die Türken, sondern trieben auch Seeräuberei auf dem adriatischen Meere, wodurch sie die Venetianer zu furchtbaren Repressalien und 1616 zum Kriege gegen den Erzherzog Ferdinand reizten. Im Jahre 1617 belagerten diese die Festung Gradiska (südwestlich von Görz) und brachten die Besatzung in die größte Noth. Ferdinand forderte mit anderen Edelleuten auch Wallenstein zum Beistande auf. Derselbe traf mit einer Truppe tüchtiger Fußgänger und Reiter

im Lager ein und leistete bei der Verproviantirung des Platzes so ausgezeichnete Dienste, daß der Abzug der Belagerer vorzüglich ihm zum Verdienste angerechnet wurde. Er erwarb sich den Dank des Erzherzogs, die Zuneigung der Offiziere durch kameradschaftlichen Umgang und Freigebigkeit, die Anhänglichkeit der Soldaten durch die Energie, mit welcher er für ihre Bedürfnisse sorgte.

So hatte sich Wallenstein den Ruhm eines tüchtigen Kriegers errungen und über die Schaar der adeligen Höflinge und Offiziere erhoben. Auch seine Extravaganzen, wie der fürstliche Glanz, mit dem er für die Offiziere offene Tafel hielt, seine Freigebigkeit, wit welcher er tüchtige Soldaten beschenkte, die furchtbare Strenge, mit welcher er Feigheit und Insubordination bestrafte, ließen ihn als einen Mann von außergewöhnlichem Geiste erscheinen. Selbst auf den Feind, die Venetianer, muß er solchen Eindruck gemacht haben, wie aus dem Berichte eines Agenten Obizi zu entnehmen ist, der mit Wallenstein zu verhandeln hatte.

Während dieses Feldzuges stand Wallenstein zum ersten Mal deutschen protestantischen Fürstensöhnen gegenüber, welche Haß gegen das katholische Habsburg-Oesterreich und niederländisches Geld in das venetianische Lager geführt hatten.

Wallenstein hatte sich durch Thatkraft und Gewandtheit so empfohlen, daß er, der junge Wittwer, die Hand der Gräfin Isabella v. Harrach, der Tochter des Grafen Karl v. Harrach, des Geheimraths des Erzherzogs Ferdinand, erhielt; dadurch wurde er auch U. v. Eggenbergs Verwandter, eines vertrauten Rathes des Erzherzogs, stand also in den intimsten Verhältnissen mit den Männern, welche Ferdinands volles Vertrauen besaßen und verdienten. Mit dieser seiner zweiten Frau lebte Wallenstein bis an sein Ende in Eintracht und achtungsvoller Liebe. Sie gebar ihm eine Tochter, die aber nicht Thekla hieß (diese ist, wie Max Piccolomini, ein Gebilde von Schillers poetischem Genius), sondern Maria Elisabeth.

Oesterreichische Wirren.

Nachdem Wallenstein sich im Kriege gegen auswärtige Feinde Ehre erworben und die Gunst seines zukünftigen Souverains Ferdinand gesichert hatte, mußte er sich an den Parteikämpfen betheiligen, welche die Länder der Dynastie der deutschen Habsburger in Unruhe und Verwirrung erhielten. Die damalige österreichische Monarchie begriff das Königreich Ungarn mit dessen Nebenländern, das Königreich Böhmen mit Mähren, Schlesien mit beiden Lausitzen, das Erzherzogthum Oesterreich, das Herzogthum Steiermark mit Kärnthen und Krain, die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg; überdieß trug Rudolf II. von 1576 bis 1612 die Kaiserkrone des römisch-deutschen Reiches, die ihm freilich wohl den Vorrang unter allen Monarchen der Christenheit, aber keine Macht verlieh, indem die Fürsten und die anderen Stände des Reiches nur dann zur Hülfeleistung für den Kaiser verpflichtet waren, wenn der Reichstag den entsprechenden Beschluß gefaßt hatte; hierzu brauchte es jedoch längere Zeit, und noch viel längere, bis etwas gethan wurde. Es war nämlich längst Grundsatz und Uebung der deutschen Fürsten, sich jeder Pflicht und jedes Dienstes für Kaiser und Reich zu entschlagen, und wenn der eine und andere eine Ausnahme machte, so geschah es gegen einen ausbedungenen und recht erklecklichen Vortheil. Ein Kaiser ohne starke Hausmacht, d. h. ohne ererbten großen Besitz von Land und Leuten, war im Vergleiche mit den Königen von Frankreich, England und Spanien eine fast lächerliche Majestät, zumal er mit pomphaften Titulaturen geschmückt war, z. B. Semper Augustus (fehlerhaft verdeutscht „allzeit Mehrer des Reichs"), invictissimus („unüberwindlichster") u. s. w. Der ritterliche Kaiser Max I. (1493 bis 1519) hatte darüber in bitterer Laune gespottet; sein vierter Nachfolger Rudolf II. war aber wohl der armseligste Kaiser, der jemals auf dem Throne saß. Er war Freund der Astronomie oder Astrologie, berief deßwegen den

großen Kepler an seinen Hof, bezahlte ihn aber sehr schlecht, so daß der Astronom oftmals in die peinlichste Noth gerieth und sich später die Sage bildete, er sei Hungers gestorben. Rudolf II. hatte außer zur Astrologie auch besondere Vorliebe für Alchymie, die Geheimwissenschaft, welche aus unedlen Stoffen Gold herstellen und das Lebenselixier entdecken wollte. Als Liebhaber von Antiquitäten, Kunstwerken der Mechanik und dergleichen legte er bei allem Geldmangel eine Sammlung von Raritäten aller Art an, deren Werth auf viele Millionen geschätzt wurde. Die Zeit, die er nicht in seiner Sammlung oder mit seinen alchymistischen und astrologischen Studien und Versuchen hinbrachte, widmete er als Pferdeliebhaber seinem Marstalle, und gerieth in ungebärdigen Zorn, wenn man ihn mit Geschäften der Regierung in Anspruch nehmen wollte. Ein solcher Kaiser ließ die Dinge im Reiche gehen, wie sie mochten, und war ebenso wenig im Stande, in den österreichischen Erblanden Ordnung zu erhalten oder zu schaffen, zumal in der herrschenden Familie, der habsburgischen Dynastie, erbitterter Zwiespalt herrschte, und Rudolf II. gegen seinen jüngeren Bruder Matthias, seinen Statthalter in Ungarn und Oesterreich, mit nicht ungegründetem Mißtrauen erfüllt war, dieser aber zu wissen glaubte, daß der unverheirathete Kaiser seinem Neffen, dem Erzherzog Ferdinand von der steierischen Linie, das österreichische Erbe zuwenden wolle. Ein magyarischer Edelmann, Stephan Botskai, erhob im Vertrauen auf türkische Hülfe die Fahne der Empörung gegen den legitimen König, und der Deutschenhaß der Magyaren, verstärkt durch ihren protestantischen Glaubenshaß gegen die katholische Dynastie, vereinigte den größeren Theil der magyarischen Nation um ihn, worauf Matthias, der ein Aufraffen des verzweifelnden kaiserlichen Bruders fürchtete, in einer Versammlung der habsburgischen Agnaten das Seniorat des Hauses Rudolfen absprechen und sich zuerkennen ließ, „weil es leider zu offenbar wäre, daß Seine kaiserliche Majestät wegen ihrer sich öfters erzeigenden gefähr-

lichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche und des Hauses nicht tauglich sei".

Hierauf schloß Matthias mit Botskai Frieden und mit den Türken dreijährigen Waffenstillstand, und weil Rudolf die Bestätigung verweigerte und sich entschiedener Ferdinanden zuwandte, nahm Matthias die Partei der Protestanten in Ungarn und Oesterreich. Er willigte im Februar 1608 auf einem Reichstage zu Preßburg in alle Forderungen der Protestanten, selbst in eine Conföderation der österreichischen und ungarischen Stände, und betrieb die Absetzung Rudolfs. Dieser erschrack und wollte unterhandeln, aber Matthias rückte mit einem in Oesterreich gesammelten Heere in Böhmen ein und zwang seinen kaiserlichen Bruder, ihm Oesterreich, Mähren und Ungarn abzutreten und seine Anwartschaft auf die böhmische Krone urkundlich zu bestätigen. Als jedoch die österreichischen Stände von Matthias die versprochene Herstellung der Religionsfreiheit, wie sie unter Kaiser Max II. bestanden hatte, verlangten, suchte sich Matthias durch Zusagen und Ausflüchte zu helfen, aber die Stände griffen zu den Waffen und Matthias mußte in einer sogenannten Capitulationsresolution den ganzen Umfang ihrer Forderungen gewähren, und also namentlich die Religionsfreiheit für die adeligen Herrschaften und ihre Grundholden.

Als Matthias Rudolfen auch die böhmische Königskrone zu entreißen drohte, berief dieser einen Landtag nach Prag, versprach allen Beschwerden abzuhelfen und die Religionsfreiheit wieder herzustellen, worauf die Stände ein Heer zur Vertheidigung Rudolfs aufstellten. Als die Noth vorüber war, hielt Rudolf nach gewohnter Weise sein Versprechen nicht, worauf die protestantischen Stände erklärten, sie wollen zum Besten des Kaisers und des Landes ein Defensionswerk (Vertheidigungswerk) errichten, damit der übelberathene Kaiser nicht auch die böhmische Königskrone verliere. An ihrer Spitze stand Graf Matthias von Thurn, der von da an die Bewegung leitete und zu der verhängnißvollen Katastrophe führte. Die böhmischen

Stände ernannten 30 Barone zu Landesobersten und schlossen mit ihren schlesischen Standes- und Glaubensgenossen ein Bündniß zur Vertheidigung der Religion. Der von aller Welt verlassene Rudolf mußte sich fügen und den sogenannten Majestätsbrief unterzeichnen. In dieser Urkunde vom 11. Juli 1609 wurde den protestantischen Adeligen und königlichen Städten Glaubensfreiheit zugesichert; ferner das Recht, Kirchen zu bauen, Schulen und ein Consistorium zu errichten, und aus ihrer Mitte Vertheidiger des Glaubens zu ernennen; auch wurde ihnen die Universität Prag übergeben. Der gedemüthigte Kaiser suchte hierauf mit Hülfe seines Bruders Leopold, des Bischofs von Straßburg und Passau, sich des aufgedrungenen Pacts zu entledigen, aber die Stände leisteten den bis in die Kleinseite von Prag vorgedrungenen Soldaten des Bischofs bewaffneten Widerstand; auf ihren Ruf rückte Matthias herbei, bemächtigte sich der Altstadt Prag, ließ Rudolfen absetzen, der knirschend seine Abdankungsurkunde unterzeichnete (23. Mai 1611), Prag verfluchte und am 10. Januar 1612 starb.

Als erwählter König von Böhmen beschwor Matthias an dem Altar der Prager Domkirche auf das Evangelium den Majestätsbrief und gelobte, die Böhmen, Schlesier und Lausitzer bei ihren Ordnungen, Gerechtsamen, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Rechten, auch bei allen ihren guten und löblichen Gewohnheiten zu erhalten. Am 10. Juni 1612 wurde Matthias auch zum Kaiser gewählt, vermochte jedoch so wenig Ersprießliches für das Reich zu thun, als sein schwacher, von ihm bedrängter und zuletzt gestürzter Bruder Rudolf, und das Haus Habsburg, das ein so weites Ländergebiet ererbt hatte, war einer fast beispiellosen Schwäche verfallen. Der größere Theil des Königreichs Ungarn war in der Gewalt der osmanischen Türken, deren Sultane damals keinen definitiven, sondern nur zeitweiligen Frieden, demnach Waffenstillstände schlossen und sich dafür einen jährlichen Tribut bezahlen ließen. Dessenungeachtet wurde im Serail dem Gedanken der Eroberung des ganzen

Königreichs Ungarn erst nach der vergeblichen Belagerung Wiens und der großen Niederlage (12. Sept. 1683) entsagt. Trotzdem harmonirten der ungarische Adel, der herrschende Theil des Volkes, und die Dynastie so wenig, daß die Türken bei ihren mit Mord, Raub und Brand verbundenen Einfällen in der Regel von ungarischen Freischaaren begleitet und verstärkt wurden.

Gleiche oder ähnliche Verhältnisse wie in Ungarn herrschten in Böhmen und den andern Ländern der Wenzelkrone, in Mähren, Schlesien und den Lausitzen. Die große Mehrheit der Bevölkerung gehörte der slavischen Nationalität an, bei welcher seit der Zeit der Hussiten der Haß gegen den katholischen Klerus nie ganz erloschen war. Auf diesen hussitischen Wurzelstock ließ sich die Reformation des 16. Jahrhunderts um so leichter propfen, als der slavische Adel für diese reformatorische Thätigkeit denselben Lohn einzog wie der deutsche, nämlich die Besitzungen der kirchlichen Stifte. Zwar wurde der Katholicismus in Böhmen nicht vollständig erdrückt, wie in Sachsen, Brandenburg und in andern Gebieten protestantischer Landesherren, weil die Dynastie Habsburg der katholischen Kirche treu blieb, welchem Beispiele manche adeligen Familien oder Herren folgten; doch war die protestantische Partei die beträchtlich stärkere, und sie gestaltete sich national-tschechisch, indem sie sich die Verfassung der böhmisch-mährischen Brüder gab, die sich in den Herrnhutern in unsere Tage herüber erhalten hat. Durch Rudolfs II. Majestätsbrief hatte der böhmische Protestantismus volle Berechtigung erhalten und waren die Privilegien der Stände (des Adels und der königlichen Städte) als böhmische Grundrechte anerkannt worden. Die Protestanten waren es, welche sich rühmen durften, den Majestätsbrief errungen zu haben, und aus dessen Inhalt erklärt es sich, warum Protestanten und Stände (die Privilegirten) ihn als die böhmische Magna charta hoch hielten; daß sie einen Rückhalt an den deutschen Protestanten fanden, versteht sich von selbst.

Sehr ähnlich entwickelten sich die Zustände in dem Erzherzogthum Oesterreich, in Steiermark, Kärnthen und Krain. Kaiser Max II. hatte die Thätigkeit der protestantischen Propaganda in den genannten Kronländern nicht bloß geduldet, sondern selbst begünstigt, und auch da waren es die Privilegirten, die Stände, welche mit dem „Evangelium“ dem Landesfürsten zu Leibe gingen, indem sie mit der Glaubensfreiheit zugleich die Bestätigung und Erweiterung der „hergebrachten“ Rechte und Gewohnheiten verlangten. Es handelte sich dabei namentlich um die Gerichtsbarkeit und Besteuerung, und wie die deutschen Territorialherren nicht nachgegeben hatten, bis sie an die Stelle des kaiserlichen oder Reichsgerichtes das ihrige aufgestellt, dem Kaiser jedes Einkommen entzogen und sich angeeignet hatten, so verfuhren die Stände in Böhmen und in den andern österreichischen Kronländern gegen den Landesfürsten, und die Streitigkeiten in Folge der Kirchenspaltung, sowie die scandalöse Zwietracht unter den Mitgliedern des Hauses Habsburg leisteten den Ansprüchen der Stände trefflichen Vorschub.

Kaiser Matthias hatte keine legitimen Erben, ebenso wenig seine Brüder, die übrigen Söhne des Kaisers Max II.; daher beruhte die Erhaltung der Dynastie Habsburg auf der steier'schen Linie, deren Haupt Erzherzog Ferdinand war. Ihn hatte dem Erzherzog Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain, dem jüngsten Sohne des Kaisers Max II., die bayerische Prinzessin Maria am 9. Juli 1578 zu Grätz geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters übergab ihn die Mutter der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, welcher der katholischen Kirche treu geblieben war und den jugendlichen Neffen auf der Akademie der Jesuiten zu Ingolstadt erziehen ließ. In Bayern lernte er einen wohlgeordneten, blühenden Staat kennen, dessen Herzog sich der vollen fürstlichen Autorität erfreute, während in seinen Erblanden Steiermark, Kärnthen und Krain die Stände dem Landesherrn öfter trotzten als nachgaben, das

gemeine Volk sich in ungebührlichster Weise über den wahren Glauben stritt, und die Prädicanten (die protestantischen Prediger) in kaum glaublicher Weise unflätig über Heiligen- und Bilderverehrung, über Papst, Bischöfe und Klöster schimpften. Ferdinands Lehrer und Erzieher, auserlesene Mitglieder des Ordens der Jesuiten, des zur Bekämpfung der neuen Häresie aufgestellten und trefflich ausgerüsteten geistlichen Heeres, überzeugten ihn vollständig von der Wahrheit der katholischen Religion, sowie von den Irrthümern und der Haltlosigkeit der verschiedenen protestantischen Confessionen. Gewiß machten sie ihn auch aufmerksam, daß nur die katholische Kirche als feste Schutzwehr vor den Thronen der weltlichen Herrscher stehe, daß noch jede Häresie, jeder Abfall von der Kirche von einer Empörung oder Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit begleitet worden sei, wie die Geschichte Böhmens, Ungarns und anderer Länder beweise, wie Ferdinands Vater selbst erfahren habe. Als Ferdinand nach fünf Jahren Bayern verließ, um 1596 die Regierung seiner Erblande zu übernehmen, war er an Jahren noch Jüngling, an Charakter aber gediegener Mann. Er war gläubiger Katholik mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe, und auf diesem Fundamente beruhte die unerschütterliche Festigkeit seiner Grundsätze und die Standhaftigkeit in allen Lagen seines wechselvollen Lebens, auch sein fester Entschluß, als Regent die Häresie in seinen Landen mit aller Macht auf das Aeußerste zu bekämpfen und die Herrschaft der katholischen Kirche wieder herzustellen. Im Jahre 1597 entwickelte er seinem Oheim, dem Kaiser Rudolf, seine Absicht; dessen Räthe hatten nichts an des Erzherzogs Plan auszusetzen, fanden aber das Unternehmen gewagt und deßwegen sehr bedenklich; Einspruch erhoben sie jedoch nicht, denn Rudolf II. hatte mit seinen Räthen bei den Ständen solche Widersetzlichkeit gefunden, daß sie die Beseitigung des „Evangeliums“ (wie die Protestanten ihren Glauben zu nennen pflegten) als eine hochwichtige Errungenschaft, wenn nicht geradezu als eine rettende That für

die Dynastie Habsburg ansehen mußten. Daß Ferdinand durch die von seinem Vater Karl ausgestellte Urkundung der Gewissensfreiheit für die Herren nicht verpflichtet oder gebunden sei, galt als selbstverständlich, denn Ferdinands Vater hatte nur für sich und nicht für seine Nachfolger den Unterthanen Glaubensfreiheit bewilligen können. War ja im Augsburger Religionsfrieden ausdrücklich festgesetzt, daß der Landesherr auch Religionsherr sei, und duldeten lutherische Herren keine Katholiken in ihrem Gebiete, ebenso wenig einen Calvinisten, und wenn ein Landesherr seinen Glauben änderte, so mußten es auch seine Unterthanen thun. Wo man sich, wie in der schweizerischen Eidgenossenschaft, um das Reich wenig oder nichts kümmerte, da hieß es, es sei die Pflicht einer „christenlichen Obrigkeit", dem Götzendienste (dem katholischen Culte) zu wehren, und auf der anderen Seite vertheidigte man ebenso entschlossen „das alte und wahre Christenthum". Ferdinand wallfahrtete vor seinem Regierungsantritte nach Rom und erhielt den Segen des Papstes Clemens VIII. zu seinem Unternehmen; auf dem Rückwege besuchte er Loretto und legte im dortigen Gotteshause der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria das Gelübde unversöhnlicher Bekämpfung der Häresien ab. Er widmete der Mutter des Heilandes eine besonders ausgezeichnete Verehrung, vertraute auf ihren Schutz und Schirm und nannte sie seine oberste Befehlshaberin („Generalissima").

Als mehrere Prädicanten nach hergebrachter Unsitte von der Kanzel herab auf den Papst schimpften, jagte sie Ferdinand als Friedensbrecher aus dem Lande und erwiederte die Remonstrationen der Stände mit dem Befehle, daß alle Protestanten, welche die Rückkehr in die katholische Kirche verweigern, das Land binnen acht Tagen zu räumen haben. Bei dem Kaiser angebrachte Klagen nützten nichts, Ferdinand ließ im Gegentheil die neuerbauten protestantischen Kirchen niederreißen, Protestanten-Versammlungen durch Soldaten auseinandersprengen, und nach wenigen Jahren war die Gegenreformation durchgeführt und

Steiermark wenigstens äußerlich der katholischen Kirchengemeinschaft zurückgegeben.

Natürlich blickten seitdem alle Katholiken in den österreichischen Erblanden auf den Erzherzog Ferdinand und erwarteten von ihm eine Wendung zum Besseren. Selbstverständlich unterstützten sie dessen Bemühungen, alle Erbländer des Hauses Habsburg unter seiner Herrschaft zu vereinigen, aus allen Kräften, und ohne Zweifel haben ihm dabei seine geistlichen Freunde die ersprießlichsten Dienste geleistet. Die Erzherzoge Albrecht, spanischer Statthalter der Niederlande, und der Deutschmeister Maximilian verzichteten auf ihr Erbfolgerecht zu Gunsten Ferdinands, und somit stand die Vereinigung des großen habsburgischen Ländercomplexes unter einem Herrscher in nächster Aussicht. Vorher mußten jedoch die Stände der verschiedenen Erbländer die Anerkennung der Nachfolge Ferdinands aussprechen, was nicht ohne bedenkliches Zaudern geschah, da die in allen Ländern zahlreiche protestantische Partei von Ferdinand, der in Steiermark den Protestantismus so rasch und unerbittlich erdrückt hatte, nichts Gutes erwartete. Doch huldigten ihm nach einander die Stände von Oesterreich, Schlesien und Ungarn als dem designirten Nachfolger seines Oheims Matthias, und die böhmischen, welche zögerten und das Recht, ihren König zu wählen, in Anspruch zu nehmen Miene machten, folgten dem Beispiele der Stände der anderen Länder, als Ferdinand am Hochaltar des Prager Domes am 29. Juni 1617 den Majestätsbrief in feierlicher Weise beschwor. Er hatte versprochen, bei Lebzeiten des Kaisers Matthias sich nicht in die Regierung der kaiserlichen Lande zu mischen; daher kehrte er nach seiner Krönung zum designirten Böhmenkönig nach Grätz zurück, nachdem er jedoch, wie seine Gegner zu bemerken glaubten, den alten, kränkelnden Matthias zu auffallenden Maßnahmen überredet hatte. Matthias entzog nämlich dem Grafen Matthias von Thurn, dem unruhigsten böhmischen Adeligen und trotzigsten Widersacher der Krone, das einträgliche Burggrafenamt von Karlstein, in

welcher Veste die Kleinodien des Reiches und auch der Majestätsbrief aufbewahrt wurden. Hierauf siedelte Matthias im December und bei rauher Witterung von Prag nach Wien über, hinterließ aber eine aus zehn Mitgliedern, sieben Katholiken und drei Protestanten, bestehende Statthalterschaft; von den katholischen Statthaltern waren aber die Herren Martinitz und Slawata den böhmischen Protestanten über die Maßen verhaßt.

Der 23. Mai 1618 in Prag. Wallenstein entschlossener Royalist.

Seit der hussitischen Sturmperiode war in Böhmen der Geist der Opposition gegen das katholische Kirchenthum nie ganz erloschen und immer mit der tschechisch-nationalen Antipathie gegen die deutsche und katholische Dynastie der Habsburger verbunden. Die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts fand daher augenblicklichen Anklang und wurde von den „Ständen" zur Erweiterung und Befestigung ihrer Privilegien benutzt; der Majestätsbrief Rudolfs II. gab ihnen vollends freie Hand in ihren Besitzungen, und als Ferdinand II. als König von Böhmen gekrönt wurde, waren wohl bereits zwei Drittheile der Bevölkerung des Königreichs protestantisch geworden. Ferdinands Succession als König hatte die protestantischen Stände lebhaft beunruhigt, die Absetzung Thurns als Burggrafen von Karlstein, die Ernennung der Statthalterschaft durch Kaiser Matthias und dessen Entfernung aus Prag nach Wien hatte das Mißtrauen der Stände gesteigert und ein gewaltsames Vorgehen gegen zwei protestantische Gemeinden gab das Zeichen zum revolutionären Ausbruch.

Es ist eine bekannte und leicht erklärliche Thatsache, daß besonders in der ersten Zeit der Reformation die meisten Städte, in welchen Bischöfe und Aebte Herrschaftsrechte oder großen Grundbesitz hatten, die neue Lehre, „das Evangelium", annahmen und sich durch dieselbe zu befreien trachteten. So waren auch zwei Städte im nördlichen Böhmen: Braunau, dessen

Grundherr der dortige Abt, und Klostergrab, dessen Grundherr der Erzbischof von Prag war, zum protestantischen Bekenntniß übergetreten und hatten Kirchen zu bauen angefangen. Die geistlichen Grundherren untersagten den Bau, Kaiser Matthias gleichfalls, die protestantischen Stände jedoch ermunterten zum Fortbauen; aber auf kaiserlichen Befehl vom 19. Februar 1618 wurden die Kirchen zuerst geschlossen, dann niedergerissen und eine Anzahl der unruhigsten Städter eingethürmt. Auf die Kunde davon gerieth das ganze Königreich in Bewegung; die Protestanten schrieen, der Majestätsbrief sei verletzt, denn die geistlichen Herrschaften seien als königliche Güter anzusehen, daher haben dieselben die gleichen Rechte wie die königlichen Städte; die Katholiken aber entgegneten, Braunau und Klostergrab seien Unterthanen geistlicher Herrschaften und haben daher nicht das Recht, über die Religion zu entscheiden. Die Rechtsfrage mochte streitig sein, und wenigstens konnten die Protestanten behaupten, daß Aehnliches, wie neulich in Braunau und Klostergrab, vorher in Böhmen nicht geschehen sei. Der Adel, der damals in allen österreichischen Landen mit seinen Privilegien die Rechte, Freiheiten und Satzungen des Landes vertheidigte, übernahm auch die Vertheidigung der Verfassung Böhmens, d. h. der Rechte der privilegirten Stände. Auf seine Eingaben erfolgte kein sie befriedigender Bescheid des Kaisers; unterdessen wurde das Volk von den protestantischen Predigern von der Kanzel herab bearbeitet, die Stände hielten eine Versammlung nach der andern, und als am 23. Mai ein Ausschuß, mit Thurn an der Spitze, auf dem Prager Schlosse vor den vier Statthaltern v. Sternberg, Lobkowiz, Slawata und Martiniz erschienen, wurden Slawata und Martiniz nach den heftigsten Beschuldigungen von den Verschworenen ergriffen und aus den Fenstern 60 Fuß hoch in den Burggraben hinabgestürzt, ihnen auch zum Ueberflusse der Geheimschreiber Fabricius nachgeschickt. Alle drei erlitten keine gefährliche Verletzung, was von dem katholischen Volke als ein Zeichen angesehen wurde,

daß die Mutter Gottes die mörderische Absicht der Häretiker durch ein Wunder vereitelt habe.

Obgleich Niemand zweifeln konnte, daß Thurn und Genossen mit allem Vorbedacht die Gewaltthat vollbracht hatten und zum Sturze des verhaßten Thronfolgers Ferdinand entschlossen waren, fanden dieselben doch gerathen, einstweilen noch die getreuen Unterthanen fortzuspielen und in Manifesten zu erklären, daß sie dem Kaiser treu bleiben und ihr Widerstand nur dem Thronfolger Ferdinand gelte; zugleich erließen sie ein wüthenden Haß sprühendes Verbannungsedict gegen die Jesuiten, „den giftigen Orden, der alle Kräfte aufbietet, die Fürsten zu entzweien, die Herren gegen ihre Unterthanen und die Unterthanen gegen die Herren aufzureizen, sowie auch unter den Ständen derjenigen Länder, in welchen verschiedene Religionen herrschen, Aufruhr und Feindschaft zu stiften, der sogar jedem Bösewicht erlaubt, Könige und Gesalbte Gottes zu ermorden". Gleichzeitig erhielten aber auch der Erzbischof von Prag, der Abt von Braunau und andere katholische Prälaten den Befehl, das Land zu räumen. Auch bemächtigten sich diese getreuen und friedliebenden Stände aller herrschaftlichen Gefälle, nahmen die Beamten und Soldaten in Pflicht und wählten 30 Directoren zur Verwaltung des Landes. Es wurde die eilige Anwerbung eines Heeres beschlossen, Graf Thurn zu dessen Befehlshaber ernannt, die Mähren, Schlesier, Lausitzer und Oesterreicher zum Anschlusse an die Böhmen aufgefordert. Die Revolution konnte sich wohl nicht durch unzweideutigere Thatsachen aussprechen, und als der schwache Kaiser Matthias, der dem Rathe des auf Ferdinand eifersüchtigen Cardinals Klesel zu folgen pflegte, sich zu Unterhandlungen mit den Aufständischen entschloß, ließen die Erzherzoge Maximilian, der Deutschmeister, und Ferdinand, dessen Neffe, den Cardinal ohne Wissen und Willen des Kaisers festnehmen und nach Innsbruck bringen, wo er einige Jahre als Staatsgefangener festgehalten wurde. Matthias überlebte diese Demüthigung nicht lange, denn er starb am 20. März 1619

an einem Schlaganfalle. Statt zweier geheimer Räthe, in Wien und Grätz, waltete forthin ein einziger, in welchem Eggenberg, Harrach, Trautmannsdorf und die Lichtenstein die gewichtigsten Stimmen führten.

Ferdinand und dieser sein Rath nahmen den Krieg, den Klesel hatte vermeiden wollen, entschlossen an, denn nach allem, was vorausgegangen war, hatten sie keine andere Wahl. Die Regierung hatte zwei kleine Truppencorps zur Verfügung: ein in Oesterreich geworbenes unter dem Lothringer Heinrich Dampierre, das andere unter dem Brabanter Karl Boucquoi, einem im spanisch-niederländischen Kriege geschulten Feldhauptmann. Dagegen war Böhmen in offenem Aufstande, Schlesien und Mähren zur Union mit Böhmen bereit.

Die niederösterreichischen Stände verweigerten die Huldigung, bis Ferdinand ihren Beschwerden abgeholfen und das Kriegsvolk abgedankt hätte; die Bauern in Oberösterreich verbanden sich mit den Böhmen und vertrieben die Soldaten Boucquoi's, und von Ungarn her drohte der Magyare Bethlen Gabor mit einem Einfalle. Während Boucquoi Budweis in Böhmen besetzt hielt, rückte Thurn im Mai 1619, also sogleich nach dem Tode des Kaisers Matthias, mit 6000 Mann in Mähren ein und fand eine so gute Aufnahme, daß er selbst erstaunte. Nur wenige Edelleute blieben Ferdinand treu und wurden dafür eingesperrt oder verjagt. Darauf rückte Thurn vor Wien, in der Hoffnung, sich der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen; denn die Besatzung war klein und litt Mangel. Die zahlreichen Protestanten in Wien wollten die Böhmen einlassen, nur die Studenten und die italienischen Kaufleute hielten zu Ferdinand, der so hülflos schien, daß ihn ein Ausschuß der niederösterreichischen Stände, an ihrer Spitze der Edelmann Andreas Thonradel, in der Burg aufsuchte, in sein Zimmer drang und drohend seine Einwilligung zu einer Conföderation mit den Böhmen verlangte. Aber Ferdinand blieb standhaft; er wußte, daß er durch Nachgiebigkeit Wien, sich und seine Familie in die Gewalt der auf-

ständischen Protestanten ausliefere und damit deren Sieg in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain entscheide; einen solchen Schlag wollte er der katholischen Sache um keinen Preis versetzen, und erklärte im Vertrauen auf den göttlichen Stifter der Kirche, der ihr seinen Schutz versprochen, der ungestüm auf ihn eindringenden ständischen Commission, er wolle eher betteln gehen, als in ihre Forderungen willigen. In diesem Augenblicke widerhallte die Burg von Trompetenschall; es waren 500 Kürassiere in dem Burghof aufmarschirt, welche Dampierre von Krems nach Wien geschickt hatte. Die Dränger erschracken und machten sich davon; die Adeligen und Bürger, welche sich am ungebärdigsten benommen hatten, flohen in Thurns Lager, die katholischen Wiener aber faßten Muth und griffen zu den Waffen.

Der kaiserliche General Boucquoi hielt unterdessen mit 8000 Mann Budweis im Süden Böhmens besetzt und verstärkte sich durch spanische Truppen, die ihm aus Flandern zuzogen. Außerdem führte ihm Wallenstein 1000 Kürassiere zu, welche er in Flandern auf seine Kosten geworben hatte. Er war einer der Obersten der 5000 Mann, welche die mährischen Stände aufgestellt hatten, und da die gemeinen Soldaten wie die Stände sich für die Böhmen erklärten und Wallenstein so wenig als die andern Obersten seiner Soldaten sicher war, führte er mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit einen kühnen Streich aus. Er hatte sich von dem böhmischen Protestantismus losgesagt, und wenn er auch wahrscheinlich niemals ein glaubensstarker Katholik war, so widerte ihn die kahle protestantische Kirche und der plebejische Charakter ihrer Geistlichkeit an. Ebenso wenig konnte er, der Verwandte und persönliche Freund der Räthe Ferdinands, sich für die ständischen Freiheiten seiner böhmischen Landsleute begeistern; noch weniger wollte er, dessen Streben auf Ruhm und hohe Ehren gerichtet war, sich in die Rolle eines Oppositionshauptes in der Ständeversammlung finden. Er nahm deßwegen augenblicklich für Ferdinand Partei,

verließ seine Landsleute, führte aber die ständische Kriegskasse mit, welche etwa 90 000 Thaler enthielt; Ferdinand gab sie zwar wieder heraus, sah aber in Wallensteins Handlung, welche von den Böhmen als ein Schelmenstück verworfen wurde, einen Beweis von Treue und muthiger Ergebenheit und lohnte sie mit seiner vollen Gnade. Wallensteins Kürassiere waren es auch, an deren Spitze Boucquoi am 10. Juni 1619 bei dem Städtchen Tein die Reiterei des Grafen Ernst von Mansfeld, der ein mit dem Gelde des Herzogs von Savoyen geworbenes Corps den Böhmen zugeführt hatte, auseinandersprengte und demselben eine vollständige Niederlage beibrachte, worauf Thurn am 22. Juni von Wien abließ und nach Böhmen zurückeilte.

Ferdinand II. zum Kaiser gewählt. Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen. Die Union und die Liga.

Kaum war Ferdinand von der drohendsten Gefahr befreit, so reiste er nach Frankfurt zur Bewerbung um die Kaiserkrone. Der Pfälzer Kurfürst hätte zwar die Wahl gerne hinausgeschoben, allein die katholischen Kurfürsten (Mainz, Köln, Trier) drangen auf eine baldige Wahl, und da ihnen Kursachsen zustimmte, wurde die Wahl ausgeschrieben. Zwar versuchte der Kurpfälzer Friedrich seinen Vetter, den Herzog Max von Bayern, zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu bereden, allein der kluge Bayer lehnte unumwunden ab, weil er sich mit seinem österreichischen Vetter, dem einzigen weltlichen neben ihm katholisch gebliebenen Fürsten im deutschen Reiche, nicht verfeinden wollte. Es wurde also gewählt; die drei geistlichen Kurfürsten stimmten begreiflich für Ferdinand; der kurpfälzische Gesandte erklärte, daß sich sein Herr der Wahl Ferdinands nicht widersetze, wenn er die Mehrheit der Stimmen erhalte; Kursachsen und Kurbrandenburg stimmten ebenfalls für Ferdinand, und als Böhmenkönig durch die goldene Bulle zur Wahl berechtigt, gab Ferdinand sich selbst die Stimme und war somit einstimmig

als Ferdinand II. zum Kaiser gewählt. Er wurde am 9. September 1619 gekrönt. Ranke's Behauptung: „Ferdinand war hauptsächlich durch das Uebergewicht der katholischen Partei im Kurfürstenrath gewählt worden" (Wallenstein S. 21) ist daher entschieden unrichtig, denn Kurbrandenburg, Kurpfalz und Kursachsen waren nicht katholisch, und in der That hatte gerade Kurfürst Johann Georg von Sachsen den Ausschlag für Ferdinand gegeben, indem er den drei geistlichen Kurfürsten nicht bloß für die Vornahme der Wahl, sondern auch für die Giltigkeit der siebenten Kurstimme, der böhmischen, beistimmte.

Fast in denselben Tagen (31. Juli) hatten die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz, die von Ober- und Niederösterreich einen ewigen Bund mit den Böhmen zur gemeinsamen Vertheidigung ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheiten geschlossen und am 17. August 1619 Ferdinand II. „als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als Sklaven Spaniens und der Jesuiten, als einen Menschen, der die Drangsale des Kriegs über Böhmen gebracht, der die böhmische Krone durch schlechte Künste erschlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen", aller Ansprüche auf den böhmischen Thron verlustig erklärt. Am 26. August wurden in der für die Königswahl anberaumten Versammlung der Stände vier Throncandidaten vorgeschlagen: der König von Dänemark, der Herzog von Savoyen, die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz. Die zwei ersten hatten geringen Anhang, Kursachsen antwortete rundweg abschlägig, so daß nur der Pfälzer übrig blieb, der auch mit großer Mehrheit gewählt wurde.

Friedrich V., geboren 1596, Schwiegersohn des Königs Jakob von England, war ein lebenslustiger freigebiger Fürst, aber unkriegerisch und indolent, soll auch nur von seiner Gemahlin gespornt, die als Königstochter sich unter ihrem Stande verheirathet glaubte, nach der böhmischen Königskrone gegriffen haben. Er glaubte jedenfalls kein Wagstück zu unternehmen;

denn er selbst verfügte über eine beträchtliche Hausmacht und durfte auf die Unterstützung aller Mächte rechnen, welche von den vielen Besitzungen der spanischen und österreichischen Dynastie der Habsburger ein Stück zu annectiren trachteten. Die große spanische Monarchie war schon unter König Philipp II. tief heruntergekommen und sank unter Philipp III. noch tiefer. An die Niederländer und Engländer hatte sie bereits die Herrschaft zur See verloren und mußte ihre Silberflotten wegnehmen oder zerstören, ihre reichen Colonien plündern sehen; der König von Frankreich aber speculirte auf Lothringen, Burgund, Elsaß, Flandern und Navarra, der Herzog von Savoyen auf ein Stück Italien, die Mauren in Nordafrika bedrohten die festen Küstenplätze, machten durch Raubschiffe die See unsicher, plünderten die spanischen Küsten und schleppten viele tausend Gefangene in die Sklaverei. Und doch waren die Spanier tapfer und kriegsgeübt, wie unter Karl V., aber die Dynastie war verkommen: unkriegerisch, unwirthschaftlich, unwissend, von Höflingen und Intriguanten beherrscht; daher wurden Land- und Seemacht meistens vernachlässigt, so daß oftmals für die Soldaten die Löhnung so lange ausblieb, daß dieselben die eigenen Unterthanen ihres Königs ausplünderten oder brandschatzten.

Nicht viel besser stand es um die Monarchie der deutschen Habsburger. Die Dynastie war der katholischen Kirche treu geblieben, hatte aber nicht wie die spanische das Eindringen und die Ausbreitung der protestantischen Bekenntnisse in ihren Ländern verhindert, sondern unter Kaiser Ferdinand I. geduldet, unter Max I. sogar begünstigt, und unter den schwachen und uneinigen Nachfolgern Rudolf II. und Matthias hatten der Adel und die privilegirten Städte sich dem neuen Glauben um so eifriger zugewendet, weil sie vermittelst desselben dem Landesherrn weitere Rechte abnöthigen konnten. Daher sehen wir fast alle Länder unter dem habsburgischen Scepter 1618 im Aufstande oder zum Aufstande bereit, und gingen die böhmischen

Stände soweit, daß sie den gekrönten König Ferdinand II. absetzten und beschimpften. Der Pfälzer hätte gewiß nach der böhmischen Krone nicht zu greifen gewagt, wenn Ferdinand, dem Namen nach der Beherrscher der österreichischen Erblande und Kaiser des deutschen Reichs, nur mittelmäßige Streitkräfte zur Verfügung gehabt hätte und nicht mehr als die Hälfte seiner Unterthanen im Aufstand begriffen oder zum Aufstande bereit gewesen wäre. Ueberdieß durfte der Pfälzer darauf rechnen, daß der türkische Sultan, dessen Roßschweife auf den Wällen aller Festungen im Donauthale von Belgrad bis Raab wehten, durch seine schrecklichen Schaaren die Grenze durchbrechen lassen werde, und wäre es auch nur, um Sklaven einzufangen und Mord und Brand in die Städte und Dörfer der Ungläubigen zu tragen.

Auf des Sultans Befehl griff Bethlen Gabor das dem Kaiser gebliebene Stück Ungarn und Oesterreich selbst an; mit Erlaubniß des Sultans schlug er auch sonst los, wenn er die Gelegenheit günstig hielt, um dem Kaiser einen Fetzen Ungarn abzunehmen, denn er war wohl ein bibelfester protestantischer Magyar (er hatte die ganze Bibel mehrmals Wort für Wort durchgelesen und selbst ein geistliches Lied gedichtet), fand es aber keineswegs unchristlich, dem Erbfeinde der Christenheit Kriegsdienste zu leisten und die Verwüstungszüge der türkischen Heere mit seinen Schaaren zu begleiten, denn Ferdinand war ein katholischer und deutscher Fürst! Ranke nennt ihn zwar „eines der mächtigen Häupter der Weltbewegungen", allein wenn der Sultan befahl, mußte der protestantische Magyar so demüthig gehorchen und Frieden halten, als sein Nachbar, der Pascha von Ofen.

Den sichersten Rückhalt glaubte der Pfälzer jedenfalls an der Union zu haben, wie die deutschen Protestanten ein 1608 geschlossenes Bündniß nannten. Die schwäbische Reichsstadt Donauwörth, hart an der Grenze des Herzogthums Bayern gelegen, hatte sich mit der großen Mehrheit der Bürgerschaft dem

Augsburgischen Bekenntnisse zugewendet, und der Rath dem Abte des Klosters zum heiligen Kreuz untersagt, mit seinen Mönchen und den wenigen katholisch gebliebenen Städtern in Prozession durch die Gassen zu wandeln. Allein 1605 führte der Abt die Frohnleichnamsprozession aus den Mauern des Klosterhofes, worauf der lutherische Pöbel über den Zug herfiel, die Fahnen in den Koth trat und die Begleitung in das Kloster zurückjagte. Eine kaiserliche Untersuchungscommission wurde trotzig abgewiesen, worauf die Stadt in die Reichsacht erklärt und der Herzog Max von Bayern mit der Execution beauftragt wurde. Die Stadt ergab sich dem Bayern ohne Widerstand und wurde ihm als Pfand für seine Kriegskostenrechnung überlassen, welche die Stadt nicht zu bezahlen im Stande war. Dieses übermäßig strenge Verfahren gegen eine protestantische Reichsstadt erbitterte und schreckte die Protestanten so sehr, daß am 12. Mai 1608 Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Fürst Christian von Anhalt, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Württemberg, die brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst im Anspachischen Kloster Ahausen zusammentraten und einen Bund, „Union", schlossen zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der Reichsstände. Im Frieden sollte der Kurfürst von der Pfalz das Directorium führen, im Kriegsfalle den Oberbefehl Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg, und als dessen Locotenent (Lieutenant, Stellvertreter) Christian von Anhalt. Den Theologen wurden Streitigkeiten verboten, was sehr nöthig war, aber nichts fruchtete, weil die Anhänger Calvins (der Pfälzer) mit denen Luthers sich so wenig vertrugen, als vor Zeiten die Reformatoren selbst. Indessen erweiterte sich die Union bald sehr bedeutend durch den Beitritt des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, des Grafen von Oettingen, der Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg, des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, des Landgrafen Moritz von

Hessen, der schwäbischen Reichsstädte Hall, Heilbronn, Memmingen und Nördlingen. Dieses Bündniß umfaßte fast das ganze protestantische Deutschland, jedoch fehlte der wichtigste Staat, nämlich Kursachsen, der sonst als Chorführer der protestantischen Reichsstände functionirt hatte. Aber bekanntlich hatte Moritz, das Haupt der Albertinischen Linie, die Ernestinische mit Hülfe des Kaisers Karl V. des größten Theiles ihres Gebietes und der Kurwürde beraubt, daher hielt seitdem Kursachsen in der Regel zum kaiserlichen Hause Habsburg, während die zahlreichen Ernestiner als dessen geschworene Feinde auftraten.

Die natürliche Folge eines protestantischen Bundes war ein katholischer Gegenbund; derselbe wurde auf Betreiben des Bayernherzogs Max am 10. Juli 1609 zu München als „heilige Liga" abgeschlossen zur Erhaltung des Religionsfriedens, und damit der alte, wahre und alleinseligmachende Glaube nicht ausgerottet werde. Sein Charakter war also der eines Vertheidigungsbundes. Die ersten Mitglieder desselben waren außer dem Bayernherzog die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Regensburg, Straßburg, Konstanz und Passau, der Abt von Kempten und der Propst von Ellwangen; bald traten die drei geistlichen Kurfürsten bei und der Kurmainzer wurde für die rheinischen Mitglieder als zweiter Bundesoberst (neben dem ersten, dem Bayern) bestellt.

Da starb am 25. März 1609 der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg kinderlos; die Dynasten von Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg erhoben als Nachkommen von Erbtöchtern Ansprüche auf das Erbe und trafen Anstalten, ihr Recht mit Waffengewalt geltend zu machen. Jetzt verlangte aber, von dem spanischen Hofe angetrieben, Kaiser Rudolf II. die Entscheidung über das bestrittene Erbe für sein Gericht und befahl dem Erzherzog Leopold, dem Bischof von Straßburg und Passau, als sich die beiden Ansprecher, Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg, unter sich und mit den Ständen des Herzogthums verglichen, das ganze Erbe unter Sequester zu nehmen, was dieser

auch that und das bestrittene Land mit Kriegsvolk besetzte. Wenn das Herzogthum zur Disposition des. Kaisers, d. h. des Hauses Habsburg blieb, so mußte es auch katholisch bleiben; wurden aber die beiden Prätendenten Landesherren, so mußte es ebenso gewiß die Religion der Landesherren annehmen. Es handelte sich also bei dem Jülich'schen Erbfolgestreit um eine Eroberung für die katholische Kirche oder für die Reformation Luthers oder Calvins, und deßwegen riefen Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg die Hülfe der Union, Erzherzog Leopold die der Liga an. Auf einem Tage zu Schwäbisch-Hall (Januar 1610) beschlossen die Uniirten, welchen König Heinrich IV. von Frankreich seine Hülfe zusicherte, die bewaffnete Occupation des Jülich'schen Erbes und führten den Bundesbeschluß auch aus, so daß die beiden Prätendenten in den Besitz des Erbes gelangten. Aber die Ermordung des Königs Heinrich IV. durch Ravaillac entmuthigte die Uniirten, so daß sie sich mit den bisherigen Erfolgen begnügten, und als 1612 der Pfalz-Neuburger, Wolfgang Wilhelm, bei der Werbung um die Hand der Tochter des Kurbrandenburgers, seines Concurrenten um das Jülich'sche Erbe, in scandalösen Streit gerieth, wandte sich derselbe nach Bayern, freite um die jüngere Schwester des Herzogs Max, erhielt auch deren Hand und wurde katholisch, wodurch er sich begreiflich die Hülfe seines Schwagers, des Bayernherzogs, und des Hauses Habsburg sicherte. Dadurch beunruhigt sah sich Kurfürst Johann Sigismund nach mächtigerer Bundesgenossenschaft um und fand diese in der Republik der Niederlande, d. h. in deren Leiter, dem Oranier Moritz, und nahm darum (1613) die Reformation Calvins (confessio Helvetica) an, ohne jedoch seine Unterthanen in ihrem Augsburgischen oder lutherischen Bekenntnisse zu stören. Es kam zwischen den beiden Convertiten bald zum Kriege; für den einen rückte der berühmte Feldherr Spinola aus Spanisch-Flandern, für den andern der Oranier Moritz in das Herzogthum ein (1614), jedoch wurde von Frankreich, England und der Union ein Ver-

gleich vermittelt, dem zufolge das Herzogthum getheilt, die Regierung aber von den beiden Erben gemeinschaftlich geführt werden sollte.

So wurde für diesesmal ein förmlicher Krieg zwischen den beiden confessionellen Bünden der deutschen Reichsstände vermieden, allein das gegenseitige Mißtrauen dauerte fort und war nur zu gegründet. So hatte zum Beispiel bei dem Ausbruche der böhmischen Unruhen der Pfälzer Friedrich V. von dem Herzog von Savoyen das von dem Grafen Ernst von Mansfeld angeworbene Corps übernommen und den Böhmen zu Hülfe geschickt, denen auch ein Graf Friedrich von Hohenlohe eine Schaar Reiter zugeführt hatte, und Wien gerieth im Herbste 1619 abermals in die höchste Gefahr, als Bethlen Gabor mit den Böhmen und Mähren vereinigt anrückte und die österreichischen Stände in einer Versammlung zu Horn ihre Sympathien mit den Feinden Ferdinands ungescheut kundgaben, obwohl Boucquoi und noch nachdrücklicher Wallenstein Einsprache erhoben. Am 24. October bedrängten Thurn und Bethlen mit weit überlegener Macht die kaiserlichen Truppen unter Boucquoi und Dampierre an der Wiener Brücke, und hier war Wallenstein mit seinem Reiterregiment unter denjenigen, welche im Kanonenfeuer des Feindes Stand hielten und einen geordneten Rückzug über die Brücke ermöglichten. Wien wurde abermals durch eine glückliche Schickung befreit; König Sigismund III. von Polen erlaubte nämlich einem ungarischen Magnaten von Ferdinands Partei die Werbung von Truppen, und als dieser einen Vortheil erfocht und durch seine Kosaken Schrecken und Verwüstung in Oberungarn verbreitete, trat Bethlen den Rückzug an.

Der Griff des Pfälzers nach der böhmischen Königskrone schreckte die Liga auf; denn wenn derselbe Böhmen und Mähren behauptete, so war auch Ober- und Nieder-Oesterreich und der Rest von Ungarn unfehlbar für Ferdinand II. verloren und Steiermark schwerlich für ihn zu erhalten, das Haus Habsburg-Oesterreich folglich entthront, bis auf das treue Tirol seines

Besitzes beraubt und die ursprünglich mächtigste katholische Dynastie im Reiche bis zur Unmacht abgeschwächt. Dann war die Suprematie des Protestantismus im Reiche entschieden, und der einzige übrige katholische Dynast, der Herzog von Bayern, jedenfalls nicht im Stande, die geistlichen Herren am Rhein und Main, in Westfalen und Schwaben gegen die Säcularisationsgelüste ihrer protestantischen Nachbarn zu schützen. Darum mußte die Liga, der Bund der katholischen Reichsstände, für Ferdinand II. zu den Waffen greifen, und ihr Führer, der Bayernherzog Max, verstand es, Alles für das Gelingen des als nothwendig erkannten Unternehmens vorzubereiten. Auf einem Tage zu Würzburg (Anfangs December 1619) wurde von den Verbündeten die Aufstellung eines Heeres von 24 000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern beschlossen und außerordentliche Geldmittel mit unerhörter Opferfreudigkeit verwilligt; es wurde sogar beschlossen, im Nothfalle bewegliche und unbewegliche Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeräthe zu Geld zu machen.

Dem klugen Bayern gelang noch mehr. Die Union witterte Gefahr, hielt einen Tag zu Ulm und zog 13 000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach zusammen, während Max mit seinem Heere zwischen Günzburg und Lauingen, nur wenige Stunden von Ulm, lagerte, so daß man allgemein eine Schlacht erwartete. Es kam jedoch zu keiner, sondern am 3. Juli 1620 wurde ein Vertrag zwischen Union und Liga abgeschlossen, demgemäß „völliger Friede zwischen Union und Liga fortbestehen soll, kein Theil dem andern den Durchzug der Truppen verweigert, wenn es nur auf rechtmäßige Weise geschieht. Dieser Vertrag betrifft nur die kurpfälzischen Lande, nicht aber Böhmen“. Die Unirten verlangten Anfangs, daß auch der Erzherzog Albrecht, der Statthalter der spanischen Niederlande, dem Vertrage beitrete (sie wollten ihn verhindern, spanische Truppen nach Deutschland heraufzuschicken); sie bestanden jedoch nicht auf ihrer Forderung, als der Bayer geltend machte, der Erzherzog gehöre nicht zur Liga.

So hatte die Liga dem Pfälzer die Unterstützung der Union, auf die er sicher gerechnet hatte, entzogen, es gelang ihr jedoch noch mehr. Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der mit mehreren Häuptern der Liga befreundet war, unterhandelte mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und brachte aus Dresden folgende Botschaft mit: „Dem Kurfürsten gehen die böhmischen Unruhen sehr nahe; er ahne entsetzliches Unglück; des Kaisers Sache sei offenbar gerecht, denn die Böhmen und ihre Verbündeten hätten den Plan, das Haus Oesterreich zu stürzen und dem Erbfeinde des Reiches, dem Sultan, Thor und Riegel zu öffnen, die Verfassung Germaniens umzustoßen und alle ihre Forderungen mit Gewalt zu ertrotzen. Es sei Pflicht der Kurfürsten sowie aller getreuen Stände, das heilige römische Reich und sein Oberhaupt gegen solche Gefahren zu schützen. Gerne würde Johann Georg den sächsischen Kreis zur Unterstützung des Kaisers aufbieten; was ihm aber im Wege stehe, sei die Befürchtung besonders der niedersächsischen Stände, daß die von ihnen in Besitz genommenen Stifte und Kirchengüter zurückgefordert werden möchten. Der Erzkanzler des Reiches (Kurmainz) möchte daher bewirken, daß die Liga wie der Kaiser den erwähnten Ständen den ruhigen Besitz ihrer geistlichen Güter zusichern. Zum Zwecke näherer Verabredung werde das Beste sein, wenn man sich persönlich bespreche.“ Die von Sachsen gewünschte Zusammenkunft fand im thüringischen Mühlhausen statt (März 1620); es erschienen die Kurfürsten von Mainz und Köln persönlich, Max von Bayern war durch Gesandte vertreten, und der persönlich anwesende Kurfürst Johann Georg begnügte sich mit der Zusicherung, „für jetzt und später sollten die Inhaber der geistlichen Güter in den beiden sächsischen Kreisen auf keine Weise bedrängt noch gewaltsam beraubt werden; dafür sollten die Inhaber besagter Güter sowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen als auch bei künftigen Gelegenheiten dem Kaiser unverbrüchliche Treue bewahren und das Eigenthum der den Katholiken gehörigen geistlichen Güter gewissenhaft ehren“.

Der Sachse verpflichtete sich nicht bloß, wie die Union, zur Neutralität während des bevorstehenden Krieges des Kaisers gegen den Pfälzer und dessen Verbündete, sondern versprach auch, daß er von Norden her in Böhmen einfallen werde, wenn das Heer der Liga von Süden her in Böhmen einrücke. Dazu brachte ihn ohne Zweifel das Versprechen des Kaisers, ihm die beiden Lausitzen pfandweise zu überlassen, also ihm einen Theil des Königreichs Böhmen als Dank für seine Hülfeleistung abzutreten.

So war der verblendete Pfälzer von der Union verlassen und von Kursachsen, von dem er jedenfalls wenigstens eine friedliche Neutralität erwartet hatte, sogar bedroht. Die Theilnahmlosigkeit der sonst so mißtrauischen Union erklärt sich theils aus der Scheu der fürstlichen und adeligen Mitglieder vor den großen Kosten einer bewaffneten Demonstration und den noch größeren einer kriegerischen Intervention, theils aus der Meinung, die Liga werde sich für Ferdinand II. nicht viel mehr anstrengen, als die Union für den Pfälzer, der höchstens auf die böhmische Königskrone werde verzichten müssen. Und diese Demüthigung gönnten ihm sogar die meisten, denn sie beneideten den eiteln Emporkömmling, und als Calvinist war er ihnen, den Lutheranern, eine kaum weniger widerwärtige Persönlichkeit, als der katholische Ferdinand. Ohne Zweifel schlug auch Manchen das Gewissen bei dem Gedanken, daß er zum Sturze des Hauses Oesterreich mitwirken solle, denn daß mit dem Verluste Böhmens die österreichische Monarchie zu einem Kleinstaat erniedrigt werde, sah Jedermann ein, nicht bloß Johann Georg von Sachsen. Dann war es auch mit dem Kaiserthume Ferdinands II. zu Ende, und wo war ein deutscher Fürst, der sich nach solcher Revolution wählen ließ, der sich getraute, eine Krone anzunehmen, welche durch Aufrührer von dem Haupte ihres rechtmäßigen Trägers gerissen und im Staube herumgewälzt worden? Kurfürst Johann Georg hatte Recht mit seiner Behauptung, daß es sich darum handle, die Verfassung

Germaniens umzustoßen, und dazu wollten die meisten Mitglieder der Union die Hand nicht bieten, wie die Fürsten überhaupt den Triumph der böhmischen Aufständischen über ihren Landesherrn nur perhorresciren konnten, und das protestantische gemeine Volk betrachtete ein Kriegsbündniß mit Bethlen Gabor, dem Vasallen des Sultans, des „türkischen Bluthundes", als Sünde und Schmach.

Auf das Jahr 1620 wurde von der Liga die Befreiung Ferdinands II. aus seinen Bedrängnissen anberaumt; vorher (am 8. October 1619) mußte er sich zu München mit dem Herzoge Max zu einem Vertrage bequemen, der folgende Bedingungen enthielt: Vor Allem müssen die Kriegsrüstungen vollendet sein; der Herzog ist als Haupt des Bundes frei und unbeschränkt; weder der Kaiser noch ein Prinz des österreichischen Hauses darf ihm etwas einwenden oder ihn bei der Ausübung seines Amtes hindern; auch dürfen weder der Kaiser noch die Prinzen zugeben, daß irgend ein Anderer den Rechten des Herzogs Eintrag thue, vielmehr sollen sie seine unbeschränkte Gewalt auf alle Weise fördern. Da diese Verbindung mit dem Hause Oesterreich alle Feinde des Kaisers, namentlich die Union, gegen den Herzog bewaffnen wird, so macht sich Ferdinand für sich und sein Haus verbindlich, ohne Vorwissen und Einwilligung des Herzogs dem Feinde weder einen Waffenstillstand zu gewähren, noch Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, noch Frieden zu schließen. Der Herzog wird seine vertragsmäßigen Beiträge in die Kassen der Liga leisten; da er aber als Bundesoberster viel größeren Aufwand zu machen hat, als ein anderes Mitglied, da er sich überdies großen Gefahren und vielfachem Verluste aussetzt, so verspricht der Kaiser und sein ganzes Haus mit Verpfändung aller ihrer Güter dem Herzoge sowohl jeden Landschaden als auch alle und jede Unkosten, die seinen ordentlichen Beitrag übersteigen, gemäß den von ihm vorgelegten Rechnungen zu erstatten, einstweilen aber und bis die Zahlung erfolgt, den vollen Werth der entrichteten Summen an Land und

Leuten pfandweise einzuräumen. Würde der Herzog seine Länder oder einen Theil derselben durch diese Verbindung verlieren, so muß ihm der Kaiser das Verlorene wieder erobern; sollte es einem von Beiden, dem Kaiser oder dem Herzog, gefallen, noch vor der Wiedergewinnung des Verlorenen Frieden zu schließen, oder sollte der Krieg zwar beendigt, der Friede aber noch nicht vollzogen sein, so gibt der Kaiser und sein Haus von der Masse der österreichischen Länder dem Herzoge soviel, als dieser an bayerischem Gebiete verloren hat. Alle Theile österreichischen Gebiets, die der Herzog den Feinden Oesterreichs entreißt, sollen ihm mit allen ihren Nutzungen und Rechten so lange pfandweise überlassen bleiben, bis jeder Schaden und alle außerordentlichen Kriegskosten an Bayern erstattet sind. Doch sind von letzterer Bestimmung die Salz-, Mauth- und Bergwerks-Gefälle ausgenommen, sofern nämlich die sonstigen Einkünfte zur Entschädigung des Herzogs hinreichen; dagegen werden der Herzog und seine Erben die Oberhoheit Oesterreichs in den also eroberten und besetzten habsburgischen Besitzungen anerkennen und aufrecht erhalten. Endlich sollen die Generale des Kaisers den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Plänen unterrichten, auch mit demselben über Alles Rücksprache nehmen." Außerdem hatte der Kaiser versprechen müssen, die pfälzische Kurwürde dem neuen Böhmenkönig zu entziehen und sie dem Herzog von Bayern zu übertragen.

Ferdinand II. nahm diese Bedingungen an, obgleich sie ihn, den Kaiser, vor dem Bayernherzog tief erniedrigten. Er hatte eben keine andere Wahl, und der romantischen Anwandlungen unzugängliche Bayer beutete die verzweifelte Lage seines kaiserlichen Schwagers und Jugendfreundes so gründlich aus, daß er demselben nur Titel und Rang ließ, sich selbst aber die Macht vorbehielt.

Während der Pfälzer sich in Prag im Glanze seines Königthums sonnte, den böhmischen Adel aber durch die Begünstigung seiner mitgebrachten deutschen Räthe, die lutherische Geistlichkeit

und Bürgerschaft durch das gewaltthätige Eingreifen der Calvinisten in die Kirchenordnung erzürnte, rüsteten sich der Kaiser und die Liga mit aller Energie und Vorsicht zum Verderben des Sorglosen. Wenn sie auch von dem protestantischen Bunde, von der Union, keine gemeinschaftliche Intervention für den Pfälzer zu befürchten hatten, so mußten sie doch auf die Schilderhebung einzelner protestantischen Fürsten gefaßt sein, und wie leicht im deutschen Reich ein Söldnerheer aufgestellt werden konnte, hatte soeben der Graf von Mansfeld bewiesen. Es galt also, einen zerschmetternden ersten Schlag zu führen, durch Uebermacht von kriegerischen Gelüsten abzuschrecken und Versuche nach Mansfelds Vorgange rasch zu vereiteln. Der spanische Hof ließ sich bewegen, ein Heer unter Spinola gegen die Rheinpfalz, Friedrichs V. Erbland, marschiren zu lassen, während Herzog Max von Bayern mit dem ligistischen Heere in Böhmen eindrang. Es hatte dem kaiserlichen Gesandten Khevenhiller Mühe gekostet, den mattherzigen, von Höflingen beherrschten König Philipp III. zu diesem Entschlusse zu bewegen, aber die Mahnung, daß es sich um Lebensinteressen der Kirche handle, drang endlich doch durch, und ohne Zweifel wirkte auch der Gedanke mit, daß wenn Haus Habsburg in Deutschland die Macht der Protestanten besiegt habe, es dem spanischen Habsburger die Unterwerfung der rebellischen Niederlande möglich machen werde. Auch der Papst wurde um Hülfe angegangen; er gab 200 000 Kronen, und versprach das Doppelte, wenn der Krieg im Gange sein werde.

Dies geschah 1620; im Sommer rückte Herzog Max, unter welchem Tilly den Oberbefehl führte, mit 30 000 Mann über den Inn in Oberösterreich ein, wo der vereinzelte Widerstand der protestantischen Bauern in blutigen Gefechten niedergeschlagen und das ganze Land unterworfen wurde. Die Stände huldigten dem Herzog als dem Stellvertreter des Kaisers, erhielten jedoch nicht die erbetene Bestätigung ihrer Privilegien, namentlich nicht bezüglich der Religionsfreiheit, sondern mußten sich mit der

Vertröstung begnügen, daß er für seine Person wegen der Privilegien nichts entscheiden könne, sondern sie an den Kaiser verweise, der sicherlich gegen gehorsame Unterthanen bei der künftigen Erbhuldigung mit väterlicher Güte verfahren werde. Der Herzog nahm hierauf Besitz von Oberösterreich als seinem Pfande und rückte im August aus Oesterreich in Böhmen ein. Dort hielt Mansfeld mit seinen deutschen Regimentern das feste Pilsen, während das böhmische Heer sich nach Mähren wandte, wohin ihm jedoch das ligistische Heer nicht folgte, sondern auf Prag, als den Herd des Aufstandes, losging und die Böhmen nöthigte, sich eben dahin zu wenden. Dort nahm Fürst Christian von Anhalt, der Oberbefehlshaber, auf dem weißen Berge eine schwer angreifbare Stellung mit etwa 21 000 Mann; ihm gegenüber marschirte um die Mittagsstunde des 8. November das katholische Heer 30 600 Mann stark in Schlachtordnung auf und schritt zum Angriffe; in einer Stunde war Alles entschieden, das böhmische Heer vollständig geschlagen mit einem Verluste von 4000 Todten, 500 Gefangenen, 10 Kanonen und 100 Fahnen, während die Sieger höchstens 500 Mann verloren. Friedrich V. entfloh am Morgen des folgenden Tages mit seiner Gemahlin, dem Fürsten von Anhalt, den Grafen von Hohenlohe und Thurn nach Breslau, wohin er einen schlesischen Landtag berief, den er zur Wiedereroberung Böhmens und zur Rettung der Religionsfreiheit zu begeistern suchte. Aber als ein Schreiben Johann Georgs von Sachsen den Ständen kundgab, daß er vom Kaiser beauftragt sei, Schlesien zum Gehorsam zurückzubringen, und wenn die Stände sich gutwillig unterwürfen, ihnen die Bestätigung ihrer politischen und religiösen Freiheiten verkündigte, so kehrten sie im Februar 1621 zum Gehorsam zurück und überließen den Pfälzer seinem Schicksale. Derselbe fand mit seiner Gemahlin eine Zufluchtsstätte bei dem Kurfürsten von Brandenburg, war dort ein sehr unwerther Gast und wandte sich später nach Hamburg, zuletzt nach Holland. Der Unglückliche hatte nicht nur Böhmen, sondern auch sein

Erbland, die Pfalz, verloren; aus Brabant war nämlich Spinola mit einem spanischen Heere den Rhein heraufmarschirt und hatte sich der Pfalz mit Ausnahme weniger fester Plätze bemächtigt, ohne daß die Union ihn hinderte. Diese löste sich im Gegentheile auf, als der Kaiser am 29. Januar den Kurfürsten der Pfalz, den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen von Jägerndorf, den Grafen Friedrich von Hohenlohe in die Acht erklärt hatte. Die Betroffenen klagten zwar stürmisch über die Ungesetzlichkeit dieser Acht, welche in der That ohne die nach der Verfassung des Reiches nöthigen Formalitäten geschleudert war, aber welcher Fürst kümmerte sich um die Reichsverfassung und den Kaiser, wenn es ungestraft geschehen konnte? Zudem fürchteten die Unionisten nach der Schlacht am Weißen Berge wenn nicht den Kaiser, doch das Heer der Liga und das Spinola's nicht wenig; daher löste sich die Union im Frühjahr 1621 und gab den Kurpfälzer förmlich preis, obwohl englische und holländische Gesandte reichliche Geldhilfe versprachen.

Im Spätherbst 1620 hatte Bethlen Gabor den Krieg gegen den Kaiser wieder mit einem vernichtenden Einfall in Niederösterreich eröffnet, und war Dampierre bei einem mißglückten Versuche auf Preßburg im October 1620, der andere kaiserliche Feldherr Boucquoi am 9. Juli 1621 in einem Gefechte vor Neuhäusel geblieben; als die Ungarn aber auch in Mähren einfielen, schlug sie der Burggraf v. Dohna bei Standschütz mit den Wallenstein'schen Reitern, und noch viel empfindlicher Wallenstein selbst bei Kremsier, wo ihrer 4000 todt blieben. Darauf fand Bethlen Gabor gerathen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen (zu Nikolsburg, Ende 1621); der Magyar verzichtete auf die Krone von Ungarn zu Gunsten des Kaisers, erhielt sieben Comitate auf Lebenszeit und die Würde eines Reichsfürsten, ließ aber durch seinen Gesandten in Konstantinopel, wo der Nikolsburger Frieden Mißfallen erregt hatte, berichten, „daß er nicht im Sinn habe, den Frieden zu halten", und dem Sultan hielt der bibelfeste Magyar Wort.

An demselben Tage (9. November), an welchem der Pfälzer aus Prag floh, zog der Herzog Max in die böhmische Königsstadt ein, die am 11. November dem Kaiser huldigte, was am 13. und 14. auch von den Ständen geschah, nachdem sie demüthige Abbitte wegen des Geschehenen geleistet und die Bundesurkunden ausgeliefert hatten. Der Herzog verfuhr milde, hielt möglichst gute Mannszucht, reiste aber am 17. November nach München ab, nachdem er die Regierung dem kaiserlichen Statthalter Karl Lichtenstein und das Commando über die zurückbleibenden Truppen dem erprobten Tilly übergeben hatte. Daß die vertriebenen katholischen Prälaten und Jesuiten zurückgerufen und in ihre Aemter und Güter wieder eingesetzt wurden, verstand sich von selbst; sonst wurde einstweilen keine Aenderung vorgenommen; aber am 28. Februar, zwei volle Monate später, ließ der kaiserliche Statthalter während der Nacht 48 der angesehensten Anhänger des Pfälzers verhaften, aber erst am 19. Juni wurde ihnen das Urtheil verkündet, das bei 27 auf Tod, bei Anderen auf lebenslängliches Gefängniß oder auf entehrende Strafen, bei Allen aber auf Confiscation ihrer Güter lautete. Vergeblich flehten die Angehörigen der Verurtheilten um Gnade; am 21. Juni wurde das Todesurtheil vor dem Rathhause durch Henkershand vollstreckt. Da starben Graf A. Schlick, einst oberster Landrichter, und 23 andere Notabeln durch das Schwert, drei am Galgen, drei wurden mit Ruthen ausgepeischt und auf ewig aus dem Lande verwiesen; Viele wurden mit Gefängniß, zum Theil mit lebenslänglichem bestraft, und die, welche auf die Ladung des Statthalters nicht erschienen, sondern entflohen waren, wurden ehrlos erklärt und verloren ihre Güter; die Namen der Flüchtigen wurden auf schwarzen Tafeln an den Galgen geschlagen. Dieses fürchterliche Strafgericht erinnert nur zu sehr an das Verfahren des Herzogs Alba in den Niederlanden und wurde wahrscheinlich von wälschen Rathgebern inspirirt! Ein Jahr später (Mai 1622) verkündete ein kaiserliches Edict, daß Alle, die sich der Betheiligung an dem Aufruhr schuldig ge-

macht, sich vor dem Statthalter stellen, ihre Verbrechen bekennen und um Gnade bitten sollten. Es stellten sich 780, meistens Adelige, welche den Bescheid erhielten, daß der Kaiser ihnen Leben und Ehren lasse, aber sich die Verfügung über ihre Güter vorbehalte, und Mancher verlor die Hälfte, Mancher ein Drittheil seines Eigenthums, Andere Alles. Von dem ungeheuren Werthe der confiscirten Güter kam jedoch nur ein geringer Antheil den erschöpften Finanzen des Kaisers zu gute, den Löwenantheil zogen die weltlichen und geistlichen Höflinge und vor Allen die großen katholischen Adelsgeschlechter Böhmens, denn Ferdinand II. war so wenig ein tüchtiger Staatswirth als seine Vorfahren seit Kaiser Max I., und der katholische Adel machte Ansprüche, die von Ferdinand II. nicht wohl abschlägig beschieden werden durften. Namentlich machte Wallenstein sich diese Gelegenheit zu Nutzen; er hatte mächtige Freunde am Hofe, besaß baares Geld, hatte große Gegenrechnungen zu stellen und kaufte in wenigen Jahren eine Menge herrschaftlicher Güter zusammen, wobei er mit rücksichtsloser Härte selbst Verwandte nicht schonte. Seine Besitzungen erstreckten sich bald durch einen großen Theil des nordöstlichen Böhmen und umfaßten mehr als 60 herrschaftliche Güter, so daß er der reichste Herr in Böhmen war und im September 1623 zum Herzog von Friedland erhoben wurde. Die Administration dieses fürstlichen Landbesitzes leitete er mit derselben Sorgfalt und Kunde, wie früher die Bestellung seines unbedeutenden ererbten Gutes. Er setzte den fast ganz aufgegebenen Bergbau wieder in frischen Betrieb, legte Waffenfabriken an, berief tüchtige Handwerker in die Städte, förderte die Bauthätigkeit, baute selbst mit Leidenschaft und wollte sein Schloß in Gitschin zu einem Weltwunder machen, wie sein Palast in Prag noch jetzt seine Prachtliebe und seinen in Italien ausgebildeten Geschmack beurkundet. Auch für die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht war er besorgt, sowie für die Ausfuhr des überflüssigen Getreides.

Ein Herr von solcher Thätigkeit verlangte begreiflich auch

von seinen Beamten die pünktlichste Vollziehung seiner Befehle und drohte bei Zögerung, ihnen die Köpfe vor die Füße legen zu lassen. Mit gleich unerbittlicher Strenge hielt er auf die Entrichtung der Abgaben, denn er brauchte viel und mit seinen Erfolgen wuchsen auch seine Entwürfe.

Es ist bekannt, mit welchem Nachdruck die Gegenreformation (Rekatholisirung) in Böhmen und nach 1624 auch in Ober- und Nieder-Oesterreich durchgeführt wurde. Diese Maßregel war nothwendig, denn damals stand der confessionelle Haß in üppigster Blüthe und jede katholische Regierung wußte, daß sie von ihren protestantischen Unterthanen als Feind betrachtet werde, und daß sie bei einem Conflicte mit einer protestantischen Macht zu derselben übertreten oder im besten Falle neutral bleiben würden. Und nicht anders war das Verhältniß katholischer Unterthanen zu protestantischen Landesherren; daher führten protestantische Mächte, ob monarchische oder republikanische, in ihrem Gebiete die Reformation mit Güte oder Gewalt durch, und in gleicher Weise hielten katholische den Glauben und die Institutionen der alten Kirche aufrecht. Dieß bezeugt jedes Blatt der Geschichte jener Zeit und aller Staaten, von England und Schweden bis Sicilien und vom Tajo bis an die Weichsel und Theiß. Auch Wallenstein, der in kirchlicher Beziehung eine notorische Indifferenz bewies und die Confessionen nur vom politischen Standpunkte würdigte, fand die Rekatholisirung Böhmens nothwendig. „Zur Durchführung der Gegenreformation," sagt Gindely, „ging er mit Eifer an die Neubesetzung der Pfarreien und an die Gründung mehrerer Klöster, da diese in seinem Gebiete fehlten und er deren als Fürst nicht entbehren zu können glaubte. Er vermied es aber, dieselben mit Grund und Boden auszustatten und wies ihnen lieber Geldzahlungen an; er suchte sogar in dieser Beziehung auf die Zukunft maßgebend einzuwirken, indem er in der Landesordnung, die er für sein Herzogthum entwarf, ausdrücklich bestimmte, daß keiner seiner Nachfolger befugt sein sollte, die Geistlichkeit mit Gütern zu

dotiren; ja er verbot dem Klerus den Ankauf von Grund und Boden, es sei denn, daß die Stände seines Herzogthums einhellig dazu ihre Zustimmung geben würden. Als die Carthäuser ihn ersuchten, daß er ihnen einige Güter anweisen möchte, erwiederte er ihnen, und zwar schon im Jahre 1625, daß das in Ewigkeit nicht geschehen werde, denn er wolle dem Klerus keineswegs zu vielen Gütern verhelfen. In gleicher Weise verfuhr er gegen den mächtigen Jesuitenorden; er berief zwar diese Väter nach Gitschin, allein er vermied es, ihnen einen Fußbreit Landes anzubieten. Sie mußten sich mit einer alten Dotation begnügen und ihr Haupteinkommen aus den fürstlichen Rentenkammern beziehen. Die Jesuiten benützte er dazu, um das Unterrichtswesen in seinem Herzogthum in feste Formen zu gießen. Das von ihnen in Gitschin geleitete Collegium sollte zur Heranbildung adeliger oder ihnen gleichgestellter bürgerlicher Jünglinge dienen. Die jungen Leute bekamen Unterricht in der lateinischen, italienischen und deutschen Sprache; ferner in der Arithmetik, im Tanzen und Schlagen der Laute. Im Jahre 1629 befanden sich in dieser Unterrichtsanstalt nicht weniger als 175 Zöglinge. Ein zweites Collegium, von Wallenstein domus pauperum (Haus der Armen) genannt, gleicherweise den Jesuiten überlassen, war in Prag von ihm gegründet worden und für die Heranbildung von Kindern niedrig stehender Leute bestimmt."

Mit der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes und der Auflösung der Union war der Krieg keineswegs beendigt, denn in der Rheinpfalz hielt Obentraut im Dienste des Pfälzers und der englische General de Vere noch mehrere feste Plätze, Mansfeld stand in der Oberpfalz, Markgraf Georg von Baden-Durlach rüstete mit englischen und holländischen Hülfsgeldern, Christian von Braunschweig in Niedersachsen, und Graf Thurn, der alte Practicus, wie ihn Wallenstein nannte, hatte sich mit Bethlen Gabors Gesandten als Bevollmächtigter sämmtlicher Protestanten der österreichischen Länder in Constantinopel ein-

gestellt, wo er die Versicherung abgab, „seine Glaubensgenossen seien gesonnen, trotz des Unglückes, das über sie gekommen sei, ihre alte Gesinnung und ihre alten Verbindungen, vor Allem mit Bethlen Gabor und dem Divan, aufrecht zu halten". Auch der Pfälzer kroch nicht zum Kreuze, sondern pochte auf mächtigen Beistand, auf „Türken und Tataren", wie er sich ausdrückte. Der Kaiser hätte ihn auch nicht wieder in den Besitz seiner Erblande einsetzen können, denn nicht der Kaiser, sondern Max von Bayern dirigirte die Liga, und dieser wollte aus dem Ruin der Linie Wittelsbach-Pfalz möglich großen Gewinn für die Linie Wittelsbach-Bayern ziehen und hatte durchaus keine Lust, dem Kaiser die Entscheidung über das Schicksal des Pfälzers anheim zu stellen oder nur einen maßgeblichen Einfluß zu gestatten. In seinem Interesse lag daher die Fortsetzung des Krieges bis zur vollständigen Niederwerfung der Streitkräfte, welche Mansfeld und andere Partisane des Pfälzers aufbrachten. Die geistlichen Mitglieder der Liga waren zwar des Krieges sehr müde, weil sie den größten Theil der Kriegskosten zu tragen hatten, sie mußten jedoch aushalten, so lange noch protestantische Heere im Felde standen. Indessen schlug Tilly den badischen Markgrafen am 6. Mai 1622 bei Wimpfen, bei Höchst Christian von Braunschweig am 20. Juni, und als derselbe in Niedersachsen abermals ein Heer gesammelt hatte, brachte er ihm am 6. August 1623 bei Stadtlohn in Westphalen eine vollständige Niederlage bei, worauf derselbe nach Holland entfloh, wohin ihm später auch Mansfeld folgte, nachdem seine Mannschaft auseinander gelaufen war.

Während Tilly für die Liga eine Reihe Siege erfocht, erntete der Bayernherzog die Frucht derselben ein, indem der Kaiser ihm, seinem Nothhelfer, auf dem Fürstentage zu Regensburg die Kurwürde verlieh, deren der Pfälzer wegen seiner Verbrechen gegen Kaiser und Reich verlustig erklärt war. Der Kaiser wollte auch das an Max verpfändete Oberösterreich gegen die Oberpfalz einlösen, der Abschluß dieses Geschäfts kam jedoch

erst 1628 zu Stande. Natürlich wurden die deutschen Protestanten durch das Waffenglück der Liga erschreckt, und die Verleihung der pfälzischen Kurwürde an den Herzog von Bayern erzürnte die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, denn damit hatten die katholischen Kurfürsten im Kurfürstenrathe die Mehrheit erlangt. Die Gegenreformation, welche von katholischen Landesherren neuerdings mit ungewohnter Entschiedenheit durchgeführt wurde, brachte den ganzen protestantischen Norden in Aufregung. In das Jahr 1623 fallen die Unterhandlungen des englischen Hofes mit dem spanischen, um eine Vermählung des englischen Kronprinzen Karl mit einer Infantin und damit eine Lossagung der spanischen Politik von der österreichischen zu Stande zu bringen. Sie mußten erfolglos sein, weil die damalige politische Constellation ein Zusammenwirken Spaniens und Oesterreichs gebieterisch forderte; denn Spaniens Feinde waren Frankreich, Holland, Venedig, Savoyen und der Sultan und von denselben Mächten wurde auch Oesterreich bestürmt oder bedroht. Ranke, der Spanien und Oesterreich die Schuld an der Fortdauer des 1618 begonnenen Krieges zuschreibt, kann doch nicht umhin, auszusprechen (S. 35): „Doch war es nicht bloß ein einseitiger Angriff; die Bedrohungen waren gegenseitig. In Wien wurde eine Anzahl aufgefangener Briefe eingebracht, die von den Regungen einer weitverzweigten Opposition Kunde gaben, welche vom Haag nach Konstantinopel reichte und die Absicht verrieth, den in den Erblanden eingerichteten Zuständen ein Ende zu machen. Es war die natürliche Folge der Ereignisse und erschien den Betheiligten vor Allem als Vertheidigung der einmal eingelebten Zustände; in Wien hielt man es für einen unberechtigten Angriff, den man zurückweisen müsse und mit neuen Machterweiterungen erwiedern könne.“ Die Logik der unbestreitbaren und unbestrittenen Thatsachen lehrt indessen einfach: die protestantische Actionspartei im deutschen Reiche benutzte den Aufstand in Böhmen zum Angriffe auf das katholische Haus Habsburg-Oesterreich, und daß dasselbe nicht unter-

lag, die österreichische Monarchie nicht zertrümmert und die deutschen Katholiken nicht der Gnade der protestantischen Landesherren unterworfen wurden, verhinderte allein die Energie und Klugheit des bayerischen Herzogs Maximilian, des Stifters und Leiters des katholischen Bundes (Liga). Dieser benutzte die Hülfe des katholischen Spaniens, dessen Feinde auch die Feinde Oesterreichs waren, und die Führer der protestantischen Actionspartei nahmen unbedenklich Holländer, Magyaren, Türken und Tataren, Engländer, Dänen und Schweden als Bundesgenossen an.

Schon 1624 bildete sich eine neue Coalition gegen den Kaiser; Dänemark, England und Holland sollten durch Aufstellung eines stattlichen Heeres an der unteren Weser unter dem Oberbefehl des Dänenkönigs Christian IV. den gesunkenen Muth der protestantischen Stände des deutschen Reiches wieder aufrichten und sie zu einem allgemeinen Bündnisse vereinigen; die drei Alliirten knüpften andererseits mit Frankreich, Savoyen, Venedig, Bethlen Gabor und dem Sultan an, und ein Dritter im Norden gedachte sich gleichfalls gegen den Kaiser zu wenden. Nämlich der Schwedenkönig Gustav Adolf, der damals den König von Polen bekriegte und Livland eroberte, glaubte im Stande zu sein, wenn er Polen zum Frieden genöthigt hätte, den Pfälzer wieder in Böhmen einzusetzen und Bethlen Gabor die Hand zu reichen. „Der Kaiser durfte jetzt nicht mehr auf die Hülfe rechnen, die ihm im böhmisch-deutschen Kriege von Spanien und der Liga geleistet worden war. Denn jene waren selbst in den Niederlanden vollauf beschäftigt, und das Heer der Liga unter Anführung Tilly's hatte alle Mühe, die mansfeldisch-braunschweigischen Truppen, die von Westen, und die dänischen, die von Osten heranrückten, auseinander zu halten und sich ihnen gegenüber zu behaupten. Und bei dem letzten Versuch, die erbländischen Garnisonen einem eindringenden Feinde entgegenzustellen, hatte man empfunden, wie wenig, *wenn* es in der bisherigen Weise geschah, darauf zu bauen sei.

Wie leicht war es in der That, daß ein glücklicher Anfall von Ungarn her die kaum unterdrückte Empörung wieder in's Leben rief" (Ranke S. 35 f.).

Wallenstein als kaiserlicher Heerführer.

Da erschien Wallenstein in Wien mit dem Anerbieten, eine Armee von 15 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern auf seine Kosten in das Feld zu stellen und dahin zu führen, wohin der Kaiser befehle, nach Italien, Ungarn und das deutsche Reich; so berichtet der bayerische Agent Leuker seinem Herrn, dem Kurfürsten. Wie ein Heer ohne Kosten des Kriegsherrn erhalten werden könne, hatte Wallenstein bereits als Generalquartiermeister in Böhmen gezeigt; er hatte nämlich die fremden Truppen entfernt und ein System von Contribution eingerichtet, bei dem sich die kaiserliche Armee behaupten konnte und das Land nicht zu Grunde gerichtet wurde. Man bedachte sich in Wien, ob man das Anerbieten annehmen wolle, denn es schien abenteuerlich und gefährlich. „Noch schmeichelte man sich, auf einem Deputationstage, der nach Ulm ausgeschrieben war, die Ruhe in Deutschland zu befestigen, so daß das wieder geeinigte Reich keinen fremden Einbruch zu befürchten haben würde. Da liefen Briefe der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ein, aus denen so viel erhellte, daß diese Versammlung nicht zu Stande kommen würde" (Ranke S. 37). Der Kaiser bot also Hand zur Herstellung des Friedens; warum aber die beiden Kurfürsten nicht mitwirken wollten, liegt am Tage: die Liga war ihnen durch Tilly's Siege furchtbar, daher war ihnen ein neuer Krieg gegen dieselbe willkommen; sie gedachten jedoch vorläufig neutral zu bleiben und seiner Zeit durch ihre Intervention eine Entscheidung nach ihrem Sinne herbeizuführen. Nun zögerte der Kaiser nicht länger, ernannte Wallenstein zum Feldhauptmann, ertheilte ihm das Patent zur Werbung und in wenigen Monaten hatte er ein Heer von 20 000 Mann auf-

gebracht. Freilich sah dieses Heer recht kunterbunt aus, denn Wallenstein nahm neben gedienten Soldaten und bewährten Offizieren Mannschaften jeder Nationalität und jedes religiösen Bekenntnisses an; auch machte er nicht stattlichen Wuchs und kräftige Muskulatur zur Bedingung, denn Schwächlinge, meinte er, gehen bei einem Feldzuge bald darauf, die aber aushalten, erstarken und geben die tüchtigsten Soldaten. Auch die Bewaffnung war mangelhaft, es fehlte an guten Pferden und die Artillerie taugte sehr wenig; indessen wußte Wallenstein diesen Mängeln auf Kosten von Freund und Feind bald abzuhelfen. Im September rückte er durch Franken und Thüringen nach Halberstadt vor, um Tilly die Hand zu reichen; doch hoffte der Kaiser noch immer mit den niedersächsischen Ständen ohne Anwendung von Waffengewalt eine Verständigung zu erzielen und bevollmächtigte Wallenstein, nach eigenem Ermessen, aber mit Zuziehung Tilly's, die Bedingungen eines Abkommens festzusetzen. Wallenstein quartierte seine Truppen im Halberstädtischen und Magdeburgischen ein und verstand es, dafür zu sorgen, daß das Land nicht verwüstet und verbrannt, auch die Leute nicht von Haus und Gut vertrieben, sondern Alles wohl bebaut und eingeerntet worden. Soldat und Bauer haben zusammengelebt und alle Kriegsherren diese Manier, Krieg zu führen, vom Herzog von Friedland gelernt" (Khevenhiller). Wallenstein erlaubte wie später Napoleon I. seinen Soldaten ein ruhiges Quartier, ein lustiges freies Leben, aber eben darum, weil er wußte, was ein gutes Quartier für den erschöpften Soldaten bedeutet, schonte er die occupirten Landschaften nach Möglichkeit und ließ nur schonungslos brennen und sengen, wenn er durch Schrecken am meisten auszurichten glaubte. Selbstverständlich war auch die friedliche Einquatierrung seiner Soldaten den Bauern und Städtern höchst unwillkommen, denn die Soldaten zehrten von den Vorräthen des Bauers und dem Erwerbe des Städters und mancherlei Ungebühr konnte nicht ausbleiben. Ueberdieß erhob Wallenstein im ganzen Bereiche

seines Heeres Contributionen in Geld und Naturalien und schonte keinen Stand; es ist daher kein Wunder, daß die von seinen Durchzügen und Einquartierungen betroffenen Landschaften die bittersten Klagen erhoben und ihren Schaden nach Millionen berechneten. Aber ist es in den Kriegen unserer Tage anders gewesen? Man denke an 1866 und lasse sich von deutschen Soldaten berichten, wie 1870—71 in Frankreich requirirt wurde, und man wird zugestehen, daß zwischen dem c'est la guerre comme à la guerre des 17. und 19. Jahrhunderts kein großer Unterschied ist.

Wallenstein verstand es, seine zusammengerafften Schaaren zu einem regulären Heere auszubilden, dasselbe gut zu bewaffnen und ihm soldatisches Ehrgefühl einzuflößen; er verlangte Bravour vor dem Feinde, bestrafte Feigheit bei Offizieren und Gemeinen mit schimpflichem Tode und mit eben so furchtbarer Strenge wahrte er die Subordination, so daß die Zeitgenossen mit Erstaunen von der eisernen Disciplin erzählen, die er einzuführen und zu erhalten vermochte.

Vom December 1624 bis Frühjahr 1625 dauerten die Unterhandlungen zwischen Tilly und Wallenstein und dem niedersächsischen Kreistage in Braunschweig; die Stände weigerten sich nicht bloß, zu entwaffnen, sondern verlangten die Entfernung der Heere Tilly's und Wallensteins, Garantirung des Besitzes der säcularisirten Stifte, und die Forderung, das kaiserliche Heer zu bezahlen, wiesen sie rundweg als eine Umöglichkeit zurück. „Die Generale repräsentirten die großen Interessen des Katholicismus, die mit der Reichsgewalt noch verbunden erschienen; aber dieser überhand nehmenden Gewalt freien Lauf zu lassen, hätten die Stände für eine Gefährdung des zeitlichen und ewigen Heils gehalten; den Reichsconstitutionen zufolge meinten sie mit ihrem Widerstande vollkommen im Rechte zu sein" (Ranke S. 45). Auch bei einer Allianz mit auswärtigen Feinden des Kaisers? stand ein solcher Artikel in den Reichsconstitutionen?

Die Waffen mußten entscheiden. Der Dänenkönig erschien mit einem stattlichen Heere im Felde, das er mit französischen, holländischen und englischen Hülfsgeldern geworben hatte: Mansfeld, Christian von Braunschweig-Halberstadt und Johann Ernst von Sachsen-Weimar setzten ihre Schaaren in Bewegung, Bethlen Gabor und der Pascha von Ofen drangen in Oberungarn an die Waag vor; die protestantische Bauerschaft in Oberösterreich erhob sich, Schlesien war zum Aufstande vorbereitet, in Hessen, Thüringen und im Magdeburgischen wartete man nur auf die Ankunft des Dänenkönigs, um die Waffen zu ergreifen — ein einziger glücklicher Schlag und Ferdinand II. war in die Lage vor der Schlacht am Weißen Berge zurückgeworfen. Aus dieser Constellation erklärt sich, warum die niedersächsischen Stände sich gegen ein Abkommen mit dem Kaiser und der Liga sperrten und ihre Truppen zu dem Heere des Dänenkönigs stoßen ließen. Dieser entsandte Mansfeld gegen Wallenstein, der ihm jedoch in der Besetzung des Elbpasses bei Dessau zuvorkam und sein Corps am 25. April 1626 zermalmte. Mansfeld und Ernst von Weimar warfen sich mit den Trümmern nach Schlesien, um sich mit dem gegen die österreichischen Erblande heranziehenden Bethlen Gabor zu vereinigen. Wallenstein mußte sie verfolgen und stand endlich an der Gran dem Feinde gegenüber. Er berichtete: „Ich muß mich gefaßt machen, mit Mansfeld, Bethlen und den Türken zugleich zu raufen; es graust mir aber vor ihnen allen nicht." Bethlen hatte den Sultan um die Erlaubniß zum Kriege und um eine türkische Hülfsarmee gebeten, auch darauf angetragen, daß die Tataren gleichzeitig in Polen einfallen sollten, um dem Schwedenkönige freie Hand gegen Oesterreich zu verschaffen, und sein Gesuch wurde von den holländischen und englischen Gesandten in Konstantinopel angelegentlich befürwortet. Der Sultan gab Bethlen die Erlaubniß zum Kriege und wies den Pascha von Ofen an, eine drohende Stellung einzunehmen und den Kaiserlichen gelegentlich einen

großen Schlag beizubringen. Es kam jedoch zu keiner Hauptschlacht, denn Wallenstein vermied eine solche, so lange ihm Bethlen mit seinen türkischen Bundesgenossen überlegen war, und die Magyaren aus dem österreichischen Theil Ungarns nicht gegen ihre Landsleute unter Bethlens Fahnen, ja nicht einmal gegen die Türken fechten wollten. Am Demetriustage (8. October) zogen die Türken nach alter Gewohnheit aus dem Felde, Bethlen verlor seine Uebermacht, schloß abermals einen Vertrag und berichtete nach Konstantinopel, daß er den Krieg im nächsten Jahre erneuern wolle. Wallenstein nahm den Waffenstillstand bereitwillig an, denn er hatte durch Krankheiten viele Leute verloren, und der Krieg in Norddeutschland war trotz des Sieges, den Tilly bei Lutter (17. August) mit Hülfe der Reiterei, die ihm Wallenstein zurückgelassen hatte, über den Dänenkönig erfocht, noch keineswegs entschieden.

König Christian stand wieder mit einem schönen Heere in einer Defensivstellung an der unteren Weser mit dem festen Centrum Stade, in Oberschlesien operirte ein dänisch-deutsches Corps, das zur Insurgirung Böhmens bestimmt war und von Bethlen unterstützt werden sollte. Allein der Sultan, der mit den schiitischen Persern wegen Bagdads im Kriege lag, erneuerte trotz der Vorstellungen des englischen Gesandten den Vertrag von Sitvatörök (1606) mit Oesterreich und Bethlen mußte daheim bleiben. Der Graf von Mansfeld, der sich von Bethlen verlassen sah, wollte über Bosnien und Dalmatien nach Venedig gehen, in dessen Dienst er den Kaiser zu bekriegen dachte, allein in dem bosnischen Dorfe Urakowicz erlag er im 46. Lebensjahre der Schwindsucht (30. Nov. 1626). Sein Waffengefährte, Christian von Braunschweig-Halberstadt, ihm gleich an kriegerischem Muthe, Schlauheit, Haß gegen die Dynastie Habsburg und wilder Geschlechtslust, war ihm am 16. Juni zu Wolfenbüttel erst 27jährig im Tode vorangegangen. Ihnen folgte am 29. November 1629 ein dritter Feind des Kaisers, der tückische Bethlen, im Tode nach; in seinem Testa-

ment vermachte er dem Kaiser und dessen Sohn je zwei schöne Pferde und 40 000 Dukaten.

In den Feldzug von 1627, dessen Schauplatz Norddeutschland wurde, griff Wallenstein persönlich ein; er vernichtete im Juli und August das dänisch-deutsche Corps in Schlesien, durch seinen tüchtigen General Schlick die Truppen des Durlachers in Heiligenhafen, das schottische Corps in Breitenburg, stäubte bei Kolding die Dänen auseinander, fing den Rest in Wensyssel und war gegen Ende 1627 Herr von Schleswig und Jütland, wo er „eine für besiegte Länder erträglich gute Ordnung" einführte. Seit manchem Jahrhundert wehten die kaiserlichen Fahnen zum ersten Mal wieder an den Gestaden der Nord- und Ostsee und beherrschte der Kaiser das Küstengebiet von der Mündung der Weser bis zu den Dünen Hinterpommerns, und sein oberster Feldhauptmann Wallenstein, der sich auch zum Admiral des Oceans und des baltischen Meeres ernennen ließ, entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Er besetzte alle Plätze an der See, verstärkte die Festungswerke, legte Citadellen in den Städten an, um sich deren zu versichern, und wenn er einige Jahre an dem norddeutschen Meere walten durfte, so rüstete er unfehlbar eine mächtige kaiserliche Flotte aus. Schon sein Antrag, daß Spanien den Hanseaten den directen Verkehr mit seinen Häfen gestatte und ihnen den gewinnreichen Zwischenhandel mit den Erzeugnissen der spanischen Colonien einhändige, war geeignet, alle nordischen Seemächte: Dänemark, Schweden, Holland und England, gewaltig zu alarmiren, denn alle hatten ihr Möglichstes gethan, um die Hansa, die norddeutsche Handels- und Kriegsmarine zu ruiniren, und Wallensteins Unternehmungen und Projecte fanden daher in ihnen erbitterte und entschlossene Gegner, vor allen in den Königen von Dänemark und Schweden, welche schon Wallensteins Titel „Admiral des baltischen Meeres" als Affront betrachteten. Beide Könige strebten nach der Herrschaft über das baltische Meer, und suchten sich deßwegen der jenseitigen (deutschen) Küstenplätze

zu bemächtigen und dem Schweden war wirklich die Eroberung Livlands (1625) gelungen. Wallenstein erkannte in Gustav Adolf schon damals den gefährlichsten Gegner, „dem man mehr auf die Faust sehen müsse als auf das Maul“, und befahl deßwegen, daß „die schwedischen Schiffe, wo sie immer seind, in's Feuer gesetzt werden“. Er schickte dem Polenkönig Sigismund, den Gustav Adolf bekriegte, mehrere Regimenter zu Hülfe und verhinderte eine förmliche Allianz zwischen ihm und Christian IV.

Vor den Seestädten verweigerte das pommer'sche Stralsund die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung und beharrte auf seiner Weigerung, als Wallenstein nur auf der Aufnahme einer herzoglich pommer'schen Garnison bestand. Als er jedoch gegen Ende Juni 1628 mit 20 000 Mann heranrückte und sogleich einen Sturm unternahm, der bei einem Haar gelungen wäre, so vermochten nur die glühenden Predigten der protestantischen Pastoren in den Bürgern eine solche Begeisterung für das „Evangelium“ zu entzünden, daß sie Wallensteins Drohungen Trotz boten, und schwedische, dänische, englische und schottische Truppen aufnahmen. Das weltbekannte: er „werde Stralsund einnehmen und wäre es mit Ketten am Himmel gebunden“, hat Wallenstein nicht gesprochen, sondern er gab Ende Juli die Belagerung einer Festung auf, die so nachdrücklich unterstützt war, und er an die Sicherung anderer Plätze denken mußte. Was konnte er ohne Flotte gegen die Könige Christian und Gustav Adolf unternehmen? Diese konnten auf der 250 Meilen weit sich erstreckenden Küste vortheilhafte Angriffspunkte wählen, und diese Besorgniß bestimmte den kaiserlichen Feldherrn hauptsächlich zur Aufhebung der Belagerung Stralsunds. Wirklich landete Christian IV. in den ersten Tagen des August auf Usedom, nahm Peenemünde und Wolgast, wurde aber von dem herbeigeeilten Wallenstein durch einen kühnen Angriff aus seiner festen Stellung geworfen und zur eiligen Einschiffung genöthigt. Der kaiser-

liche Feldherr sah aber sehr wohl ein, daß er ohne Seemacht Dänemark nicht zu bezwingen vermöge, und da Gustav Adolf Alles aufbot, um den neidischen Christian IV. zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zu bewegen, so betrieb Wallenstein bei dem Kaiser einen Friedensschluß mit Dänemark auf das Eifrigste, und die kaiserlichen Räthe unterstützten ihn so nachdrücklich, daß zu Anfang von 1629 ein Friedenscongreß in Lübeck zusammentrat. Wallenstein verweigerte den Abgeordneten, welche der Schwedenkönig nach Lübeck senden wollte, begreiflich in der Absicht, die Verhandlungen zu durchkreuzen, die Pässe und schloß selbst die Delegirten der Liga von den entscheidenden Verhandlungen aus, theils weil er Weiterungen besorgte, theils weil er der Liga, mit deren fürstlichen Mitgliedern, namentlich mit Max von Bayern, er gründlich zerfallen war, keinen bestimmenden Einfluß gestatten und dem Kaiser die Entscheidung ausschließlich anheimstellen wollte. Auf seinen Rath wurden dem König Christian IV. alle seine Gebiete zurückgegeben, wogegen er für seinen Sohn auf die Stiftslande Bremen und Verden verzichtete und dem Kaiser nicht zuwider zu sein gelobte (12. Mai 1629). So hielt Wallenstein mit kluger Berechnung die zwei nordischen Könige auseinander und entzog den Engländern und Holländern eine Operationsbasis gegen die norddeutschen Küstenländer.

Wallenstein hatte seine böhmischen Besitzungen zu einem Fürstenthum Friedland vereinigt, das (4. Januar 1627) von dem Kaiser in ein erbliches Herzogthum erhoben und mit außerordentlichen Rechten ausgestattet wurde: Wallenstein durfte den Adel ertheilen und Münzen schlagen, und die von ihm eingeführten Aenderungen oder Verbesserungen des Gerichtswesens und der Verwaltung wurden von dem Kaiser unbedenklich bestätigt, der sich nur für einige Fälle die Appellation vorbehielt. Nach dem glücklichen Feldzug in Schlesien (1. September 1627) erwarb er das Fürstenthum Sagan für 180 850 Gulden, die er mit einer Gegenrechnung in diesem Betrage als erlegt quittiren

ließ. Nach dem dänischen Feldzuge verlangte er die Belehnung mit dem Herzogthum Mecklenburg, das seit 1610 im Besitz der beiden Brüder, der Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht war, die es so getheilt hatten, daß Adolf Friedrich der Schwerin'sche, Johann Albrecht der Güstrow'sche Theil zugefallen war. Mecklenburg gehörte zum niedersächsischen Kreise, und als dieser sich 1625 gegen das Heer Tilly's in Kriegsverfassung setzte und den Dänenkönig Christian als Kreishauptmann berief, hatten sich beide Herzoge, gegen den Willen der Stände, demselben angeschlossen und ihm Kriegsmunition geliefert. Im Jahre 1628 wurde nun das ganze Herzogthum von den Wallenstein'schen Truppen besetzt und reifte in dem Gewaltigen der Plan, sich in den Besitz desselben zu setzen. Er brachte es wirklich so weit, daß ihm das Herzogthum mit allen herrschaftlichen Rechten übertragen wurde, jedoch nur als Unterpfand für seine Geldforderungen, und nur so lange, bis ihm seine Kriegskosten erstattet seien; aber nach Abschluß des Friedens mit dem Dänenkönig (12. Mai 1629) belehnte der Kaiser seinen Feldherrn definitiv mit dem Herzogthum Mecklenburg (16. Juni 1629) und am 1. Februar 1630 fand die förmliche Erbhuldigung der Stände zu Güstrow statt, nachdem sie die Versicherung ihrer Freiheiten und des Religionsbestandes erhalten hatten. Daß Wallensteins Herrschaft in Mecklenburg in kurzer Zeit festen Fuß faßte, wird anerkannt und ist urkundlich bezeugt (Hunziker, Wallenstein als Landesherr, S. 93 ff.); er brachte keine fremden Beamten in das Land, und selbst Mitglieder der vornehmsten adeligen Familien, denen er hohe Stellen in der Verwaltung anvertraute, traten willig in seine Dienste. Die protestantische Kirchenordnung wurde durchaus nicht gestört, und daß er eine calvinistische Kirche, die Herzog Johann Albrecht in Güstrow erbaut hatte, niederreißen ließ, nahmen ihm die Lutheraner keineswegs übel. Seine Herrschaft über Mecklenburg dauerte jedoch zu kurze Zeit, als daß er die großen Projecte, mit denen er sich trug, ausführen konnte,

wie z. B. einen schiffbaren Kanal von der Ostsee in die Elbe, um den dänischen Sundzoll zu umgehen.

Es ist wahr, daß der Kaiser durch die Absetzung der Mecklenburger Herzoge, sowie durch die Belehnung Wallensteins mit ihrem Lande und ihrer Würde die damalige Reichsverfassung verletzte, daher nicht nur die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sondern auch der von Bayern bittere Einsprache erhoben. Ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß Wallenstein die Reichsordnung nach allen Richtungen durchbrach, denn er quartierte seine Truppen ein, wo und wie er wollte, ohne die Landesherren zu fragen, warb in ihren Gebieten und ließ sie protestiren, erhob sogar Contributionen nach seinem Gutdünken. Und welche Sprache erlaubte er sich, welche Absichten gab er kund! Deutschland brauche wie Frankreich und Spanien nur einen Monarchen; es sei Zeit, den Fürsten das „Gasthütl" abzunehmen, den geistlichen Herren die weltliche Herrschaft zu entziehen; es thue kein Gut, bis einmal einem der Kopf vor die Füße gelegt werde rc. Er trug sich in allem Ernste mit dem Plane, die Territorialherrschaften der Fürsten zu brechen und dem Kaiser die Herrschaft über das ganze Reich zu erobern. Wie der Kaiser ihn auf Kosten der Empörer groß und reich gemacht hatte, so sollten es verhältnißmäßig auch die kaiserlichen Generale werden, damit sie im Stande wären, Regimenter zu werben und dem kaiserlichen Generalissimus zuzuführen, und wirklich war bereits Albrecht von Lauenburg auf das Amt Hadersleben, J. v. Merode auf Blankenburg, Graf Thun auf Hohenstein, Max von Waldstein auf Rheinstein, Schlick auf Querfurt angewiesen, und daß Tilly und Pappenheim sich nicht auf diese Weise belohnen ließen, verhinderte Tilly's ascetische Genügsamkeit und ein scharfer Befehl des Bayers. Wallenstein hätte über das protestantische Norddeutschland eine Schaar kriegerischer Lehenträger vertheilt, die nur dem Kaiser verpflichtet und durch ihr Interesse nur an den Kaiser gebunden waren; zehn derselben wären wenigstens 30 000 Mann

werth gewesen, denn jeder hätte in einigen Wochen ein Regiment geworben und dem kaiserlichen Oberbefehlshaber zugeführt.

Den Religionsfrieden gedachte Wallenstein im Reiche wiederherzustellen und zu befestigen. Er ist Katholik wie Machiavelli; er zieht die katholische Kirche dem protestantischen Bekenntnisse vor, weil sie das Princip der Auctorität am meisten wahrt, und innerhalb der katholischen Kirche fühlt er sich besonders zu der Gesellschaft Jesu hingezogen, weil dieselbe die eifrigste und tüchtigste Vertheidigerin der Kirche ist und er die treffliche Organisation der Gesellschaft versteht und bewundert. Er, der organisatorische Kopf, der zu befehlen gewohnt ist und unbedingten Gehorsam fordert, schätzt an der Kirche ihre Organisation als das Werkzeug für den Regenten, um Gehorsam ohne Anwendung von Gewalt zu bewirken; er ehrt sie und befiehlt sie zu ehren als Auctorität gegenüber der Willkür des Individuums. So rügt er in einem Erlaß an den Magistrat seiner böhmischen Stadt Leipa den nachlässigen Besuch des Gottesdienstes und sagt: „Wir können als Obrigkeit nicht gegen Gott verantworten, solchem muthwilligen Ungehorsam, der wider die göttlichen Gebote und wider alle gute Polizei und Ordnung läuft, und daraus endlich nichts anderes als ein wüstes und wildes Leben und Wesen, sonderlich bei der Jugend erwachsen muß, länger zuzusehen.“ Er schickte allerdings 1624 die Prädicanten aus seinen Herrschaften in Böhmen weg und führte die Gegenreformation durch, doch schritt er nur dann, wenn die Bauern revoltirten und katholische Priester in Lebensgefahr kamen, mit Todesstrafen ein. Blieben die Unterthanen ruhig und fügten sie sich äußerlich dem katholischen Culte, so fragte er nicht nach deren Ueberzeugung und Glauben. So heißt es in einem Rescript von 1627 an seine Beamten im Fürstenthum Friedland: „Weil es jetzt an der Zeit ist, so laßt es euch angelegen sein, die Leute wieder katholisch zu machen.“ Er bevorzugte, wie oben gesagt, vor allen Orden die Jesuiten, aber ihr Bekehrungseifer machte ihm öfters Verdruß, und 1626 schrieb er an den Landeshauptmann Taxis: „Aus

eurem Schreiben vernimm ich, was vor Rumor die Unterthanen mit den Jesuiten angefangen haben. Ein wälsch' Sprichwort sagt, wie mans treibt, so geht es. Derowegen mischt ihr euch nicht drein. Werdens die Jesuiten gut machen, so werdens sie's gut haben; ich begehre ihre Impertinenzen nicht mit dem weltlichen Arm zu unterstützen, denn ihre Exorbitanzen sind unerträglich. Mit den Bürgern zu Friedland dissimulirt, bis dieser Actus ein wenig gestillt worden; sonst gebt auf Alles gut Achtung, und von den Jesuiten laßt euch nicht bei den Nasen führen, denn ihr seht, was sie vor feine Händel itzt im Lande ob der Ens angericht haben; in Summa es geht überall also zu, wo sie einwurzeln. Könnte ich mit 100 000 Gulden der Fundation, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thät ichs gern." So schrieb er jedoch nur in einer augenblicklichen, zornigen Wallung; er war nämlich sehr leidenschaftlich und reizbar, und bei Ausbrüchen seines Jähzornes seiner Umgebung schrecklich. Er blieb den Jesuiten doch gewogen und gab der Disciplin in ihren Instituten und ihrer Methode im Unterricht unbedingten Vorzug; er hatte ja selbst unter ihnen gelebt und gelernt! Daß er in seiner letzten Zeit in den Unterhandlungen mit protestantischen Fürsten und Generalen, z. B. mit dem gläubigen Protestanten Arnim, auf die Jesuiten flucht und schimpft, ist erklärlich; er wollte sie gewinnen und fand deßwegen angemessen, sich als Feind des von ihnen so sehr gehaßten Ordens zu geriren, denn er verstand es auch meisterhaft, sich zu verstellen, und machte sich kein Gewissen daraus, die Einfalt oder das Vertrauen Anderer zu mißbrauchen. Als religiöses Bekenntniß wollte er den Protestantismus nicht verfolgen, aber als eine politische Macht, als eine gegenkaiserliche Partei lahm legen oder entwaffnen. Um auch den Anschein eines Religionskrieges zu verwischen, warb er Tausende von Protestanten für sein Heer, vertraute gutprotestantischen Obersten hohe Befehlshaberstellen an, während Max von Bayern, das Haupt der Liga, für Protestanten keine Offizierspatente hatte. Dagegen war ihm der Calvinismus,

die kriegerische und demokratisirende Confession, durchaus verhaßt, sowie deren Anhänger, die republikanischen Holländer, die ihm „destructores regum et principum“ sind (Verderber der Könige und Fürsten).

Wallensteins Entfernung vom Commando.

Die Ligisten waren schon 1626, bevor die Entscheidung in Norddeutschland gefallen war, gegen Wallenstein so erbittert und durch die wachsende Macht des Kaisers so beunruhigt, daß sie Ferdinand II. mit Klagen und Beschwerden über Wallenstein förmlich bestürmten. Dieser stellte aber bei einer Zusammenkunft in Bruck an der Leitha (25. November 1626) den kaiserlichen Räthen vor: „Gegen den Kaiser sind fast alle Fürsten Europa's; die Erblande liefern nicht die Mittel, um einen Krieg zu bestehen, sie müssen deßwegen aus dem Reiche genommen werden. Der Kaiser muß im Innern des Reiches ein starkes Heer aufstellen, vor dem alle Feinde zurückweichen. Der Kaiser hat das Recht, die Quartiere seines Heeres über das ganze Reich auszudehnen; so kann er 70 000 Mann bereit halten, und in wenigen Jahren alle Feinde zum Frieden nöthigen; die Erblande werden sich erholen und er wird der mächtigste Monarch in der ganzen Christenheit sein.“ Die kaiserlichen Räthe gingen auf diese Ideen ein, aber schon in den ersten Monaten von 1627 erneuerten sich die Klagen gegen Wallenstein so stürmisch, daß der Kaiser Remedur versprach, in der Hauptsache jedoch blieb er fest; im September und October des gleichen Jahres dieselben Klagen, nur etwas schüchterner, da Wallenstein die letzten Schläge gegen den Dänenkönig führte, doch verweigerte ihm die Liga auf den Rath des Mainzers das Geschütz ihrer Armada zur Belagerung Stralsunds. Als aber Wallenstein mit Mecklenburg belehnt wurde und die ligistischen Generale zu verführen suchte, war das Maß übervoll. Der Bayer leitete die Schritte der Liga, vermittelte die Betheiligung

der protestantischen Fürsten an der Opposition gegen den Kaiser und beantragte sogar die Aufstellung einer gemeinschaftlichen Armee gegenüber der kaiserlichen. Es wurde dem Kaiser gesagt, daß „ein neuer, unhergekommener Dominat zur endlichen Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung eingeführt werden wolle“.

Ferdinand II. wurde gleichzeitig mit einer anderen Forderung bedrängt: er sollte ein Restitutionsedict erlassen, nämlich den protestantischen Fürsten die Rückgabe aller nach dem Passauer Vertrage (1552) säcularisirten Stifte und Kirchengüter befehlen. Dieß war ein fürchterlicher Schlag gegen alle protestantischen Fürstenhäuser, denn alle hatten mit der Annahme des Evangeliums auf Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien unmittelbar und mittelbar heißhungrig gegriffen und mit der Besitznahme der Herrschaft und Güter zugleich die Bewohner protestantisch gemacht. Durch die Ausführung des Restitutionsedicts wären viele protestantischen Dynasten ihrer einträglichsten Besitzungen verlustig geworden, manche geradezu verarmt, und da die restaurirten Bischöfe und Aebte die Unterthanen wieder katholisch gemacht hätten, so war der Protestantismus allerdings im deutschen Reiche lebensgefährlich bedroht. Daß sich die Herren für ihren Besitz und das protestantische Volk für seinen Glauben zur Wehre setzen und sich jeder hülfebringenden auswärtigen Macht anschließen werden, mußte sich Jedermann sagen, auch der Kaiser; dennoch erließ er am 6. März 1629 das verhängnißvolle Edict. Ob Cardinal Richelieu, der zu jener Zeit als Minister Ludwig XIII. den königlichen Absolutismus und die Uebermacht Frankreichs auf dem Continente gründete, den Gedanken des Restitutionsedicts ausgebrütet und den Ligisten eingegeben habe, um den Kaiser in einen Religionskrieg zu stürzen, wie behauptet wird, lassen wir dahingestellt; denn bei der Uebermacht, welche die Katholiken errungen hatten, brauchte es keinen französischen Cardinal und Minister, um den katholischen Fürsten, namentlich den geistlichen, den Gedanken beizubringen, jetzt oder nie

sei die Zeit gekommen, um die Rückgabe der säcularisirten Stifte zu verlangen und auf der stricten Beobachtung der Verträge von Passau und Augsburg (1552, 1555) zu bestehen.

Wie Colalto, der kaiserliche Hofkriegsraths-Präsident und die einsichtigsten Räthe des Kaisers, war auch Wallenstein mit dem Restitutionsedicte höchst unzufrieden, und äußerte in seiner derben Weise: „Der Kaiser braucht Rekruten, keine Reformen." Schärfer als er überschaute selbst Richelieu die politische Situation nicht, daher bot er Alles auf, um die Folgen des Restitutionsedicts möglichst abzuschwächen. Es hatte sich nämlich eine neue Coalition gegen Oesterreich-Spanien gebildet, die aus England, Holland, Frankreich, Schweden und Venedig bestand; auch war den Türken keineswegs zu trauen, obwohl Bethlen Gabor 1629 gestorben war. Wallenstein conferirte im Januar 1630 zu Halberstadt mit Tilly, Pappenheim und dem Bischof von Osnabrück, und hoffte durch deren Vermittlung die katholischen Kurfürsten mit Hinweisung auf die drohenden Gefahren zu versöhnen; zugleich rieth er den kaiserlichen Ministern auf das Dringendste, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mit der Versicherung zu beruhigen, daß sie von dem Restitutionsedict nicht betroffen werden sollen. Gegen die Holländer wurden Tilly und Pappenheim bestimmt, dem Polenkönig Sigismund schickte Wallenstein 10 000 Mann zu Hülfe gegen Gustav Adolf; allein die polnische Aristokratie duldete nicht, daß der König ein eigenes Heer habe, und nöthigte ihn zu einem Friedensvertrage, den Richelieu vermittelte. Die Franzosen entrissen dem Herzog von Savoyen Pignerol; da rieth Wallenstein zur schleunigen Unterstützung des Herzogs, denn es lag ihm Alles daran, die Franzosen in Italien zu beschäftigen und von Deutschland abzuhalten.

Im Frühjahr 1630 hielten die Ligisten einen Convent zu Mergentheim, auf welchem verabredet wurde, der Kaiser müsse sein Heer reduciren und Wallenstein entlassen, und sollte es darüber zum Kriege kommen. Max von Bayern schloß einen Ver-

trag mit Frankreich, in welchem dieses dem Bayern seine Besitzungen, er Frankreich die Entwaffnung des Kaisers und die Abberufung der kaiserlichen Truppen aus Italien verbürgte. Dort war nämlich der mantuanische Erbfolgekrieg ausgebrochen, da Spanien das wichtige Mantua nicht an den Herzog von Nevers, einen französischen Vasallen, erben lassen wollte, und Wallenstein hatte 10 000 Mann unter Colalto und Albringer dahin entsandt, welche auch wirklich Mantua erstürmten und plünderten. Er selbst, der damals im oberschwäbischen Memmingen sein Hauptquartier hatte, schob ein starkes Corps an die Vogesen vor und ließ sich vernehmen, er werde demnächst sein Hauptquartier nach Paris verlegen.

Gegen Ende Juni 1630 trat endlich der Fürstentag in Regensburg zusammen; der Kaiser mußte sich arge Bitterkeiten sagen lassen, selbst daß man ihm den Franzosenkönig vorziehen möchte, denn unter diesem wäre die Reichsordnung gesicherter. Die Reduction seines Heeres und die Aenderung des Kriegs-Directoriums, d. h. die Absetzung Wallensteins, wurde kategorisch gefordert, und da der Kaiser glaubte, die Assistenz der Kurfürsten nicht entbehren zu können, willigte er schweren Herzens ein (13. Aug.), erhielt aber dennoch die gewünschte Zusicherung in Betreff der Königswahl seines Sohnes Ferdinand nicht; ebenso übertrugen sie nicht diesem das Obercommando über die vereinigten ligistischen und kaiserlichen Truppen, sondern dem alten Tilly. Die Fürsten hatten ihren Willen durchgesetzt; auch Richelieu's Agent, der Kapuziner Joseph (Franz Leclerc de Tremblay), war höchlich zufrieden, denn in einem geheimen Vertrage hatte das Haupt der Liga zugesagt, nichts gegen Frankreich zu unternehmen, wenn dieses mit Spanien brechen sollte. Der Kaiser anerkannte auch den Herzog von Nevers als Erben von Mantua, gegen die Zusage, daß der König von Frankreich einen Feind des Kaisers weder mit Truppen noch mit Geld unterstützen werde, aber Richelieu ratificirte den Vertrag nicht und der Kaiser war betrogen.

Die Gesandten, welche Wallenstein seine Entlassung zu mel-

den hatten, waren von der Gelassenheit, mit der er sie anhörte, sehr überrascht, denn es war allgemein bekannt, daß der Generalissimus sonst, wenn ihm Jemand in die Quere kam, in eine an Wuth grenzende Aufregung gerieth und Flüche und Drohungen sprühte. Dießmal zeigte er den Gesandten die Nativität des Kaisers und des bayerischen Kurfürsten, aus welcher zu ersehen war, daß der Geist des Bayern den des Kaisers beherrsche. Als er jedoch erfuhr, daß ihm auch Mecklenburg abgesprochen wurde, verhehlte er das Gefühl tiefer Kränkung nicht und äußerte, er werde dem Hause Oesterreich nicht mehr dienen. Er löste seinen prächtigen Hofhalt auf und begab sich nach Gitschin.

Hier drängt sich die Frage auf: Wäre Wallenstein im Stande gewesen, die alte Kaisergewalt im deutschen Reiche wieder herzustellen oder Deutschland im 17. Jahrhundert durch „Blut und Eisen“ wieder zu einigen? Daß er sich mit dem Plane trug, ist unbestreitbar, so wie er auch die Macht des Widerstandes und die Mittel, ihn zu brechen, wohl berechnete. Ein Krieg zwischen dem Kaiser und den deutschen Dynasten wäre unvermeidlich gewesen, aber dieser Krieg konnte nicht den Charakter eines Religionskrieges annehmen, weil katholische und protestantische Fürsten dem Kaiser verbündet entgegengestanden wären. Die protestantischen Fürsten fürchtete Wallenstein nicht, und das protestantische Volk war zu keiner massenhaften Erhebung zu bewegen, wenn es seinen religiösen Glauben nicht gefährdet sah; Wallenstein hätte aber nie ein Restitutionsedict oder die gewaltsame Katholisirung protestantischer Bevölkerungen geduldet. Dagegen mußte er auf den energischen Widerstand des Kurfürsten Max von Bayern rechnen, der, auf ein treues, kriegerisches Volk gestützt, den Umsturz der zu Recht bestehenden Reichsverfassung um jeden Preis zu verhindern entschlossen war. Die geistlichen Kurfürsten wären ihm jedenfalls beigestanden und hätten mit ihm und den protestantischen Fürsten jeder auswärtigen Macht die Hand gereicht, welche die Gründung

der kaiserlichen Uebermacht bekämpfte. Dazu war Frankreich bereit; gegen dasselbe durfte Wallenstein auf Spanien rechnen, da Richelieu in den Ländern der spanischen Krone wie im deutschen Reiche Aufstände zu erregen und zu benützen bemüht war, christliche und unchristliche Feinde gegen sie hetzte, um bald von diesem, bald von jenem Stücke abzureißen und dem französischen Königreich zu annectiren. Damals hatte aber Frankreich noch nicht die wunderbare nationale Einheit errungen, in welcher es heute so einzig in Europa dasteht und gegen eine Zertrümmerung durch auswärtige Uebermacht wie gefeit erscheint, sondern damals war ein Theil der Nation noch hugenottisch, mit dem katholischen Theil tief verfeindet, durch Richelieu's Eroberung von La Rochelle (1628) zwar unterworfen, aber keineswegs versöhnt, während die hohe Aristokratie gegen die königliche Allgewalt und deren Schöpfer und Executor Richelieu conspirirte. Diese Partei, mit welcher der spanische Hof Verbindungen unterhielt, sollte gegen Richelieu operiren; Wallenstein aber bereitete einen Einfall in Frankreich vor, um die Hugenotten zu bewaffnen und so in Frankreich dasselbe Feuer anzuzünden, das die französische Politik seit einem Jahrhundert in Deutschland geschürt hatte. Dann war Ludwig XIII. außer Stand gesetzt, die deutsche Fürstencoalition oder den Schwedenkönig mit Geld oder Truppen zu unterstützen. Die Holländer erwehrten sich im Landkriege nur mit Noth der Spanier; sie hätten aber unterliegen müssen, oder wären auf eine verzweifelte Vertheidigung ihrer festen Städte beschränkt worden, wenn der von Antwerpen vordringende Spinola durch eine Diversion Wallensteinischer Truppen von Westfalen her unterstützt worden wäre. Der Dänenkönig hatte die Lust zu einem Kriege in Deutschland hart gebüßt, und schon seine neidische Eifersucht auf Gustav Adolf genügte, ihn von einer Offensiv-Allianz mit dem Schweden gegen den Kaiser abzuhalten. Und was hätte der König des armen, durch den Krieg gegen Rußland und Polen ohnedieß erschöpften Schweden unternehmen können ohne

holländische und französische Subsidiengelder, ohne die Unterstützung deutscher Fürsten und Städte? Der Schwede war bereits (24. Juni 1630) mit 15 000 Mann in Pommern gelandet, Wallenstein stand mit 40 000 Mann in Schwaben, während der Kaiser in Regensburg mit Klagen und Drohungen um die Entlassung Wallensteins und die Reduction seines Heeres bestürmt wurde. Er war vor die Alternative gestellt, entweder dem Bayer und den andern Fürsten zu willfahren, oder seinem zum Aeußersten entschlossenen Feldherrn den Marsch auf München, die Sprengung des Fürstentags in Regensburg, die Ueberwältigung des Bayers und der andern Ligisten zu erlauben. Wallenstein hatte nach den Angaben der Zeitgenossen 100 000 Mann zur Verfügung, es wäre ihm daher leicht gewesen, das ligistische Heer über den Haufen zu werfen. Ohne Zweifel hätte es sich aber bis auf Tilly's Kerntruppen von Veteranen aufgelöst und wäre zu Wallenstein übergegangen, wenn es durch eine kaiserliche Proclamation wäre eingeladen worden. Der kaiserliche Name war auch damals noch dem deutschen Volke ehrwürdig, denn an demselben haftete das Andenken an die nationale Größe, Einheit und Ehre; der Kaiser war wieder Kriegsherr im Reiche, jetzt wehte wieder einmal der Reichsadler über gewaltige Heerschaaren, und Wallenstein war es, der dieselben aus dem Boden gestampft, die Feinde des Kaisers zu Paaren getrieben hatte und bereit war, jeden neuen Feind niederzuschlagen.

Aber wenn Ferdinand II. durch Wallenstein den Gewaltstreich führte, so brach er das Wort, das er den Fürsten der Liga gegeben, den Eid, den er als erwählter Kaiser geschworen hatte, und dagegen empörte sich sein Gewissen. Sollte er den Kurfürsten von Bayern überwältigen, der ihn vor zehn Jahren aus den Klauen der Rebellen gerettet hatte, und die Welt durch seinen Undank in Erstaunen setzen? Dagegen sträubte sich sein Ehrgefühl. Zur Liga gehörten die geistlichen Fürsten, die sich dem Kaiser so nützlich gemacht hatten; aber gerade auf diese

hatte es Wallenstein hauptsächlich abgesehen, nicht etwa zur Säcularisation, denn so durfte der katholische Kaiser absolut nicht verfahren, sondern zur Ausnutzung durch Contributionen und Requisitionen, worauf sich Wallenstein so trefflich verstand. Die geistlichen Herren hätten sich natürlich nicht schweigsam gefügt, sie hätten sich an den Papst gewendet und ihr Hülferuf wäre erhört worden. Der Kaiser war Katholik mit Herz und Seele, es mußte ihn daher bei dem Gedanken an die Ueberwältigung der deutschen Kirchenfürsten und einem Bruch mit dem Papste schaudern, und ohne Zweifel haben ihm seine geistlichen Räthe und sein Beichtvater diese Eventualitäten eindringlich genug vorgestellt; er mußte daher Wallenstein schon deßwegen aufgeben, weil er ein katholisches Gewissen hatte. Dieses hatte ihn standhaften Muthes erhalten, als ihn der Aufruhr in der Hofburg zu Wien bedrohte. Das Bewußtsein, daß er eine gerechte und heilige Sache vertheidige, beseelte ihn bei allen Wechselfällen seines umstürmten Lebens mit jener selbst von seinen Feinden bewunderten unerschütterlichen Ruhe, und diesem hehren Bewußtsein hätte er entsagen müssen, wenn er Wallensteins Eingebungen gefolgt wäre. Ohne Zweifel haben auch die Eggenberg, Questenberg und andere Räthe mit einem weiten politischen Gewissen dem Kaiser abgerathen, seinem Feldherrn die Vollmacht zu einem Gewaltstreiche zu geben, durch welchen nicht nur die Reichsordnung aus den Angeln gehoben, sondern ganz Europa erschüttert worden wäre; sie haben sicherlich abgerathen, dem Feldherrn ein Spiel zu erlauben, bei dem entweder Alles gewonnen oder Alles verloren wird; sie mußten um so mehr abrathen, als Haus Oesterreich in seinem rechtmäßigen Besitze vollständig gesichert schien; denn der Schwedenkönig, der in Pommern einen Platz nach dem andern wegnahm, erregte keine solche Besorgnisse, daß Wallenstein mit seiner ganzen Armee nothwendig schien; man war vielmehr voll Vertrauen, daß der vielerprobte Tilly auch mit dem neuen nordischen Feinde bald fertig sein werde.

Interstitium.

Wallenstein wußte, wie schwer seine Entlassung dem Kaiser angekommen war, aber er verzieh es ihm nicht, und als er die Aeußerung fallen ließ, er werde Haus Oesterreich nicht mehr dienen, war seine Lossagung von dem Kaiser ausgesprochen. Er hatte für ihn Großes gethan und wollte noch Größeres unternehmen, denn er trug sich mit Entwürfen, die weit über die Ziele gewöhnlicher, wenn auch tüchtiger Staatsmänner und Feldherren hinausgingen. Seiner übermüthigen Ruhm- und Herrschbegierde diente eine Phantasie, die ihm Entwürfe eingab, die nur von Männern ausgeführt werden, die gleich Bergriesen über den Horizont der Vergangenheit emporragen: und diese hochgemuthe Phantasie hatte zur Unterlage einen eiskalten, scharf berechnenden Verstand und einen stahlkräftigen Willen. Wenn er dem Kaiser die unerschöpfliche Fülle der deutschen Wehrkraft dienstbar gemacht hatte, so wollte er den Franzosenkönig zurechtsetzen und ihm das Gelüsten nach Ländern und Städten des Reichs gründlich austreiben. Dann sollte Italien, der Zankapfel der christlichen Großmächte, eine feste Staatenordnung erhalten, was nach seiner Ansicht nicht gelingen werde, ohne daß man den Venetianern „eins auf den Kopf gebe". Mit der Vertreibung des Türken, „des Hundsfötters", aus Europa sollte das Gebäude gekrönt werden. Er hielt eine Armee von 100 000 Mann für hinreichend, wollte das Geld für Sold und Unterhalt beischaffen, die Armee in Person bis vor Konstantinopel führen, während der Papst die katholischen Seemächte vermöge, daß eine spanisch-italienische Flotte den Hellespont passire und die Sultanstadt von der Seeseite her verdonnere. Wallenstein entwickelte diesen Kriegsplan einmal dem alten Tilly, der beifällig ausrief, das sei eine schöne und leichte Unternehmung.

Alle diese Pläne fielen durch Wallensteins Entlassung in Schutt; der Kaiser wollte nicht mit den Kurfürsten brechen und

zwischen diesen und Wallenstein war keine Aussöhnung möglich. Dieser hatte in den Sternen gelesen, daß der Geist des Bayers den des Kaisers beherrsche, oder er hatte erkannt, daß Maximilian seinen Altersgenossen Ferdinand an staatsmännischer Klugheit, Entschlossenheit und Thatkraft überrage und deßwegen ihn so mächtig beeinflusse. Gehorsam und Unterordnung war aber gegen Wallensteins Naturell; das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit war durch sein Glück zum menschenverachtenden Hochmuth und unbändiger Herrschsucht angeschwollen; daher schied er von Kaiser und Hof, anstatt in die Reihe der Räthe seines gnädigen Souveräns einzutreten. Dessen Religiosität und kirchliche Pietät erschienen ihm als Schwachheiten, denen er selbst nicht zugänglich war; ihm war nicht wie seinem Mitfeldherrn Tilly die Sache der Kirche eine heilige, ihr Sieg seine höchste Aufgabe, und indem er für den Kaiser gegen die protestantische Coalition die Waffen führte und in dem Kriege ein mächtiges Heer schuf, so geschah dieß wohl im Namen des Kaisers und unter dessen Fahnen, aber Alles nach Wallensteins Gedanken und Willen. Er hatte die kaiserliche Gewalt in seiner Hand und waltete mit derselben im Reiche. Er trug zwar Rang und Titel von des Kaisers Gnaden und gerirte sich als Generalissimus im kaiserlichen Dienste, aber in Wirklichkeit war er es, der sich des Kaisers bediente. Dieß erkannten der Bayer und die andern Kurfürsten und erzwangen deßwegen von dem Kaiser die Entlassung seines übermüthigen und übermächtigen Feldherrn: Wallenstein gab seinerseits den Kaiser auf, als dieser sich nicht entschließen konnte, ihn zur Umwälzung der Reichsverfassung zu autorisiren. Er zog sich grollend auf seine Besitzungen zurück, verfolgte aber unverwandten Blicks den Gang der Ereignisse, gewiß mit dem festen Entschlusse, mächtig einzugreifen, wenn seine Zeit wieder gekommen sei. Daß sie wieder kommen werde, sah er voraus, denn noch immer rollten die eisernen Würfel des Kriegsspiels, noch war die Partie weder gewonnen noch verloren, und den

Thatendrang, von welchem seine Seele glühte, hielt er für den Ruf der Schicksalsmächte.

Durch das Restitutionsedict und Wallensteins Entlassung war dem Schwedenkönig trefflich vorgearbeitet worden; derselbe eroberte Pommern und Mecklenburg bis auf einige feste Plätze, ohne daß der ligistische Feldherr Tilly zur Unterstützung der kaiserlichen Truppen etwas that, die, in Besatzungen zersplittert, der Reihe nach zur Ergebung gezwungen wurden und größtentheils schwedische Dienste nahmen. Jetzt ermannten sich auch die protestantischen Fürsten, der sächsische und brandenburgische Kurfürst voran, zu dem Convente in Leipzig (20. Februar bis 13. April 1631), wo sie eine Protestation gegen das Restitutionsedict erließen und eine bewaffnete Neutralität dem Kaiser und Schwedenkönig gegenüber verabredeten, anstatt auf die von Letzterem noch einmal angetragene „Conjunction" einzugehen. Gustav Adolf hatte sich jedoch schon vorher einen andern Bundesgenossen erworben; zu Bärwalde (unweit Küstrin) wurde am 23. Januar 1631 das förmliche Bündniß zwischen Gustav Adolf und Ludwig XIII. abgeschlossen, das schon seit einem Jahre vorher präliminirt war. Die beiden nach ihrer Weise frommen Herren haben laut der Vertragsurkunde nur zu dem Zwecke ein Kriegsbündniß aufgerichtet, „um ihre gemeinschaftlichen Freunde zu schützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten und bedrängten Stände des heiligen römischen Reiches wiederherzustellen, die an beiden Meeren und im Valtellin errichteten Festungen zu zerstören und überhaupt Alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es vor dem Ausbruch des deutschen Kriegs gewesen ist". Welchen Lohn die beiden Könige für die Wiederherstellung der Rechte der unterdrückten und bedrängten Stände des heiligen römischen Reichs sich bezahlen lassen wollten, davon steht kein Wort geschrieben, weil eben jeder soviel deutsches Land zu nehmen gedachte, als ihm fest zu halten möglich sein würde. Einst-

weilen brauchte der Schwede das französische Geld, um den Kaiser zu bekriegen, und der Franzose die schwedischen Waffen zu einem Stoße gegen Oesterreich.

Die Schlacht von Breitenfeld führte eine vollständige Wendung herbei: das ligistisch-kaiserliche Heer war zertrümmert, die Ueberlegenheit des Schwedenkönigs im Felde entschieden, und sein Heer verstärkte sich mit jedem Tage. Dagegen war die Liga gegen den Kaiser erbittert und bereit, sich in die Arme Frankreichs zu werfen. Richelieu's Bevollmächtigter Charnacé befürwortete auch bereits bei dem Schweden die Neutralisirung der Liga, aber Gustav Adolf stellte Bedingungen, auf welche der Bayer unmöglich eingehen konnte, und so gut meinte es der Schwede nicht mit seinem Freunde Cardinal, daß er durch die Neutralisirung der Liga Frankreich zur Schutzmacht des katholischen Deutschlands erheben wollte.

Er rückte auch nicht von Leipzig nach Böhmen und von dort gegen Wien vor, wie er wohl hätte thun können, um dem Kaiser den Frieden zu dictiren, welchen dieser hätte annehmen müssen, weil er kein Heer hatte; denn unterdessen hätte der unverzagte Bayer als Haupt der Liga wieder tüchtige Streitkräfte gesammelt, sich mit dem Sachsen und Brandenburger, die von Argwohn und Neid gegen den gewaltigen Schweden erfüllt waren, in Verbindung gesetzt, Ludwig XIII. oder Richelieu wäre mit Vergnügen beigetreten und hätte einen Frieden vermittelt, in welchem Gustav Adolf seine Rechnung bei der Austheilung des Recompenses (so sagte man damals für Annectirung) nicht gefunden hätte. Er schickte daher die Sachsen unter Arnim nach Böhmen und wandte sich mit seinem Heer an den Main, Rhein und Lech, brach die Widerstandskraft der Ligisten bei Rain am Lech, wo Tilly tödtlich verwundet wurde, zog die süddeutschen Protestanten in der Pfalz, Baden und Württemberg, in den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten an sich, eröffnete sich unerschöpfliche Hülfsquellen als der angebetete Glaubensheld des protestantischen Volkes, dem kein pro-

testantischer Fürst etwas in den Weg werfen durfte. Er hatte bereits einen beträchtlichen Theil des katholischen Deutschland erobert und schickte sich an, mit seiner Uebermacht dem schwachen Heere des Bayers und dem nicht stärkern und obendrein demoralisirten des Kaisers den Rest zu geben. Er kümmerte sich nicht im geringsten darum, daß Ludwig XIII. auffahrend sagte, es sei jetzt Zeit, dem Gothen Einhalt zu gebieten, ganz in derselben Weise, wie 1866 Bismarck den zweiten Napoleon abfertigte, als derselbe nach Sadowa einen Recompens dafür verlangte, daß er den Königen von Preußen und Italien freie Hand gegen den österreichischen Kaiser Franz Joseph gegeben hatte, aber hintendrein nicht im Stande war, den Worten seines Botschafters Benedetti mit 300 000 Mann Nachdruck zu geben. Gustav Adolf war nahe daran, das zu werden, zu was Wallenstein den Kaiser hatte machen wollen: zum Gebieter des deutschen Reiches, dem keine andere Macht hätte die Spitze bieten können.

Wallenstein wieder Generalissimus.

Nur ein Mann kann dem Schweden Einhalt thun, der Friedländer, sprach Held Pappenheim, riefen die Soldaten, mußte der Bayer gestehen und der Kaiser mit seinen Räthen begreifen; also entschied man sich einstimmig für die Berufung Wallensteins. Derselbe war schon vor der Breitenfelder Schlacht insgeheim mit dem Schwedenkönig in Unterhandlung getreten, wie Jaroslaw Sesyma's Schrift beweist („Gründlicher und wahrhaftiger Bericht von mir Jaroslaw Sesyma Rasin von Riesenburg, was von Adam Erdmann Terzka, dem Friedländer, Matthias Grafen von Thurn und dem Schwedenkönig tractirt worden", 1635), die nicht, wie von Förster geschah, kurzweg als ein Lügengewebe behandelt werden darf, weil sie mit anderen bekannten Umständen und den archivalischen Erhebungen so genau zusammentrifft, daß ihre Authenticität angenommen werden muß (Ranke S. 221; die neuern Untersuchungen be-

stätigen das Urtheil des Altmeisters der Historie). Eingeleitet wurden die Unterhandlungen durch Terzka und dessen Weib, gefördert im schwedischen Lager durch den Grafen Thurn. Gustav Adolf war durch Wallensteins Antrag, zu ihm überzugehen, überrascht, und da natürlich von einem förmlichen Pacte noch nicht die Rede sein konnte, versprach er Wallenstein „in Allem zu manuteniren". Als Terzka später die Niederlage Tilly's berichtete, war Friedland hoch erfreut und vermaß sich zu der Aeußerung, er wäre im Stande, den Kaiser nach Italien zu jagen, Oesterreich und Spanien von Grund aus zu verderben. Es war die Rede davon, daß der König an Wallenstein 12000 Mann mit dem nöthigen Geschütz überlasse, damit derselbe sich zum König von Böhmen proclamire und den Krieg in die kaiserlichen Erblande trage; dagegen möge der König die Feinde im Reiche mit der Wurzel ausrotten, sich aber nicht zu tief mit den Franzosen einlassen. Der König ließ sich aber nicht zu tief mit Wallenstein ein und verwies ihn an Sachsen. Er that es wohl nicht aus Rücksicht auf das Bündniß mit Frankreich, sondern eher, weil er bei seiner Ueberlegenheit im Felde des Verräthers nicht zu bedürfen glaubte. Wie hätte er auch einen beträchtlichen Theil seiner Kriegsmacht einem Manne überlassen können, dessen Genie, Hochmuth und Verwegenheit er kannte; wie sich einen Collegen beigesellen und die entscheidende Gewalt mit ihm theilen sollen? Wallenstein gab den Schweden auf und wandte sich Sachsen zu; der sächsische Marschall Arnim, der unter Wallenstein commandirt hatte, stand bereits in Prag und mit ihm conferirte Wallenstein in Kaunitz, halbwegs zwischen Prag und Pardubitz. Wallenstein erklärte, daß er mit dem Schweden nichts mehr zu thun haben wolle, aber bereit sei, demselben entgegenzutreten, um das Volk zu beruhigen und dem Reiche den Frieden wieder zu geben.

Ende October 1631 wurde Wallenstein von dem Freiherrn von Questenberg im Namen des Kaisers ersucht, ein Heer zu werben und den Oberbefehl zu übernehmen. Er lehnte rund ab und ent-

schuldigte sich mit dem Podagra, an dem er wirklich litt. Da unterdessen die Sachsen in Prag und Böhmen eingerückt waren, auf Arnims Befehl jedoch in Wallensteins Besitzungen sich keine Excesse erlaubten, nahm Wallenstein seinen Aufenthalt näher bei Wien, zu Znaym in Mähren, wo der kaiserliche Rath Eggenberg eintraf und im Juni 1632 die Zusage erhielt, daß Wallenstein binnen drei Monaten für den Dienst des Kaisers 40 000 Mann anwerben und dem von dem Kaiser ernannten Oberbefehlshaber übergeben werde. Am 18. Juni ist Terzka in Aussig bei Arnim und verspricht im Namen Wallensteins die Zurücknahme des Restitutionsedicts; Eggenberg muß demnach in seinen nach Znaym mitgebrachten Instructionen zu einer durchgreifenden Concession bevollmächtigt gewesen sein.

In drei Monaten hatte Wallenstein eine starke Armee auf die Beine gebracht; wenn dieselbe aber nicht wieder auseinanderlaufen sollte, mußte der Kaiser den „Generalcapo der Armaden“ um jeden Preis beibehalten, und Wallenstein hielt den Preis sehr hoch. Er bedingte sich nicht nur die unbeschränkte Leitung des Krieges, sondern auch Vollmacht aus, mit den deutschen Reichsfürsten über Friedensbedingungen zu unterhandeln; er bestand darauf, daß er in den eroberten Gebieten über Confiscation und Begnadigung frei verfügen könne, wodurch er nach Umständen zu schrecken oder zu locken gedachte. Sich selbst vergaß er am wenigsten: der Kaiser übernahm 400 000 Thaler, die Wallenstein für gekaufte Confiscationsgüter schuldete, auf die böhmische Kammer, sicherte ihm eine Belohnung in den Erblanden zu, bestätigte sein Recht auf Mecklenburg, und wenn ihm Mecklenburg nicht restituirt würde, so solle ihm jedenfalls ein Reichsfürstenthum von gleichem Werthe (ein „äquipollentes“) verliehen werden. Fürstlichen Rang und fürstlichen Besitz wollte er behaupten, und als er sich mit Gustav Adolf einließ, konnte er keine andere Absicht haben, als seinen Besitz zu sichern. Er bot damals dem nordischen Könige auch nicht seine Dienste, sondern ein Bündniß an, eine Theilung der Kriegsführung, aber

einen derartigen Verbündeten begehrte der siegesstolze König mit nichten. Da wurde Wallenstein von dem Kaiser um Hülfe angerufen, welcher in seiner Noth ihm mehr anheimgab, als jemals von einem Monarchen geschah, denn der Kaiser war im Grunde nicht mehr der Kriegsherr und Wallenstein nicht mehr der Unterthan. „Es war keineswegs persönliche Hingabe an den Kaiser, weder dynastische noch religiöse Sympathie für das Haus Habsburg, was Wallenstein bewog, den Commandostab noch einmal zu ergreifen, sondern die bewußte Absicht, die Entscheidung der großen Angelegenheiten in seinem Sinn und seinem Interesse herbeizuführen." Er denkt nicht mehr von ferne daran, die kaiserliche Macht im Reiche wieder herzustellen; er hält es auch nicht mehr für möglich, nachdem der Kaiser selbst seine Stellung von 1629 aufgegeben hat, das protestantische Deutschland unter Gustav Adolfs Führung vereinigt ist, daß Franzosen, Holländer, Venetianer und Engländer ihn unterstützen. Er will die protestantischen Fürsten auch nicht entwaffnen und niederwerfen, denn wäre dieß geschehen, so bekämen der Bayer und die geistlichen Fürsten wieder Oberwasser, und von ihnen hat Wallenstein weder Lohn- noch Dank zu erwarten; der Kaiser ist ihm allerdings geneigt, aber zu schwach, um ihren Forderungen, Warnungen und Bitten zu widerstehen. Wenn er aber die Zurücknahme des Restitutionsedicts bewirkt, die Reichsordnung, wie sie vor dem Kriege war, wieder hergestellt ist, sind die protestantischen Stände befriedigt und wären froh, wenn der Schwede heimgeschickt werden könnte. Wallenstein versprach ihnen Wiederherstellung des Friedens und der Reichsordnung, Sicherung ihres Glaubens und Besitzes gegen Papst und Liga, er bot soviel an als Gustav Adolf und forderte weniger hohen Lohn als dieser, der nur noch zwei Schlachten zu gewinnen brauchte, um im Reiche der allgewaltige Herr zu sein, auf dessen Gnade jeder Fürst angewiesen war.

Wallenstein war nicht der Mann, der einen Feind wie Gustav Adolf unterschätzte, aber er fürchtete ihn nicht, sondern erklärte:

„ich werde ihn eine andere Kriegsführung lehren“, und ein anderes Mal verglich er sich und den Schwedenkönig mit „zwei Hahnen auf einem Miste“, die sich nicht vertragen. Das neue Heer führte er nicht nach Bayern, so sehr es Kurfürst Max wünschte, sondern nach Böhmen gegen die Sachsen und zog am 22. Mai in Prag ein, nachdem er am 21. mit Arnim conferirt und ihn versichert hatte: „So lieb mir meiner Seele Seligkeit ist, so lieb wird es mir sein, wenn ich dem allgemeinen Wesen und besonders Kursachsen dienen kann.“ Ihm lag Alles daran, Kursachsen zu einem Separatfrieden zu bestimmen, daher führte er auch einen diplomatischen Minenkrieg gegen den Schweden, der sich aber auch in diesem Stücke gleich geschickt erwies. Im Sommer schickte derselbe den Pfalzgrafen August von Neuburg (Stifter der Linie Sulzbach) mit dem württembergischen Kanzler Löffler nach Dresden, wo die Ansprüche und Absichten des Schwedenkönigs erörtert werden sollten. Sie gingen von den Ansprüchen aus, welche Gustav Adolf gegenüber den Herzogen von Pommern und Mecklenburg, auch Kurbrandenburg erheben könnte; die geistlichen Fürstenthümer habe er mit dem Schwerte erobert und besitze sie kraft des Kriegsrechts mit derselben Hoheit, wie die geistlichen Herren sie inne gehabt; man werde Sr. Majestät deren Herausgabe nicht zumuthen, ehe Sie anderswo contentirt sei. Der König habe seine Absicht principaliter auf Pommern gerichtet, er werde sich aber wohl mit dem Stücke begnügen, in welchem die Paßörter mit den für Schweden wichtigen Seehäfen befindlich seien; er wolle es jedoch nicht von dem Reiche losreißen, sondern es von demselben zu Lehen tragen, wie der Dänenkönig das Herzogthum Holstein. Brandenburg soll für seine Ansprüche auf Pommern von den Katholiken entschädigt werden, die überhaupt einen Theil der Stifte, „ein Stück vom Rock“ werden opfern müssen, denn sie seien an allem Elend Schuld gewesen“. Gustav Adolf hatte noch größere Gedanken: er wollte nämlich eine Körperschaft der Evangelischen gründen, einen Reichsverein, bestimmt, die gewonnene Stellung gegen

Haus Oesterreich-Spanien und alle Papisten zu behaupten, einen Verein, der allezeit bereit sei zur Erhaltung des Friedens. Die Confusion der jetzigen Kriegsführung müsse abgestellt und ein Kriegsrath eingerichtet werden, mit dessen Zustimmung Alles anzuordnen sei. Auf das Directorium mache der König nicht Anspruch, wenn sonst eine gute Ordnung getroffen werde, wohl aber auf ein Bündniß der Evangelischen mit der Krone Schweden, die bei allen katholischen Mächten so in Haß gerathen sei, daß sie Beistand bedürfen werde (Juni 1632). In einer Zuschrift aus dem Lager vor Nürnberg (2. September) bestätigte der König die Zusagen seiner Bevollmächtigten, versprach Sachsen und Brandenburg das Beste, und daß später auf die Forderungen der andern evangelischen Reichsstände eingegangen werden soll. Schwerlich wird sich jedoch Jemand finden, der die Meinung Ranke's theilt, daß Gustav Adolfs Bevollmächtigte und er selbst seine Absichten offen und ohne Hintergedanken dargelegt haben; es handelte sich ja augenblicklich darum, Wallensteins Unterhandlungen zu durchkreuzen, Sachsen und Brandenburg festzuhalten, was dem Könige nicht schwer fiel, da er noch als Sieger mit einem gewaltigen Heere im Felde stand und Wallenstein nach wenigen Wochen von Tilly's Schicksal getroffen werden konnte; bevor Wallenstein nicht den Schwedenkönig auf dem Schlachtfelde bestanden hatte, konnten seine Versprechen und Angebote auf die beiden Kurfürsten nicht greifend wirken.

Er wählte zu seiner strategischen Basis Böhmen, zog bei Eger die bayerischen Truppen an sich und marschirte nach Franken, durchschnitt also die Communication des Schwedenkönigs mit Sachsen. Gerne hätte Kurfürst Max zur Erlösung seines Landes, das von Gustav Adolf ausgepreßt wurde, im Vertrauen auf die numerische Ueberlegenheit des kaiserlich-ligistischen Heeres, eine Schlacht geliefert, die Gustav Adolf feurig wünschte, allein Wallenstein lehrte den König eine andere Kriegsführung, wie er sich gerühmt hatte. Er zog gegen Nürnberg und nöthigte dadurch den Feind, ihm zum Schutze der

reichen protestantischen Stadt nachzurücken. Bei Nürnberg standen sich beide Heere vom 16. Juni an gegenüber: das schwedische auf das starke Nürnberg und ein befestigtes Lager gestützt, das kaiserliche in einer Stellung, die Wallenstein mit einer vorher in Deutschland nie gesehenen Kunst verschanzte. Erst am 4. September unternahm Gustav Adolf den Angriff, nachdem er seine sämmtlichen Streitkräfte concentrirt hatte, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen, obwohl er ausgerufen haben soll, er wolle den Burgstall, den Schlüssel der feindlichen Stellung, nehmen oder nicht mehr König sein. Wallenstein schrieb an den Kaiser: „Der Schwede hat sich die Hörner recht abgelaufen und sein Volk über die Maßen discouragirt.“ In der That war Gustav Adolf nicht mehr Meister in Deutschland und hatte an Wallenstein einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Der Schwede bot jetzt dem kaiserlichen Feldherrn die böhmische Königskrone an, allein dieser wollte von dergleichen nichts mehr hören, wies auch eine Uebereinkunft, daß, im Falle sich zwei ganz ungleiche Abtheilungen begegnen sollten, die schwächere accordiren könne, mit den Worten ab: „sie sollen combattiren oder crepiren“. Als der König von Nürnberg sich wieder der Donau zuwandte, folgte ihm Wallenstein nicht, sondern zog nordwärts, schickte den General Holka in das sächsische Voigtland hinaus, um durch dessen Verheerung Arnim, der mit dem sächsischen Heere in Schlesien stand, herbeizuziehen; die Hauptmacht führte er selbst in die sächsische Ebene gegen Leipzig vor, um dort die Winterquartiere zu beziehen, da er den Feldzug für geschlossen hielt, vertheilte jedoch seine Regimenter so, daß er sie binnen 24 Stunden zusammenziehen konnte. Aber der Schwede eilte rascher heran, als er berechnet hatte, und nöthigte ihn, die Schlacht anzunehmen, bevor er seine Streitkräfte vereinigen konnte. Am 16. November 1632 (am 6. alten Stils) rangen die beiden nicht eben starken Heere (das schwedische mag 14 000, das kaiserliche anfangs 12 000 Mann gezählt haben) von 11 Uhr Vormittags bis zum Einbruch der Nacht; Gustav

Adolf, der seinem weichenden Fußvolke zu Hülfe eilte, gerieth mit wenigen Reitern unter die feindlichen Kürassiere, wurde durch zwei Pistolenschüsse verwundet, durch einen dritten Schuß in den Rücken vom Pferde geworfen und auf dem Boden liegend durch den Kopf geschossen; die Leiche wurde bis auf das Hemd ausgeplündert, ebenso der Nürnberger Edelknabe Leubelfing, der allein bei ihm geblieben war, nach einigen Tagen aber in Naumburg an seinen Wunden starb und auf dem Sterbebette vor Zeugen die Katastrophe des Königs erzählte.

Nach dem Falle Gustav Adolfs übernahm Bernhard von Weimar den Oberbefehl und führte Reiterei und Fußvolk zum neuen Sturme gegen die feindliche Aufstellung; in wüthendem Anlaufe warfen sie Alles vor sich nieder, nahmen die wieder verlorene Batterie von sieben schweren Kanonen zum zweiten Male; zugleich fingen mehrere Pulverwagen der Kaiserlichen Feuer und flogen verheerend auf. Mehrere Schwadronen rissen aus und galoppirten Leipzig zu, zahlreiche Weiber bemächtigten sich der Troßpferde und eilten den fliehenden Reitern nach, auch die große Batterie bei den Windmühlen war von den Schweden nach langem Kampfe genommen, der Sieg schien für die Schweden entschieden.

Da traf Pappenheim mit seinen Kürassieren ein und warf sich auf den rechten Flügel der Schweden, um dem König zu begegnen. Zwei Kugeln durchbohrten seine narbenvolle Brust; er wurde aus dem Gewühle weggetragen. Aber Wallenstein sammelte Fußvolk und Reiterei wieder und führte sie gegen den Feind; noch einmal wurden die Schweden zurückgeworfen und der Kampf begann von Neuem, und abermals folgte Angriff auf Angriff; zuletzt drangen die Schweden abermals vor und Wallenstein fand rathsam, den Kampf abzubrechen und den Rückzug anzuordnen, obwohl Pappenheims Fußvolk ankam. Die Schlacht hatte neun Stunden gedauert; das fürchterliche Getümmel wurde meilenweit gehört; jede Partei, die gewichen war, griff immer von Neuem auf das Heftigste an, kein Theil

vermochte ganz zu siegen oder ließ sich vollständig besiegen, und beide Theile zogen sich nach der Schlacht zurück. Bei 9000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, es war also je der fünfte Mann gefallen, mehrere Generale und viele Offiziere auf beiden Seiten; Piccolomini schien gefeit; er erhielt vier Wunden, drei Pferde wurden unter ihm getödtet und sein Küraß zeigte die Eindrücke von zehn Kugeln. Wallenstein hatte während der Schlacht alle Pflichten des Feldherrn erfüllt; kaltblütig setzte er sich der Gefahr aus, ordnete die Unterstützung wankender Regimenter an; als er jedoch seine besten Truppen erschöpft sah und andere, deren Haltung minder gut war, nicht mehr zu Sturmcolonnen geordnet werden konnten, als er in Pappenheim den Helden verloren hatte, dessen kühner Muth die Soldaten mitriß, gab er die Schlacht verloren, obwohl er keine Niederlage erlitten hatte. Er mußte ohnedieß voraussetzen, daß das sächsische Heer, das nur einige Tagmärsche entfernt stand, zur Verstärkung des schwedischen herbeirücken werde. Er zog unverfolgt nach Böhmen zurück und hielt furchtbar strenges Gericht über die Offiziere, die bei Lützen ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, d. h. nicht lieber starben, anstatt mit ihren Untergebenen die Flucht zu ergreifen.

Fortsetzung des Krieges und zweideutige Unterhandlungen.

Als Wallenstein sein Heer wieder ergänzt hatte, betrieb er in der ersten Hälfte des Jahres 1633 Friedensunterhandlungen mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; er war in vollem Ernste bestrebt, den Frieden des Reichs wiederherzustellen, denn er hatte nicht die Oberhand im Felde und durfte nicht hoffen, sie wieder vollständig zu gewinnen, da ihm das ganze protestantische Deutschland, von Schweden und Frankreich unterstützt, gegenüber stand, und das katholische schrecklich erschöpft und entmuthigt war. Der Kaiser ging willig auf die Unterhandlungen ein, die im März zu Leitmeritz eröffnet wurden,

sie scheiterten aber an den Forderungen Sachsens und Brandenburgs: Entschädigung Schwedens auf Kosten des Reichs, Brandenburgs mit Säcularisationen, Parität des Kammergerichts und Reichshofraths, Restauration des Pfälzers; die Zurücknahme des Restitutionsedicts wurde dagegen anstandslos bewilligt. Hierauf rückte Wallenstein in Schlesien vor und nahm den feindlichen Heeren gegenüber eine Stellung, in welcher sie ihn nicht anzugreifen wagten. Während eines vierzehntägigen Waffenstillstandes waren feindliche Offiziere mehrmals Wallensteins Gäste und in den Conferenzen mit Arnim betheuerte er seine Sehnsucht nach dem Frieden, fluchte auf die Spanier und Jesuiten und ließ verlauten, daß er den Kaiser zum Frieden nöthigen werde. Im October brach er jedoch noch einmal los, warf sich auf das schwache schwedische Heer bei Steinau, das unter dem Grafen von Thurn Niederschlesien decken sollte, warf dessen Reiterei in das verschanzte Lager zurück und verlangte binnen einer halben Stunde unbedingte Ergebung. Sie erfolgte; die gemeinen Soldaten (7000 Mann) nahmen kaiserliche Dienste, den alten Thurn ließ er davonziehen, weil ein ungeschickter General auf Seite des Feindes dem Kaiser mehr nütze, als ein eingekerkerter oder hingerichteter. Aber fast zu gleicher Zeit nahm Bernhard von Weimar, der mit Gustav Horn im südwestlichen Deutschland operirte, Regensburg durch Ueberfall weg, brandschatzte Bayern und machte Miene, in Oesterreich einzufallen; da erschrack der Kaiser in der Hofburg und verlangte Max von Bayern dringendst die Befreiung seines Landes durch das kaiserliche Heer. Wallenstein rückte in Eilmärschen bis Pilsen, mit einem Corps bis Straubing vor, war aber zu keinem Angriff auf den Weimarer zu bewegen, sondern ging nach Böhmen zurück, wo er trotz des kaiserlichen Gegenbefehls die Winterquartiere bezog. Er mag guten Grund gehabt haben, keinen Winterfeldzug zu unternehmen, wie denn auch seine Generale, welchen er die Frage vorlegte, einstimmig abriethen; aber der heftige Tadel, der

jetzt gegen ihn von spanischer, ligistischer und kaiserlicher Seite losbrach, war sehr natürlich, und bei seinen Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg, den zwei feindlichen Mächten, konnte der Verdacht kaum ausbleiben, daß er die kurfürstlichen Truppen nicht schlagen wollte, auch daß er den Weimarer und Horn in Bayern und Schwaben mit Vergnügen schalten und walten ließ.

Unterdessen bekam Richelieu freie Hand in Frankreich und griff seine Aufgabe, Frankreich auf Kosten Spaniens und Deutschlands zu vergrößern, rüstig an, indem er die Holländer gegen Spanien hetzte und in Deutschland die Feinde des Kaisers unterstützte. Er schloß mit Beihülfe Oxenstierna's am 13. April 1633 zu Heilbronn mit den schwäbischen, fränkischen, ober- und niederrheinischen protestantischen Ständen eine Conföderation ab, durch welche der Franzose und Schwede dafür sorgten, daß das Kriegsfeuer in Deutschland nicht ohne ihren Willen erlösche, und Süddeutschland für Franzosen und Schweden offen bleibe. Die beiden Meister der politischen Heuchelei hielten es nämlich für möglich, daß den norddeutschen Kurfürsten ein Licht darüber aufgehe, es sei von ihnen höchst unklug gethan, wenn sie den Krieg gegen den Kaiser fortsetzen, aus welchem nur die Schweden und Franzosen den Vortheil ziehen werden, daß es für sie darum das Beste wäre, mit dem Kaiser einen billigen Frieden zu schließen, statt die eigene Haut für die falschen, gierigen Ausländer zu Markte zu tragen. Wirklich zeigten auch die beiden Kurfürsten einen solchen Widerwillen gegen die hinter ihrem Rücken abgeschlossene Heilbronner Conföderation, daß Richelieu's Agent Feuquières seine Bemühungen aufgab, sie zum Beitritte zu bewegen.

Dieser Feuquières versuchte es auch mit Wallenstein und dictirte dem Grafen Kinsky, einem der thätigsten böhmischen Flüchtlinge, ein Mémoire, in welchem er dem kaiserlichen Feldherrn die böhmische Königskrone und eine Million Livres anbot, empfing aber von August bis December keine Antwort,

und als Graf Thurn kollernd aufbegehrte, erwiederte Wallenstein barsch, er wolle mit dieser Sache nichts mehr zu thun haben, machte Andeutungen nach Wien und versprach unwandelbare Treue. Es ist gewiß, daß zwischen ihm und Oxenstierna schon im Mai eine geheime Communication stattfand, Wallenstein sich aber nicht weiter einließ, „als daß er die Absicht aussprach, die Zurückführung der böhmischen Emigranten und die Herstellung der Freiheit seines Vaterlands in die Hand zu nehmen". Der bayerische Kurfürst war am wenigsten der Mann, dem die Verhandlungen des kaiserlichen Feldherrn unbekannt blieben und nicht verdächtig erschienen; er klagte mit vollem Rechte über dessen Unthätigkeit im Felde, und der kaiserliche Rath Schlick, Wallensteins ruhmvoller Waffengefährte im dänischen Kriege, stimmte dem Bayer bei, wodurch Wallenstein heftig erzürnt wurde, da er den Frieden nicht mit den Waffen erzwingen, sondern durch einen Vergleich wieder herstellen wollte.

Am 22. August conferirte Wallenstein wieder mit Arnim; Sachsen und Brandenburg bestanden auf der Wiederherstellung des status quo von 1618, Arnim und Thurn sollten dotirt werden, für sich selbst verlangte Wallenstein die Rheinpfalz, Baden-Durlach und Württemberg; er sah also seines Bleibens nicht länger in Böhmen, wenn dessen Freiheiten, d. h. die Herrschaft des Adels (darin bestanden die böhmischen Freiheiten wesentlich), mit dem Protestantismus wieder hergestellt würden. So hoch war den Preis, für den Wallenstein seine Cooperation den zwei Kurfürsten anbot, um den Kaiser zu einem Friedensschlusse zu ihrem Vortheile zu zwingen. Es verstand sich von selbst, daß die oberste Leitung des Unternehmens ihm überlassen wurde; es ist daher nicht zu verwundern, daß beide Kurfürsten eine reservirte Haltung einnahmen und weder zu- noch absagten, denn sie konnten einem so verwegenen und hinterlistigen Mann nicht trauen. Arnim setzte daher auch bei einer Zusammenkunft in Gelnhausen mit

Oxenstierna den argwöhnischen Schweden von Wallensteins Anträgen in Kenntniß; der nordische Fuchs versprach seine Assistenz, wenn Wallenstein zur Ausführung schreite, schob also diesem die Initiative zu, den offenen Abfall von Kaiser und Liga, worauf dieser nicht eingehen konnte, ohne sich und die oberste Leitung des Unternehmens dem Schweden und den Kurfürsten anzuvertrauen.

Hatte schon Wallensteins Weigerung, das von den Schweden gekaperte feste Regensburg zu belagern, oder, wie seine Feinde sagten, wieder zu erobern, den Kaiser unwillig und argwöhnisch gemacht, so wurde Wallenstein die Opposition gegen die Politik der spanischen Regierung geradezu verderblich. Die spanischen Staatsmänner verlangten nämlich 1633, daß Frankreich, Spaniens Erbfeind, auch von Seiten des Kaisers ernsthaft bekriegt werde. Davon wollte aber Wallenstein absolut nichts wissen, denn er haßte Spanien und die Liga noch mehr als früher, seitdem er in Deutschland durch einen Ausgleich zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Kaiser und Reichsständen den Frieden wieder herzustellen gedachte. Spanien und die Liga, die Bundesgenossen des Kaisers, hatten für ihre Interessen von dem kaiserlichen Oberfeldherrn nichts zu erwarten, sondern das Schlimmste zu fürchten. Daher stellten die Gesandten von Spanien und Bayern, der päpstliche Nuntius und Pater Lamormain, der Beichtvater des Kaisers, diesem dringend vor, den Abschluß eines Friedensvertrags nicht dem Friedländer allein hinzugeben, und Kurfürst Max ließ bereits erklären, er werde sich genöthigt sehen, mit Frankreich eine Abkunft zu treffen. Im October kam der spanische Staatsrath Oñate nach Deutschland, um eine politische und militärische Combination zu verabreden. Er beantragte die Aufstellung eines starken Heeres im Breisgau zur nachdrücklichsten Kriegsführung gegen Schweden und Franzosen, aber der kaiserliche Generalissimus widersprach und so unterblieb es. Der Sohn des Kaisers (Ferdinand III.) wünschte

ein Commando, um unter Wallenstein den Krieg zu lernen, aber dieser erklärte auf das Bestimmteste, er wolle keinen Prinzen unter den Generalen, sei aber bereit, den Befehlshaberstab dem Prinzen zu übergeben, worauf der Kaiser mit Rücksicht auf die Armee nicht eingehen konnte. Der König von Spanien bezahlte an den Kaiser und an die Fürsten der Liga jeden Monat ansehnliche Hülfsgelder; er verlangte daher mit allem Recht, daß der Kaiser mit Frankreich offen breche, das gegen Spanien einen Eroberungskrieg führte und mit Schweden verbündet war; aber Wallenstein wollte von einem Krieg gegen Frankreich nichts wissen und wünschte die Spanier zu allen Teufeln. Als Oñate sich überzeugt hatte, daß der Kaiser gänzlich von seinem General abhange und dieser Spaniens politischem Interesse feindselig entgegen arbeite, erklärte er Mitte December 1633 dem kaiserlichen Rathe Eggenberg mit feierlichem Ernste: „Wenn Wallensteins Vorschläge, im Einverständnisse mit den protestantischen Kurfürsten den Frieden in Deutschland herzustellen, solche seien, daß dadurch die Sache Gottes, des Reiches und besonders der Nutzen des Hauses Oesterreich gefördert werde, so habe sein König nichts dagegen; er habe ihn, den Gesandten, vielmehr ermächtigt, in diesem Falle den Kaiser aufzufordern, dem General alle Gnade, die er wünsche, zu erweisen und seine Größe herzustellen; wenn aber aus den Vorschlägen des Generals Nachtheile für den Dienst der beiden Majestäten und die gemeine Sache entstehen sollten, so würde die Gewährung eines solchen Verlangens sehr im Widerspruche mit der Freundschaft stehen, die sich der König von dem Kaiser, den er fortwährend unterstütze, versprechen dürfe. Der König hoffe, der Kaiser werde seine Freundschaft den Extravaganzen des Herzogs von Friedland vorziehen.“ Damit war dem Kaiser in mildester Form, aber in vollem Ernste die Alternative gestellt, entweder seinen Generalissimus zu entlassen oder auf die fernere Unterstützung Spaniens zu verzichten.

Isabella, die Regentin der spanischen Niederlande, war Ende Novembers 1633 gestorben und sollte durch den Cardinal-Infanten Fernando, den Bruder des Königs, schleunig ersetzt werden, denn es lag Gefahr im Verzuge. Welchen Weg aber auch der Cardinal-Infant aus Mailand in die Niederlande einschlagen mochte, so war es ihm in der damaligen Kriegszeit unmöglich, sich ohne Unterstützung des Kaisers einen sicheren Weg zu öffnen. Darum gab sich Pater Quiroga, der Beichtvater des Königs von Ungarn, im Auftrage des Kaisers und des spanischen Gesandten zu Wallenstein, der abschlägig antwortete und bitter äußerte, man beabsichtige, das Heer aufzulösen und ihm die Autorität über dasselbe zu entziehen. In der That lauteten die Schreiben aus dem Hoflager etwas kühler und weniger vertraut als früher, denn die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Wallenstein gegen Alles auffuhr, was seinen Ansichten entgegen war, hatte Viele am kaiserlichen Hofe erzürnt, seine Unterhandlungen mit feindlichen Feldherren, Staatsmännern und Agenten machten ihn selbst Arglosen verdächtig, und natürlich säumten seine zahlreichen Feinde nicht, gegen den hochmüthigen und unvorsichtigen Mann die vorhandene Mißstimmung mit allen Mitteln zu verschärfen. Er selbst trug am meisten dazu bei. Er sprach laut von der Niederlegung des Commandos, auch mit Quiroga, wie von einer von ihm bereits beschlossenen Sache, allein vorher müsse man ihn in den Stand setzen, die Obersten für ihre Auslagen bei der Anwerbung und Ausrüstung der Regimenter zu entschädigen, denn er habe ihnen sein Wort verpfändet. Darüber entstand in dem Heere bedenkliche Aufregung; die Offiziere und Soldaten glaubten, die Feinde des Generals, die Hofleute und Geistlichen, betreiben wieder wie früher seine Absetzung, und Wallenstein nährte diese Unruhe durch Aeußerungen, die unwillkürlich und vertraulich schienen, aber wohl berechnet waren, um die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf zu setzen.

Vorbereitungen zur Auflehnung; die Katastrophe.

Im Januar und in den ersten Tagen des Februar unterhandelte er durch seinen alten Waffengefährten und Freund Arnim, einen guten Lutheraner, mit Kursachsen und Kurbrandenburg, wesentlich auf der Grundlage des status quo von 1618, erhielt jedoch von dem Brandenburger keine bindende Zusage, und der Sachse stimmte zwar im Allgemeinen bei, machte jedoch in seiner ängstlichen Unentschlossenheit verschiedene Vorbehalte; so z. B. wollte er nicht den Kaiser bekriegen, wenn Wallenstein zum Aeußersten schreiten und gegen den Kaiser Waffengewalt brauchen würde; ebenso wenig war er zu einem Bruche mit Schweden geneigt.

Am 10. Januar hatte der böhmische Edelmann Kinsky, den wir bereits als M. Thurns Gehülfen kennen, an Richelieu's Agenten Feuquières gemeldet, daß die im August besprochenen Entwürfe von dem Manne, auf den Alles ankomme, jetzt angenommen würden. Feuquières berichtete an Richelieu, der, vorsichtig und mißtrauisch, wie immer, verlangte, daß Wallenstein eine Erklärung erlasse, er wolle sein Heer zur Herstellung eines haltbaren Friedens verwenden, und da der kaiserliche geheime Rath von den Spaniern beherrscht werde, so dürfe der Feldherr nicht auf die Einwilligung des Kaisers rechnen; Wallenstein möge dafür die Vermittlung des französischen Königs in Anspruch nehmen. Wallenstein hatte jedoch keine Lust, sich den Franzosen anzuvertrauen und ihnen die Leitung des ganzen Unternehmens zu übergeben, denn er wußte zu gut, daß es ihnen nur um ihren Vortheil zu thun war, und andererseits traute Richelieu dem kaiserlichen General nicht, wie er in seinen Denkwürdigkeiten offen bekennt. Es kam daher zwischen den Beiden zu keiner Uebereinkunft oder festen Verabredung.

Wallensteins Aeußerung, er werde mit Hülfe der Armee den Frieden herstellen, ob man am kaiserlichen Hofe wolle oder *nicht*, konnte kein Geheimniß bleiben, und seine Gegner hatten

begreiflich dem Kaiser und dessen Räthen die gehörigen Mittheilungen gemacht. Ferdinand II. war aber nur schwer zum Mißtrauen in Wallensteins Treue zu bewegen, hatte aber doch eingewilligt, daß unter der Hand Vorkehrungen getroffen werden, um das Heer dem Kaiser zu erhalten, wenn der Generalissimus gegen den Kaiser etwas versuchen wollte. Im Sommer 1633 hatte darum General Kriegsrath Schlick mit einigen Generalen in Wallensteins Heere „unvermerkter Weise" angeknüpft, für den Fall, „daß es mit Wallenstein eine Veränderung geben" sollte. Dieser schöpfte Argwohn, sprach aber doch mit dem General Octavio Piccolomini, dessen Schicksal er an das seinige gekettet glaubte (so hatte er in den Sternen gelesen), von den Aussichten, die ein entschlossener Abfall bieten würde, und ließ die Generale Gallas und Colloredo fragen, ob er sich auf sie verlassen könne. Sie versprachen, ihm zu folgen, wohin er gehen würde, denn sie hielten es nicht für rathsam, ihm schon jetzt entgegenzutreten, waren jedoch entschlossen, dem Kaiser treu zu bleiben; so auch Aldringer, neben ihnen der angesehenste General; noch glaubte jedoch keiner von ihnen, daß Wallenstein bis zum Abfall und Treubruch gehen werde. Auch der Kaiser und Eggenberg hatten eine bessere Meinung von dem General, aber der Spanier Oñate traute demselben das Schlimmste zu und sprach sich in einem Briefe vom 22. Januar 1634 dahin aus: „Um Haus Oesterreich nicht zu Grunde richten zu lassen, wäre es nothwendig, diesen Menschen auf die eine oder andere Weise unschädlich zu machen, aber weder in dem Kaiser noch in dessen Ministern ist der Muth dazu zu finden; ich fürchte, ich werde den Kranken in meinen Armen sterben sehen, ohne ihm helfen zu können." Aber in diesen Tagen häuften sich die Anzeigen von gefährlichen Projecten Wallensteins dergestalt, daß der Kaiser sich zu Vorsichtsmaßregeln genöthigt sah. Ueberwältigend mußte auf ihn der Bericht über die Berathung und das Banket am 12. Februar zu Pilsen, in Wallensteins Hauptquartier, wirken. Hier in der Versammlung der Obersten führten

Illow und Terzka das Wort, tapfere Generale, aber persönliche Feinde des Kaisers und zu jedem Frevel gegen denselben bereit, und sie brachten den Obersten den Glauben bei, daß es am Hofe auf den Ruin der Armee abgesehen sei; der Generalissimus wolle abdanken, da er Dinge thun solle, die er nicht ausführen könne, und dafür verfolgt werde. Man beschloß, Illow und drei Obersten als Deputation an Wallenstein zu senden, um ihn zur Beibehaltung des Commandos zu bewegen. Von seiner Resignation wollten sie nichts hören und erinnerten an das ihnen gegebene Wort und ihre gemeinschaftlichen Interessen. Nach mehrmaligem Ansuchen gab er insoweit nach, daß er seine Abdankung so lange verschieben wolle, bis er sehe, wie der Kaiser für die Armee zu sorgen angeordnet habe, von der er sich überhaupt nicht trennen wolle. Hingegen verlange er, daß sie geloben, bei ihm standhaft auszuhalten, damit ihm nicht ein Schimpf angethan werde (wie in Regensburg). Darauf ward ein Revers vorgelesen, in welchem sie dem Generalissimus für seine Zusage dankten und feierlich an Eidesstatt gelobten, sich von ihm in keiner Weise trennen zu lassen und bis zum letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren.

Nach der hergebrachten Erzählung war in dem Reverse ursprünglich eine Klausel angebracht, durch welche die Verpflichtung der Obersten auf die Zeit beschränkt würde, während welcher der Generalissimus im Dienste des Kaisers verbleibe, diese Klausel sei aber in dem den Obersten vorgelegten Exemplare beseitigt gewesen, ohne daß dieß die Unterzeichner in der Aufregung des Weines bemerkten. Ranke pflichtet jedoch der Behauptung des genau unterrichteten Oñate bei, daß nämlich die ursprüngliche Fassung des Reverses allerdings die Klausel enthalten habe, sie sei aber von Wallenstein, bevor der Revers zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, gestrichen worden. Die ganze Sache hat jedoch wenig auf sich, da Wallenstein die Obersten noch einmal nach Pilsen berief, sich am 19. Februar noch einmal für die von ihnen aufgewendeten Gelder verbürgte, hoch und

theuer versicherte, daß er gegen die Religion und den Kaiser nichts zu unternehmen beabsichtige, daß er nur daran denke, einen Frieden zu Stande zu bringen, was allerdings am Hofe nicht von Allen gern gesehen werde. Er werde den Herren Obersten die Bedingungen vorlegen. Aber er müsse auch wissen, wessen er sich von ihnen zu versehen habe; er befürchte, daß man ihm einen Schimpf anthun wolle. Die Obersten erklärten einmüthig, sie werden für ihren General einstehen; es wurde ein neuer Revers aufgesetzt, in welchem die Obersten von ihrer Verpflichtung gegen den Herzog-General entlassen erklärt wurden, wenn derselbe gegen den Dienst oder die Hoheit des Kaisers oder die Religion etwas unternehmen sollte. Dieser Revers wurde am 20. unterzeichnet und ein Oberst nach Wien geschickt, um dort den Inhalt mitzutheilen und eine persönliche Besprechung Eggenbergs mit Wallenstein zu beantragen.

Der Kaiser verkehrte brieflich noch in freundlichem Tone mit Wallenstein, allein jetzt häuften sich die Nachrichten, welche keine Zweifel an den gefährlichen Entwürfen, mit denen sich Wallenstein trug, mehr gestatteten. Der spanische Gesandte berichtete ebenso und scheint besonders durch Wallensteins Verkehr mit Richelieu's Agenten beunruhigt worden zu sein; aus Savoyen wurde Aehnliches gemeldet, aus Böhmen, daß die Unzufriedenen und die Exulanten sich Hoffnung machten, mit französischer Hülfe den Herzog von Friedland zum König von Böhmen zu erheben; daß Max von Bayern und die geistlichen Fürsten den Verdacht gegen Wallenstein theilten und nährten, versteht sich von selbst; er war ja ihr bitterer Gegner, und sie hätten, obwohl Verbündete des Kaisers, so sicher als Spanien, von Seiten Wallensteins nicht die geringste Berücksichtigung gefunden, wenn er einen Frieden nach seinem Ermessen hätte abschließen können. Sie Alle hatten die triftigsten Gründe, auf Wallensteins Entfernung zu bringen, und als sich der Kaiser und Eggenberg von Wallensteins gefährlichen Plänen überzeugen mußten, erließ der Kaiser am 24. Januar ein Patent, durch welches alle Befehlshaber

ihrer Verpflichtungen gegen den Generalissimus entbunden und an Gallas als provisorischen Oberbefehlshaber gewiesen, sämmtliche an den Pilsener Vorgängen Compromittirte amnestirt wurden, mit Ausnahme Wallensteins und zweier Rädelsführer. Das Patent wurde unter dem strengsten Geheimniß nur Vertrauten mitgetheilt, denn man besorgte, durch ein rasches Vorgehen die Armee zu entzweien und dem Feinde die Gelegenheit zu einem Angriffe zu geben. Die amtlichen Mittheilungen gingen in der hergebrachten Form fort, um weder in den Kanzleien noch bei Wallenstein Verdacht zu erregen. „Leicht hat es der Kaiser wahrlich nicht genommen; des Undanks gegen Wallenstein kann man ihn nicht von ferne zeihen; er mußte den zum Aeußersten entschlossenen General entfernen" (Ranke). Man beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, aber Piccolomini und Aldringer mußten von dem Versuche, ihn in Pilsen aufzuheben, abstehen, weil er die Garnison gewechselt hatte und der Befehlshaber derselben die Hand nicht geboten hätte. Unterdessen verständigten sich auch die Generale Hatzfeld, Götz, Marradas, Colloredo und Suys mit Gallas und Piccolomini, und nun zögerte man in Wien nicht länger, dem Patent vom 24. Januar am 18. Februar ein zweites mit einem Armeebefehl folgen zu lassen, in welchem Wallenstein als Verschwörer gegen den Kaiser erklärt und den Offizieren bedeutet wurde, dem gewesenen Feldhauptmann und dessen Anhängern, namentlich Ilow und Terzka, keinen Gehorsam zu leisten, sondern den von dem Kaiser bezeichneten Generalen, bis ein anderer Oberbefehlshaber ernannt sein werde. „Es war keine Aechtung, sondern nur eine Entsetzung, zu welcher der Kaiser ohne Zweifel auch das Recht und in der zweifelhaften und untreuen Haltung Wallensteins hinreichenden Anlaß hatte; er schritt erst dazu, als so viele angesehene Generale sich entschlossen, Wallenstein zu verlassen" (Ranke S. 425). Wallenstein gedachte auf dem Weißen Berge bei Prag sein Lager aufzuschlagen, dorthin hatte er sämmtliche Obersten auf den 24. Februar befehligt. Dort würde Arnim eingetroffen sein; dort

würden die mit den beiden Kurfürsten vereinbarten Friedensbedingungen mit Beistimmung der Armee proclamirt und alsdann zum Gesetze für das Reich und die Erblande erhoben worden sein. Bei der Wehrlosigkeit des Kaisers ließ sich erwarten, er werde sie unterschreiben, er selbst und sein Sohn. Als aber der Armeebefehl des Kaisers bekannt wurde, erklärten sich Garnison und Stadt Prag für den Kaiser, worüber Terzka wilde Ungeduld kundgab, Ilow und Kinsky gesenkten Hauptes zu Boden blickten, Wallenstein den kaiserlichen Rath entließ, der bei ihm war, um an den Friedensverhandlungen Theil zu nehmen, von denen natürlich jetzt nicht mehr die Rede sein konnte. „Ich hatte den Frieden in der Hand," sagte er dem Obersten Beck, der übrigens mit Wallensteins Gegnern einverstanden war; nach einem Augenblick Stillschweigens fügte er hinzu: „Gott ist gerecht!" Wollte er damit die Anwesenden an seine Unschuld glauben machen, oder ahnte er das nahende Gericht?

An die Vereinigung der Armee auf dem Weißen Berge war nicht mehr zu denken, Wallenstein beorderte sie nach Laun, die Obersten persönlich nach Eger, wohin er selbst aufbrach. In dem Befehlsschreiben betheuerte er seine Treue im Dienste des Kaisers, warnte vor einer Entzweiung der Armee, die nur dem Feinde Nutzen bringe 2c. Vor Allem aber suchte er jetzt einen Rückhalt an Schweden. Sein Agent Bubna wandte sich an Oxenstierna, doch der hartgesottene Practicus antwortete kalt, Wallenstein möge zuerst seinen Abfall von dem Kaiser manifestiren. Ebenso fertigte Bernhard von Weimar Wallensteins Agenten ab; als jedoch alle Nachrichten den Bruch zwischen Wallenstein und dem Kaiser bestätigten, als Franz Albert von Lauenburg die Uebergabe von Frankfurt an der Oder und von Landsberg an der Warte, Ilow die von Pilsen anbot, glaubte Bernhard, daß es auf kein „Schelmenstück" gegen ihn abgesehen sei, und setzte sich gegen Eger in Bewegung, wo auch Arnim eintreffen sollte. Dort kam auch Wallenstein am 24. Februar Nachmittags aus Pilsen an. Er hatte unterwegs zwischen Pilsen

und Mies den irischen Dragoner-Obersten Walter Butler getroffen, der ihn nach seinem Wunsch nach Eger escortirte. Die Besatzung von Eger stand unter dem Oberstlieutenant Gordon und dem Oberstwachtmeister Lesley, zwei protestantischen Schotten, deren Wallenstein sich ganz sicher glaubte, so daß er noch am Abend mit Lesley ohne Rückhalt von seinen Verbindungen mit Bernhard von Weimar, Brandenburg-Culmbach, Sachsen &c. sprach, und den Entschluß mittheilte, Bernhards Truppen in Eger und Ellnbogen aufzunehmen. Am Morgen des 25. besprachen sich die beiden Schotten und der Ire Butler mit Ilow und Terzka über die brennende Tagesfrage, und obwohl die Insulaner die erwartete Erklärung für Wallenstein nicht abgaben, so schied man doch in so guter Laune, daß sich Ilow und Terzka bei Gordon, der auf der Burg wohnte, auf den Abend zum Fastnachtsschmause einluden. Die Drei beriethen sich, was in ihrer gefährlichen Lage zu thun sei; Wallenstein traute ihnen vollständig, verlangte als Befehlshaber strictesten Gehorsam, und hätten sie ihn durch Lässigkeit erzürnt oder seinen Verdacht erregt, so hätte er sie vernichtet; andererseits hatte der Kaiser verboten, dem Herzog und seinen Vertrauten Terzka und Ilow ferner Dienstpflicht zu leisten, und als ehrenhafte Offiziere wollten sie ihrem Fahneneide treu bleiben. Aus Eger in eine nahe Stadt mit kaiserlicher Besatzung zu flüchten, fanden sie gefährlich und muthiger treuer Offiziere unwürdig. Um ihn aufzuheben und in die Gewalt des Kaisers zu liefern, hätten sie der ganzen Garnison sicher sein müssen, aber sie durften von einem solchen Vorhaben nichts verlauten lassen. Da sprach Lesley den Gedanken aus, den Oñate und selbst Eggenberg und Andere schon geäußert hatten, nämlich daß durch die Tödtung Wallensteins seine gefährlichen Pläne am sichersten vereitelt würden, oder, wie die drei Offiziere berichteten: „daß nur auf diese Weise das hochlöbliche Haus Oesterreich wahrhaftig und stracks gesichert werde". Butler, dem Lesley aus der Seele gesprochen hatte, stimmte eifrig bei (er war vielleicht

von Piccolomini aufgefordert worden, Wallenstein todt oder lebendig einzuliefern), und Gordon willigte nach einigem Sträuben ein. Er übernahm es, die Ermordung der auf den Abend angesagten Gäste zu besorgen, wozu Butler seine Dragoner anbot. Lesley besetzte die Wache der Burg und die auf dem Marktplatze mit verläßlichen Offizieren und zog in aller Stille einige Compagnien Iren in die Stadt, denn Butlers Regiment campirte nach Wallensteins Anordnung außerhalb.

Am Abend erschienen die Gäste zu dem Gelage auf der Burg, mit Ilow und Terzka der Graf Kinsky und der Rittmeister Neumann, der bei Wallenstein die Dienste eines Secretärs versah. Sie tafelten in einem Erkerzimmer, tranken Hochs auf Wallenstein und seinen Entschluß, nicht mehr Diener, sondern Herr zu sein. Man war bereits beim Nachtisch und die aufwartenden Diener hatten sich entfernt, als Lesley die Zugbrücke der Burg aufziehen und dem Oberstwachtmeister Butler sagen ließ, es sei jetzt Zeit. Dieser lauerte mit sechs Iren in einem anstoßenden Gemach und brach mit ihnen unter dem Rufe: „Viva Ferdinando!“ in das Speisezimmer herein, während eine andere Abtheilung Iren bei einer andern Thüre Posto faßte; Butler, Gordon und Lesley beantworteten den Viva-Ruf, und die vier Gäste, die nach ihren Degen griffen, lagen in wenigen Augenblicken todt in ihrem Blute. Auf der Burg war Alles still; als der Oberstwachtmeister herausgehen wollte, wurde er für einen flüchtigen Rebellen gehalten und fielen einige Schüsse, durch welche die Wache auf dem Markte allarmirt wurde. Lesley sagte ihr kurz, was geschehen sei, und ließ die Leute dem Kaiser schwören. Durch die Straßen sprengten Butlers Dragoner, um allenfallsigen Tumult zu unterdrücken.

Wallenstein hatte in dem ansehnlichsten Hause der Stadt Wohnung genommen; eine außen angelegte Treppe führte zu seinen Gelassen. Diese stieg der irische Hauptmann Deveroux mit einigen Soldaten hinauf, um das blutige Werk zu vollenden. Wallenstein wollte sich eben zur nächtlichen Ruhe begeben.

Sein Mundschenk, der ihm in goldener Schale den Schlaftrunk gereicht hatte, begegnete den Heranstürmenden und bedeutete ihnen, die Ruhe des Herrn nicht zu stören, empfing aber einen Hellebardenstoß. Wallenstein ging bei dem Lärme im bloßen Hemde zum Fenster, als der Hauptmann die Thüre aufstieß und ihm zuschrie: „Schelm, Verräther!" Wahrscheinlich durchzuckte Wallensteins Seele die Erkenntniß, daß ihn die Rache für seine Untreue ereilt habe. An einen Tisch gelehnt, die Lippen bewegend, aber lautlos breitete er die Arme weit aus, streckte seine Brust der Hellebarde entgegen, mit welcher sie Deveroux mitten durchbohrte. Die Leiche wurde in ein rothes Tuch gehüllt und auf die Burg zu den andern Getödteten gebracht, später nach Gitschin übergeführt und in der Kirche des Carthäuserklosters beigesetzt.

Wallenstein war von Statur lang und hager, von fahler Gesichtsfarbe, hoher Stirne, lebhaften Augen, das schwarze Haupthaar trug er kurz geschnitten. Er war sehr nervös, duldete in seiner Umgebung kein Geräusch, nicht Sporenklirren und Säbelrasseln; seine Heftigkeit steigerte sich leicht bis zur Wuth und machte ihn dann Jedem, der ihm nahen mußte, furchtbar. Deßgleichen verstieg er sich vielmal zu excentrischen Reden, so daß derselbe Mann, der mit so kaltblütiger Umsicht seine strategischen Operationen entwarf, die Hülfsquellen eines occupirten Landes berechnete, für die Bedürfnisse des Heeres sorgte und als Organisator wohl nicht seines Gleichen hatte, manchmal den Eindruck eines halbverrückten Phantasten oder Prahlers machte. Es war derselbe, der nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen durch das Geschrei eines Spatzen alterirt werden konnte, aber unter dem Höllenlärm der Schlacht keinen Augenblick ruhige Fassung und klaren Blick verlor. Seine Thätigkeit war erstaunlich und fast unbegreiflich vielseitig, wie die bereits publicirten Briefe und Acten bezeugen, und seine Erlasse zeichnen sich durch Klarheit und Präcision der Sprache vor andern aus.

Daß seine geistige Ueberlegenheit allgemein anerkannt wurde, ist natürlich, aber der Bewunderung mischte sich eine gewisse Scheu bei. Er war nämlich eine finstere, verschlossene Natur und, besonders seitdem er von der Gicht geplagt ward, schwer zu behandeln. Er lachte selten, war wortkarg und schien den Gefühlen des Mitleids und der Mitfreude unzugänglich. Die Soldaten vertrauten seinem Feldherrntalente und seinem Glücke; sie waren durch ein Lob aus seinem Munde hocherfreut und die Offiziere stolz und glücklich auf goldene Ketten und Medaillons, die er für tapfere Thaten verlieh. Aber seine furchtbare Strenge, die oft bis zur Grausamkeit ging, erbitterte sie andererseits vielmal, so daß sie ihn auch den „Tyrannen" nannten.

Er machte keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, im Felde so wenig als daheim in Mecklenburg, eine seltene Ausnahme in jener Zeit, besonders in Deutschland; daher ist es auch nicht zu verwundern, daß die Katholiken ihn kaum als ihren Glaubensgenossen ansahen, die Protestanten aber noch weniger als den ihrigen, und sich namentlich bei den Soldaten die Meinung bildete, der Herzog von Friedland sei weder Katholik noch Protestant, sondern huldige einer Geheim-Religion. Diese Meinung wurde sicher von seinem astrologischen Treiben und seinem ganzen finsteren, verschlossenen Wesen gefördert, und es ist in der That sehr möglich, daß er sich in Italien bei seinem Verkehr mit Astrologen auch in die kabbalistische Mystik einweihen ließ. Alles trug dazu bei, ihn mit einem gewissen abergläubischen Nimbus in den Augen der Soldaten zu umhüllen, der wohl geeignet war, Furcht und Gehorsam, aber keineswegs hingebende Liebe und Treue zu erzeugen. Der Soldat blickte mit scheuer Bewunderung zu ihm auf, konnte aber in ihm weder einen begeisterten Streiter für die katholische Kirche, noch einen treuen Eckart des Kaisers sehen. Denn er leistete wohl mehr als jeder Andere für den Kaiser, ließ sich aber auch für seine Verdienste mehr als jeder Andere lohnen, und stellte bei der zweiten Uebernahme des

Obercommandos seinem Souverain Bedingungen, welche dieser nur von der äußersten Noth bedrängt eingehen konnte, denn er überließ seinem Feldherrn nicht nur die unbeschränkte Vollmacht, den Krieg nach seinem Ermessen zu führen, sondern auch die Initiative der diplomatischen Verhandlungen mit den feindlichen Mächten.

Es ist wahr, daß Wallenstein anfangs Kursachsen und Kurbrandenburg durch die Zurücknahme des Restitutionsedicts befriedigen und von dem Bündniß mit Schweden und Frankreich ablösen, durch ihre Vermittlung die andern protestantischen Reichsstände gewinnen wollte, und auf der Grundlage des Augsburger Vertrags von 1555 im Reiche den Frieden wieder herzustellen hoffte, aber auf die Wiederherstellung des status quo von 1618, welche die Protestanten verlangten, konnte der Kaiser absolut nicht eingehen, und durch die Heilbronner Conföderation von 1633 hatten Richelieu und Oxenstierna Wallensteins Unterhandlungen paralysirt und die Fortsetzung des Kriegs nothwendig gemacht. Diesen führte aber der kaiserliche Feldherr fortan mit offenbarem Widerwillen, behandelte die Bundesgenossen des Kaisers, namentlich den Kurfürsten von Bayern und den König von Spanien, mit herausfordernder Rücksichtslosigkeit und zwang sie geflissentlich, sich mit der ihm feindlichen Partei am kaiserlichen Hofe zu verbünden und ihm entgegen zu arbeiten. Da er überdieß auf kaiserliche Weisungen und Wünsche nicht achtete, seine Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg fortsetzte, überdieß mit Frankreich und Schweden anknüpfte und verlauten ließ, er werde den Frieden herstellen auch gegen den Willen des Hofes, mußte er in Wien verdächtig werden und den Anklagen der bayerischen und spanischen Agenten, die seine Entfernung vom Commando verlangten, williges Gehör verschaffen. Die Oberstenversammlung in Pilsen und der daselbst zur Unterzeichnung vorgelegte Revers war jedenfalls ein Versuch, die Armee, die er im Namen des Kaisers commandirte, der kaiserlichen Auctorität zu

entziehen und zur Armee Wallensteins zu machen, an deren Spitze er nöthigenfalls der Abberufung vom Commando durch den Kaiser Trotz bieten wollte. Er machte sich dadurch einer illoyalen Handlung schuldig und verbrecherischer Entwürfe mehr als verdächtig. Da zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten her über gefährliche Anzeichen berichtet wurde, die sich in Folge der Gerüchte über das Zerwürfniß Wallensteins und des Kaisers kundgaben, ließ sich der Kaiser zu dem Patente vom 18. Februar bewegen, durch welches Wallenstein als Verschwörer erklärt und den Offizieren verboten wurde, dem gewesenen Commandanten und seinen Anhängern ferner Gehorsam zu leisten. Hatte Wallenstein vorher dem Kaiser nur einen von ihm, dem Feldherrn des Kaisers, mit dem Feinde vereinbarten Vertrag aufdrängen wollen, in Güte, wenn sich der Kaiser unterwarf, mit Gewalt, wenn er sich ernsthaft sträubte; hatte er also die als Unterthan dem Landesherrn, die als Soldat dem Kriegsherrn schuldige Treue bereits bis zum Brechen erschüttert und den Kaiser zu seiner Absetzung nicht bloß berechtigt, sondern geradezu genöthigt, so that er jetzt den letzten Schritt zum erklärten Abfall und Verrathe, indem er den Schweden das kaiserliche Heer und die in seinem Besitze befindlichen festen Plätze überliefern wollte. Aber die angesehensten Generale und Obersten blieben dem Kaiser treu, mit ihnen die Armee, und Wallenstein fiel durch das Eisen der eigenen Soldaten. Als Ueberläufer und Verräther wäre er jedenfalls bei Franzosen und Schweden, bei Sachsen und Brandenburgern mit seinen Ansprüchen auf Commando, auf Württemberg, Baden-Durlach und Pfalz übel angelaufen, und Oxenstierna wie Richelieu waren Staatsmänner, die sich eines gefährlichen Ueberläufers auf dem kürzesten Wege, durch Eisen oder Blei, entledigt hätten.

Der Kaiser hat immer hoch betheuert, daß er die Tödtung Wallensteins nicht befohlen und auch nichts um Butlers Absicht gewußt habe, und man darf ihm (mit Ranke) un-

Obercommandos seinem Souverain Bedingungen, welche dieser nur von der äußersten Noth bedrängt eingehen konnte, denn er überließ seinem Feldherrn nicht nur die unbeschränkte Vollmacht, den Krieg nach seinem Ermessen zu führen, sondern auch die Initiative der diplomatischen Verhandlungen mit den feindlichen Mächten.

Es ist wahr, daß Wallenstein anfangs Kursachsen und Kurbrandenburg durch die Zurücknahme des Restitutionsedicts befriedigen und von dem Bündniß mit Schweden und Frankreich ablösen, durch ihre Vermittlung die andern protestantischen Reichsstände gewinnen wollte, und auf der Grundlage des Augsburger Vertrags von 1555 im Reiche den Frieden wieder herzustellen hoffte, aber auf die Wiederherstellung des status quo von 1618, welche die Protestanten verlangten, konnte der Kaiser absolut nicht eingehen, und durch die Heilbronner Conföderation von 1633 hatten Richelieu und Oxenstierna Wallensteins Unterhandlungen paralysirt und die Fortsetzung des Kriegs nothwendig gemacht. Diesen führte aber der kaiserliche Feldherr fortan mit offenbarem Widerwillen, behandelte die Bundesgenossen des Kaisers, namentlich den Kurfürsten von Bayern und den König von Spanien, mit herausfordernder Rücksichtslosigkeit und zwang sie geflissentlich, sich mit der ihm feindlichen Partei am kaiserlichen Hofe zu verbünden und ihm entgegen zu arbeiten. Da er überdieß auf kaiserliche Weisungen und Wünsche nicht achtete, seine Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg fortsetzte, überdieß mit Frankreich und Schweden anknüpfte und verlauten ließ, er werde den Frieden herstellen auch gegen den Willen des Hofes, mußte er in Wien verdächtig werden und den Anklagen der bayerischen und spanischen Agenten, die seine Entfernung vom Commando verlangten, williger es Gehör verschaffen. Die Oberstenversammlung in Pilsen und der daselbst zur Unterzeichnung vorgelegte Revers war jedenfalls ein Versuch, die Armee, die er im Namen des Kaisers commandirte, der kaiserlichen Auctorität zu

entziehen und zur Armee Wallensteins zu machen, an deren Spitze er nöthigenfalls der Abberufung vom Commando durch den Kaiser Trotz bieten wollte. Er machte sich dadurch einer illoyalen Handlung schuldig und verbrecherischer Entwürfe mehr als verdächtig. Da zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten her über gefährliche Anzeichen berichtet wurde, die sich in Folge der Gerüchte über das Zerwürfniß Wallensteins und des Kaisers kundgaben, ließ sich der Kaiser zu dem Patente vom 18. Februar bewegen, durch welches Wallenstein als Verschwörer erklärt und den Offizieren verboten wurde, dem gewesenen Commandanten und seinen Anhängern ferner Gehorsam zu leisten. Hatte Wallenstein vorher dem Kaiser nur einen von ihm, dem Feldherrn des Kaisers, mit dem Feinde vereinbarten Vertrag aufdrängen wollen, in Güte, wenn sich der Kaiser unterwarf, mit Gewalt, wenn er sich ernsthaft sträubte; hatte er also die als Unterthan dem Landesherrn, die als Soldat dem Kriegsherrn schuldige Treue bereits bis zum Brechen erschüttert und den Kaiser zu seiner Absetzung nicht bloß berechtigt, sondern geradezu genöthigt, so that er jetzt den letzten Schritt zum erklärten Abfall und Verrathe, indem er den Schweden das kaiserliche Heer und die in seinem Besitze befindlichen festen Plätze überliefern wollte. Aber die angesehensten Generale und Obersten blieben dem Kaiser treu, mit ihnen die Armee, und Wallenstein fiel durch das Eisen der eigenen Soldaten. Als Ueberläufer und Verräther wäre er jedenfalls bei Franzosen und Schweden, bei Sachsen und Brandenburgern mit seinen Ansprüchen auf Commando, auf Württemberg, Baden-Durlach und Pfalz übel angelaufen, und Oxenstierna wie Richelieu waren Staatsmänner, die sich eines gefährlichen Ueberläufers auf dem kürzesten Wege, durch Eisen oder Blei, entledigt hätten.

Der Kaiser hat immer hoch betheuert, daß er die Tödtung Wallensteins nicht befohlen und auch nichts um Butlers Absicht gewußt habe, und man darf ihm (mit Ranke) un-

bedenklich glauben; aber jedenfalls hat er auch nicht ausdrücklich befohlen, das Leben des untreuen Feldherrn unter allen Umständen zu schonen, und die Offiziere fanden um so mehr gerathen, den kürzesten und sichersten Weg einzuschlagen, als Wallenstein selbst sich niemals ein Bedenken gemacht hatte, einen ihm verhaßten oder gefährlich scheinenden Menschen zu opfern.

